

# Nordost- Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

**Metropolen im russischen  
Vielvölkerreich.  
Petersburg und Odessa seit dem  
18. Jahrhundert**

---

Neue Folge Band XII/2003

---

Nordost-Institut Lüneburg

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte  
Neue Folge

Das Nordost-Archiv beschäftigt sich mit der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa. Geographisch wird dieser Raum annähernd begrenzt von der Ostsee und den Karpaten im Norden und Süden, von der Oder und Newa im Westen und Osten. Ethnisch umschließt er die Hauptsiedlungsgebiete der Polen, Litauer, Letten und Esten und beträchtliche Teile des Siedlungsgebietes der (Groß-, Weiß- und Klein-)Russen, über Jahrhunderte auch der Juden und Deutschen.

Im Vordergrund der Aufmerksamkeit stehen die Deutschen, die einst, wie sonst nur noch die Juden, in nahezu dem ganzen Raum ansässig gewesen sind und ihn zu Zeiten in erheblichem Maße geprägt haben. Allerdings können die Deutschen nicht isoliert gesehen werden. Als Nachbarn, als Eroberer oder Kolonisten, Herren oder Untertanen, Mehrheit oder Minderheit haben sie immer und überall in so enger Berührung mit den anderen ethnischen Gruppen gestanden, dass die deutsche so wenig wie die polnische oder estnische Geschichte Ostmitteleuropas zu verstehen und zu beurteilen ist, wenn man sie ausschließlich vom Blickpunkt eines einzelnen Volkes betrachtet.

Das Nordost-Archiv wird:

- die Deutschen stets als Element des Raumes sehen, den sie mit anderen geteilt haben. Den grundlegenden Bezugsrahmen bietet deshalb auf unterer Ebene die Landesgeschichte, auf höherer Ebene die Geschichte der Gesamtregion;
- dem Verhältnis zwischen den ethnischen Gruppen besondere Beachtung zuwenden. Neben den „objektiven“ Beziehungen, z. B. in Handel und Kultur, sind auch „subjektive“ Aspekte zu behandeln, insbesondere „das Bild vom Anderen“, die Vorstellungen, die die Gruppen wechselseitig voneinander ausgebildet, tradiert und verändert haben;
- die weite und anhaltende Verbreitung der Deutschen im nördlichen Ostmitteleuropa zu historischen Vergleichen nutzen;
- Autoren aus allen Ländern des nördlichen Ostmitteleuropa zusammenführen und dazu beitragen, dass überkommene nationalhistorische Sehweisen untereinander konfrontiert, aneinander abgearbeitet und womöglich miteinander ausgeglichen werden.

Aus der Zielsetzung der Zeitschrift ergibt sich, dass ihre Schwerpunkte in Zeiten liegen, in denen der deutsche Anteil an der Geschichte des nördlichen Ostmitteleuropa besonders hoch gewesen ist: im späten Mittelalter, der frühen Neuzeit und den späteren Jahrhunderten bis zum Ausgang des Zweiten Weltkrieges. Das Nordost-Archiv hält sich aber auch offen für Fragen der Zeitgeschichte und der Gegenwart, wenn sie die Deutschen und deren Verhältnis zu ihren Nachbarn berühren.

Die jährlich erscheinenden Hefte gruppieren sich jeweils um einen gemeinsamen Gegenstand. Die Themen beziehen sich auf einzelne Orte, eine Landschaft oder Sachfragen, die die Gesamtregion betreffen, und schließen grundsätzlich alle Bereiche der historischen Wirklichkeit ein.

# Nordost-Archiv

Zeitschrift für Regionalgeschichte

Metropolen im russischen Vielvölkerreich.  
Petersburg und Odessa seit dem 18. Jahrhundert

Neue Folge Band XII/2003

Nordost-Institut Lüneburg  
2004

**Herausgeber:**

Institut für Kultur und Geschichte  
der Deutschen in Nordosteuropa  
– Nordost-Institut –  
Conventstr. 1, D-21335 Lüneburg  
Telefon (0 41 31) 40 05 90  
Telefax (0 41 31) 39 11 43  
E-Mail: sekretariat@ikgn.de  
<http://www.ikgn.de>

Verantwortlich für dieses Heft:  
Dipl.-Germ. Victor Herdt

Redaktion:  
Dr. Konrad Maier

Gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung  
für Kultur und Medien (BKM)  
und des Niedersächsischen Ministeriums des Innern

**Bezugsbedingungen:**

Nordost-Archiv erscheint einmal jährlich.  
Preis pro Heft € 17,50, Jahresabonnement € 15,00 zuzüglich Versandkosten.  
Ein Abonnement gilt zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen des Abonnements können nur zum Ablauf eines Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres beim Verlag eingegangen sein.

Die in dieser Zeitschrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung in eine von Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanlagen, verwendbare Sprache übertragen werden. Auch die Rechte der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und Fernsehsendung, im Magnettonverfahren oder auf ähnlichem Wege bleiben vorbehalten. Unverlangt eingesandte Rezensionsexemplare können nicht zurückgesandt werden.

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Herstellung: Nordlanddruck Lüneburg

Verlag Nordost-Institut, Lüneburg

ISSN 0029-1595

Das Thema des nächsten Heftes 2004:

**Reformation in den Ostseeländern**

mit Beiträgen u.a. von:

Ralph Tuchtenhagen: Die Ostsee – ein Meer des Protestantismus?

Die Reformation im Ostseeraum als Thema der Historiografie

Esther-Beate Körber: Die Reformation im Ostseeraum als frühneuzeitliches Kommunikations- und Verkehrsereignis

Louise Lillie: Wittenberg, Johannes Bugenhagen und die Reformation im Norden

Heinz Schilling: Die Reformation in den Hansestädten

Jens Olesen: Königreich Dänemark: Das eigentliche Dänemark, einschl. Färöer, Island, Grönland

Jörg Rathjen: Königreich Dänemark: Schleswig und Holstein

Ole Peter Grell: Königreich Dänemark: Norwegen

Eike Wolgast: Herzogtümer Mecklenburg

Inge Lukšaitė: Rzeczpospolita: Der litauische Reichsteil

Sven Tode: Herzogtum Preußen, Preußen königlichen Anteils



The bottom half of the page is mostly blank white space, with a few scattered small black specks and faint, illegible marks. A thin vertical line runs down the left side of the page, separating the redacted area from the rest of the document.

# Metropolen im russischen Vielvölkerreich. Petersburg und Odessa seit dem 18. Jahrhundert

Victor Herdt: Editorial ..... 7

## Abhandlungen

Trude Maurer (Göttingen): Das „nördliche“ und das „südliche Palmyra“. Berichte von Westeuropäern über Sankt Petersburg und Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ..... 11

Walter Koschmal (Regensburg): Ein russischer Traum von Europa? Petersburg, Odessa und andere ..... 43

Konstantin G. Isupov (S.-Peterburg): Dialog der Hauptstädte ..... 71

Ljuba Kirjuchina (Potsdam) und Norbert Franz (Potsdam): Deutsche Literatur in Sankt Petersburg? Der Petersburger Stadttext als Dialog der Kulturen ..... 103

Yvonne Kleinmann (Berlin): An zwei Meeren und doch an Land – Eine vergleichende Skizze des soziokulturellen Profils der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs und Odessas im 19. Jahrhundert ..... 135

Gerd Stricker (Zürich): Religionsgemeinschaften in St. Petersburg und Odessa heute ..... 167

Natalija V. Juchneva (Moskva): St. Petersburg an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert: Ethnische Probleme einer Großstadt ..... 197

Aleksandr Rupasov (S.-Peterburg) und Aleksandr Čistikov (S.-Peterburg): Identitätswahrung, Identitätswandel und Identitätsverlust in Petersburg-Petrograd-Leningrad (am Beispiel der Esten, Letten und Litauer vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den 1930er Jahren) ..... 225

Wladimir Süß (Kassel): Deutsch und Russisch im Widerstreit: Die Schulsituation in den „Odessaer Kolonien“ 1803–1917 ..... 247

## Rezensionen

- Gottfried Schramm, Altrußlands Anfang. Historische Schlüsse aus Namen, Wörtern und Texten zum 9. und 10. Jahrhundert (Ralph Tuchtenhagen) ..... 271
- Helmut Schaller, Der Nationalsozialismus und die slawische Welt (Jörg Hackmann) ..... 274
- Russische und Ukrainische Geschichte vom 16.–18. Jahrhundert, hrsg. v. Robert O. Crummey, Holm Sundhausen u. Ricarda Vulpius (Frank Golczewski) ..... 276
- Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. v. Thomas M. Bohn u. Dietmar Neutatz (Sabine Dumschat) ..... 279
- Wege der Kommunikation in der Geschichte Osteuropas, hrsg. v. Nada Boškova, Peter Collmer, Seraina Gilly, Rudolf Mumenthaler u. Christophe von Werdt (Rudolf A. Mark) ..... 282
- Frank Golczewski, Gertrud Pickhan, Russischer Nationalismus. Die russische Idee im 19. und 20. Jahrhundert. Darstellung und Texte (Sabine Dumschat) ..... 288
- Ein Deutscher am Zarenhof: Heinrich Graf Ostermann und seine Zeit 1687–1747, hrsg. v. Johannes Volker Wagner, Bernd Bonwetsch u. Wolfram Eggeling (Rudolf A. Mark) ..... 291
- Russkie i nemcy v XVIII veke: vstreča kul'tur. Russen und Deutsche im XVIII. Jahrhundert: Begegnung der Kulturen/Redkoll.: Sergej Ja. Karp (otv.), J. Schlobach, N.F. Sokol'skaja (Robert Schweitzer) ..... 298
- Denis Lomtev, Deutsche Musiker in Russland. Zur Geschichte der Entstehung der russischen Konservatorien (Klaus Harer) .. 305
- St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, hrsg. v. Stefan Kreuzberger, Maria Kaiser, Ingo Mannteufel u. Jutta Unser (Dietmar Albrecht) ..... 310
- Helmut Tschoerner, St. Petersburg. Stadt der Kirchen – Ort des Glaubens (Heinrich Wittram) ..... 313
- Johannes Reimer, Auf der Suche nach Identität. Rußland-deutsche zwischen Baptisten und Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg (Gerd Stricker) ..... 315
- Ulla Lachauer, Ritas Leute. Eine deutsch-russische Geschichte (Natalia Hefe) ..... 326



Politik und Religion in der Sowjetunion. 1917–1941, hrsg. v. Christoph Gassenschmidt u. Ralph Tuchtenhagen (Karl Christian Felmy) .....	331
Detlef Brandes, Andrej Savin, Die Sibiriendeutschen im Sowjetstaat 1919–1938 (Viktor Krieger) .....	338
Victor Dönninghaus, Reform, Revolution und Krieg. Die Deutschen an der Wolga im ausgehenden Zarenreich. Essen: Klartext 2002, 315 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 23) (Victor Herdt) .....	344
Nemeckoe naselenie Tavričskoj Gubernii. Tom 1: Annotirovannyj tematičeskij perečen' del. Kanceljarija Tavričeskogo gubernatora. 1803–1917 gg. Tavričeskoe gubernskoe pravlenie. 1803–1917 gg. (Die deutsche Bevölkerung des Taurischen Gouvernements. Bd. 1: Annotiertes thematisches Aktenverzeichnis. Kanzlei des Gouverneurs von Taurien. 1803–1917. Verwaltung des Gouvernements Taurien. 1803–1917) (Viktor Krieger).....	349
Eva-Maria Auch, Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbajdschan (Rudolf A. Mark) .....	352
Deutsche Erinnerungsorte, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze (Joachim Tauber) .....	358
Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien, hrsg. v. Andrea Langer u. Georg Michels (Esther-Beate Körber) .....	369
Hansestadt. Residenz. Industriestandort. Beiträge der 7. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker in Oldenburg, 27.–30. September 2000, hrsg. v. Beate Störtkuhl (Sabine Bock) .....	374
Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart (Anja Wilhelmi) .....	381
Nationalitätenkonflikte im 20. Jahrhundert. Ursachen von inter-ethnischer Gewalt im Vergleich, hrsg. v. Philipp Ther u. Holm Sundhaussen (Joachim v. Puttkamer) .....	384
Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, hrsg. v. Bruno Thoß u. Hans-Erich Volkmann (Joachim Tauber) .....	386
Holokausta izpētes problēmās Latvijā / The Issues of the Holocaust research in Latvia, Red. v. Andris Caune, Aivars Stranga u. Mārgers Vestermanis (Joachim Tauber) .....	389

Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1998. Mit Nachträgen, hrsg. v. Herder-Institut Marburg in Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission, zusammengest. v. Paul Kaegbein (Ralph Tuchtenhagen) .....	393
Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1999. Mit Nachträgen. In Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission hrsg. v. Herder-Institut Marburg, zusammengest. v. Paul Kaegbein (Stefanie Bollin) .....	396
Die Autoren der Abhandlungen .....	401

## Editorial

Gleichsam aus mehreren Anlässen wurden im Jahre 2003 die Städte St. Petersburg und Odessa in das Blickfeld der russischen und der deutschen Erinnerungskultur gerückt. Der 300. Jahrestag der Gründung der Stadt St. Petersburg hat den deutschen Bundespräsidenten Johannes Rau und den russischen Staatspräsidenten Vladimir Putin dazu veranlasst, das Jahr 2003 in einer gemeinsamen Erklärung zum Jahr der Präsentation russischer Kultur in Deutschland auszurufen. In der ehemals südrussischen, heute ukrainischen Metropole Odessa und in ihrer Umgebung begann wiederum vor 200 Jahren die Ansiedlung deutscher Bauern und die Gründung deutscher Kolonien, ein Ereignis, das in Odessa in diesem Jahr nicht in Vergessenheit geriet.

Die – an europäischen Maßstäben gemessen – „kurze“ Geschichte der beiden Städte ist mit der Geschichte Europas und mit der europäischen Geschichte Russlands aufs Engste verbunden. Die Gründungsgeschichte St. Petersburgs und Odessas, ihre jeweilige geografische Lage, die dichte Einbindung der Stadtgeschichten in die politischen und kulturellen Großwetterlagen sowie die ihnen im In- und Ausland zugemuteten symbolischen Bedeutungen legen es nahe, die beiden Städte zumindest bei der Lektüre der vergleichenden Analyse auszusetzen, den Blick gleichsam auf sie beide gemeinsam zu fokussieren.

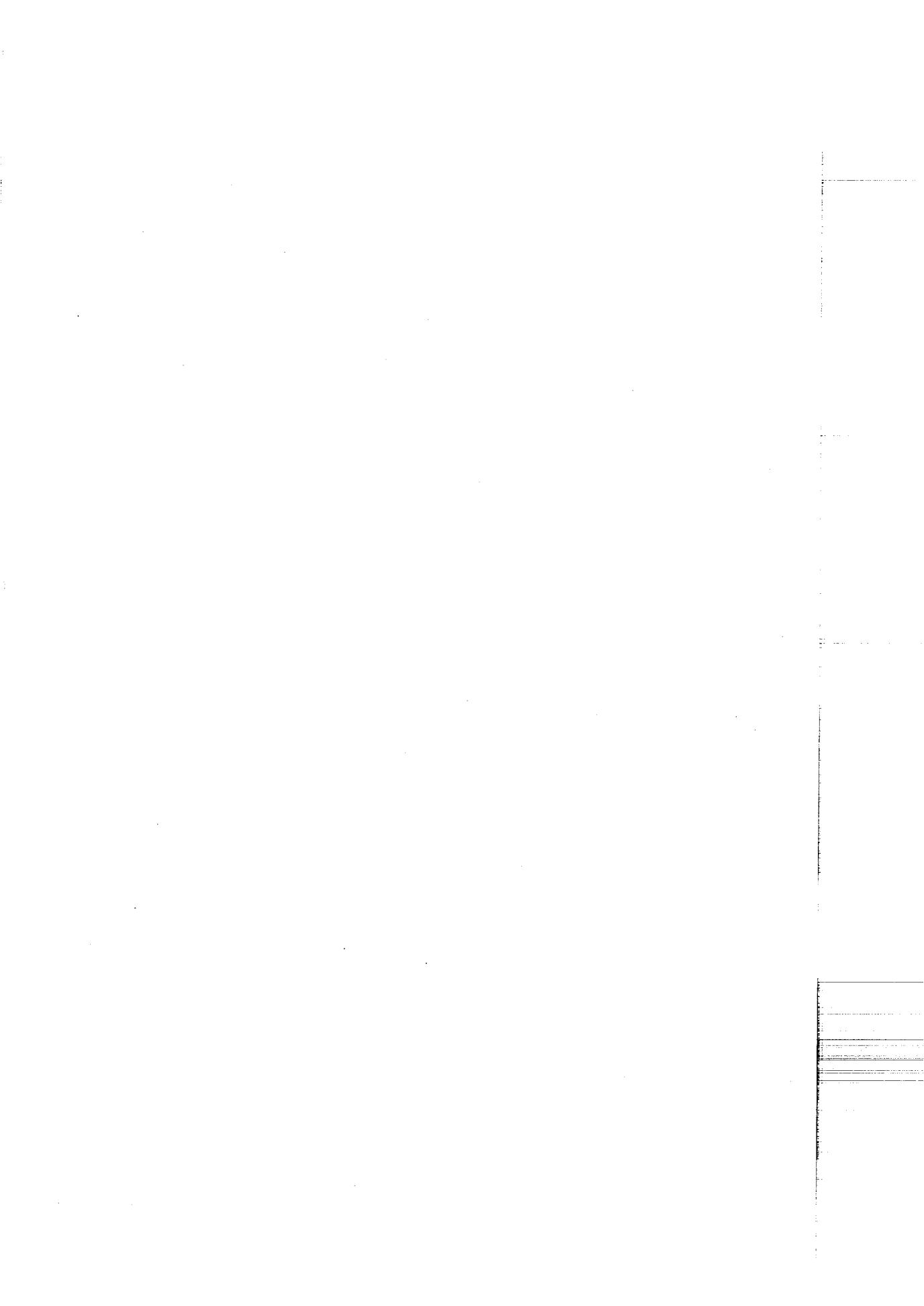
Um den Blick nicht ins Uferlose schweifen zu lassen, konzentrieren sich die neun von deutschen und russischen Autoren verfassten Beiträge auf Fragen der kulturellen Ausstrahlung und der ethnischen Vielfalt, die den beiden Städten eigen sind. Es geht um Probleme des Zusammenlebens der in St. Petersburg und Odessa beheimateten nationalen Gruppen, um ihre Kultur, Bildung und Religion. Und es geht um die nachhaltige Spiegelung der Symbolkraft der beiden Städte in Kunst und Literatur, um einen Vorgang also, der zur Verselbstständigung der jeweiligen Stadttex te führte. Mehrere Verfasser haben den Versuch unternommen, beide Städte in ihr Blickfeld einzubeziehen. Der Regensburger Slawist und Literaturwissenschaftler Walter Koschmal nahm darüber hinaus auch Moskau in seine Betrachtung auf. Dadurch wurde Odessa in den seit drei Jahrhunderten währenden Dialog hineingezogen, der zwischen den beiden russischen Hauptstädten durchaus mit Streitlust geführt wurde, worüber der Beitrag des Petersburger Literaturwissenschaftlers und Philosophen Konstantin G. Isupov Auskunft gibt.

Der Vergleich zwischen St. Petersburg und Odessa ist nicht neu. Er hat seinen Ursprung in der suggerierten Affinität der historischen Bedeutung und Größe der beiden Stadtgründer: Peter I. und Katharina II. St. Petersburg und Odessa wurden auf eroberten, in der Geografie des Russischen Reiches zwar peripheren, in der politischen und strategischen Aussagekraft jedoch „zentralen“ Territorien und jeweils am Meer planmäßig angelegt. Bei der Gründung und dem wirtschaftlichen Aufstieg beider Städte spielten Ausländer, darunter auch zahlreiche Deutsche, eine große Rolle. Es ist verblüffend, wie früh beide Städte sowohl in Russland als auch im Ausland miteinander in Verbindung gebracht wurden. Rund zehn Jahre nach Odessas Gründung beklagte ein Petersburger Anonymus im Handelsblatt „S.-Peterburgskie Kommerčeskie Vedomosti“ den Rückgang des nach St. Petersburg fließenden Handelskapitals wegen der Kanalisierung eines beträchtlichen Geldstroms in Richtung Odessa, das von dem Verfasser des Artikels obendrein mit den für das russische Gemüt schlagkräftigen Attributen „unrussische“ und „von ausländischen Profitmachern überschwemmte Stadt“ bedacht wurde. Bemerkenswert ist, dass er dabei die früheren Argumente der Moskauer Patrioten gegen St. Petersburg fast wortwörtlich wiederholt. Ausländern, deren Wahrnehmung Russlands anderen Maßstäben verpflichtet ist, fielen beide Städte eher wegen ihres europäischen Charakters auf. Ebenso früh wurde die wirtschaftliche wie auch die strategische Bedeutung St. Petersburgs und Odessas erkannt. Als Odessa erst 50 Jahre alt war, stellten Karl Marx und Friedrich Engels plastisch fest, Russland würde ohne St. Petersburg und Odessa einem „Riesen mit abgehauenen Händen“ ähneln. Hinreichend bekannt sind die Bezeichnungen „nördliches Palmyra“ für St. Petersburg und „südliches Palmyra“ für Odessa.

Die Gründung St. Petersburgs und Odessas diente aus der Sicht der beiden Herrscher dem ehrgeizigen Ziel, die Stärke des zur Seemacht aufgestiegenen, sich Europa öffnenden und nach Europa hineinreichenden Russland zu symbolisieren. Mit St. Petersburg zimmerte Peter I. das geradezu legendär gewordene Fenster, durch das seinem Land der Blick nach Europa möglich wurde. Damit begann das Hineinwachsen Russlands in das alte Europa. Nach der Einverleibung des Schwarzmeergebiets setzte Katharina II. den Schlusspunkt mit der Gründung Odessas an jener Stelle, wo die türkische Festung Enidunja (Chadžibej) lag. Damit stand St. Petersburg symbolisch am Anfang der europäischen Geschichte Russlands, die mit der Gründung Odessas einen weiteren Höhepunkt erlebte. Im zeitlichen Umfeld dieser Gründungen stand die territoriale Arrondierung Russlands

im Westen: die Inkorporation der Baltischen Provinzen und die Teilungen Polens. Nach der Französischen Revolution entwickelte sich Russland zu einem der Garanten des Absolutismus, später zu einem Garanten des Kommunismus in Europa. Erst mit Gorbačevs Perestrojka wurde der östliche Teil Europas von diesen Garantien befreit. Es wird wohl – historisch gesehen – bei der Doppeldeutigkeit der Symbolik von St. Petersburg und Odessa bleiben: Städtegründungen und ihre Geschichten als Zeichen der Öffnung wie auch die des imperialen Ausgreifens nach Europa.

Victor Herdt, Göttingen



## ABHANDLUNGEN

### Das „nördliche“ und das „südliche Palmyra“. Berichte von Westeuropäern über Sankt Petersburg und Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts

von Trude Maurer

„Wir werden nie die angenehmen Empfindungen vergessen, mit denen wir durch die Straßen von Odessa rollten auf unserem Weg von der fernen *barrière*. Nach den trostlosen und verfallenden Städten, an die wir seit langem gewöhnt waren, erinnerten uns seine sauberen Häuser und gut befestigten Straßen wieder an die Bedeutung von Wohlstand und Behaglichkeit. Statt der tiefen Sümpfe, die die meisten Straßen des Landesinnern zieren, hatten wir nun eine gute und glatte Straßendecke,<sup>1</sup> auf der unsere Räder, die auf dem weichen Gras der Steppen so lange ohne jegliches Geräusch gefahren waren, sehr hübsch klangen. Die Leute saßen am Fenster, und farbenfrohe Gewänder waren an jeder Kreuzung zu sehen – alles, als ob wir in ein zivilisiertes Land zurückgekehrt wären. Die meisten Männer trugen die übliche europäische Kleidung, während die russische Tracht hier [nur] selten zu sehen war, und auch das nur in den entlegeneren Stadtteilen. Auch die Läden sahen so aus wie die uns vertrauteren, mit großen Fenstern, in denen der übliche Zierat ausgestellt war.

Am meisten aber beeindruckte uns das bessere Äußere der Frauen. Sie wirkten tatsächlich *weiblich* – waren so etwas wie menschliche Wesen; und falls diese Bemerkung überflüssig scheinen sollte, muß sich der Leser daran erinnern, daß die schrecklichen Weibsstücke [*females*], denen wir auf unserer Reise begegnet waren, die abschreckendsten Drachen waren, die man je gesehen hat.

Als wir uns dem heitereren Viertel näherten, wurde die Menge noch lebhafter. Da gerade Wechselstunde war, waren alle Magnaten der

---

<sup>1</sup> Diesem Autor zufolge gab es damals im Zentrum bereits einige wenige Straßen, die mit Steinen gepflastert waren. Andere dagegen bestreiten dies. Zu diesem Problem ausführlicher vgl. unten S. 18f. Dementsprechend wurde *well-paved*, das sich offenkundig sowohl auf die gepflasterten als auch auf die makadamisierten Straßen bezieht, hier mit „gut befestigt“ und *pavement* mit „Straßendecke“ übersetzt.

Stadt in Gruppen vor der Börse versammelt, die direkt gegenüber dem ausgezeichneten Hotel liegt, in dem wir uns dann ausruhen konnten.“<sup>2</sup>

Nicht nur Straßenanlage und Bauweise der Häuser, sondern auch die Gestaltung der Läden, die Kleidung der Menschen und ihre Geschäftigkeit auf den Straßen wie ihre Muße am Fenster weckten bei der Einfahrt nach Odessa bei Robert Bremner und seinen Mitreisenden so angenehme Empfindungen, als seien sie in ein „zivilisiertes Land“ zurückgekehrt. Dabei kontrastierten dieser Stadt nicht nur die Steppen, sondern auch die anderen russischen Städte, die sie mit all ihrer Trostlosigkeit kennen gelernt hatten. Sogar das Hotel machte Odessa zu einer Ausnahmeerscheinung – denn im Allgemeinen mussten westliche Reisende in Schenken und Gasthöfen des Russischen Reichs nicht nur auf den gewohnten Komfort, sondern auch auf Betten und die im Westen übliche Bedienung verzichten: Für beides hatten sie selbst zu sorgen.<sup>3</sup>

Auch wegen solcher Hotels im westlichen Sinne setzten manche Zeitgenossen Odessa in Beziehung zur Hauptstadt des Reichs.<sup>4</sup> Aber vor allem ließen die regelmäßige Anlage und westliche Architektur die Stadt manchem geradezu als ein „Petersburg en miniature“ erscheinen.<sup>5</sup> Einem anderen Betrachter machte ihr schnelles Wachstum gerade diese beiden Städte vergleichbar.<sup>6</sup> Weitere Parallelen ließen sich

<sup>2</sup> Robert Bremner, *Excursions in the Interior of Russia: Including Sketches of the Character and Policy of Emperor Nicholas, Scenes in St. Petersburg, &c. &c.* 2 Bde., London 1840, hier Bd. 2, S. 375 f. Übersetzung (hier und bei allen weiteren aus dem Original zitierten Quellen) Trude Maurer. Bd. 1 dieses Werks (in dem auch Petersburg behandelt wird) ist an dem einzigen in Deutschland nachgewiesenen Standort nur noch als „Verlust“ registriert und konnte daher in der Kürze der Zeit leider nicht beschafft werden.

<sup>3</sup> Vgl. dazu zahlreiche Belege, u.a. Bremner, *Excursions 1840* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 247 f.; [Johann] G[eorg] Kohl, *Reisen in Südrußland. Erster Theil: Neuußland – Odessa – Ausflüge in die Steppen.* 2., verm. u. verb. Aufl., Dresden/Leipzig 1847 (1. Aufl. 1841), S. 93 f.; Eduard Jerrmann, *Unpolitische Bilder aus St. Petersburg. Skizzen, nach dem Leben gezeichnet.* Berlin 1851, S. 12; Wilhelm Hamm, *Südöstliche Steppen und Städte.* Nach eigener Anschauung geschildert. Frankfurt 1862, S. 107.

<sup>4</sup> Vgl. unten S. 29 f.

<sup>5</sup> Robert Lyall, *Travels in Russia, the Krimea, the Caucasus and Georgia.* 2 Bde., London 1825, S. 171: „Petersburgh in miniature“; Edward Morton, *Travels in Russia, and a Residence at St. Petersburg and Odessa, in the Years 1827–1829; intended to give some Account of Russia as it is, and not as it is represented to be,* &c. &c. London 1830, S. 198, zitiert ein solches (evtl. dieses, nur in der Orthografie veränderte) Urteil als zutreffend; vgl. dort auch S. 262 über die Odessaer Börse als Nachahmung des Alexanderpalasts in Carskoe Selo en miniature.

<sup>6</sup> F. Tietz, *Bunte Skizzen aus Ost und Süd. Entworfen und gesammelt in Preußen, Rußland, der Türkei, Griechenland, auf den ionischen Inseln und in Italien.* 2 Bde., Leipzig 1838, S. 113. Petersburg wuchs von 386 000 Einwohnern (1815) auf 507 000 (1860), Odessa von ca. 35 000 (1815) auf knapp 116 000 (1861). Diese (und für



hinzufügen: die Lage am Meer und an der Peripherie des Reichs, der Gründungsakt, der die Voraussetzung jener planvollen Anlage war<sup>7</sup> und diese beiden jungen Städte zugleich vom altherwürdigen Moskau und Novgorod, aber auch von den vielen trostlosen Provinznestern abhob.<sup>8</sup> Doch die entscheidende Gemeinsamkeit lag in dem von Bremner für Odessa so eindrucksvoll hergestellten Bezug zu den zivilisierten Ländern; denn Petersburg gilt ja geradezu als Inbegriff der „Europäisierung“, die immer auch als eine Zivilisierung des zuvor „barbarischen“ Russland verstanden wurde.

Wenn die Hauptstadt wegen der Häufigkeit des Besuchs und der Erschließung durch spezielle Handbücher und Reiseführer tatsächlich eine Sonderstellung unter den Reisezielen im Russischen Reich einnimmt,<sup>9</sup> erscheint es umso erstaunlicher, wie viele Berichte sich über das entlegene Odessa finden lassen. Da die Betrachter das Russische immer auf dem Hintergrund ihres Herkunftslandes wahrnahmen, hier der „europäische“ Charakter Petersburgs und Odessas zu diskutieren ist<sup>10</sup> und dieser immer als Gegensatz des traditionellen russischen gedacht wurde, soll die Berücksichtigung von Autoren aus unterschiedlichen Kulturen und politischen Systemen der Gleichsetzung des *jeweils* Eigenen mit dem Europäischen schlechthin vorbeugen. Dabei steht den Deutschen vor allem eine ganze Reihe von Angehörigen jener Nation gegenüber, die als Wegbereiter der Gruppen-

---

Petersburg noch weitere) Daten nach Wladimir Berelowitch, Olga Medvedkova, *Histoire de Saint-Pétersbourg*. Paris 1996, S. 259 (die das vergleichbare schnelle Wachstum auch aus historischer Perspektive bestätigen), sowie Patricia Herlihy, *Odessa: A History, 1794–1914*. Cambridge, Mass. 1986, S. 123.

- <sup>7</sup> Diese Parallelen und die sich aus Gründungsakt und Benennung ergebenden symbolischen Unterschiede auch bei Walter Koschmal, *Altes Odessa – fremde Stadt. Rußlands erste europäische Stadt*, in: *Odessa. Kapitel aus der Kulturgeschichte*, hrsg. v. dems. Regensburg 1998, S. 30–44, hier S. 31.
- <sup>8</sup> Vgl. dazu Bremner, *Excursions 1840* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 20 (Novgorod), S. 33–137 (Moskau), für die Provinz etwa Kremenčug (S. 332 f.).
- <sup>9</sup> So Regina Stürickow, *Reisen nach St. Petersburg. Die Darstellung St. Petersburgs in Reisebeschreibungen (1815–1861)*. Frankfurt a.M. (u.a.) 1990, S. 13, 66, 92 u. 96.
- <sup>10</sup> Verschiedene andere Aspekte bleiben ausgespart, etwa die meist ausführliche Darstellung der Gründungsphase beider Städte. Nur en passant sei darauf hingewiesen, dass als Schöpfer Odessas, der (mit den obligaten Abstrichen) Peter dem Großen zu vergleichen wäre, nicht der eigentliche Eroberer de Ribas oder die Zarin Katharina II. dargestellt werden, sondern der Duc de Richelieu, der (als Gouverneur Neurusslands) ihre Geschichte erst ab 1803 bestimmte. Vgl. dazu etwa John Moore, *A Journey from London to Odessa, with Notices of New Russia, etc.* Paris 1833, S. 127–150 (bzw. für die Rolle Richelieus S. 144–149); Morton, *Travels 1830* (wie Anm. 5), S. 190. Karl Koch, *Reise durch Rußland nach dem kaukasischen Isthmus in den Jahren 1836, 1837 und 1838*. [Teil 2] Stuttgart/Tübingen 1843 (Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit. 26), S. 538, spitzt dies auf Odessa als Schöpfung eines Fremden zu.

reisen und der Expansion des Tourismus gilt: die Engländer. Schon den Zeitgenossen erschienen sie als spezifischer Typ von Reisenden.<sup>11</sup> Inwieweit Petersburg und Odessa in der Wahrnehmung dieser Autoren als europäische Städte gelten konnten, soll an drei Themenbereichen geprüft werden: der Anlage und Architektur der Stadt, ihrer Bevölkerung und schließlich der Urbanität, also der städtischen Kultur im weitesten Sinne.

### Anlage und Architektur der Stadt

Dass Petersburg groß, prächtig und merkwürdig sei, gehört zu den stereotypen Charakterisierungen der Stadt sowohl in Augenzeugenberichten als auch in Konversationslexika. Oft wurden diese Adjektive sogar im Superlativ benutzt. Und dass es eine der schönsten, wenn nicht gar die schönste Stadt der Welt sei, bekundeten die Reisenden fast einstimmig.<sup>12</sup> Der russophile (Jurist und) Schriftsteller Friedrich Tietz verstieg sich sogar zu folgender Bewertung: „Ich fordere dreist jeden Vielgereisten auf, mir ein Stadtpanorama zu nennen, das mit diesem einen Vergleich aushalten könnte. Constantinopel und Neapel habe ich selbst gesehen und bin entzückt von dem bezaubernden Umblick gewesen, den dort die Natur gewährt, doch dürften jene Residenzen, was die Kunst betrifft, wohl eine solche Masse des Großartigen und Prachtvollen schwerlich darbieten. (...) Es bleibt übrigens wahr, daß man aus dem Einen *Petersburg* ein paar Dutzend schöne Städte irgendwo anders machen könnte.“<sup>13</sup> Pastor Woltmann wusste kaum, wohin er sich wenden sollte, so „gewaltig“ war der „Eindruck, welchen das nordische Palmyra“ auf ihn machte: Alle neuen Gebäude fand er „mit vielem Geschmack, im italienischen Style aufgeführt“. Und der Englische Quai übertraf sogar ähnliche Uferstraßen in westlichen Metropolen.<sup>14</sup> Die Breite der Straßen und

<sup>11</sup> Vgl. dazu etwa Stürickow, *Reisen* (wie Anm. 9), S. 39 u. 206 (wobei die Charakterisierung als Wegbereiter des „Massentourismus“ aber doch etwas überspitzt erscheint); als Beleg aus den Quellen vgl. etwa Bremner, *Excursions* 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 211.

<sup>12</sup> Stürickow, *Reisen* (wie Anm. 9), S. 79 u. 139.

<sup>13</sup> [F.] Tietz, *Erinnerungs-Skizzen aus Rußland, der Türkei und Griechenland*. Entworfen während des Aufenthalts in jenen Ländern in den Jahren 1833 und 1834. 2 Bde., Coburg/Leipzig 1836, hier Bd. 1, S. 12 f.; vgl. auch S. 1.

<sup>14</sup> I.F.A.L. Woltmann, *Beschreibung einer Reise nach St. Petersburg, Stockholm und Kopenhagen*. Hamburg 1833, S. 81 (Zitate), 85 (Zitat) u. 93; die Einordnung als „nordische Palmira“ auch bei Tietz, *Erinnerungs-Skizzen* 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 7. Vgl. außerdem das Zitat Kohls unten S. 23 f. Weitere Belege bei Stürickow, *Reisen* (wie Anm. 9), S. 133, Anm. 12.

„das unermessliche Häuser- und Palläste-Meer“ waren geradezu Topoi.<sup>15</sup> „[I]m petersburger Zuschnitt“ war *alles* „riesengroß angelegt“.<sup>16</sup> Die Unterschiede zum *westlichen* Stadtbild faltete der aus Bremen stammende Hauslehrer und Schriftsteller Johann Georg Kohl, der mit einer Vielzahl von Reisebeschreibungen hervortrat und zum Begründer der modernen Verkehrs- und Siedlungsgeografie wurde,<sup>17</sup> in den ersten beiden Kapiteln seines zweibändigen Werks über Petersburg exemplarisch, ja geradezu programmatisch aus:

Der Enge der gewachsenen deutschen Städte stand die Weite der planmäßig angelegten russischen Residenz gegenüber: „Wenn in unseren alten Städten mit ihren engen Straßen und winkeligen Häusern die Gebäude zu Thürmen aufgetrieben und die Menschen wie in Bienenzellen angehäuft wurden, so wurde dagegen in *Petersburg* Alles überflüssig bequem und weitläufig, die Straßen breit, die Plätze regelmäßig, die Gehöfte groß, die Häuser geräumig.“<sup>18</sup> Besonders augenfällig wurde die Planung an der Aufteilung der Vasilij-Insel in Quartale und Linien, was zugleich eine eindeutige Positionsbestimmung und Orientierung ermöglichte. „Die Sache, die bei unseren Stadtirrgärten von Straßen und Straßenbenennungen oft so umständlicher Beschreibungen bedarf, läßt sich hier gewöhnlich mit zwei Worten sagen, wie z.B. ‚mittlerer Prospect, rechte Seite zwischen der elften und zwölften Linie Nr. 23.‘ Da kann kein Mensch fehlen.“<sup>19</sup> Im Vergleich dazu erschienen die deutschen Städte als Labyrinth. Und im Unterschied zu diesen war Petersburg „ganz aus Riesengebäuden und Palästen zusammengesetzt“. In manchen von ihnen wohnten

<sup>15</sup> Zitat: Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 5; generalisierende Beobachtung: Stürickow, Reisen (wie Anm. 9), S. 81 u. 197.

<sup>16</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 129.

<sup>17</sup> Im Russischen Reich wirkte Kohl 1830–1838 als Hauslehrer – überwiegend im Baltikum, die letzten anderthalb Jahre im Dienst der Familie Stroganov in Petersburg und Südrussland. Vgl. dazu als biografischen Abriss und Würdigung insgesamt Hans-Albrecht Koch, Johann Georg Kohl als Geograph, Historiker und Schriftsteller, in: Progress of Discovery. Johann Georg Kohl. Auf den Spuren der Entdecker, hrsg. v. Hans-Albrecht Kohl, Margrit B. Krewson u. John A. Wolter. Graz 1993, S. 1–25; speziell zu den Aufenthalten im Russischen Reich: Arved Freiherr von Taube, Johann Georg Kohl und die Baltischen Lande. Die „Wieder- aufseglung“ Livlands durch einen Bremer zur Biedermeierzeit: J.G. Kohl als Hauslehrer in Kurland 1830–1836, in: Ebenda, S. 32–72 [zuerst 1962]; ders., Der Bremer Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl in Livland, St. Petersburg und Südrussland 1836–1838, in: Ebenda, S. 73–97 [zuerst 1973]. Außerdem: Silke Regin, Johann Georg Kohl. Ethnographische Sprachreflexion im 19. Jahrhundert. Siegen 2001.

<sup>18</sup> J[ohann] G[eorg] Kohl, Petersburg in Bildern und Skizzen. 2., verm. u. verb. Aufl., 2 Bde., Dresden/Leipzig 1845, hier Bd. 1, S. 1.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 16 f.

sogar mehrere tausend Personen.<sup>20</sup> Aber während in Wien die „wundervollsten Palais mit ihren Frontispicen Stirn an Stirn zusammen(stießen)“ und deshalb von einem Passanten nicht mehr in ihrer Individualität und Schönheit wahrzunehmen waren, blieben die Petersburger Gebäude von allen Seiten leicht zugänglich.<sup>21</sup> Bildeten in Dresden oder Wien selbst die Königspaläste „nur (...) ein Theilchen des ganzen dichten Stadtgewächses“, so präsentierte sich in Petersburg sogar jedes Privathaus „als ein Ganzes“.<sup>22</sup> Dabei mussten diese Häuser mit ihren dicken Mauern im Vergleich zu den dünnen Ziegelwänden Deutschlands als äußerst stabil erscheinen.<sup>23</sup> Doch wegen des außerordentlich schnellen Bauens, das Kohl auf die klimatisch bedingte Kürze der jährlich dafür zur Verfügung stehenden Zeit wie auch auf die Ungeduld der Russen zurückführt, setzte schon bald nach dem Bauen auch der Verfall ein.<sup>24</sup> Schließlich macht der Siedlungsgeograf noch einen weiteren Vorzug der russischen Hauptstadt geltend: Trotz der ungleichen Verteilung entfiel nicht nur im Durchschnitt auf den einzelnen mehr Wohnraum als auf die Bewohner deutscher Städte: „(...) im Ganzen hat doch auch selbst der Ärmste in Petersburg gewiß mehr Luft und Raum als bei uns.“<sup>25</sup>

Zwar hallt hier einiges vom städtebaulichen Ideal der Aufklärer nach, „die sich eine geordnete und offene Stadt mit großen Plätzen und geraden Straßen erträumten“.<sup>26</sup> Alles war „so luftig und licht.“ Doch hatte diese Großzügigkeit und Weite nicht nur Vorzüge: Vielmehr war Petersburg gerade deshalb „nichts weniger als eine malerische Stadt“: Es gab weder kräftige Schatten noch hell durchbrechende Strahlen: „(...) es ist Alles so bequem, so schön, so neu, daß ein Canaletto schwerlich auch nur *eine* solche poetische Ansicht darin für die Leinwand gewinnen würde, wie er in unseren an Contrasten, Erinnerungen und buntem Leben so reichen Städten deren an allen Straßenecken finden mag.“ Schlimmer noch: Die Straßen waren so breit, „die Plätze so groß und wüste“, dass sogar die größten Gebäude „gegen die Riesenmäßigkeit des Plans“ verschwanden und infolge der

<sup>20</sup> Ebenda, S. 20 f.

<sup>21</sup> Ebenda, S. 30.

<sup>22</sup> Ebenda, S. 1 f.

<sup>23</sup> Ebenda, S. 27 f.

<sup>24</sup> Ebenda, S. 31.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 24 (genaue Berechnungen S. 23 f.).

<sup>26</sup> Thorsten Sadowsky, Wanderungen durch die Stadt-Welt. Anmerkungen zur urbanen Praxis des Fußgängers in der Reiseliteratur um 1800, in: Die Globalisierung im Spiegel der Reiseliteratur, hrsg. v. Ernst-Ullrich Pinkert. Kopenhagen/München 2000, S. 37-61, Zitat S. 51.

Ebenheit des Terrains „alle diese schmucken Gebäude (...), in unabsehbare Reihen geordnet, auf der platten Erde [lagen], wie *disjecta membra* eines Riesen.“ Die Augen fanden „keine Anhaltepunkte in diesem Walde von Palästen.“<sup>27</sup>

Machten „die flachen, mit rothem Eisenblech gedeckten Dächer, die Balkons und Säulenverzierungen an den Häusern“ den Petersburg (und Russland) durchwegs positiv sehenden Tietz „glauben, man befinde sich in einer italiänischen Stadt“,<sup>28</sup> so verdarben für die meisten anderen gerade die Verzierungen die Wahrnehmung des Ganzen. Pastor Woltmann etwa berichtete über den Winterpalast: „Das Gebäude imponirt durch majestätische Größe, nur ist es mit Zierrathen und Schnörkeleien überladen, und macht deshalb keinen besonders günstigen Eindruck.“ Schließlich fürchtete er sich geradezu vor dem Beschauen der Paläste und war „herzlich froh (...), wenn's überstanden“ war; denn man kam „selten ohne Ermüdung und Übersättigung davon“.<sup>29</sup> Ähnlich wies der Naturwissenschaftler und Forschungsreisende Karl Koch mit dem Argument, dass man an Odessa nur das Streben nach Kunst und Verschönerung erkennen könne, während die Gediegenheit fehle, dessen Bezeichnung als „russisches Florenz“ zurück.<sup>30</sup> Kohl gar, der nicht nur Städte und Landschaften durch genaue Beobachtung, Vergleiche und Klassifizierungen ordnete, sondern auch die Völker durch Konstruktion ihrer Nationalcharaktere,<sup>31</sup> deutete „pomphafte Giebelverzierungen und fingirte Stockwerke in ganz Rußland und auch bei den Polen“ als uneingelöste Versprechen: „Sie liegen vielleicht in dem Charakter der slawischen Nationen, die überall gern mehr versprechen, als sie halten.“<sup>32</sup>

Die meisten Charakteristika Petersburgs finden sich ganz ähnlich auch für Odessa – nicht nur der prächtige Anblick, wenn man sich von Kronstadt bzw. vom Meer her näherte.<sup>33</sup> Die planmäßige Anlage sich

<sup>27</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 2.

<sup>28</sup> Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), S. 7.

<sup>29</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 99 u. 102; vgl. auch S. 109 über Carskoe Selo und Pavlovsk, wo die „Riesenpaläste (...) den Genuß des Naturfreunds“ trübten. Weitere Belege bei Stürickow, Reisen (wie Anm. 9), S. 162.

<sup>30</sup> Karl Koch, Die Krim und Odessa. Reise-Erinnerungen aus dem Tagebuche des Professor Dr. Karl Koch. Leipzig 1854 (Hausbibliothek für Länder- und Völkerkunde. 3), S. 170.

<sup>31</sup> Taube, Kohl und die Baltischen Lande (wie Anm. 17), S. 49; Regin, Kohl (wie Anm. 17), S. 73 u. 77.

<sup>32</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 33.

<sup>33</sup> Für Petersburg: Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 82; für Odessa: Hamm, Steppen 1862 (wie Anm. 3), S. 88 f.

im rechten Winkel schneidender Straßen, welche vollkommen regelmäßige Quadrate bildeten, hoben englische wie deutsche Reisende immer wieder hervor.<sup>34</sup> Die Straßen waren breit, und die großartigsten Häuser konnten mit ähnlichen Gebäuden in Westeuropa wetteifern.<sup>35</sup> Zwar waren die Odessaer Straßen nicht, wie ein Teil der Petersburger, mit sechseckigen Holzblöcken „parquettiert“, welche mit Teer bestrichen waren – denn ein solcher Straßenbelag war nur angesichts der unermesslichen Waldungen Russlands denkbar,<sup>36</sup> die in der südlichen Steppenregion fehlten. Doch wurde die Verbesserung der Infrastruktur binnen weniger Jahre von späteren Reisenden akribisch verzeichnet. (Allerdings blieben der Staub des Sommers und der Schlamm des Winters der Stadt während des ganzen Zeitraums erhalten.) 1825 berichtete ein Engländer (vom Hörensagen), dass man im Frühjahr und Herbst eine Kutsche benötige, um die Straße nur (trockenen Fußes) zu überqueren.<sup>37</sup> Schlamm und Löcher beklagte auch ein englischer Arzt fünf Jahre später, verteidigte aber die Breite der Straßen gegen den Einwand, dass sie keinen Schatten böten: denn sie verhinderten (im mehrfach von der Pest heimgesuchten Odessa) die schnelle Ausbreitung von Ansteckungen.<sup>38</sup> Zehn Jahre später fand ein weiterer Engländer einige Straßen mit breiten Stein(platt)en wie in Neapel gepflastert, die restlichen makadamisiert (d.h. chaussiert),<sup>39</sup> während Koch auch nach seinem zweiten Besuch Odessa 1854 immer noch als ungepflastert, nur makadamisiert beschrieb.<sup>40</sup> Auch Wilhelm Hamm, der die Stadt 1859 besuchte, registrierte als positive Veränderung nur Trottoirs. Angesichts des „Staubbad[s]“ im Sommer und des „Brei[s], in welchem thatsächlich schon Menschen und Thiere verunglückt sind“, im Winter schien ihm Odessa von Puškin „nicht ungeschickt“

<sup>34</sup> [Mary Holderness,] Reise von Riga nach der Krim. Aus dem Englischen der Mistreß Holderness, in: Ethnographisches Archiv 24 (1824), S. 3-168, hier S. 27; Lyall, Travels 1825 (wie Anm. 5), S. 171; Morton, Travels 1830 (wie Anm. 5), S. 198; Shirley Brooks, The Russians of the South. London 1854, S. 21; Hamm, Steppen 1862 (wie Anm. 3), S. 98.

<sup>35</sup> Koch, Krim 1854 (wie Anm. 30), S. 170 u. 174.

<sup>36</sup> Für Petersburg: Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 75 f.; vgl. ders., Skizzen 1838 (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 129. Vgl. für Odessa aber Anm. 40.

<sup>37</sup> Lyall, Travels 1825 (wie Anm. 5), S. 171.

<sup>38</sup> Morton, Travels 1830 (wie Anm. 5), S. 208 u. 205.

<sup>39</sup> Bremner, Excursions 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 377.

<sup>40</sup> Koch, Krim 1854 (wie Anm. 30), S. 172; dagegen fand er Cherson gepflastert vor (S. 163). Vgl. auch Herlihy, Odessa (wie Anm. 6), S. 131, wo zunächst von der Holzpflasterung einer kleinen Strecke im Zentrum die Rede ist (1842), die dann aber durch Steinplatten aus Triest und Steine aus Malta abgelöst worden sei (ohne genaue Datierung).

charakterisiert. Er hatte es „mit einem Schreibzeug verglichen, Tinte oder Sand“.<sup>41</sup>

Zwar lobte Kohl – im Gegensatz zu seinem Urteil über Petersburg – hier die lockere Bebauung. Der Raum sei nicht beschränkt, nirgends finde man „solche difforme, gequetschte, verschrobene und verdrehte Häusergewächse, wie man sie nicht selten in den engen deutschen Städten sieht“.<sup>42</sup> Aber Moore waren die langen und breiten Straßen mit ihren niedrigen Häusern wenige Jahre zuvor noch trostlos (*desolate*) erschienen, der Platz vor der orthodoxen Hauptkirche nur riesig.<sup>43</sup> Und Anfang der 50er Jahre ergaben die acht öffentlichen Plätze der Stadt für Koch nur das Bild einer langweiligen Öde, während eine britische Zeitgenossin die ganze Stadt „übermäßig weitläufig“ (*exceedingly spacious*) fand.<sup>44</sup> Schließlich wiederholte sich hier auch die Kritik an den Verzierungen: Das Übermaß an Stuckatur an den Außenwänden des Palais der Naryškins etwa fand Kohl zu „tadeln“: „Die Mauern des Hauses sind mit einer Menge von Kränzen, Engeln und Schnörkeln aus Gyps überladen, die sich sehr bunt und geschmacklos ausnehmen.“<sup>45</sup> Und Koch bestätigte Odessa zwar die schönste Treppe der Welt – fand sie in ihren Proportionen aber doch nicht ganz stimmig.<sup>46</sup>

Doch manche der an Odessa und Petersburg hervorgehobenen Züge trafen auch auf andere russische Städte zu. Bremner fand Moskau so riesig, dass man es nie zu Fuß hätte durchmessen können – obwohl dies für den Reisenden doch die beste Fortbewegungsart sei. Und Kohl zufolge teilte Petersburg sowohl die „Bauart“ als auch die daraus resultierende „übertriebene Weitläufigkeit“ „mit allen russischen Städten“.<sup>47</sup> Gebäude im italienischen Stil machten es also noch nicht zu einer „europäischen“ Stadt. Diese Ambivalenz wird noch deutlicher, wenn man seine Bewohner in den Blick nimmt.

<sup>41</sup> Hamm, *Steppen* 1862 (wie Anm. 3), S. 91.

<sup>42</sup> Kohl, *Reisen* 1847 (wie Anm. 3), S. 92.

<sup>43</sup> Kohls 1841 zum ersten Mal beschriebene Reise hatte bereits 1838 stattgefunden. Moore, *Journey* 1833 (wie Anm. 10), S. 160 u. 164.

<sup>44</sup> Koch, *Krim* 1854 (wie Anm. 30), S. 175; Brooks, *Russians* 1854 (wie Anm. 34), S. 21.

<sup>45</sup> Kohl, *Reisen* 1847 (wie Anm. 3), S. 93.

<sup>46</sup> Koch, *Krim* 1854 (wie Anm. 30), S. 173.

<sup>47</sup> Bremner, *Excursions* 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 52; Kohl, *Petersburg* 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 39 (Zitate).

## Die Bevölkerung

Sowohl Petersburg als auch Odessa hoben sich von deutschen Städten durch ihre ethnische und konfessionelle Vielfalt ab.<sup>48</sup> Und diese Heterogenität fand man in allen Ständen. Am systematischsten erfasst und am temperamentvollsten beschrieben hat dies wiederum Kohl:

„Die Bevölkerung von Petersburg ist wohl ohne Zweifel eine der buntesten und manchfachsten, die man sich wünschen kann. Namentlich gehen jetzt die Verbindungen Petersburgs zu Lande so weit, wie die keiner zweiten Stadt der Welt, und bringen es in Berührung mit so vielen Völkerschaften dieser Hemisphäre, daß es eben so schwer sein möchte, die herauszufinden, welche sich hier nicht durch eine mehr oder weniger große Individuen-Anzahl beständig oder doch wenigstens zu Zeiten repräsentirt fände, als alle vorhandenen aufzuzählen. Wie vielfach sind nicht schon allein die Stämme, die sich hier auf *heimischem* Boden fühlen, die diese Residenz als ihre eigene, ihnen angehörige Metropole ansehen. Man betrachte nur das Militär. Da gibt es ein eigenes Corps für die kaukasischen Völker, eine eigene Abtheilung für die Tataren, wieder eine andere für die Finnen, eine dritte, vierte und fünfte für die Kosaken, von welchen Völkern immer die Eliten als Geißeln [!] der Treue ihrer Brüder in der Residenz zu weilen gezwungen sind. (...)

Oder man erwäge die Kaufmannschaft und die friedlichen Verkehrer. Da fehlt kein Volk von Europa und fast keines von Asien (...)

Oder man betrachte die *infima plebs*. Da schlendern die deutschen Bauern zwischen dem Getümmel der lärmenden Bartrussen, die schlanken Polen neben den untersetzten Finnen und Esthen, die Letten mit den Juden, die Mordwinen und ihre Brüder, die Tschermissen, die amerikanischen Matrosen und ihre Antipoden, die Kamtschadalen, Juden und Mohammedaner, Heiden und Christen, die Secten aller Religionen, die Farben aller Racen, weiße Kaukasier, schwarze Mohren, gelbe Mongolen.“<sup>49</sup>

In Odessa spiegelte sich die ethnische und soziale Buntheit noch vor dem Erfrischungszelt auf dem Boulevard (obwohl dort doch hauptsächlich die Wohlhabenden ihren Abend verbrachten):

Da konnte man „sehr interessante Costümstudien machen. Dort auffallend bunt gekleidete, breite Kosakenammen im Sonntagsaufputz, mit welchen die Familie Prunk treibt, hier Tscherkessenprinzen

<sup>48</sup> Vgl. dazu Stürickow, Reisen (wie Anm. 9), S. 247-253, mit einer ganzen Reihe von Nachweisen.

<sup>49</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 84 ff.



mit ihren furchtbaren Schafpelzmützen und Patronenrücken; Knaben in der allgemein beliebten Kosakentracht; Modeherren à quatre épingles [!];<sup>50</sup> Gymnasiasten in der Uniform; Militärs in grauseidnen Blousen und Commodemützen; dazwischen alle möglichen Nationalitäten.“<sup>51</sup>

Aber die Vielfalt war nicht nur optisch, sondern auch akustisch wahrzunehmen. Sowohl in Petersburg als auch in Odessa vernahm man eine ganze Reihe von Sprachen. In der Hauptstadt war das einerseits Ausdruck adliger Bildung und Kultur. Schon kleine Kinder konnte man hier Französisch und Englisch sprechen hören, zum Teil von einem zum anderen Satz mit ihrer russischen Muttersprache wechselnd. Allerdings führte die Mischung oft auch zu einem „eigenenthümlichen Sprachragout“ – verstanden als beliebige Verwertung jener Worte, „die ihnen eben bequem sind“.<sup>52</sup> Andererseits wurden die Fremdsprachen aber auch funktional eingesetzt, vor allem für den Handel. Tietz bewunderte etwa die Fremdsprachenkenntnisse der Kaufleute in Gostinyj dvor, welche ihm Ausweis der allgemeinen Gelehrigkeit der Russen waren.<sup>53</sup> Und auf der Vasilij-Insel hatte sich einem anderen Beobachter zufolge sogar Deutsch als Sprache des Handels durchgesetzt.<sup>54</sup>

Ähnliche Beobachtungen zu Fremdsprachenkenntnissen der Kinder – und hier nicht nur des Adels – machte Moore in Odessa. Auch er deutete sie als Ausdruck russischer Sprachbegabung generell – und wies auf die Vorteile hin, die dies den Kindern später bei der Einführung in die Gesellschaft verschaffe.<sup>55</sup> Kohl hörte in Odessa 17 genau bezeichnete Sprachen und darüber hinaus mehrere „andere“ – denn im privaten Verkehr wurde eine Fülle von Sprachen verwendet; im öffentlichen Gebrauch aber dominierten Russisch und Italienisch, und dies

<sup>50</sup> *tiré à quatre épingles*: aus dem Ei gepellt.

<sup>51</sup> Hamm, *Steppen* 1862 (wie Anm. 3), S. 95 f.; vgl. auch eine systematischere Aufzählung der Nationalitäten S. 104. Von den früheren Berichten vgl. etwa [Auguste Comte de Lagarde,] *Voyage de Moscou à Vienne, par Kiow, Odessa, Constantinople, Bucharest et Hermanstadt; ou Lettres adressées à Jules Griffith: par le Comte de Lagarde*. Paris 1824, S. 155; Lyall, *Travels* 1825 (wie Anm. 5), S. 174 f.; [Jean F. Piero? Gamba,] *Voyage dans la Russie méridionale et particulièrement dans les Provinces situées au-delà du Caucase, fait depuis 1820 jusqu'en 1824; par le Chevalier Gamba, Consul du Roi à Tiflis*. 2 Bde., Paris 1826, S. 18 f.; Moore, *Journey* 1833 (wie Anm. 10), S. 168; Bremner, *Excursions* 1840 (wie Anm. 2), S. 387 ff.; Kohl, *Reisen* 1847 (wie Anm. 3), S. 110-114 u. 151 ff.; Brooks, *Russians* 1854 (wie Anm. 34), S. 20 f.

<sup>52</sup> Kohl, *Petersburg* 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 106.

<sup>53</sup> Tietz, *Erinnerungs-Skizzen* 1836 (wie Anm. 13), S. 59 f.

<sup>54</sup> Vgl. dazu unten S. 26 (mit Anm. 76).

<sup>55</sup> Moore, *Journey* 1833 (wie Anm. 10), S. 187 f.

spiegelte sich auch in der doppelten Straßenbezeichnung. Dabei war Russisch einerseits die Sprache des gemeinen Mannes, also des Marktes und des Hafens, und wurde dort auch als *lingua franca* verschiedener Nationalitäten untereinander benutzt. Andererseits war es die Sprache der Behörden. Italienisch dagegen war die Sprache des Handels und der Börse. Gleichzeitig blieb aber „Französisch die Sprache der Conversation der höheren Welt“. <sup>56</sup> Dabei übernahmen auch viele Russen einzelne italienische Wörter in ihre Umgangssprache – ebenso wie die Hafenarbeiter „aus allen Fischer- und Schiffnationen des Mittelmeeres“ „immer ein paar Brocken Russisch“ untermischten. <sup>57</sup>

Die religiöse und konfessionelle Buntheit spiegelte sich auch in den Sakralbauten beider Städte – deren Existenz zu Recht als Ausweis der Toleranz galt: Denn sie belegte ja, dass die verschiedenen Konfessionen ihren Kultus öffentlich ausüben durften. Dem Petersburger Nevskij Prospekt gab man sogar den Beinamen „Toleranzstraße“. Kohl zufolge sah man dort „armenische, griechische, protestantische, römische, unirte und nichtunirte, sunnitische und schiitische Bethäuser in vertraulicher Nachbarschaft neben einander“. <sup>58</sup> Und die südliche Hafenstadt hatte sogar das aufzuweisen, was auf dem Nevskij fehlte: „Odessa ist sehr reich an Kirchen aller Glaubensbekenntnisse; die prachtvollste ist der Sobor oder die Kathedrale (...). Auch die katholische Kirche ist ein sehr stattlicher Bau, nicht minder die neue Synagoge.“ <sup>59</sup> Dabei deutet das Attribut „neu“ (das offenbar auf die 1860 beendete Hauptsynagoge zielt) zugleich darauf hin, dass die jüdische Gemeinschaft in Odessa seit Jahrzehnten kulturell, religiös und wirtschaftlich florierte – und damit aus der allgemeinen Entwicklung der Juden des Reichs herausstach. <sup>60</sup> Ja, in Odessa schienen die russisch-orthodoxen Kirchen ganz in den Hintergrund zu treten. Kohl beobachtete: „Selbst ohne Kirchen scheint die Stadt; denn diese thun sich hier nirgends hervor, was doch sonst in allen russischen Orten der

<sup>56</sup> Kohl, *Reisen 1847* (wie Anm. 3), S. 90 f. Vgl. Brooks, *Russians 1854* (wie Anm. 34), S. 19; [A.H. Guerney,] *The Steppes, Odessa and the Crimea*, in: *Harper's New Monthly Magazine* 9 (1854), Nr. 49, S. 1-20, hier S. 10.

<sup>57</sup> Kohl, *Reisen 1847* (wie Anm. 3), S. 91 u. 110 f.

<sup>58</sup> Kohl, *Petersburg 1845* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 250; vgl. Woltmann, *Beschreibung 1833* (wie Anm. 14), S. 120; Tietz, *Erinnerungs-Skizzen 1836* (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 8; zur Tradition der Bezeichnung Stürickow, *Reisen* (wie Anm. 9), S. 209 f. (mit weiteren Nachweisen).

<sup>59</sup> Hamm, *Steppen 1862* (wie Anm. 3), S. 97.

<sup>60</sup> Vgl. dazu ausführlich Steven J. Zipperstein, *The Jews of Odessa. A Cultural History, 1794-1881*. Stanford 1985.

Fall ist.<sup>61</sup> Dieser Eindruck ist wohl der Pracht der *sonstigen* Gebäude zuzuschreiben, denn vorhanden waren orthodoxe Kirchen auch hier in stattlicher Zahl – und wurden von anderen Autoren auch akribisch registriert.<sup>62</sup>

Die Präsenz nichteuropäischer Völker rückte die Russen gewissermaßen näher an die westlichen Besucher heran. Den „wilden Kaukasier[n]“ stand in der Petersburger Gesellschaft der „civilisirte russische Offizier“ gegenüber. Ob Kohl Russen und Deutsche hier vielleicht sogar als Einheit sah bzw. die Europäer den Nichteuropäern gegenüberstellte, muss allerdings offen bleiben.<sup>63</sup> Auf jeden Fall aber schrieb er den Russen eine „schwere“ Aufgabe zu – nämlich „die wilde Natur“ dieser „Herren“ „zu humanisieren“.<sup>64</sup> Andererseits war all die Großartigkeit der Stadt selbst den Mühen und Qualen zahlreicher Völker geschuldet. So spiegelte die Baugeschichte Petersburgs zugleich die Geschichte des Russischen Reichs:

„Mit einem Blicke überschaut hier das Auge Werke, zu deren Vollendung Millionen von Händen anderthalb Jahrhunderte lang sich regten. Der Tribut von hundert Völkern und der Schweiß zahlloser Sklaven erscheint hier in magnifiken Palästen an den Ufern der Newa aufgestapelt. Es ist das brillante Resultat aller Kriege und Siege des russischen Adlers und das Erzeugniß seines merkwürdigen Wachstums. Byzanz und Babylon, Samarkand und Peking mußten zollen, um das Palmyra der nordischen Wüsten zu bauen, die Tataren und Kaukasier, die Polen und Finnen mußten bluten, damit dieß Babylon

<sup>61</sup> Kohl, *Reisen 1847* (wie Anm. 3), S. 119.

<sup>62</sup> Vgl. aber zur Zahl der Kirchen gerade zu der Zeit, als auch Kohl Odessa besuchte (1838), Koch, *Reise 1843* (wie Anm. 10), S. 539: 18 orthodoxe, eine lutherische und eine katholische Kirche, sieben Synagogen und eine weitere für die Karaiten. Dagegen fand er bei seinem zweiten Aufenthalt dort die Kirchen (wie andere Gebäude) ungenügend: Koch, *Krim 1854* (wie Anm. 30), S. 175. Für den Zustand einige Jahre vor Kohls und Kochs (erstem) Besuch vgl. Moore, *Journey 1833* (wie Anm. 10), S. 165.

<sup>63</sup> Denn es ist unklar, wen er mit „unseren Damen“ im folgenden Zitat meinte: „Doch thut man selbst in Petersburg besser, diesen Leuten [den „wilden Kaukasier(n)“] aus dem Wege zu gehen. Denn ihre Dolche sind beständig geschliffen, und ihre Gewehre tragen sie nicht anders als schußfertig. Sogar auf den Bällen erscheinen sie, wie man sagt, nicht anders und tanzen mit unseren Damen die Polonaise mit scharf geladenen Pistolen.“ (Kohl, *Petersburg 1845* [wie Anm. 18], Bd. 1, S. 90) – Bei „unseren Damen“ könnte man in der Petersburger Gesellschaft zuerst an Russinnen denken, umso mehr als ja Kohls Dienstherr dort ein russischer Adliger war. Andererseits ist aber nachgewiesen, dass Kohl sich auch in Petersburg fast ausschließlich unter Balten bewegte (Taube, Kohl in Livland [wie Anm. 17], S. 83). Schließlich sind alle Deutungen möglich, wenn man bedenkt, dass er dies offenbar nicht selbst beobachtet hat, sondern nach den Berichten anderer weitergibt.

<sup>64</sup> Kohl, *Petersburg 1845* (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 91.

bestehe, frei athme und lebe. (...) und alle Säfte und Kräfte, die irgendwo auf dem großen Areal des Riesenreiches spärlich tröpfelten und keimten, fließen unter diesen Dächern in Strömen, und indem sich Tropfen zu Tropfen und Körnchen zu Körnchen fügte, wuchs hier Alles zu riesenmäßiger Größe heran. (...) Eine einzige Gesellschaft, wie sich deren unter diesen Dächern täglich Hunderte versammeln, ist das Product von langjährigen pädagogischen und belehrenden Bemühungen und von unzähligen aus englischen, französischen, deutschen und russischen Lippen hervorgegangenen Ermahnungen.“<sup>65</sup>

Auch hier mündet die russische Expansion und Ausbeutung nicht-russischer Völker in die zivilisatorische Leistung, die Westeuropäer und Russen vollbrachten. Zwar werden diese in einem Atemzug genannt – trotzdem liegt die Assoziation nahe, dass es sich dabei schon um die zweite Phase handeln könnte: nach einer Zivilisierung Russlands selbst mit Hilfe der Westeuropäer seit Peter dem Großen.

Trotz der allgemeinen Faszination, die die Mannigfaltigkeit ausübte, wurde sie – ähnlich wie die Eigentümlichkeiten der Bauweise – also nicht durchweg positiv gesehen. Ähnlich war für den lutherischen Pastor Woltmann auch die Toleranz durchaus ambivalent – einerseits pries er sie als außergewöhnlich, andererseits schien sie ihm aber doch das Ergebnis religiöser Indifferenz und damit einhergehender Anfälligkeit für Aberglauben:

„Das Zusammentreffen der verschiedensten Völker und Religionen – es wird zu Petersburg in 15 Sprachen und nach 11 verschiedenen Glaubensbekenntnissen Gottesdienst gehalten – hat die größte Duldsamkeit herbei geführt. (...) Trotz des feierlichen Fluches, welcher noch jetzt von den Russen an jedem Palmsonntage über alle Nichtgriechen und Vaterlandsverräther ausgesprochen wird, laden verschiedene Glaubensbekenner einander häufig zu Hochzeiten und Kindtaufen als Zeugen ein. Bei schwacher religiöser Bildung hat der Aberglaube freies Feld. Die Taube als Symbol des heil[igen] Geistes steht hoch in Ehren. Krähen und Elstern werden nicht verscheucht, und verdanken vielleicht diesen Schutz ihrem geheimnisvollen Kakeln. (...) Selbst in den höhern Ständen zu Petersburg wird auf allerlei Vorzeichen geachtet und geforscht, ob sie Glück oder Unglück bringen.“<sup>66</sup>

Die im gemeinsamen Friedhof aller christlichen Konfessionen in Odessa symbolisierte Toleranz tröstete Kohl darüber hinweg, dass

<sup>65</sup> Ebenda, S. 8 f.

<sup>66</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 120.

dies „ein so wüstes und trauriges Steppenfeld, wie nur irgend eine der russischen Grabstätten“ war, mit zahlreichen verfallenen Grabsteinen. Als „Hauptbemerkung“ drängte „sich einem Deutschen“ daher auf, „daß Gott einen bewahren möge, auf diesem unheimlichen Kirchhofe seinen endlichen Frieden suchen zu müssen.“<sup>67</sup> Wie schon bei der Anlage der Stadt verweisen auch hier die verallgemeinernden Bemerkungen darauf, dass Odessa und Petersburg trotz all ihrer Besonderheiten, die sie von anderen russischen Städten abhoben, doch *wesentliche* Züge mit jenen teilten.

Sozial mag sich Petersburg dagegen positiv von westlichen Metropolen unterschieden haben; denn der in Schilderungen übliche Gegensatz armer Hütten und reicher Paläste beruhte Kohl zufolge auf einem Missverständnis. Zwar gebe es große Unterschiede „zwischen der rohen *Einfachheit* der Einen und dem *Überflusse* der Anderen“, aber kein Elend wie in Deutschland, England oder Frankreich:

Die Stadtteile der Fuhrleute, Zimmerleute, Bauern „gleichem in nichts unseren Armenvierteln. Es giebt in Paris und London Quartiere, welche die wahre Residenz des Hungers und Elendes zu sein schienen, in denen sich eine schmutzige, zerlumpete, sittenlose und freche Menschenrace bewegt, in denen die Häuser eben das zerfallene und kümmerliche Ansehen ihrer Bewohner haben, und worin Noth, Kummer und Entsittigung in tausend gräßlichen Gestalten auf den schmutzigen Straßen schleichen. Dieß ist in Petersburg nicht so. Lumpensammler, elende halbnackte Krüppel, zudringliche Bettler, einen frechen Pöbel kennt diese vornehme Residenz kaum. Ja ganz Rußland hat in keiner seiner Städte eine Straßenbevölkerung der beschriebenen Art.“<sup>68</sup> Ähnlich hatte schon Woltmann registriert, dass es in Petersburg (mit Ausnahme des Läusemarkts in Gostinyj dvor) keinen Pöbel gebe: „denn sonst scheint die niedrigste Klasse des Volkes in Anzug und Geschäften wirklich zu nobel für jene Benennung“.<sup>69</sup>

In Odessa rückte, allerdings nur gelegentlich, ein *anderer* Bezugsrahmen ins Blickfeld: Wenn Koch dort den Kontrast zwischen Armut und Reichtum wahrnahm, erschien er ihm doch nicht so stark wie in

<sup>67</sup> Kohl, Reisen 1847 (wie Anm. 3), S. 168.

<sup>68</sup> Und er fährt fort: „Rußland ist dafür der Leibeigenschaft der niederen Volksklassen verpflichtet. Mit dem Triebe zur Freiheit wurde ihnen auch der Zahn der Frechheit ausgerissen, und da die Kleinen sich alle an die Großen lehnen, so kann keiner so tief sinken, wie bei uns, wo Alles auf eigenen Füßen stehen will.“ In Rußland hatten alle das Nötigste, also Essen und Kleidung, auch wenn es nur das Einfachste war. Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 10 f.

<sup>69</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 136.

den *türkischen* Städten.<sup>70</sup> Eine Engländerin hob dagegen zur selben Zeit die hohe soziale Differenzierung in Odessa hervor, die keiner anderen ihr bekannten Stadt vergleichbar sei. Dies schien ihr wichtiger als die Extreme, die sie anhand der Wohnverhältnisse mit dem „Palast des Adligen“ und dem „Kübel’ (*tub*) der Obstfrau“ umschrieb: „Ersterer würde jeder Hauptstadt in Europa zur Ehre gereichen, die Einwohner des zweiten sind keine Troglodyten, und das ist alles.“<sup>71</sup> 20 Jahre zuvor hatte einer ihrer Landsleute noch mit den steinernen Häuschen sogar einfacher Arbeiter in Odessa den schnellen Aufschwung und Wohlstand der Stadt belegt.<sup>72</sup>

Auch die Kaufleute hoben die beiden Hafenstädte mit ihrem florierenden Handel nicht nur von Innerrussland, sondern auch von ihren westlichen Pendant ab. Gewiss fand man in Gostinyj dvor die traditionelle Handelsweise mit unbekanntem Waren und der „sonderbare[n] Art ihrer Aufstellung“ (in Budenreihen),<sup>73</sup> „ächte Russen mit langem Bart im blauen Kaftan“,<sup>74</sup> und deshalb war er für manchen einfach „der Bazar der Orientalen“. <sup>75</sup> Doch die Vasilij-Insel bildete eine Welt für sich. Zwar erinnerte sie den deutschen Publizisten Aurelio Buddeus mehr an Deutschland als andere Teile Petersburgs. Aber die Bezeichnung „ein Stück Deutschland“ hielt er nur für eine Höflichkeit – denn die Deutschen hätten dort zwar ihre Sprache durchgesetzt, aber der Insel doch kein deutsches Gepräge gegeben.<sup>76</sup> Noch stärker stach der Unterschied zu Westeuropa ins Auge, wenn man die Pläne Peters des Großen zum Maßstab nahm: „So sieht denn jetzt Wassili-Ostrow in keinem Stücke seinem ursprünglichen Vorbilde, Amsterdam, ähnlich“ – denn man hatte nicht nur die begonnenen Kanäle, die die Insel durchschneiden sollten, wieder zugeschüttet. Auch die Bevölkerung unterschied sich stark: In Amsterdam (ebenso wie in anderen deutschen und holländischen Hafenstädten) habe man angesichts der Personen, die einem begegneten, der Gerüche und der überall gestapelten Waren keinen Zweifel, dass man unter Kaufleuten sei. Auf der Vasilij-Insel dagegen finde man Villen, sorgfältige Toilette, keinerlei Hektik. „Alles (bewegt) sich höflich und mit *mille excuses* neben

<sup>70</sup> Koch, Krim 1854 (wie Anm. 30), S. 174.

<sup>71</sup> Brooks, Russians 1854 (wie Anm. 34), S. 20. „Troglodyten“ im Deutschen (wie im Englischen *troglydytes*) inzwischen veralteter Ausdruck für Höhlenbewohner.

<sup>72</sup> Morton, Travels 1830 (wie Anm. 5), S. 194.

<sup>73</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 159.

<sup>74</sup> Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 59.

<sup>75</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 136.

<sup>76</sup> Aurelio Buddeus, Halbrussisches. 2 Bde., 3. Aufl., Leipzig 1854, hier Bd. 2, S. 239 (Zitat; Volltext s. unten, Anm. 123) u. 241.

einander hin (...), meistens in eleganten Equipagen, wo keine Spur von Käsegeruch zu finden, wo Alles glauben machen könnte, daß hier nur Fürsten und Herren den Handel trieben. Die Waarenmagazine der Kaufleute liegen theils in Kronstadt, theils außerhalb der Linien der Wohngebäude, theils sind sie eben so elegant wie diese und von ihnen kaum zu unterscheiden.“<sup>77</sup>

Pflegten diese Kaufleute eher den Habitus und die Umgangsformen des *russischen Adels* (nicht etwa die ihrer westlichen Pendanten), so dominierte in Odessa der *orientalische* Einfluss. Immer wieder werden – neben den englischen und italienischen Kaufleuten – vor allem die Griechen (mit denen man ja den damals türkisch beherrschten Balkan assoziierte), auch Armenier, Tataren und Moldauer hervorgehoben.<sup>78</sup> Der Markt selbst ließ sich nach den Nationalitäten der Händler bzw. Herkunft der Waren gliedern, weil „jede dieser Waaren ihre eigene Nation hat, die sich ausschließlich mit ihrem Verschleiß befaßt“. So bot jeder Teil des Markts „ganz eigenthümliche Erscheinungen“ – und diesem Handelstreiben glich in Westeuropa kaum etwas: Da gab es die „fremden Magazine“ für Galanteriewaren, Möbel und Weine verschiedener Länder. Ihre „Eleganz“ ließ „nichts zu wünschen übrig“ und übertraf bezüglich der Präsentation der Waren „in schönen weiten Räumen“ selbst die vornehmsten deutschen Städte. Es folgte der griechische Basar, dessen Waren (vor allem Obst, Gemüse, Tabak) aus der Türkei stammten, aber hauptsächlich von griechischen Händlern verkauft wurden. Auf einem anderen großen Platz gab es Buden für russische, tatarische, orientalische Manufakturwaren, wo Russen, Griechen, Deutsche und Karaiten handelten – aber jeweils in getrennten Reihen und mit unterschiedlichen Produkten. In den vom Zentrum weiter entfernten Ringen folgte dann der so genannte Alte Basar mit Buden für Eisenwaren, Holz, Kohlemagazine, schließlich Brothändler, Trödelmarkt und Victualienmarkt. Hier dominierten die Russen. Ganz am Rande, eigentlich schon außerhalb der Stadt, befand sich der Privoznoj Bazar, wo vor allem Ukrainer, Moldauer und Zigeuner mit diversen Brennmaterialien en gros handelten. In den Vorstädten fand man schließlich noch die Viehmärkte.<sup>79</sup>

Die Odessaer Handelswelt wurde also von den feinen westlichen Geschäften im engsten Zentrum und einem eher orientalischen Bazar, der sich über den größten Teil der Stadt verteilte, geprägt. Allerdings

<sup>77</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 15 f.

<sup>78</sup> Lyall, Travels 1825 (wie Anm. 5), S. 189 f.; Morton, Travels 1830 (wie Anm. 5), S. 311 f.; Moore, Journey 1833 (wie Anm. 10), S. 155 f.

<sup>79</sup> Alles nach Kohl, Reisen 1847 (wie Anm. 3), S. 134-169, Zitate S. 134 f.

konnte eine englische Reisende, die die Stadt 15 Jahre später als ihr Landsmann Bremner besuchte, seinen Eindruck eher westlicher Geschäfte mit gut präsentierten Auslagen nicht mehr bestätigen – vermutlich weil sich diese in den Hauptstädten Englands und Frankreichs, die sie zum Maßstab nahm, inzwischen noch wesentlich weiter entwickelt hatten: „Die Fenster sind alle klein, und man versucht gar nicht, etwas auszustellen. Was immer es zu sehen gibt, muß man im Innern suchen.“<sup>80</sup>

In ihrer sozialen, ethnischen und konfessionellen Zusammensetzung hoben sich Petersburg und Odessa zwar von den anderen russischen Städten ab – doch wurden sie dadurch den westeuropäischen keinesfalls ähnlicher. Nimmt man letztere gar als Maßstab städtischer Kultur, so werden die „Defizite“ Petersburgs und Odessas noch deutlicher.

### Städtische Kultur – Urbanität

Im materiellen Bereich stach den westlichen Reisenden eine Versorgung mit Luxusgütern ins Auge, welche selbst mit deutschen Großstädten vertraute Autoren staunen machte. Allerdings wusste die Schriftstellerin Fanny Tarnow das im Rahmen ihrer Darstellung der Hauswirtschaft auch zu rationalisieren und legitimieren:

„(...) da Clima und Gewohnheit viele sehr theure Luxusartikel hier zum einfachen [!] unentbehrlich gewordenen Lebensbedürfniß machen und die Kunst so vieles mühsam und kostbar erzwingen muß, was bei uns die Natur freigebig spendet. (...) So findest Du hier den ganzen Winter durch auf der Tafel der Wohlhabenden frische Gemüse; man ißt bei uns im Sommer nicht mehr Spargel, als hier den ganzen Winter durch und so auch Blumenkohl, grünen Sallat [!] u.s.w. was denn freilich sehr theure Treibhaus-Erzeugnisse sind. Obst sieht man hier viel (...), wo (auf dem Fruchtmarkt) in unabsehblichen Buden die edelsten Früchte milderer Zonen, Ananas, Pfirsiche, ganz köstliche Weintrauben, Cokosnüsse, Kirschen u.s.w. zum Verkauf ausgedoten wurden (...). Ananas sind hier sehr häufig und wohlfeiler als in Berlin und Hamburg.“<sup>81</sup>

<sup>80</sup> Brooks, *Russians 1854* (wie Anm. 34), S. 26.

<sup>81</sup> Zitat: Fanny Tarnow, *Briefe auf einer Reise nach Petersburg an Freunde* geschrieben. Berlin 1819, S. 121 ff. Zur quasi-italienischen Versorgung mit Obst, das sich (ganz im Gegensatz zu Tarnows Darstellung!) sogar einfache Leute leisteten, vgl. auch Tietz, *Erinnerungs-Skizzen 1836* (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 82 f. Außerdem Woltmann, *Beschreibung 1833* (wie Anm. 14), S. 157.



In Odessa, wo Obst und Gemüse nicht nur aus dem Umland, sondern außerdem aus europäischen Ländern und der näheren Türkei eingeführt wurden, fand man noch am Ende der Saison „die Artikel, die in kulinarischen Mysterien gebraucht werden“, in einer solchen Fülle, dass sich eine Engländerin kaum vorstellen konnte, *wie* so viel zusammengebracht werden konnte, und noch weniger, *warum*.<sup>82</sup> Für einen deutschen Reisenden wurde der Luxus der Lebenshaltung etwa an dem Weinladen des Herrn J. deutlich. Dort hatte jedes Land „seine eigene Abteilung. So steht über der einen mit goldenen Buchstaben: ‚Champagne‘, über der anderen: ‚Madeira‘, über der dritten ‚Bordeaux‘, über der vierten: ‚La Peninsule‘ u.s.w. Die Körke sind verguldet und versilbert, die Champagnerflaschen gar in Silber- und Goldpapier gewickelt, die elegantesten Etiquetten zieren jede Flasche.“<sup>83</sup>

In der Kleidung gab beim Adel im wesentlichen die französische Mode den Ton an – schon bei den kleinen Mädchen. Dagegen wurden die Knaben „à la Moujik“ gekleidet. „Erst im neunten oder zehnten Jahre fangen die Kinder an, sich europäisch [!] zu tragen.“<sup>84</sup> Bei den Kaufleuten dominierte weiterhin die herkömmliche russische Tracht.<sup>85</sup> Die Innenausstattung der Häuser fand ein englischer Arzt, der sich Ende der 20er Jahre über zwei Jahre in Russland aufhielt, „armselig“. Es gebe fast keine Möbel – und diese Beobachtung treffe nicht nur auf Odessa, sondern, in geringerem Grade, auch auf Petersburg zu.<sup>86</sup> Reisende beklagten immer wieder das Fehlen angemessener Unterkünfte. Nur in Petersburg, Moskau und Odessa gab es um 1840 Bremner zufolge Hotels, in denen, wie aus Westeuropa gewohnt, Betten vorhanden waren.<sup>87</sup> Während ein konservativer (und deshalb Russland als Vorbild preisender) Reisender diesen Umstand als Folge

<sup>82</sup> Brooks, Russians 1854 (wie Anm. 34), S. 24.

<sup>83</sup> Kohl, Reisen 1847 (wie Anm. 3), S. 135. Vgl. aber J[ohann] G[eorg] Kohls (Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil: Moskau. Zweiter Theil: Die Ukraine. Kleinrußland. Dresden/Leipzig 1841, hier Bd. 1, S. 124) verallgemeinernde Bemerkung über Weinläden in ganz Russland (anlässlich seines Besuchs der Moskauer Weinhandlungen): Überall fand er einen großen Aufwand „von Etiquetten- und Stöpselverzierung“, von „Gold- und Silberpapier“.

<sup>84</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 105 f. Zur generell eleganten Kleidung der russischen „Damen“ und der Dominanz der französischen Mode in Petersburg und Moskau vgl. auch Holderness, Reise 1824 (wie Anm. 34), S. 23.

<sup>85</sup> Tarnow, Briefe 1819 (wie Anm. 81), S. 74 f.

<sup>86</sup> Morton, Travels 1830 (wie Anm. 5), S. 207. Vgl. dagegen Fanny Tarnow, die 1816/17 bei einer Petersburger Kaufmannsfamilie einfache, aber hübsch möblierte Zimmer fand (Tarnow, Briefe 1819 [wie Anm. 81], S. 74). Zur geringen Haltbarkeit russischer Möbel vgl. Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 152 ff.

<sup>87</sup> Bremner, Excursions 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 115; zum Fehlen eines regulären Hotels sogar in Nižnij Novgorod, wohin jährlich Tausende von Fremden zur

der „allgemeinen Hospitalität der Russen“ deutete,<sup>88</sup> fiel einer englischen Dame als Vergleich jedenfalls für die russische Provinz nur das ein, was in ihrer Heimat als Inbegriff der Primitivität galt: Auf der letzten Hälfte des Weges von Riga auf die Krim musste sie das Wirtszimmer „auf gut Irländisch mit Schweinen, Kälbern und Hühnergeflügel“ teilen.<sup>89</sup> In Odessa vermisste ein deutscher Reisender außerdem auch „ein Kaffeehausleben wie in anderen Städten des Südens“.<sup>90</sup>

Der fehlenden Infrastruktur für die in Westeuropa seit Jahrhunderten übliche Große Tour junger Herren von Stand wie auch für den inzwischen begonnenen allgemeineren Tourismus entsprachen weitere Defizite der Kommunikation: Das wichtigste war eine adäquate Presse. Zwar konnte ein englischer Arzt als Mitglied des Englischen Clubs in Odessa Ende der 20er Jahre Zeitungen lesen – jedoch nur, wenn die russischen Behörden sie nicht zurückhielten. Das aber geschah nach seiner Erfahrung hier wie in Petersburg, wenn sie politische Nachrichten enthielten, immer.<sup>91</sup> Anfang der 60er Jahre schilderte ein Deutscher, wie Franzosen und Italiener in Odessa während des Krieges von Piemont-Sardinien und Frankreich gegen Österreich 1859 das Fehlen einer adäquaten Presse kompensierten: „Bei der fieberhaften Ungeduld, mit der man dem Verlauf des Kriegs folgte, waren die Zeitungen völlig unnütz, da kein in Rußland erscheinendes Blatt andere politische Nachrichten bringen darf, als solche, die schon in der officiellen St. Petersburger Zeitung veröffentlicht worden sind.“ Deshalb brachten die in Odessa wohnenden Franzosen und Italiener 25000 Franc aus Privatmitteln auf, damit jedes wichtige Ereignis vom Kriegsschauplatz durch Telegramm an den sardinischen Consul umgehend bekannt wurde.<sup>92</sup> Noch unverblümter drückte sich Shirley Brooks aus, die gegen Ende der Herrschaft Nikolaus I. in Odessa war: „Es gibt hier eine Zeitung, das *Journal d'Odessa*, aber es ist unter aller Kritik; die Zensur verhindert, dass es irgendeine wirkliche Information enthält, und seine kritischen Artikel sind die verwaschensten

---

Messe kamen, vgl. S. 173. Immerhin wurden Bremner und seinen drei Reisegefährten nach entsprechenden Bemühungen ein oder zwei schmutzige Zimmer „in einer Art von morscher Karawanserei“ angeboten – mit dem „zweifelhaften Versprechen von Betten“.

<sup>88</sup> Tietz, *Skizzen 1838* (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 151.

<sup>89</sup> Holderness, *Reise 1824* (wie Anm. 34), S. 5 f.

<sup>90</sup> Hamm, *Steppen 1862* (wie Anm. 3), S. 112.

<sup>91</sup> Morton, *Travels 1830* (wie Anm. 5), S. 296. Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung existierte der Club in Odessa bereits nicht mehr, da es inzwischen zu wenige Engländer dort gab. Zur Kontrolle der Presse vgl. auch Woltmann, *Beschreibung 1833* (wie Anm. 14), S. 87.

<sup>92</sup> Hamm, *Steppen 1862* (wie Anm. 3), S. 113.

französischen Flapsigkeiten/Oberflächlichkeiten (*the washiest of French flippancies*).“<sup>93</sup> Gut 20 Jahre früher, als das fast wie ein Handelsregister wirkende Blatt durch politische Nachrichten einer Zeitung hatte angeglichen werden sollen, konnte man dies nur versuchen, indem jede Nummer erst dem Generalgouverneur vorgelesen wurde – denn wegen des Fehlens eines Zensors konnten Nachrichten nur auf seine persönliche Verantwortung aufgenommen werden. Auch sonst fehlten damals die Voraussetzungen für ein öffentliches Geistesleben: Das Angebot der Buchhandlung war beschränkt, über eine Druckerpresse verfügten nur die Behörden, und einen Graveur gab es in Odessa, immerhin der drittgrößten Stadt des Russischen Reichs, damals überhaupt nicht.<sup>94</sup> Bei allen zu jener Zeit üblichen Medien – Bücher, Presse, Stiche – waren also um 1830 massive Defizite zu verzeichnen.

Deshalb fehlten in Odessa damals die Voraussetzungen auch für zwei weitere zentrale Bereiche städtischen Lebens: Bildung und Kultur. Aber dahin wirkte noch ein weiteres Gravamen: das Desinteresse seiner Bewohner. Ihr fehlendes Bildungsbedürfnis wurde am Niedergang des vom Duc de Richelieu gegründeten Lyzeums deutlich, das (mit Schülern aus dem Adel des Reichs) zunächst durchaus floriert hatte.<sup>95</sup> Immerhin hatte Odessa ab 1830 die erste städtische Bibliothek des Russischen Reichs.<sup>96</sup> Doch war Kohl, der dort jeden Morgen „ein paar Stündchen der Lecture pflegte“, immer mit dem italienischen Bibliothekar allein. „Ich sah (...) aus der Einsamkeit in der Bibliothek, daß auch noch auf die heutigen pontischen Hellenen und Italiener Dasjenige paßt, was Strabo schon von den Olbiopolitanischen bemerkt, daß sie nämlich völlig unwissenschaftlich, unliterarisch und verscythet seien.“<sup>97</sup> Das war wohl das vernichtendste Urteil, das sich denken ließ. Da die Odessaer Griechen und Italiener ja nicht die Nachkommen der Bewohner der antiken griechischen Kolonie Olbia (an der Mündung des Bug in den Dnepr) waren, bedeutete ihre „Verskythung“ das Gegenteil der den Westeuropäern zugeschriebenen zivilisatorischen Wirkung: Sie wurden in Russland *entzivilisiert*. Und die Odessaer Deutschen waren nach Kohls Darstellung auch nicht wesentlich kultivierter als die getadelten Italiener.<sup>98</sup>

<sup>93</sup> Brooks, *Russians 1854* (wie Anm. 34), S. 19.

<sup>94</sup> Morton, *Travels 1830* (wie Anm. 5), S. 297-300.

<sup>95</sup> Lyall, *Travels 1825* (wie Anm. 5), S. 176 ff.; Kohl, *Reisen 1847* (wie Anm. 3), S. 130.

<sup>96</sup> Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 6), S. 135 f.

<sup>97</sup> Kohl, *Reisen 1847* (wie Anm. 3), S. 127.

<sup>98</sup> Denn die unmittelbare Fortsetzung des Zitats lautet: „Es zeigt sich dieß auch bei den übrigen Bibliotheken und Buchhandlungen in Odessa, wo man fast nichts fin-

Entsprechend skeptisch werteten Reisende auch die Odessaer Theater, die auf den ersten Blick doch als Inbegriff bürgerlicher Stadtkultur erscheinen könnten. Als Moore sich 1824 drei Monate in der Stadt aufhielt, gastierte dort eine italienische Truppe, die sich an Opern Rossinis und anderer berühmter Komponisten versuchte. Über ihre musikalischen Fähigkeiten hatte Moore nichts Positives zu berichten – trotzdem saß er die Vorstellungen jeweils bis zum Ende aus, um sich so gelegentlich die Langeweile zu vertreiben. Außerdem gab es damals polnische Stücke sowie französische Vaudevilles.<sup>99</sup> Gut 30 Jahre später hatten sich das Angebot wie auch das Interesse der Odessiten dem Bericht Hamms zufolge aber verbessert:

Das stattliche Theater der Stadt war „im Sommer (...) gewöhnlich von einer italienischen Oper eingenommen. Für diese sind die Odessaer alle enthusiastisch begeistert; solche Ovationen und Beifallsäußerungen können nur im Süden vorkommen. Sage man aber auch darüber, was man wolle, wer eine gute italienische Oper gehört und gesehen hat, wird zugeben müssen, daß die Deutschen meistens weder zu singen noch zu spielen verstehn [!]. (...) Abwechselnd mit der italienischen Oper findet russisches Schauspiel statt, welches aber nicht sonderlich besucht wird. Eine französische Schauspieltruppe (...) machte sehr schlechte Geschäfte und vermochte nur mittelst freiwilliger Unterstützungen ihre Heimath wieder zu gewinnen. An Concerten fehlt es nie; Odessa, wie überhaupt Rußland, wird für ein Californien der Kunst gehalten, in welchem es dem Einen glückt, Gold zu finden, dem Andern nicht. Die talentvollsten Virtuosen, wie z.B. Rubinstein, hatten schwach besetzte Häuser, während andere, deren Namen im Ausland ganz unbekannt ist, zum Schooßkind der Mode wurden, aus irgend einer Laune des Zufalls. Es ist erstaunlich, wo manche solcher Concertgeber den Muth zum Auftreten hernehmen, denn es gibt in Odessa recht tüchtige Musikverständige, namentlich unter den Deutschen.“<sup>100</sup>

Neben dem allgemeinen Enthusiasmus und der Expertise einzelner wird hier zugleich mangelnder Kunstverstand und Geschmack angedeutet – für Odessa wie auch für ganz Russland. An der russischen Hauptstadt werden diese Züge noch deutlicher: Für die Kunstwerke

---

det als die neuesten französischen Werke, gar keine englischen, keine deutschen und kaum einmal italienische. Doch existirt allerdings eine ganz kleine deutsche Leihbibliothek hier, die aber zugleich auch *Savon parfumé*, *Eau de Cologne* und *Sacs de nuit* verkauft“ (wie Anm. 97).

<sup>99</sup> Moore, *Journey 1833* (wie Anm. 10), S. V u. 161 f.

<sup>100</sup> Hamm, *Steppen 1862* (wie Anm. 3), S. 111 f.

der Eremitage etwa gab es kein echtes Interesse in der Bevölkerung, sogar die Gebildeten hätten ihre Schätze oft nur flüchtig, bei einem einzigen Besuch besichtigt: „(...) überschwenglich Lob wird Euch überall entgegnet, aber ein vollkommen urtheilloses Lob, keinerlei Kenntniß, keine wirkliche Theilnahme an den Erschaffungen Europa's, welche in dem steinernen Palaste eingekerkert sind“, stellte etwa Buddeus in den 40er Jahren fest.<sup>101</sup>

Auch in Petersburg klagten die Reisenden über den Zustand von Buchhandlungen und Bibliotheken. Dort sah Pastor Woltmann in fünf Wochen nur *eine* russische Buchhandlung – die er absichtlich aufgesucht hatte! Zwar fehlte es „nicht an großen öffentlichen und Privatbibliotheken, ihr Gebrauch aber ist, wie bei den herrlichen Kunstsammlungen, mit großen Schwierigkeiten verbunden, und deshalb ihr wahrer Nutzen unbedeutend. Bücher, Geld und Gut finden sich in Rußland stets nur in Masse beisammen, der köstliche Mittelstand fehlt, und das ist ein übles Ding. In dem unermesslichen Reiche werden jährlich etwa dreihundert russische Bücher gedruckt, unter welchen viele Übersetzungen.“<sup>102</sup> Im Vergleich zu Westeuropa war die Buchproduktion also gering. Nach Woltmanns Erkenntnis benötigte man in Russland vor allem das Äußerliche der Bildung – man musste gebildet *wirken*. Deshalb konnten es weder dumme Ausländer noch große Gelehrte zu etwas bringen – den größten Erfolg hatte, „wer das *Savoir vivre* besitzt, und mit Gelehrsamkeit zu klimpern weiß“. Woltmann fand dort vor allem „Lüsteln an jeder Kunst und Wissenschaft“, das sich etwa in der Sammelwut reicher Leute ausdrückte. Doch so konnte man „ächte Bildung (...) nicht gewinnen“.<sup>103</sup> Seinen lutherischen Vorstellungen zufolge brauchte Russland als Nötigstes Volksschulen – dann konnte man langfristig auch auf die Überwindung von „Unwissenheit und Despotismus“ hoffen.<sup>104</sup>

Einer der befremdlichsten Züge des russischen Bildungswesens war für westliche Besucher die Uniform der Schüler und Studenten – der oft auch noch entsprechendes Verhalten korrespondierte: „Äußerst

<sup>101</sup> Buddeus, Halbrussisches 1854 (wie Anm. 76), Bd. 2, S. 165. Vgl. auch die in eine etwas andere Richtung zielende Überlegung Woltmanns (Beschreibung 1833 [wie Anm. 14], S. 99): Als Erholungsort der Zaren konnte er die Eremitage leicht akzeptieren – als Kunsttempel fand er sie jedoch nicht zweckmäßig eingerichtet.

<sup>102</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 127.

<sup>103</sup> Ebenda, S. 128 u. 132 (Zitate).

<sup>104</sup> Ebenda, S. 148 f. Außerdem schien ihm allerdings auch größere Freiheit für die Universitäten nötig – und dies gilt trotz des Missverständnisses, auf dem seine Aussage beruht: Offenbar verwechselte er die Kriegsmedizinische Akademie mit der Universität St. Petersburg.

komisch fand ich meist das Benehmen uniformirter Civilisten, namentlich der Studenten und Gelehrten; weh that mir die sich in solchen Augenblicken an den Tag legende Dressur der Jugend aus den militairisch eingerichteten Erziehungsanstalten. Uniformirte Bübchen von neun bis zehn Jahren, schracken [!] gleich sehr zusammen wie ältere Personen und standen wie die Maschinen.“<sup>105</sup> Doch prägte die Uniform ohnehin das Petersburger Stadtbild, da neben den zahlreichen Militärs ja auch die Beamten und viele Privatbedienstete Uniform trugen – „weßhalb denn fast das ganze Publicum brodirt, belitzt, besternt, verbrämt und eingekantet erscheint. Nichts desto weniger ist es falsch, wenn einige Reisende behaupten, daß der einfache Frack, der schwarze Überrock hier nichts gelte,“ rückte Kohl die Eindrücke anderer Autoren zurecht. Denn die Bequemlichkeit übertreffe die Eitelkeit noch, so dass jeder, „wer nur kann und darf, (...) auch in Petersburg in den gewöhnlichen dunkelfarbigen Überrock“ schlüpfte.<sup>106</sup> Zwar sah man in Odessa weniger Uniformen, beobachtete, dass das Zeremoniell weniger streng eingehalten wurde, und spürte eine im Vergleich zu anderen Städten des Reichs größere Offenheit der Gespräche.<sup>107</sup> Trotzdem erschienen die Soldaten, die zugleich als Vorbild der ganzen Gesellschaft galten, auch hier geradezu als Automaten – und so fand ein englischer Reisender zumindest in den 20er Jahren im Odessaer Mikrokosmos das politische System Russlands gespiegelt.<sup>108</sup>

Neben der Uniformiertheit prägte aber auch die Leere das Stadtbild – denn die Straßen waren nicht nur breit, sondern, abgesehen von der Flanierstraße des Nevskij oder der Odessaer Promenade, oft auch leer. Wenn der Russlandbewunderer Tietz berichtete, wie sich „das rege Leben (...) auf allen Plätzen, durch alle Straßen drängt (...) in der stolzen Petropolis“,<sup>109</sup> stand er mit diesem Eindruck ziemlich allein. Angesichts der Größe der Stadt und ihrer Einwohnerzahl *konnten* „die hundert Fuß breiten Straßen“ Petersburgs gar „nicht überfüllt von Menschen sein“. <sup>110</sup> Und Koch erschienen große Teile Odessas

<sup>105</sup> Treumund Welp [= Eduard Pelz], Neue Petersburger Skizzen. Schweidnitz 1844, S. 30, zit. nach Stürickow, Reisen (wie Anm. 9), S. 231. Vgl. aber Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 92 über die „Schüler und Zöglinge aller öffentlichen Anstalten, die als angehende Staatsbeamte ebenfalls boutonnirt und uniformirt sind und wie die Paradiesvögel und Schmetterlinge von allerlei Farbenstreifen, Punctierungen und Garnirungen glänzen.“

<sup>106</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 91.

<sup>107</sup> Kohl, Reisen 1847 (wie Anm. 3), S. 132 f.

<sup>108</sup> Moore, Journey 1833 (wie Anm. 10), S. 170 u. 173.

<sup>109</sup> Tietz, Skizzen 1838 (wie Anm. 6), Bd. 1, S. 130.

<sup>110</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 85.

sogar als leblos.<sup>111</sup> Die westeuropäische Architektur allein erzeugte noch nicht das städtische Leben, das man in Deutschland oder Italien damit assoziierte: „Eben so unnütz erweisen sich die Balkons, mit denen hier durchweg alle Häuser verziert sind. Die Blumen, die schönen Damen, die Musiker fehlen auf ihnen, da sie fast das ganze Jahr hindurch leer und öde sind.“<sup>112</sup> Im gewissen Sinn blieb die Architektur wie die Bildung eine Äußerlichkeit – weil dem ästhetischen Ausdruck keine Funktion entsprach, der Balkon eben nur „Verzierung“ war.

### Schlussüberlegungen

Die Berichte der westlichen Reisenden über Petersburg und Odessa spiegelten eine doppelte Differenzenerfahrung: denn sie beobachteten die Abweichung sowohl von anderen russischen als auch von den ihnen vertrauten westeuropäischen Städten und Metropolen. Das Bild, das sich daraus ergab, war keineswegs negativ – sonst hätte nicht immer wieder die Schönheit oder Großartigkeit beider Städte gepriesen werden können. Zwar wurde hier mit der Zuspitzung auf die Leitfrage nach dem europäischen Charakter beider Städte die Vielfalt des Berichteten nicht nur geordnet, sondern auch reduziert – viele andere, auch positive Beobachtungen ausgeblendet. Aber der Gesamteindruck, den die Berichte vermitteln, ist doch ambivalent.

Einerseits werden Petersburg und Odessa durch ihre Heraushebung aus dem gesamtrussischen Bild aufgewertet. Doch wurde andererseits deutlich, dass eine Reihe von Besonderheiten, die den Reisenden in die Augen stachen, weil sie einen Kontrast zu den ihnen vertrauten westeuropäischen Städten bildeten, diese beiden nicht grundsätzlich von den anderen russischen Städten unterschieden. Das gilt für die breiten Straßen und die im Vergleich zur Zahl der Bewohner immer große Fläche und dadurch entstehende Weite,<sup>113</sup> aber auch für die multiethnische Zusammensetzung, die dieselben Reisenden (falls sie dorthin

<sup>111</sup> Koch, Krim 1854 (wie Anm. 30), S. 173.

<sup>112</sup> Kohl, Petersburg 1845 (wie Anm. 18), Bd. 1, S. 34. „Eben so“ bezieht sich auf die „Menge von Säulen und luftigen Portiken, die an den Petersburger Häusern verschwenden sind“ und Italien oder Griechenland suggerieren. „Doch erwartet man vergebens die Peripatetiker, die in diesen Hallen spazieren, oder die philosophischen Epikuräer, die unter ihnen sich sonnen möchten“ (S. 33 f.).

<sup>113</sup> Vgl. dazu die Bemerkung über die russischen Städte generell bei Bremner, Excursions 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 264.

kamen) etwa auch in Moskau beobachteten.<sup>114</sup> Im Übrigen könnte man sich auch fragen, ob im Zeitalter der Nationalstaaten die ethnische Heterogenität nicht einen Widerspruch zum Charakter europäischer Städte darstellt.<sup>115</sup> Nur die Metropolen der Kolonialreiche, vor allem Paris und London, und natürlich Wien als Hauptstadt des *anderen* großen Vielvölkerreichs,<sup>116</sup> hatten eine gewisse Buntheit aufzuweisen. (Also wäre hier eher die Expansion solcher Reiche, nicht ihr europäischer Charakter, als *tertium comparationis* in Erwägung zu ziehen.)

Und was die Relation zum herkömmlichen Russlandbild betrifft, so widersprachen ihm zwar einzelne Autoren prononciert: Die Russen seien keine Barbaren. Tietz, der dieses Urteil als russophiler (und frankreich-kritischer) Konservativer<sup>117</sup> braucht, widerlegt die traditionelle Einschätzung mit der Kazaner Kathedrale auf dem Nevskij Prospekt: Obwohl sie nach dem Vorbild des Petersdoms in Rom erbaut war, galt sie ihm als „ein ächtes Nationalwerk“ und lieferte den „Beweis“, dass die Russen doch nicht so „ganz *rohe Barbaren* sind, wie Mancher im Auslande, besonders aber in dem sich so hoch dünkenden Frankreich, wohl glauben mag.“<sup>118</sup> Dieselbe Wertung ist in der Bezeichnung „Petropolis“ impliziert. Zwar ist auch „Sankt-Peterburg“ ein westeuropäischer Name; doch die griechische Form verweist darüber hinaus nicht nur auf die klassische Antike, sondern negiert *per se* das Barbarentum der Bewohner.<sup>119</sup> Bremner schloss den Bericht seiner Reise durch Russland wesentlich vorsichtiger, aber doch positiv: Barbaren könne man nur jene nennen, die sich dessen nicht bewusst seien und nie versucht hätten, die Barbarei zu überwinden.

<sup>114</sup> Vgl. etwa die Bemerkungen zur Kaufmannschaft in Moskau bei Kohl, Reisen im Inneren 1841 (wie Anm. 83), Bd. 1, S. 56 f. Über die Ausländer in Moskau (die dort allerdings in geringerer Zahl lebten als in Petersburg) vgl. etwa Bremner, Excursions 1840 (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 111 f.

<sup>115</sup> So (allerdings unter der Prämisse des in den Reiseberichten postulierten europäischen Charakters Petersburgs) schon Stürickow, Reisen (wie Anm. 9), S. 216 u. 304.

<sup>116</sup> Zu Wien vgl. die Beschreibung Johann Kaspar Riesbecks (1784), zit. bei Sadowsky, Wanderungen (wie Anm. 26), S. 43 f.

<sup>117</sup> Beispiele für seine Haltung zu Frankreich in: Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), Bd. 1, S. 9 u. 21. Generell zur antifranzösischen Haltung der Russophilen: Peter Jahn, Russophilie und Konservatismus. Die russophile Literatur in der deutschen Öffentlichkeit 1831–1852. Stuttgart 1980, S. 158 ff.

<sup>118</sup> Tietz, Erinnerungs-Skizzen 1836 (wie Anm. 13), S. 8 f.

<sup>119</sup> Berelowitch, Medvedkova, Histoire (wie Anm. 6), S. 27 f., denen zufolge sich diese Bezeichnung aber nur selten und hauptsächlich in den ersten Jahren nach der Gründung findet, setzen den Namen nicht in Bezug zur Frage der Barbarei, sondern deuten ihn vor allem als Beleg der Säkularisierung: Er eliminiert den Bezug zu dem Heiligen und macht Petersburg *ganz* zur Stadt des ersten russischen Kaisers.



Aber die Russen unternahmen jede Anstrengung dazu – wenn auch ein durchgreifender Wandel in naher Zukunft noch nicht zu erwarten sei. Doch es sei viel, den „guten Kurs“ eingeschlagen zu haben.<sup>120</sup> Andere dagegen bestätigten mit ihren Beobachtungen in Petersburg und Odessa alte Stereotype,<sup>121</sup> und Moore klassifizierte Odessa nicht nur als halb-orientalische Stadt, sondern erklärte auch, dass die niederen Stände weiterhin Barbaren seien.<sup>122</sup> So hart und stereotyp sich dieses Urteil ausnimmt, hat Moore doch etwas Richtiges erfasst: Da die Verwestlichung nur Teile der russischen Gesellschaft betraf, hatten sich die Stände seit den petrinischen Reformen auch kulturell auseinanderentwickelt: Russland war nicht nur als Vielvölkerreich heterogen. Vielmehr standen sich auch unter den Russen selbst (mindestens) zwei Kulturen gegenüber.

Die Reisenden fanden in Petersburg und Odessa *Elemente* Westeuropas – „ein Stück Deutschland“ auf der Vasilij Insel oder „ein Stück Britannien“ am Englischen Quai in St. Petersburg.<sup>123</sup> Ja, Koch schrieb über Odessa sogar, es besitze von ganz Europa etwas: Das öffentliche Leben, die Oper und die Gebäude ordnete er der südeuropäischen Stadt zu, die Kaufläden Frankreich, den Handwerkerstand Deutschland. Die Geselligkeit sei nach französischem Vorbild gestaltet und vollziehe sich in französischer Sprache. Aber auch das Streben nach englischer Sitte beobachtete er.<sup>124</sup> Gerade durch die Vergleiche, zu denen die westlichen Elemente anregten, wurden auch die Unterschiede, etwa zu Italien oder Amsterdam, deutlich – und wenn man den Westen als *Maßstab* nahm, erschienen sie sogar als Defizite Odessas und Petersburgs. Wenn Bremner Odessa zur am wenigsten russischen Stadt erklärte, weil in den besten Handelszweigen die Ausländer dominierten und der (an Schmutz und Elend!) „ausreichend russische“ Teil außerhalb des üblichen Bewegungskreises der

<sup>120</sup> Bremner, *Excursions 1840* (wie Anm. 2), Bd. 1, S. 405.

<sup>121</sup> Vgl. etwa Kohls (*Reisen 1847* [wie Anm. 3], S. 153) Erlebnis auf dem Markt, mit dem er die Russen als betrügerische Händler darstellt – allerdings ohne Bezug auf das traditionelle Russlandbild.

<sup>122</sup> Moore, *Journey 1833* (wie Anm. 10), S. 196 u. 177.

<sup>123</sup> „Ja, man ist wohl so höflich gewesen, Wassili-Ostrow ein Stück Deutschland in Petersburg zu nennen, wie die Galeerenstraße und das englische Kai thatsächlich ein Stück Britannien sind“ (Buddeus, *Halbrussisches 1854* [wie Anm. 76], Bd. 2, S. 239). Besonders eindrücklich die Beschreibung des Englischen Quai bei Woltmann, *Beschreibung 1833* (wie Anm. 14), S. 82 u. 93; außerdem Jermann, *Bilder 1851* (wie Anm. 3), S. 11.

<sup>124</sup> Letzteres erklärte er damit, dass der Gouverneur Voroncov in England erzogen worden sei und eine Vorliebe für das englische Wesen habe: Koch, *Krim 1854* (wie Anm. 30), S. 169.

Fremden liege,<sup>125</sup> war es deshalb noch keine europäische Stadt.<sup>126</sup> Das zeigte auch seine Abgelegenheit – quasi außerhalb der (europäischen) Welt: Seine Entfernung von St. Petersburg war noch größer als die Entfernung der russischen Hauptstadt von London.<sup>127</sup>

Eine der wesentlichen Besonderheiten dieser beiden Städte war ihre Neuheit. In einem führenden Lexikon des 19. Jahrhunderts wurde Petersburg geradezu als moderne Stadt kodifiziert (insofern als solche Lexikonartikel auch stark auf Reisebeschreibungen beruhten und spätere Reisende dann wieder beeinflussten<sup>128</sup>). Doch teilte es diese Neuheit und die verschiedentlich explizierte Geschichtslosigkeit<sup>129</sup> mit amerikanischen Städten. Zwar war der auf dem raschen *Wachstum* gründende Vergleich Petersburgs und des „schnell erblühte(n) Odesa“ mit nordamerikanischen Städten<sup>130</sup> vermutlich einmalig – aber die Assoziation der postulierten *Geschichtslosigkeit* mit den jungen amerikanischen Städten lag gewiss näher. Dieser implizite und gelegentlich sogar explizite Vergleich aber verwies nicht auf Europa, sondern gewissermaßen aus Europa hinaus.

Allerdings stellt sich die Frage, warum die russischen Neugründungen nicht mit solchen in Deutschland verglichen wurden, etwa mit Freudenstadt, dessen riesiger Marktplatz ja ebenfalls leer geblieben war und deshalb als wüst hätte wahrgenommen werden können, oder mit Karlsruhe und Mannheim.<sup>131</sup> Warum wurden immer die *alteuropäischen* Städte zum Vergleich herangezogen? Da nahm man zwar manches auf den ersten Blick als positiv wahr – etwa die nicht vorhandene Enge in Odessa und Petersburg. Aber bei genauerer Betrachtung oder Erfahrung erschien sie eben nicht als positive Weite, sondern befremdete als Wüstheit und Leere. Auch fehlte ihnen der malerische Charakter. Der Grund für die Ausblendung der neueren westlichen Städte lag vermutlich darin, dass es sich dabei um fürstliche

<sup>125</sup> Bremner, *Excursions 1840* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 387.

<sup>126</sup> Ja, vielleicht sollte man es diesen Beobachtungen zufolge eher als eine Stadt der Ausländer definieren.

<sup>127</sup> Bremner, *Excursions 1840* (wie Anm. 2), Bd. 2, S. 395.

<sup>128</sup> Vgl. dazu Stürickow, *Reisen* (wie Anm. 9), S. 77, 82 u. 90.

<sup>129</sup> Verallgemeinernde Beobachtung ebenda, S. 302. Als Beispiel vgl. X[avier] Marmier, *Rußland, Finnland und Polen*. 2 Bde., Regensburg 1844, Bd. 1, S. 201: „(...) eine Stadt ohne Geschichte und Erinnerungen ist wie eine schöne Frau ohne Geist.“

<sup>130</sup> Tietz, *Skizzen 1838* (wie Anm. 6), Bd. 2, S. 113.

<sup>131</sup> Eine solche Parallele – ohne Bezug auf den Gründungsakt – wird in den untersuchten Quellen ein einziges Mal gezogen: Koch, *Krim 1854* (wie Anm. 30), S. 163, charakterisiert Cherson als „eine außerordentlich freundliche Stadt, die, wie keine andere in Rußland, nicht wenig Aehnlichkeit mit Mannheim und andern neueren Städten unseres Vaterlandes besitzt“.

Neugründungen handelte – sie also Ausdruck des Absolutismus waren. Ganz deutlich (und in seiner Anwendung auf Russland noch zugespitzt) wird dieser Zusammenhang bei Woltmann: „Wenn einst Rußland kultivirt und frei ist, dann wird kein zweites Petersburg gegründet. Nur unumschränkte Herrscher können solche Städte bauen.“<sup>132</sup> Die alteuropäische Stadt galt als Lebensraum der Bürger, eben jenes „köstlichen Mittelstandes“, den Woltmann in Russland vermisste.<sup>133</sup> Dem entspricht seine Klage über das Fehlen echter Häuslichkeit im emotionalen wie ökonomischen (hauswirtschaftlichen) Sinn.<sup>134</sup> Symbolisch wird der Mangel an Bürgerlichkeit am Fehlen von Stadt- und Turmuhren in Russland und dessen partieller Kompensation in Odessa deutlich. Die im Westen fast selbstverständlichen Uhren waren Kohl zufolge nicht vorhanden, weil es in Russland keine so hohen Türme gab<sup>135</sup> und die Geistlichkeit eine profane Nutzung ohnehin nicht geduldet hätte.

„In Odessa bringt man mit einer Kanone einigermaßen eine allgemeine durchgreifende Ordnung in die Zeit. Es ist ein Meridian am Boulevard errichtet und dabei eine Kanone aufgestellt, die, so wie die Sonne Mittags um 12 Uhr durch den Meridian geht, dieß Ereigniß aller Welt verkündet. So wie dieser mittägliche Kanonendonner durch die Lüfte schallt, sieht man plötzlich auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen die Leute ihre Taschenuhren hervorziehen und in den Häusern zu den Wand- und Hausuhren laufen, um deren Gang zu regulieren.“<sup>136</sup>

Für die Odessaer Handels- und Börsenwelt, in der überwiegend Ausländer wirkten, war bürgerliche Zeitökonomie ein zentrales Erfordernis – und mithilfe einer Kanone schuf man eine Ersatzkonstruktion für einen Zeitgeber, nach dem „sich Alle richten“<sup>137</sup> konnten. Aber dabei verdeutlicht das *Instrument* zugleich den grundsätz-

<sup>132</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 95.

<sup>133</sup> Anders als bei den russophoben Autoren des Vormärz dient dies aber nicht zur „impliziten Konstituierung bürgerlichen Selbstbewußtseins durch negative Fixierung auf die russische Gesellschaft“ (Jahn, Russophilie [wie Anm. 117], S. 72). Vielmehr ist es bei den Petersburg und Odessa differenziert betrachtenden Reisenden ein selbstverständlicher Ausfluss eines bereits gefestigten bürgerlichen Selbstverständnisses.

<sup>134</sup> Woltmann, Beschreibung 1833 (wie Anm. 14), S. 127 f. (Zitat), ausführlich zu Geselligkeit, Familienleben und Hauswirtschaft S. 152 f.

<sup>135</sup> Man denke hierbei an die öfter beschriebenen russischen Glockentürme – die oft eben keine Türme, sondern ein neben der Kirche stehendes Gerüst zur Aufhängung von Glocken waren.

<sup>136</sup> Kohl, Reisen 1847 (wie Anm. 3), S. 171.

<sup>137</sup> Ebenda.

lich anderen *Kontext*. Insofern lässt es Odessa auch als eine Stadt des Übergangs zwischen Europa und Russland oder evtl. Europa und dem Orient erscheinen.

Dem ambivalenten Bild Petersburgs und Odessas, das viel Positives enthielt, aber doch nicht dem (alt)europäischen Modell der Stadt entsprach, scheint deshalb die im 19. Jahrhundert verbreitete Etikettierung Petersburgs als nordisches Palmyra und die – davon abgeleitete – gelegentliche Kennzeichnung Odessas als „südliches Palmyra“<sup>138</sup> durchaus adäquat. Mit dem antiken Palmyra, das am Anfang des 1. Jahrhunderts Teil des Römischen Reiches wurde, teilen beide nicht nur die Bedeutung als Handelsstädte, sondern auch die Mischung der einheimischen mit der westlichen Kultur. Vor allem bildet das *tertium comparationis* aber die umgebende Öde, in der diese Städte eine Oase bildeten – wie das antike Palmyra in der syrischen Steppe.<sup>139</sup> Anders als die florierenden europäischen Städte – etwa Florenz oder, als Hafenstädte noch passender, Venedig bzw. Amsterdam – stellen Petersburg und Odessa nicht eine Verdichtung innerhalb eines ebenfalls prosperierenden Umfelds dar, sondern ragen als Oasen aus diesem gerade heraus.<sup>140</sup> Gewiss ist dieses positiv gemeint,<sup>141</sup> doch streng genommen verweist der darin implizierte Vergleich Petersburg und Odessa letztlich aus dem europäischen Bezugsrahmen hinaus.

Als Bremner und seine Reisegefährten in die Handelsstadt am Schwarzen Meer kamen, schien es ihnen, als *ob* sie wieder in einem zivilisierten Land wären. Viele europäische Elemente – von der Architektur über die Kleidung bis zur Sprache – ließen St. Petersburg und Odessa westlichen Ausländern nicht mehr als typisch russisch

<sup>138</sup> Koschmal, *Altes Odessa* (wie Anm. 7), S. 32 (als Selbstbezeichnung) u. 33.

<sup>139</sup> Dasselbe Bild auch bei Leo Alexander, *Skizzen aus Südrussland* [1841], in: *Odessa. Kapitel aus der Kulturgeschichte*, hrsg. v. Walter Koschmal. Regensburg 1998, S. 2-10 [urspr. in sechs Teilen in: *Ost und West* 5 (1841)], S. 3: „Je näher man Odessa kommt, (...) desto öder und sandiger die Steppen, bis das müde Auge endlich auf dieser Stadt, wie auf einer Oasis in der Wüste ausruht.“ Diese Bedeutung des Palmyra-Vergleichs scheint früheren Forschern entgangen zu sein, sogar wenn sie (wie Stürickow, *Reisen* [wie Anm. 9], S. 133 f.) die Lage des antiken Palmyra in der Wüste beiläufig erwähnen. Vgl. auch Jahn, *Russophilie* (wie Anm. 117), S. 95, der aber neben der Pracht immerhin die „Exotik und orientalische Fremdartigkeit“ als Konnotationen hervorhebt.

<sup>140</sup> Dies für Petersburg trotz der Zarenresidenzen in seiner Umgebung. Denn sie müssen als Teil bzw. Extension Petersburgs begriffen werden – die ebenso wie dieses mit großen Mühen in einer dafür nicht vorbereiteten Landschaft erbaut und gezielt gestaltet werden mussten.

<sup>141</sup> Wie etwa auch bei Berlin, das Georg Friedrich Rebmann 1793 ebenfalls als „Palmyra“ beschrieben hat, welches „aus einer öden Sandwüste“ herausrage (zit. nach Sadowsky, *Wanderungen* [wie Anm. 26], S. 50).

erscheinen.<sup>142</sup> Aber dass sie *europäische* Städte seien, konnten sie ebenso wenig bestätigen. Aus der zeitgenössischen Perspektive und von außen betrachtet, war der russische Traum von Europa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Traum geblieben.

---

<sup>142</sup> Vgl. auch Guerne, Steppes 1854 (wie Anm. 56), S. 10: „Odessa is hardly a Russian city in appearance.“



# Ein russischer Traum von Europa? Petersburg, Odessa und andere

von Walter Koschmal

Gibt es einen russischen Traum von Europa? Träumt man in Russland überhaupt von Europa, träumt man davon, zu Europa, das meint hier zu einer westeuropäisch geprägten Zivilisation zu gehören, zumindest aber von ihr akzeptiert zu werden? Ist der Traum von Europa nicht vielmehr ein Albtraum, nämlich die Angst vor der Vereinnahmung durch Europa? Die Angst, die russische Eigenständigkeit zu verlieren? Sollte es den Traum von Europa geben, ist es dann wirklich nur ein Traum? Inwiefern lässt sich dieser Traum von Europa mit Städten, mit Stadttexen, die von Sprachdenkmälern ebenso konstituiert werden wie von steinernen Denkmälern, verbinden? Wird der Traum von Europa vor allem in Städten geträumt? Und schließlich: Ist der Traum von Europa wirklich ein Traum, bleibt er unerfüllt, muss er unerfüllt bleiben? Oder ist der Traum von Europa nicht doch auch Wirklichkeit geworden?

Auf diese zunächst wenig systematisch erscheinenden Fragen, die ein Thema wie „Ein russischer Traum von Europa?“ bei dem einen oder anderen aufwerfen mag, lassen sich keine eindeutigen und schnellen Antworten geben. Die meisten implizierten Aussagen treffen – trotz ihrer vermeintlichen Widersprüchlichkeit – zu. Fragen und Widersprüche verlangen gleichermaßen Antwort und Lösung.

In gewisser Hinsicht sind manche der Fragen bloß rhetorischer Natur: Natürlich träumt man in Russland etwa im frühen 19. Jahrhundert kaum davon, zu Europa zu gehören. Viele, gerade die Kultur prägende Personen, Dichter vor allem, suchen und finden ihre persönliche, aber vor allem eine russische kulturelle Identität gerade in der Abgrenzung von Europa. Man denke nur an F.M. Dostoevskij, so insbesondere an sein mehrbändiges „Tagebuch eines Schriftstellers“ („Dnevnik pisatelja“), das bislang nur in Auszügen deutsch vorliegt.

## Dichotomie der Stadttexen

Zar Peter I. hatte mit seiner Europäisierungspolitik seit dem frühen 18. Jahrhundert Angst geweckt, ja Albträume verursacht, wollte er doch in den Augen vieler die russische Identität gegen eine europäische tau-

schen. Seine Stadtgründung Petersburg im Jahre 1703 steht wie ein Symbol dafür. Hier mag auch ein historischer Anfang dazu liegen, dass sich Europadiskurse wesentlich mit Stadttexen verbinden. Peter I. hatte nicht nur einen russischen Traum von Europa, er verfolgte seine Verwirklichung mit Konsequenz und Geschick. Der Vergleich Peters I. und Dostoevskijs zeigt aber schon, dass der Traum von Europa historisch differenziert zu sehen ist. Die Notwendigkeit regionaler Differenzierung, etwa zwischen Petersburg und Moskau, kommt hinzu.

Die literarische Traumkulisse verbindet sich im 19. Jahrhundert vor allem mit Petersburg. Der Traum von Europa, vom Fenster nach Europa, hatte seine Ursprünge im 18. Jahrhundert und war schon in dem heute stereotypen Bild, ein „Fenster nach Europa“ („okno v Evropu“) zu öffnen, ein Bild, das A.S. Puškin in seinem Poem „Der eherne Reiter“ („Mednyj vsadnik“, 1834) prägte, als Überschreitung einer bis dahin geschlossenen, undurchlässigen Grenze gedacht. Das 19. Jahrhundert schafft aber auch in der Auseinandersetzung zwischen den beiden vorherrschenden Strömungen, der prowestlichen der „Westler“ („zapadniki“) und der proslavischen bzw. prorussischen der „Slavophilen“ („slavjanofily“) einen Dissens und relativiert den Traum von Europa, je nach gesellschaftlicher Gruppe. Petersburg wird – je nach Ideologie unterschiedlich – als europäisch träumend aus der russischen Kultur ausgeschlossen, zumindest aber marginalisiert. Moskau hingegen – so eine verbreitete Ansicht des 19. Jahrhunderts – könne die Balance zwischen Asien und Europa herstellen und schon damit ganz Russland repräsentieren.

Diese inhaltlichen Positionen sind weitestgehend bekannt, sie sollen deshalb im Folgenden auch nicht wiederholt werden.<sup>1</sup> Allerdings erheben einschlägige Untersuchungen nicht selten den Anspruch auf eine allgemeine Gültigkeit dieser Positionen für die russische Kultur. Die notwendigen und vielfältigen Parameter der Differenzierung werden darüber bisweilen vernachlässigt. Differenzierung ist – wie deut-

<sup>1</sup> An dieser Stelle möchte ich nur auf eigene Arbeiten verweisen, in denen die Städtedichotomien Moskau – Petersburg und Odessa – Petersburg detailliert und unter Hinweis auf die einschlägige Forschungsliteratur behandelt wurden: Walter Koschmal, Kulturbeschreibung aus der Peripherie: Babel's Odessa-Poetik, in: Wiener Slawistischer Almanach. SB 44 (1997), S. 311-326; ders., Altes Odessa – fremde Stadt. Rußlands erste europäische Stadt, in: Odessa. Kapitel aus der Kulturgeschichte, hrsg. v. dems. Regensburg 1998, S. 30-44; ders., Stadttex und „Gender“. Zur Ideologie binaristischer Kulturbeschreibungen in Russland, in: Gedächtnis und Phantasma. Festschrift für Renate Lachmann, hrsg. v. S. Frank (u.a.). München 2001, S. 13-26.



lich wurde – in historischer und gesellschaftlicher Hinsicht erforderlich. In regionaler, vor allem aber auch in perspektivischer (axiologischer) Hinsicht bleibt sie unverzichtbar. Die russische Innenperspektive auf den russischen Traum von Europa dürfte sich ganz anders gestalten als die Außenperspektive.

Explizite Prämisse des hier unternommenen Darstellungsversuchs ist es deshalb, dass alle russischen Träume von Europa historisch und regional, d.h. auch kulturell gebunden sind. Deshalb muss gerade auch die jeweilige kulturhistorische Bedingtheit der Träume von Europa gezeigt werden. Das gilt auch und in besonderem Maße für die Beschreibung der russischen Träume von Europa in den Stadttexten, die hier in erster Linie behandelt werden. Mit der historischen Verschiedenheit der einzelnen Stadttex-te und ihrer europäischen Dimension geht nämlich auch eine spezifische Ideologisierung einher. Dass Peter I. Petersburg aus ideologisch-politischen Gründen zur europäisch geprägten Hauptstadt Russlands erhoben hat, steht außer Zweifel. Dies musste gleichsam notgedrungen auf einem andere ausschließenden Wege geschehen: Moskau musste der europäische Charakter in demselben Maße streitig gemacht werden. Die Stadttex-te der russischen Kultur zeigen, dass dies gelungen zu sein scheint.

Die unterschiedlichen Ideologien der Westler und Slavophilen beinhalten schon diese Bezeichnungen selbst. Im 20. Jahrhundert wird die kulturelle Dichotomie hingegen komplexer. Ein emigrierter Schriftsteller wie Evgenij Zamjatin nutzt den Dualismus Petersburg – Moskau, um mit der neuen, weiblich-hysterischen, modesüchtigen, politisch geprägten Hauptstadt Moskau abzurechnen. Petersburg wertet er hingegen als Stadt des Geistes und der wahren Kunst auf. Diese Ästhetisierung Petersburgs durch den Emigranten Zamjatin, der Russland verließ und seinen Stadttext bereits in der fremden Sprache, nämlich deutsch, publizierte, setzt sich auch im Land selbst fort. Oppositionell gesinnte bzw. agierende Wissenschaftler wie Ju. Lotman, V. Toporov u.a. befassten sich seit den 60er Jahren wissenschaftlich vor allem mit Petersburgtexten. Denn diese sind nicht nur europäisch vermittelbar, sondern auch vermeintlich ästhetisch und künstlerisch ausgerichtet. Nichtfiktionale Stadttex-te werden hingegen bewusst ausgeschlossen.

Den Moskautexten wird – auch durch diese Textsortenentscheidung – in einer Radikalität von V. Toporov u.a. ganz explizit der Textcharakter abgesprochen. Diese Ausschließlichkeit hat nicht ihresgleichen. Die Stadttex-tforschung der verschiedensten europäischen Kulturen kennt solche Unterscheidungen nicht. Es wird nicht etwa dem

Romtext der Textcharakter zugesprochen, dem Florenz- oder Venedigtext aber abgesprochen. Eben dies impliziert Toporov. Dieser Ausschluss mag manchen entfernt an den Ausschluss Andersgesinnter durch einen gewalttätigen zentralistischen Sowjetstaat erinnern, mag gerade in seiner Radikalität vielleicht auch eine Reaktion darauf sein. Ideologie wird hier gegen Ideologie gesetzt. Moskau und seine Stadtexte lassen sich auf diesem Wege ignorieren. Man wendet sich in der Forschung vor allem den künstlerischen Texten des 19. Jahrhunderts zu, in dem die Petersburgertexte dominieren. Moskautexte werden nach Kriterien ausgegrenzt, die man an den als Norm gesetzten Petersburgertexten gewinnt. Der Zirkelschluss ist offensichtlich. Die Dichotomie der Stadtexte und damit die Beschreibung der russischen Träume von Europa aus einer innerrussischen Kulturperspektive erscheint deshalb aber als höchst problematisch. Die Außenperspektive sollte ein notwendiges Korrektiv sein.

Damit wird deutlich, wie wichtig bei einer differenzierten Sicht des Traums von Europa die Frage der Perspektive ist. Moskautexte werden meist aus dem Blickwinkel der innerrussischen Peripherie, insbesondere aus der Petersburger Perspektive negativ bewertet, Petersburgertexte umgekehrt aus einem zentralen Blickwinkel, aus der Moskauer Perspektive. Europänahe bzw. Europaferne fungieren dabei als durchaus wichtige Parameter. Die russische Kultur ist – wie wohl nur wenige andere Kulturen – durch einen ausgeprägten Dualismus, ja Antagonismus der Stadtexte geprägt. Moskau oder Petersburg? Diese Entscheidung ist vielfach schon ein Bekenntnis. Da die russischen Europakonzeptionen und Europaträume mit den antagonistischen Stadtexten verbunden sind, werden sie auch wesentlich von diesem Antagonismus geprägt.

Der Antagonismus spitzt sich in den verschiedenen Diskursen immer wieder antithetisch zu. Vor allem gilt das für politische Diskurse: Zentrum der politischen Macht ist im 19. Jahrhundert Petersburg. Im 20. Jahrhundert geht diese Bedeutung auf Moskau über. Dabei bleibt aber Moskau auch im 19. Jahrhundert Zentrum der religiös-orthodoxen Kultur. Das Zentrum von Kunst und Literatur wechselt häufig mit dem politischen Zentrum: Im 19. Jahrhundert dürfte es in Petersburg anzusiedeln sein, mit dem aufkommenden Kommunismus versucht man es zunehmend in Moskau zu verankern.

Die Wahl des Diskurses kann bei der Wertung der Stadtexte nicht weniger als bei der Europäisierung schon eine Vorentscheidung im Hinblick auf künftige Ergebnisse bedeuten. Peter I. hat seine Europäisierungserfolge u.a. deshalb errungen, weil er erstmals die religiöse

Dimension ausgeklammert und sich ganz auf die politische Ebene beschränkt hat (man denke nur an seine Heiratspolitik). Schon die Wahl der Diskurse ist auch bei der Beschreibung der Städtedichotomie und der Europaträume grundlegend und keineswegs ideologiefrei. Beschränkt man sich auf den religiösen Diskurs, so wird schon durch diese Entscheidung eine Präferenz für den Moskauer Stadtttext deutlich. Moskau aber gilt als europafern.

Dabei ist festzuhalten, dass Moskau als der originale, der ursprüngliche Stadtttext zu gelten hat. Der Petersburger Stadtttext musste sich damit als abgeleitet etablieren. Erst über abweichende Merkmale konnte er in der Differenz eine spezifische Identität gewinnen. Die Nähe zu Europa – und damit implizit die Ferne zu Moskau und auch zu Russland – wird dabei von Beginn an zu einem zentralen Differenz- und Identitätskriterium. Beide antagonistisch aufeinander bezogenen Stadtttexte kennzeichnet so ein hoher Grad an Homogenität und ein hoher Identifikationswert. Damit lässt sich ein auf Russland fixierter Patriotismus und Nationalismus vor allem mit Moskau, eine russisch-europäische Ideologie mit Petersburgtexten verbinden. Das aber macht deutlich, wie sehr diese Wertungen innerkulturell funktionalisiert werden. Deshalb müssen die kulturellen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen deutlich benannt werden, unter denen die Stadtdichotomien identifikatorisch genutzt werden. Der Traum von Europa ist dann jeweils ein anderer.

### **Asien oder Europa?**

In der russischen Kultur gibt es keine Vorstellung von Europa ohne Asien, zumindest nicht im Zentrum der Kultur. Dies gilt es als Besonderheit zu berücksichtigen, weil sich dadurch russische Europadiskurse von vornherein etwa von polnischen oder westeuropäischen grundlegend unterscheiden. Russische Europakonzeptionen setzen in der Regel Vorstellungen von Asien voraus oder implizieren diese. Das aber heißt, der Europadiskurs, der Traum von Europa, steht in einem – wie auch immer gearteten – Spannungsverhältnis, im Gegensatz zu einem Asien diskurs.

Der Antagonismus der Stadtttexte, bei denen die Nähe bzw. Ferne zu Europa zu einem so wesentlichen Kriterium wird, ist damit in einen umfassenderen Antagonismus eingebunden. Es ist dies der Widerstreit zwischen Asien und Europa, der innerhalb der russischen Kultur eine besondere Relevanz gewinnt. In den Stadtttexten spiegelt sich dieser

Antagonismus wider. Die antithetische Struktur verbindet also den Europa-Asien-Diskurs auf der einen und russische Stadttex-te auf der anderen Seite. Damit gewinnt aber auch die Frage nach den russischen Träumen von Europa eine besondere Relevanz.

Neben diesem doppelten Antagonismus ist ein zweites Moment nicht weniger grundlegend. Es verdeutlicht die Herkunft der russischen Europadiskurse. Sie bilden sich relativ spät, ähnlich den Asien-diskursen. Wohl erst im 20. Jahrhundert sucht man in Russland ver-stärkt eine Standortbestimmung im Hinblick auf Asien. Die Europa-diskurse entstehen hingegen bereits im 18. und 19. Jahrhundert. Sie bilden aber – ähnlich den Asien-diskursen – bereits eine Reaktion auf westeuropäische Vorstellungen von Russland. Das aber heißt, russi-sche Europavorstellungen sind vielfach abgeleitete Konzeptionen. Sie schwanken als solche zwischen der Adaption westlicher Europadis-kurse (z.B. in Petersburgtexten) und ihrer axiologisch-umwertenden Verkehrung.

Als ein Beispiel für axiologische Verkehrung ließe sich anführen, dass sich die Warnung bzw. Furcht Europas vor der drohenden ‚Gefahr‘ Russland zu einer Furcht Russlands vor der drohenden Ge-fahr Europa (z.B. bei N. Danilevskij, Dostoevskij u.a.) wendet, bzw. aus ideologischen Gründen gewendet wird. Für Nikolaj Danilevskij ist der russische Kulturtyp in seinem Buch „Russland und Europa“ („Rossija i Evropa“, 1869) zum einen „ein von Europa ganz verschie-dener“ und „getrennter“, zum anderen ist er dabei in sich hochgradig homogen und ganzheitlich. Danilevskij redet in besonderer Klarheit der dichotomischen Trennung von Russland und Europa das Wort.

Die Eurasier der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts können mit ihrer These von der Unähnlichkeit Russlands mit Europa eben daran an-knüpfen. Sie betonen zudem, dass Russland als organische Welt (orga-ničeskij mir) gleichsam natürlich gewachsen sei. Durch dieses organi-zistische Merkmal repräsentiert Moskau ganz Russland. Der Traum bzw. Albtraum Russlands von Europa ist also wesentlich von den Vorstellungen Europas von Russland bestimmt.

Doch herrscht eine große Heterogenität der Konzeptionen und der „Träume“, je nach historischer Zeit, nach Region und nach Diskurs. Für eine einzelne Konzeption eine überzeitliche, allgemeine Gültig-keit zu postulieren, verbietet sich. Das wechselnde Ineinander von Innen- und Außenperspektive mag an einem Beispiel deutlich werden.

Vielleicht die erste – explizite –, verbal konstituierte „Mauer“ zwi-schen Europa und Russland dürfte von Polen aus, durch Johannes von Glogau im Jahre 1494 errichtet worden sein: Polen grenzte sein Sar-

matien von einem östlich davon liegenden „Sarmatia asiatica“ ab und qualifizierte dieses ausgegrenzte „Moskowien“ zudem „als Reich des Bösen“. Politische Gründe, die potenzielle Bedrohung, die Polen fast immer in seiner Geschichte in Russland sah (und das nicht zu Unrecht), spielte hierbei eine Rolle. Doch die Mauer erstreckte sich nicht nur auf den politischen Diskurs. Ihre Bedeutung wurde vor allem für die Religion propagiert: Polen verstand sich spätestens seit dem 16. Jahrhundert als „antemurale christianitatis“. Polen konnte sich auf diesem Wege als Schutzmacht Europas, insbesondere des Christentums aufwerten. Dabei war es irrelevant, dass Russland zu diesem Zweck als asiatisch fremd mit allen Nichtchristen höchst un-differenziert vermengt werden musste.

Jahrhunderte später kehrt innerhalb der russischen Kultur die im Westen Europas zuvor von Polen bereitwillig übernommene Sicht wieder. Die „Westler“ („zapadniki“) führen im Russland des 19. Jahrhunderts einen Diskurs der Zivilisation (nicht mehr der Religion oder Politik): Sie wenden sich gegen die kulturlosen asiatischen Barbaren in Russland. Die Grenzen zwischen Asien und Russland werden nun innerhalb Russlands gezogen. Moskau erscheint dabei auch deshalb als asiatische Stadt, weil sich der zunehmend abschätzige Begriff „Moskowiter“ oder „Moskowien“, der von den Polen für das ganze Land verwendet wurde, von der Stadt Moskau herleitet. Obwohl viele Moskautexte dennoch die zwischen Europa und Asien vermittelnde Rolle betonen, stärkt dies Petersburgs europäischen Status. Der russische Städteantagonismus ist damit nicht mehr zu vermeiden.

Die Reaktion auf solcherart ausgrenzende Positionen konnte nicht ausbleiben. Die polnisch-europäisch-westlerische Ausgrenzung wird dabei fortgeführt, die Wertungen aber werden in ihr jeweiliges Gegenteil verkehrt. Nikolaj Danilevskij radikalisiert dieses Fremdverständnis. Er führt nun einen ganzheitlichen Diskurs, der sich nicht auf die politische oder religiöse Ebene beschränkt. Die Grenzziehung zwischen ganz Russland und Europa gereiche – so Danilevskij – Russland zum Vorteil. Sie erst garantiere die Homogenität und Ganzheit russischer Kultur. Nur in Russland habe sich so die Einheit von weltlicher und religiöser Kultur erhalten können. Europa hingegen habe die religiöse Dimension des Lebens eingebüßt. Die negativ ausgrenzende, homogenisierende Gleichmacherei des vermeintlich nicht-europäischen Außenraumes – etwa von polnischer Seite – kehrt nun bei Danilevskij wieder. Sie wird aber innerhalb einer russischen Axio-logie ins Positive gewendet. Einen russischen Traum von Europa kann es aus dieser Perspektive nicht mehr geben.

Andere negative, westeuropäische Stereotypen siedeln Russland im kalten und zugleich bösen Norden an.<sup>2</sup> Für Martin Luther ist der Norden der Ort der Hölle. Über das Sternzeichen des Bären (arctus) wird dieser gefährliche, auf den westlichen Jahrmärkten des 16. und 17. Jahrhunderts zur Schau gestellte, auch tapsige Bär zur Bedrohung. Erst seit Mitte des 19. Jahrhunderts situiert man in Europa Russland nicht mehr im Norden, sondern im Osten. Die Nordkonnotationen für das ganze Land, insbesondere die Gefährlichkeit des Bären, die nördliche Kälte, das Böse u.ä. bleiben aber auch dann noch an Russland haften, wenn dieses im Osten und nicht mehr im Norden liegt. Lediglich der Ursprung dieser negativen Konnotationen bleibt nicht länger so offensichtlich.

Da das russische Selbstbild und die Europakonzeption aber in wesentlichen Zügen abgeleitet sind, prägen diese nördlichen Konnotationen auch weiterhin die Sicht der russischen Kultur.<sup>3</sup> Das aber bedeutet, dass der Süden Russlands, das Kleinrussland, die Ukraine, Stadttex te wie jene Kiews oder Odessas durch diese Genese weitgehend ausgeschlossen bleiben. Der Süden Russlands passt auch nicht zu den westeuropäischen, nördlich determinierten Stereotypen. Vor allem aber würde der Süden mit seinen abweichenden Merkmalen die Homogenität des Kulturraums und damit seine für Außen- und Innensicht charakteristische homogene Geschlossenheit zu sehr auf eine Heterogenität hin öffnen. Hier liegt ein wesentlicher Grund dafür, dass weder Kiever Stadttex te noch der Odessatext in russischen Kulturbeschreibungen einen gewichtigen Platz einnehmen.<sup>4</sup>

<sup>2</sup> Vgl. dazu Hans Lemberg, Zur Entstehung des Osteuropabegriffs im 19. Jahrhundert. Vom „Norden“ zum „Osten“ Europas, in: Jahrbuch für Geschichte Osteuropas 33 (1985), H. 1, S. 48-91.

<sup>3</sup> Vgl. dazu Otto Boele, The North in Russian Romantic Literature. Amsterdam 1996, sowie die Rezension dazu von Holt Meyer in: Zeitschrift für slavische Philologie 57 (1998), H. 2, S. 450-456.

<sup>4</sup> Der Odessatext ist dennoch in vielfacher Hinsicht ein seinerseits vom Petersburgtext abgeleiteter. Außerhalb dieses semantischen Netzes erscheint er deshalb nicht selten als widersprüchlich, ja unsinnig. Petersburg wird nach der Oasenstadt in der syrischen Wüste seit der Mitte des 18. Jahrhunderts „nördliches Palmyra“ („severnaja Pal'mira“) genannt, Odessa analog dazu als „südliches Palmyra“ („južnaja Pal'mira“) oder ebenfalls analog zu Petersburg als „südliche Hauptstadt“ („južnaja stolica“). Dabei beschreibt Leo Alexander Odessa im Jahre 1841 gerade wie eine wundersam aus der Steppe auftauchende Zauberstadt, eine Oase. Odessa liegt – wie das Original – im Süden bzw. geografisch im Norden des syrischen Palmyra. Hauptstadt war Odessa nie, der politische Diskurs ist dem odessitischen Stadttex te fremd. Auch diese Analogiebildung macht insofern außerhalb des Netzes der Stadttex te, das von Moskau- und Petersburgtexten geprägt ist, keinen Sinn; vgl. dazu Erwin Wedel, Odessa als Wiege und Schauplatz der südrussischen Literatur im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts, in: Odessa (wie Anm. 1), S. 96-131, hier S. 129.

Der russischen ganzheitlichen, universalistischen Geschlossenheit stellen Ivan Kireevskij, N. Danilevskij u.a. die Einseitigkeit der geschichtlichen Entwicklung Europas gegenüber. Dieses antagonistische Stereotyp dürfte erneut jenem anderen weitgehend entsprechen, das den Städtediskurs Moskau – Petersburg der Literaturkritiker Vissarion Belinskij, Aleksandr Herzen u.a. prägt. Belinskij nennt Moskau und Petersburg „zwei Einseitigkeiten“ („dve odnostoronnosti“). Beide Stadttex te bedürften der Ergänzung durch den jeweils anderen, um zu einem Ganzen zu werden. Aus einer anderen Sicht wird Moskau und den Moskautexten die Fähigkeit zugeschrieben, Petersburg und seine Texte zu integrieren.

Diese Dichotomie bildet strukturell und inhaltlich die Dichotomie der Europadiskurse ab, sodass die Stadtdiskurse erneut in enger Verbindung mit Europakonzeptionen stehen. Während für viele Autoren des 19. Jahrhunderts die russische Kultur die Ganzheitlichkeit von Leib und Seele, von Welt und Religion repräsentiere, stehe der Westen Europas für den „Sieg des Verstandes“ („toržestvo uma“, Kireevskij), der in Europa zu Einseitigkeit („odnostoronnost“) geführt habe. Der Westen habe sich auf das „Messer des Verstandes“ („nož razuma“), auf den Kopf reduzieren lassen. Aufgrund dieser Einseitigkeit sei er bereits „tot“, nämlich in Formalität und „Gesetzen“ erstarrt. Die Parallele von Kireevskijs europäischer „Einseitigkeit“ und Belinskijs „Einseitigkeiten“ der beiden russischen Stadttex te macht zum einen die Verbindung, ja die Abhängigkeit zwischen beiden Autoren deutlich, zum anderen aber die weite Verbreitung dieser Ansichten in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Russland sei hingegen, gerade in seiner asiatischen Dimension, ganzheitlich: Russland sei ein Körper, der vom Gefühl, vom „slavischen Herzen“ („slavjanskoe serdce“) zusammengehalten werde (Danilevskij). Der Schriftsteller Denis Fonvizin bestärkt seine Landsleute um die Wende zum 19. Jahrhundert nach seiner Rückkehr aus Paris in der Überzeugung, in Sachen des Fühlens brauche man sich nicht als minderwertig zu empfinden, man sei darin dem Westen vielmehr überlegen. Das russische Kulturmodell wird gerade in dieser Entgegensetzung gegen das westeuropäische als ein abgeleitetes und abhängiges erkennbar. Deutlich wird aber auch sein kompensatorischer Charakter. Die intellektuelle Kraft Europas wird verdrängt, doch in Russland wird das Verdrängte nicht zuletzt durch gesteigerte Emotionalität wettgemacht.

Damit wird vollends deutlich, dass dieser Antagonismus auch semantisch jenem der Städte Moskau – Petersburg entspricht. Denn

die Emotionalität der Moskauer Stadtttexte ist vielfach belegt, meist in Verbindung mit deren Weiblichkeit. Moskau ist schon bei Nikolaj Gogol' die „alte Stubenhockerin“ („staraja domosedka“). Umgekehrt wird deutlich, dass Petersburg – bei Gogol' der junge männliche „Geck“ („ščegol'“) – aus dieser negativen innerrussischen Sicht als ein von gefährlichen „Messern“ bevölkerter Albtraum und nicht als hoffnungsvoller oder gar utopischer Traum von Europa erscheint. In Gogol's Petersburger Erzählungen entsprechen den Messern die sich verselbstständigenden, nicht weniger phallisch-bedrohlichen Nasen. In den Petersburgtexten des 19. und auch des 20. Jahrhunderts figuriert Petersburg als die Stadt der Rationalität und Intellektualität. Es ist – gerade aus südrussischer Perspektive (besonders deutlich wird dies bei I. Babel') – die Stadt der geschriebenen Gesetze, der Apokalypse, des Todes. Als Stadt dieser „Einseitigkeiten“ wird Petersburg – besonders in Gogol's „Petersburger Erzählungen“ – zum Ort der Trennungen, der Aus- und Abgrenzungen, der Fragmente, die sich in der Groteske bedrohlich, alpträumhaft verselbstständigen.

Petersburg und Petersburgtexte zeigen sich damit – ebenso wie Moskautexte – vom Russland-Europa-Antagonismus geprägt und repräsentieren diesen strukturell wie semantisch. Aus dieser innerrussischen Perspektive wird deutlich, dass sich ein möglicher Traum von Europa schon unter dem Zaren Peter dem Großen im 18. Jahrhundert für die Mehrheit der Bevölkerung zu einem russischen Albtraum verkehrt. Petersburgtexte werden zum Gegenmodell zur russischen Kultur, das aber gerade aufgrund dieser Gegenposition aus einem genuinen russischen Kulturmodell ausgegrenzt wird. Die so wohlwollende, Petersburg und seine Texte bevorzugende Darstellung – etwa bei V. Toporov – richtet sich damit auch häufig gerade gegen eine homogenisierende Konzeption von russischer Kultur. Dies macht deutlich, wie wichtig es ist, den verengten Petersburger Blick, aber auch den verengten (nord-)russischen Blickwinkel auf beiden Seiten zu weiten, auf der europäischen wie auf der russisch-asiatischen.

## Der ‚kleine‘ Süden Russlands als Korrektiv

### *Gogol's Kleinrussland*

Der Süden Russlands spielt für die Weitung des nordrussisch eingengten Blickwinkels eine zentrale Rolle. Der Süden Russlands – in seinen hier relevanten Regionen und Aspekten – figuriert vor allem unter



zwei Bezeichnungen, die durchaus vielsagend sind. Zum einen handelt es sich historisch – etwa bei Odessa und anderen Städten – um das vor allem von der Zarin Katharina II. geschaffene neue Russland, „Novorossija“ („Neurussland“), das dem ‚alten‘ nicht nur durch das Epitheton „neu“ entgegengestellt wird. Im Regierungssitz Petersburg blickt man durchaus mit Skepsis auf diese „demokratische Republik“ im Süden.

Zum anderen aber wird der Süden – insbesondere die heutige Ukraine – traditionell als „Kleinrussland“ („Malorossija“) bezeichnet. Wie dem neuen das alte Russland antithetisch eingeschrieben ist, so erwächst Kleinrussland aus der Antithese zu Großrussland. Die antithetische Struktur setzt sich fort. Beide Bezeichnungen machen – auf der zeitlichen bzw. räumlich-geografischen Achse – deutlich, wie sehr erneut schon die Räume, in denen Städte wie Kiev und Odessa angesiedelt sind, in charakteristischer Abweichung vom originären Russland entstehen. Großrussland verstand es jedenfalls, Kleinrussland, seine Kultur und Sprache, über lange Jahrhunderte hin in seinem Schatten zu halten, auch die kleinrussischen Städte und Stadttex-te.

Eine Konzeption Kleinrusslands soll hier knapp aus der Sicht eines seiner bedeutendsten Söhne dargestellt werden, Nikolaj Gogol's. Gogol' hat Kleinrussland nicht nur zum Raum seiner früheren Erzählungen, auch seines Romans „Tote Seelen“ („Mertvyje duši“, 1835–1842; 1842) gemacht, sondern hat sich auch mit Kleinrussland etwa in den Aufsätzen „Ein Blick auf den Zustand Kleinrusslands“ („Vzgljad na sostojanie Malorossii“, 1832) und „Über kleinrussische Lieder“ („O malorossijskich pesnjach“, 1833) eingehend auseinandergesetzt.

Gogol' versteht Kleinrussland, das Land an der Grenze bzw. am Rand („u kraja“ > Ukraine), als Raum, in dem „zwei entgegengesetzte Teile der Welt aneinanderstoßen“ („stolknulis' dve protivopoložnye časti sveta“). Die kleinrussische Folklore, die Lieder repräsentieren für Gogol' in besonderer Weise das Ganze dieser Kultur. Doch drücken Kosakenlieder einerseits und Lieder des häuslichen Lebens andererseits „die zwei Teile“ des Volkslebens aus, die antagonistisch aufeinander bezogen sind. Dennoch herrscht für Gogol' nur in Großrussland die „Zwietracht in allem“ („razlad vo vsem“), das Prinzip der Trennung, das Michail Vajskopf<sup>5</sup> in den Werken Gogol's mit dem Teufel gleichsetzt. Kleinrussland kennzeichnet hingegen die Idylle, bunte

<sup>5</sup> Michail Vajskopf, *Sjužet Gogolja: Morfologija, Ideologija, Kontekst* (Gogol's Sužet: Morphologie, Ideologie, Kontext). Moskva 1993.

Farben, Sonne, grünende Fruchtbarkeit. Kleinrussland ist für Gogol' das slavische Mutterland. Die Stadt Kiev gilt ihm als „die alte Mutter der russischen Städte“ („drevnjaja mater' gorodov russkich“). Dieser Topos, der Moskau die Mutterrolle streitig macht, kehrt bei Michail Bulgakov und Isaak Babel' im 20. Jahrhundert wieder.

Der idyllische klein- bzw. südrussische Raum ist für Gogol' aber – anders als der homogen geschlossene großrussische Kulturraum – ein offener („vsja otkryta“). Dennoch finden sich in der straff hierarchischen Organisation des Kosakenlebens jene Merkmale des durch Gesetze (Verhaltenscodices) geregelten Raums Großrussland wieder. Die Kosaken erscheinen dabei als die legitimen Nachfolger der altostslavischen Recken, der bogatyri, nationaler Identifikationsfiguren.

In Gogol's Novelle „Taras Bul'ba“ wird diese männlich geprägte Kosakenidylle, die fast religiöse Dreieinigkeit von „Vater, Gefährten und Vaterland“ („otec, tovarišči, otčizna“) zum Gegenstand der Erzählung. Es ist das Kollektiv, das hier herrscht, individuelle Biografien haben keinen Platz. In der Gesellschaft der Kosaken dominieren ausschließlich Merkmale der Männlichkeit. Das strenge Reglement der Befehle, der mündlich tradierten Gesetze wird zum literarischen Ausdruck einer in ihren psychoanalytischen Ursprüngen als anal zu decouvrierenden Ranghierarchie, für die gerade auch Peter der Große mit seiner Rangtabelle und mit der Organisation Petersburgs steht. Die Ähnlichkeit dieser Welt und ihrer Merkmale mit jenen des Petersburgtextes wird sehr deutlich.

Der jüngere Sohn des Kosakenführers Taras Bul'ba, nämlich Andrij, verweigert sich – im Gegensatz zu seinem Bruder – dieser männlichen Welt. Er läuft zu seiner „Zarin“ über, nicht zufällig einer Fremden, einer Polin. Ihre Feindlichkeit ist jedoch nicht nur eine nationale. Als Frau ist sie auch Feindin der Männerwelt. Damit repräsentiert sie zum einen jene Welt der von Frauen gepflegten häuslichen Lieder in Kleinrussland, zum anderen tritt sie – im Unterschied zu deren Repräsentantinnen – in Konkurrenz zur männlich geprägten Kosakenwelt. Die Kosaken schließen sonst diese weibliche Welt aus und verdrängen sie. Andrij wählt einen anderen Weg. Deshalb ist ihm das Vaterland das „was die Seele sucht“ („to, čego iščet duša“).

Der junge Andrij verschafft dem „jungen Sein“ („junoe bytie“) Kleinrusslands dadurch Geltung, dass er die verdrängte weibliche Schicht dieses Lebens realisiert. Der Mann, der Vater tötet den Sohn dafür in einer männlich dominierten Welt – ganz nach den großrussischen Vorbildern, die uns seit Ivan dem Schrecklichen (Ivan Groznyj) bis hin zu Peter dem Großen vertraut sind.

Damit wird – trotz des auf den Vater verweisenden Titels der Novelle „Taras Bul’ba“ – der Sohn Andrij zum tatsächlichen Helden der Erzählung. Er widersetzt sich der den Männern aufgezwungenen Verdrängung. Andrij liefert sich nicht länger der männlich-analen Welt der phallischen Kampfinstrumente, der Säbel aus. Er bewahrt sich die Nähe zur primordial-individuellen Zeit, zur Zeit der embryonalen Geborgenheit bei der Mutter. So befreit er sich von der erdrückenden Herrschaft von Vater, Vaterland, Gesetzen, Nationalismus und anderen, abgrenzende Identität stiftenden Einseitigkeiten.

Indem Andrij diese – ganz andere – ganzheitlich orientierte Tapferkeit unter Beweis stellt, überwindet er jene „Selbstverleugnungen“, von denen die kosakische Männerwelt geprägt ist. Damit droht ihm auch nicht die endgültige grotesk-dämonische Trennung und Ausgrenzung der Petersburger Erzählungen Gogol’s: Er wird nicht auf die phallische Nase reduziert („Die Nase“; „Nos“). Er muss nicht als verweichlichter Mantelträger im Mantel, seiner wahren „Freundin“ („podruga“), die Verdrängung der weiblichen Schicht seines Lebens kompensieren („Šinel“; „Der Mantel“). Aber auch Gogol’ hat ja seinen kleinrussischen Weg verlassen. Er ist nicht nur nach Petersburg übergesiedelt, sondern er hat auch statt der ukrainischen, folkloristisch ausgerichteten Erzählungen Petersburger Erzählungen geschrieben.

Der Raum der Kosaken ist jenem Petersburgs als männlicher Raum der politischen Macht, der Gesetze, vor allem als Raum der Verdrängung völlig homolog. Auch in seiner antithetischen Einbindung gleicht er dem Petersburgtext. Gogol’ beschreitet – wie Taras Bul’ba – den Weg der Verdrängung, den Weg grotesk-dämonischer Trennungen und Fragmentierungen, den Weg der Petersburger Stadttex-te.

In Petersburg aber – so Boris Groys<sup>6</sup> – habe sich Russland erneut selbst erniedrigt. Der kenotische Christus, der sich durch die Menschwerdung selbst erniedrigende Christus, ist eine für die russische Kultur typische Gestalt. Er mag sich an dieser Stelle als kultureller Archetyp in Erinnerung bringen. Doch in Petersburg handelt es sich nicht um eine religiös motivierte, sondern um eine nationale Erniedrigung. Man habe – so die Kritik von Groys – den Europäer als hierarchisch übergeordnet akzeptiert und sich ihm gleichsam masochistisch unterworfen. Die russische Kultur fällt dabei der Verdrän-

---

<sup>6</sup> Boris Groys, *St. Petersburg – Petrograd – Leningrad*, in: Ders., *Die Erfindung Rußlands*. München/Wien 1995, S. 167-179.

gung anheim. Diese Verdrängung aber verlangt nach Kompensation. Die Verdrängung ist Ursache und Weg zur psychischen Krankheit. Die europäische Stadt Petersburg wird als Stadt der Verdrängung zur kranken Stadt der unbewussten, verdrängten Welten. Europa wird auch aus dieser russischen Sicht zu einer weiteren bedrückenden „Einseitigkeit“, zum Albtraum. Die Welt Andrijs, die weiblich-ganzheitlich charakterisierte offene Welt Kleinrusslands verbleibt nun als einziger Weg, auf dem vielleicht noch Heilung möglich ist, auf dem aber auch noch der Traum von Europa entstehen könnte.

### *Babel' zwischen den Städten*

Am Leben und dichterischen Werk Isaak Babel's lässt sich die Spannung zwischen den großrussischen Städten Moskau und Petersburg einerseits und den klein- bzw. südrussischen Städten Kiev und Odessa andererseits wie bei kaum einem anderen Dichter der russischsprachigen Literatur aufzeigen. Deshalb kommt ihm eine besondere Bedeutung für die Stadttex-te, aber auch für den russischen Traum von Europa zu.

Die Grenzziehungen in Babel's Briefen, wichtigen Lebenszeugnissen, sind eindeutig: Der Norden, das sind vor allem Moskau, dort lebt Babel' überwiegend, und Petersburg. Der Süden, das sind die Städte seiner Herkunft, zu denen er in seinem Leben immer wieder zurückkehrt, Kiev und vor allem Odessa. Babel' erfährt und empfindet, auch aus biografischen Gründen, vor allem Moskau als die Stadt des materiellen Lebens, der täglichen Sorgen. Diese Stadt beengt ihn, macht ihn durch ihr – vom Aufbaukommunismus – gesteigertes Lebenstempo auch krank. Moskau gewinnt für ihn Züge des Petersburgtextes, keine Ausnahme unter den Moskautexten der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts. Michail Bulgakovs Erzählungen zeigen ein ähnliches Bild. Wiederholt vermerkt Babel' in seinen Briefen, dass er versuche, die ihn aufreibende „Moskauer Periode“ zu vergessen. In Moskau fühlt er sich in einem geschlossenen Raum, „in seiner eisernen Umklammerung“, in einer engen Klosterzelle. Moskau verlangt Kraft und zehrt an der Gesundheit. Moskau kann Babel' nur als seine falsche, seine „Pseudoheimatstadt“ ansehen. Petrograd bzw. Leningrad spielt biografisch eine untergeordnete Rolle, doch bleibt diese Stadt so negativ konnotiert wie in Babel's frühen literarischen Versuchen. „Hier scheint die nördliche Sonne, aber o weh! – sie wärmt kein bisschen.“

Diesem biografischen Nordparadigma steht das südliche Russland als Babel's eigentliche Heimat gegenüber. Er reise nach Kiev, um „in ruhiger und sicherer Umgebung“ zu arbeiten. Kiev ist ihm Ort der Ruhe und der Kreativität. Körper und Geist erreichten hier das notwendige Maß an Gesundheit.

Vielfach gesteigert wird diese Wirkung durch Odessa. Odessa ist – in den Briefen, aber nicht nur dort – Stadt der ständigen Sehnsucht, der „leidenschaftlichen Sehnsucht“, Stadt der schönsten Träume. Odessa ist jener idyllische südrussische Ort, an dem Babel' bei jedem Aufenthalt einen „Gesundheitsvorrat“ für Moskau anlegt, Kräfte für Moskau sammelt. Odessa ist ihm „Freiheit“ und vor allem Sonne, d.h. Licht und Wärme. Die Krankheit seiner Familie in Belgien erklärt er diesen durch ein Defizit an Odessa: „Ihr habt nicht genug Sonne.“ Auch die ländliche Gegend um Moskau, Molodenovo, gleichsam eine naturnahe Variante von Moskau, wo sich Babel' lange Zeit aufhält, hat für ihn, der sich „Blume des Südens“ nennt, zumindest im warmen Sommer dieselbe heilsame Wirkung wie Odessa.

Der Süden verbindet sich ihm nicht nur mit Sonne (Licht, Wärme), sondern auch mit Freiheit und Stille, kreativer Arbeit. Kiev und insbesondere Odessa sind für Babel' ein Gesundbrunnen, ein wahres Sanatorium, Ort der Therapie und Heilung, auch vom nördlichen Russland, vom meist krank machenden Moskau. Odessa und Petersburg werden in diesem Netz von Stadttextrn semantisch zu den peripheren Außenposten und zugleich zu Antipoden.

Der südrussische Raum wird aber schon von Gogol' als Raum des Übergangs – zwischen Europa und Asien –, als offener Steppenraum charakterisiert. Grenzen und Ausgrenzungen sind diesem Kulturraum – auch bei Babel' – fremd. Ein Hinweis darauf findet sich bei Babel' in seinen nicht-literarischen Texten, so etwa in den Briefen. Dort vergleicht er Odessa immer wieder mit europäischen Städten. Kiev und Odessa sind ihm Brücke, Äquivalent zu „exotischen“ Städten, etwa zu Paris, weil er in beiden Städten seine Kreativität gleichermaßen ausleben kann. Odessa ist ihm mehr als „vollgültiger Ersatz für jedes beliebige Land oder Klima“, nicht nur für Südfrankreich.

Doch Babel's Raummodelle sind auch insofern grenzüberschreitend und – europäisch – implikativ, als sich das gesund machende Odessa, gleichsam ein archetypisches Modell, im sonnigen Sommer auch im naturnahen Molodenovo bei Moskau wieder finden lässt: „Wir haben hier einen Sommer, den man [unerhört] nennen kann – anstelle von Moskau ist das hier Nizza oder Odessa.“ An anderer Stelle ist ihm dieser Ort „unsere Zvenigoroder Schweiz“. Odessa ist das Modell der

europäischen, vor allem der mittel- und südeuropäischen Stadt. Der Vergleich macht die Offenheit der Stadt nicht nur als innerrussische, sondern auch als europäische deutlich.

Das Implikative, das Ineinander und das Grenzen Überschreitende dieser Stadtttexte reicht über die Vergleiche auch in die Sprache hinein. Odessa vermittelt Babel' die von ihm französisch ausgedrückte „joie de vivre“, eine grenzüberschreitende Lebensfreude. Sie lässt die britisch-nordisch angehauchte Stimmung der „Melancholie“ („chandra“) eines Puškin bzw. Lord Byron ebenso vergessen wie die „Langeweile“ („skučnost“) des Petersburger Gogol', eines A.P. Čechov oder die melancholische „Stimmung“ („nastroenie“) eines Konstantin Stanislavskij.

Babel' träumt sein Leben lang von Odessa, von einer endgültigen Umsiedlung in den Süden, um dort nach Möglichkeit – dies vielleicht sein zweiter großer Traum – auch seine verstreute, überwiegend im westlichen Ausland lebende Familie wieder um sich zu versammeln. Doch Babel' verwirklicht immer wieder Teile seiner Utopie, er realisiert seinen persönlichen Traum gleichsam in Stücken. Dabei ist für ihn – sein recht persönliches – Europa nicht außerhalb Russlands. Europa ist ihm nicht ein Ziel, das er noch zu erreichen sucht. In Odessa hat er es bereits gefunden.

Was kann man nach Babel' über diese Stadt Bedeutenderes schreiben als: „In Odessa habe ich die Existenz Gottes wiederentdeckt“? Odessa ist ihm nicht „Fenster nach Europa“, obwohl auch diese Benennung von Petersburg auf Odessa übertragen wurde. Odessa ist ihm nicht künftiges Leben, bedeutet für ihn aber auch nicht Angst oder Verdrängung. Europa, vor allem das südliche Europa ist für ihn bereits mit Odessa gegeben, ist in Odessa Gegenwart. Die Lebensfreude dieser Stadt ist ihm ein wirkliches Europa. Dieses Europa – im Unterschied zum Europa des Nordens (Petersburg, Amsterdam) ist es das Europa des Südens (Marseille, Nizza) – befindet sich aus dieser südeuropäischen Sicht in Südrussland. Als Raum und Kultur ist es bereits in Europa integriert.

Damit lässt sich aber der südrussische Stadtttext, insbesondere der Odessatext, nicht national oder patriotisch nutzen. Er taugt nicht zu bloß innerrussischen Identitätsfindungen. Darin unterscheidet er sich diametral vom Petersburg-, aber auch vom Moskautext. Dies ergibt sich auch aus dem Diskurswechsel, der sich im Odessatext vollzieht. Der Odessatext ist im Unterschied zum Petersburgtext nie ein politischer. Die von Petersburg abgeleitete Bezeichnung „südliche Hauptstadt“ („južnaja stolica“) und andere sollten deshalb auch mit der nö-

tigen Vorsicht verwendet werden. Der Odessatext wird in sprachlichen, in ästhetisch-künstlerischen, in wirtschaftlichen Diskursen umgesetzt, nicht aber im politischen. Der Odessatext hat auch in dieser von den russischen Stadttextrn grundlegend abweichenden Qualität, nämlich darin, dass er den politischen Diskurs kaum kennt, eine heilsame, eine therapierende Wirkung: Er heilt von jeglichem ausgrenzenden Nationalismus, auch von ausgrenzenden Europakonzeptionen, ob in Ost oder West.

In den literarischen Arbeiten Babel's wird das noch viel deutlicher. Ohne dies hier im Detail darzustellen,<sup>7</sup> sei doch auf einige grundlegende Aspekte hingewiesen. Zunächst stimmt die Semantik von Babel's Odessaer Stadttextr, d.h. dessen wesentliche inhaltliche Merkmale, mit jenen überein, die auch für den odessitischen Stadttextr des 19. und 20. Jahrhunderts überwiegend prägend sind. Diese Merkmale sind in erster Linie das fast unnatürlich schnelle Wachstum der Stadt, ihr Reichtum (vor allem dank des Handels), der Freiheitstopos, die Vielfalt der Sprachen und Kulturen sowie der – aus russischer Perspektive – fremde, auch europäische Charakter der Stadt sowie schließlich der harmonische Ausgleich von Stadt (z.B. Kunst) und Natur. Diese Merkmale kehren in den verschiedensten semantischen Feldern und in mehreren Diskursen wieder: Freiheit etwa meint nicht nur jene des Handels, sondern auch der Politik, die weitgehende Freiheit von gesetzlichen Regelungen (Liberalismus) bis hin zur sittlichen Freiheit: Odessa als Stadt der freizügigen, bisweilen unsittlich anmutenden Vergnügungen.<sup>8</sup>

Babel's Petersburger bzw. Petrograder und Odessaer Stadttextr unterscheiden sich quantitativ und qualitativ erheblich. Die Zuschreibung von Merkmalen und Wertungen innerhalb dieser Stadttextr sind einander bisweilen diametral entgegengesetzt. In Babel's „Tagebuch“ („Dnevnik“, 1918) erscheint die Stadt Peters des Großen, „Petropolis“, vor allem als Stadt des Todes, als Nekropolis. Alle einzelnen Elemente, sowohl inhaltlicher (Signifikate) als auch formalmodaler Natur (Signifikanten), zeigen sich vom Virus des Todes befallen. Der Tod erfasst zunächst ganz real Menschen und Tiere auf vielfältigste Weise. Schlachthöfe und Leichenhallen sind es in erster Linie, die unter der „kalten Sonne“ („cholodnoe solnce“, Babel') Petrograds beschrieben werden. Sinnlichkeit und Farbigkeit sind der Stadt zur Gänze abhanden gekommen.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Koschmal, Kulturbeschreibung (wie Anm. 1).

<sup>8</sup> Vgl. ausführlich dazu Koschmal, Altes Odessa (wie Anm. 1).

Analog zur Herrschaft der kalten „nördlichen“ Sonne – die im politisch-metaphorischen Diskurs auch als „Zar“ („Solnce Severa – naš Car“!) apostrophiert wird – dominiert in Petersburg eine monochrome Linearität, in den geometrisch gezirkelten Straßen, die auf dem Reißbrett entstanden sind, nicht weniger als in den toten Büchern der Bibliotheken („carstvo knigi“) der Stadt. Mündliche Rede, Geräusche verstummen notgedrungen in diesen Räumen. Es „schweigen die Brücken, die Höfe und Denkmäler“ („Molčali mosty, dvorcy i pamjatniki“), es schweigt der harte Stein, der Granit der Stadt. Der Stein ist zum einen kultivierender Antipode der Natur (Ju. Lotman), vor allem des mit Überschwemmungen drohenden Meeres. Zum anderen ist er aber auch Zeichen des Todes, der die Stadt prägenden toten Linien.

Ganz anders der Odessatext Babel's: Die städtische Wirklichkeit entspricht hier strukturell der gesprochenen, hörbaren, sinnlich wahrnehmbaren Sprache. Die bewegte, nicht statisch-tote Kategorie des Rhythmus durchströmt die Arbeit ebenso wie die Sprache und das dichterische Schreiben Babel's. Die hörbare Lautlichkeit verbindet die Sprache mit der Musik. Das melodische Wort, das Odessa Paris gleichen lässt, wird Babel' auch zum klugen Wort. So entstehe der „lebensspendende“ („životvorjaščee ee vlijanie“) Einfluss des „russischen Südens“. Er ist dem Tod bringenden Einfluss Petrograds diametral entgegengesetzt.

Er impliziert aber – durch die Nähe Odessas zu Paris – auch die Ferne, den Antagonismus zwischen Petersburg und der westeuropäischen Stadt par excellence, Paris. Aus der südrossischen Perspektive ist Petersburg gerade keine europäische Stadt. Deshalb sei auch der Odessit dem Petrograder entgegengesetzt („Odessit – protivopoložen petrogradcu“). Das mündliche Wort Odessas schaffe den neuen Stil und den neuen Menschen, bringe gar den neuen Messias, den „wirklichen Menschen“ hervor. Der neue Messias ist nicht der russische kenotische Christus, der sich erniedrigt, indem er Mensch wird. Diesem zutiefst russischen Modell folgt nur der Petrograder Europäer: Denn er erniedrigt sich in dem hier gültigen Antagonismus masochistisch in der Unterordnung unter den westlichen Europäer, wird gleichsam zum Sklaven. Der neue Messias aus dem Süden kennt weder die Leibeigenschaft noch die Sklaverei und schafft alle Hierarchien ab.

Die tradierten weltlichen Hierarchien gelten in Odessa ebenso wenig. Die sozialen Beziehungen sind dort ganz anders strukturiert als in Petersburg. Odessa ist nicht nur der liberale Ort, der vom Gesetz gebenden Machtzentrum weit entfernt ist, ob dies nun Petersburg



oder Moskau heißt. Odessa ist der Ort des Verstoßes gegen die – schriftlich fixierten – Gesetze. Hier herrscht nicht der Zar, der russische Herrscher, nicht die kalte Zarensonne, die – so Babel' – nicht wärmt. Hier herrscht der (Karnevals-)König (korol'), der mit einem fremden Wort als „korol'“ bezeichnet wird. Dieser fremde Herrscher ist in Babel's „Odessaer Erzählungen“ der Herrscher des Untergrunds, der Gegenwelt, es ist der König der Banditen, Benja Krik. Er und die Seinen verstoßen nicht nur gegen die Gesetze, sondern in ihrem mündlichen Räuberjargon auch gegen die – schriftlich fixierten – Sprachregeln. Hier besteht ein gleichsam westliches gesetzeswidriges Königtum innerhalb des zaristischen Imperiums. Wieder erscheint Odessa als der integrativ-implikative Ort, als das insulare europäische Ausland.

In Odessa wechselt die Macht wie der Rhythmus des Lebens, aber auch wie die Sprachen. Petersburg zeigt sich hingegen nur von einer Sprache dominiert, von einem schriftsprachlichen Russisch. In noch höherem Maße gilt dies jedoch für Moskau. Leo Alexander wertet in seiner frühen Reise aus dem Jahre 1841 zu Odessa diese „Einförmigkeit“ gar als Merkmal „nordischer Städte“, nicht nur in Russland. In Odessa hingegen herrscht keineswegs allein das Russische. Das Italienische, eine westeuropäische Sprache, das Französische, das Griechische und viele andere Sprachen schaffen eine polyglotte Heterogenität, ein weiteres europäisches Modell in Russland. Es herrscht die Vielfalt der – gesprochenen – Sprachen und Intonationen. Dass es sich dabei nicht nur um ein Nebeneinander, sondern um ein Ineinander, um eine Vielfalt der Implikationen und Entgrenzungen handelt, macht schon der Reisende nach Odessa, Leo Alexander, deutlich, wenn er schreibt: „Ja, die verschiedenen Nationen, die sich hier zusammenfinden, scheinen oft Sprache und Sitte gegen einander ausgetauscht zu haben.“<sup>9</sup> Bei Babel' kehrt dieses Moment der vielfältigen und multidirektionalen Angleichung in jenem zentralen Merkmal des odessitischen Stadttexes wieder, das er die Kraft der „Assimilation“ nennt. Assimilation verbindet die Metapher des Petersburg- und die Metonymie des Moskautextes als umfassende, entgrenzende Angleichung.

Nicht Einfarbigkeit, die Herrschaft der einen Sprache, des einen Zaren, sondern die Vielfalt und die Mischung der Paradigmen charakterisieren den odessitischen Stadttex. Das Dörfliche, die Synthese von

<sup>9</sup> Leo Alexander, *Skizzen aus Südrussland*. Odessa [1841], in: *Odessa* (wie Anm. 1), S. 2-10.

Stadt und Natur, das Organizistische der Stadttex te verbindet Moskau und Odessa. Doch in Moskau dominiert die Farbe, dominiert das Haus, im Petersburger Stadttex t hingegen sind es Linie und StraÙe. Odessa aber ist – ganz in der kulturellen Tradition Kleinrusslands und der Ukraine – durch offene Räume, durch Räume des Übergangs charakterisiert, vor allem durch Tore und Höfe.

Die beiden „Einseitigkeiten“ („odnostoronnosti“) Petersburg und Moskau, wie sie Vissarion Belinskij nennt („Peterburg i Moskva“) verschmelzen in Odessa in den Toren und Höfen, klassischen Räumen des Übergangs und der Ambivalenz, zu einem kleinrussischen „schönen und harmonischen Ganzen“ („pekrasnoe i garmoniĉeskoe celoe“). Selbst der Messias – eine für die russische Orthodoxie undenk bare Vorstellung – ist in seiner Androgynie, in seiner Position zwischen Kunst (literarischer Messias) und profaner Welt (Benja Krik als Messias), aber auch zwischen den Geschlechtern zutiefst ambivalent. Mit dem Messias, dem Christus der russischen Orthodoxie, hat er nichts mehr gemein. Auch darin entfernt sich der Odessatex t von der russischen Kultur.

In einem solchen Stadttex t, der „Konstanten“ russischer Kultur entwertet und umkehrt, werden sogar die Russen „zu geistig Fremden“ („ĉuĉie nam po duchu“) („Listki ob Odesse“). Viktor Šklovskij macht deutlich, dass Babel' selbst erstmals die Perspektive eines Ausländer s einnimmt. Doch wieder ist dieser Ausländer ein insularer: Für Šklovskij ist dieses Ausland Babel's, dieser „andere Planet“ seines Standpunkts „das russische Marseille“, also Odessa. Der Odessatex t ist nicht nur bei Babel' als insulares Ausland ein entgrenzender, zutiefst heterogener und ambivalenter Text. Damit lassen sich aber auch In- und Ausland, lassen sich Europa und Russland nicht mehr trennen. Die Grenzziehungen der Moskauer und Petersburger Stadttex te sind nicht mehr möglich. Marseille, Paris, Nizza, vor allem das südliche Europa, werden auf allen Ebenen fester Bestandteil des Odessatex tes. Russland hingegen, das Inland, wird zum geistigen Ausland, eine der vielen karnevalistischen Verkehrungen der Odessatex te. Einen Traum von Europa gibt es damit auch in Odessa nicht: In Odessa ist Europa längst assimiliert, in Odessa ist Europa längst Realität. Darin unterscheidet sich der Odessatex t grundlegend vom Petersburgtext.

## Der Odessatext zwischen Metapher und Metonymie

Metapher und Metonymie spiegeln auf der rhetorischen Ebene als Binarismus der Schreibweisen den Antagonismus der zentralen russischen Stadttex-te Petersburg und Moskau wider. Diese Dichotomie prägt sehr viele russische Stadttex-te, besonders des 19. und 20. Jahr-hunderts. Petersburg figuriert dabei – in einem ganz wörtlichen Sinne – als ex-zentrische Stadt (Ju. Lotman). Durch die Randlage wird sie als Brücke nach Europa bzw. – im häufig gebrauchten Bild – als Fenster nach Europa bezeichnet.

Es dürfte kein Zweifel bestehen, dass der Petersburgtext innerhalb der russischen Kultur der erste moderne Großstadttext ist. Der Moskautext wird wohl erst im 20. Jahrhundert zum Großstadttext. Durch die herausragende Rolle von Zitaten im Petersburgtext (man denke nur an die Architekturzitate), die sich auf die verschiedensten Wirklichkeitsbereiche und Diskursebenen erstrecken, wird der Petersburgtext auch eher als postmoderner eingestuft bzw. in der Postmoderne bevorzugt thematisiert. Schon Alexander Herzen hatte die Einzigartigkeit Petersburgs in Europa darin gesehen, dass sie allen europäischen Städten ähnlich sei, fast ein Oxymoron. Dem Petersburgtext fehlt jene Originalität, die gleichsam zum Markenzeichen des Moskautextes wird. Typische Merkmale des modernen Großstadttextes sind der „Mythos des Ephemeren“ (Stierle), die Überforderung der Wahrnehmung, die Überfülle der Eindrücke, die Fragmentierung des Wahrgenommenen (dabei denkt man sogleich an Gogol's Petersburg-texte), der fortwährende Wechsel der Eindrücke, die Steigerung des Wirklichen zur Überwirklichkeit, zum Phantastischen (etwa in Dostoevskijs Petersburgtexten) und vieles mehr. Die historische Veränderbarkeit dieser Merkmale soll hier als Faktum festgehalten werden, weil sie in der Forschung oft ignoriert oder negiert wird: Michail Bulgakovs Moskautexte sind seinen Kievtex-ten vielfach in der Weise – gleichfalls – antagonistisch zugeordnet, als zahlreiche Momente der Großstadt – im Übrigen auch der Groteske – nun den Moskautexten eigen sind. Aus der Perspektive Bulgakovs kommt es im 20. Jahr-hundert zu Verschiebungen: Moskau als Stadt, Moskautexte überneh-men vielfach Merkmale und Funktionen Petersburgs und der Peters-burgtexte. Die Merkmale der Moskautexte gehen dabei auf Kiev über.

Die Odessatexte verbinden sich durch zahlreiche Merkmale mit den Petersburgtexten. Beide charakterisiert das Geometrische und das Merkmal der zufälligen Entstehung der Stadt, die periphere Lage, die Nähe zum Meer und zur Grenze – bei Odessa zwischen Europa und

Asien, bei Petersburg eher zwischen Europa und Russland –, die zahlreichen Zitate fremder Stadttex-te, insbesondere westeuropäischer, das Rationale der Stadtplanung usw. Ein Großstadttex-t ist der Odessatex-t aber zweifellos nicht. Er steht dem dörflichen, naturnahen Moskautex-t sehr viel näher, der als organisch gewachsener begriffen wird.

Auch in den Gendermerkmalen ist der Odessatex-t dem Moskautex-t verwandt. Hier wird die Opposition zum Petersburgtext besonders deutlich. Nikolaj Gogol' sieht Moskau im 19. Jahrhundert als das „unfrisierte Mütterchen“ („nečesannaja matuška“), das fortwährend eine Art Pfannkuchen (bliny) bäckt. Ihrem – weiblichen – Geschlecht stehe jenes des „Söhnchens“ („synok“) Petersburg gegenüber. Petersburg, die Stadt der unverheirateten Beamten, sei der Bräutigam für die Braut Moskau. Die Gründung der Stein- und Felsstadt Petersburg ist gleichsam eine doppelte männliche Gründung. Der weltliche Herrscher, Zar Peter I., drückt durch sie seinen Willen zur Europäisierung Russlands aus. Eine transzendente Rechtfertigung erfährt dieser Akt der Gründung der Steinstadt – im Unterschied zur Holzstadt Moskau – durch die Verankerung des Apostels Petrus, des Felsens, als Stadtpatron. Damit wird aber in die Gründung auch der Anspruch Petersburgs eingeschrieben, städtischer Gegenspieler der (west-)europäischen Stadt des Apostels Petrus, nämlich Roms zu sein. Eben darin aber, in dieser durchaus aggressiv-europäisch anmutenden Orientierung folgt Petersburg alten russischen Kulturvorstellungen, die sich aus der Konstantinopel- bzw. Byzanz-Nachfolge Moskaus ergeben.

Dieser Gründung und diesem männlichen Gründer steht die weibliche Gründerin Odessas Katharina II. gegenüber. Sie transformiert ein bestehendes, griechisch-maskulines „Odessos“ weiblich. Diese Geschlechterheterogenität unterscheidet den Odessatex-t auch von einem Moskautex-t, dem die männliche Dimension von Anfang an fehlt. Der Odessatex-t vermag sich auf diesem Wege tatsächlich als ein dritter zu etablieren. Die Geschlechtermischung der Gründung mag bereits auf das Merkmal der Androgynie, etwa bei Babel's kommendem Messias, vorausdeuten. Meist sind es männliche bzw. weibliche Stereotypen, die Petersburg (männliche Willensstärke) und Moskau (weibliche Launenhaftigkeit) zugeschrieben werden. Die weibliche Markierung Odessas steht dagegen eher in der archaischen Tradition der Städte in der klassischen Mittlerfunktion. Die archaische Stadt wird als Mediator zwischen Himmel und Erde verstanden. Die irdische Stadt galt ursprünglich als Projektion einer himmlischen Stadt auf die Erde. Damit aber wird die historisch weit ältere Mittlerfunktion auf der Vertikalen angesiedelt.

Auf der rhetorischen Ebene wird den Petersburgtexten meist die Metapher als Sprungtropus zugeordnet, führt die Metapher doch zwei getrennte Gedanken oder Bildbereiche zusammen. Häufig hingegen wurde Moskau die Metonymie zugewiesen, bei der das Ganze für den Teil oder der Teil für das Ganze stehen kann. Schon die Geografie, die zentrale Lage Moskaus im Herzen Russlands suggeriert die metonymische Rolle. Hingegen verweist der räumlich-kulturelle Ort Petersburgs zwischen Europa und Russland gleichsam auf die Metapher, fehlt doch die direkte räumliche Verbindung über Land. Petersburg liegt vielfach das Konzept der – von Europa getrennten – europäischen Stadt, des Fremdkörpers in Russland zugrunde. Das aber bedeutet, dass – analog zur Metapher – zwei semantische Felder, zwischen denen es keine Verbindung gibt, miteinander so in Beziehung gesetzt werden, dass beide damit Veränderungen unterliegen.

Umgekehrt besteht bei der Metonymie, also in diesem Fall beim Moskautext, Kontinuität. Es besteht eine kontinuierliche Verbindung zwischen dem Teil und dem Ganzen, wobei der Teil das Ganze repräsentiert. Moskau vertritt – schon seit den erwähnten frühen polnischen Quellen – „Moskowien“, Russland. Die Metonymie der „Mutter“ („mat“) mag dies verdeutlichen: Russland wird ebenso als „Mutter“ bzw. „Mütterchen“ apostrophiert wie der zentrale Teil, das Herz Russlands, nämlich Moskau. Die Moskautexte betonen auf allen Diskursebenen die räumliche und zeitliche Kontinuität, das organisch Gewachsene („Moskva rosła po domam“; „Moskau wuchs Haus für Haus“).

Für das Zentrum Moskaus sind – anders als in Petersburg – nicht die Linien der Straßen, sondern ist das Haus charakteristisch, ein befestigtes „Haus“, zuallererst der Kreml'. In dessen Zentrum liegt wiederum – als weiterer repräsentativer Teil des Ganzen – die Gottesmutterkirche. Die Gottesmutter aber steht als Frau für die Stadt und zugleich für ganz Russland. Sie ist Fürsprecherin und Beschützerin beider. Diskurse und Metonymien der Moskautexte erinnern hier an die ganzheitliche Idylle des kleinrussischen Gogol', man denke nur an Diminutive wie „Mütterchen“ („matuška“). Michail Lermontov unterstreicht, dass in Moskau Europa und Asien (Orient) eine glückliche Synthese eingegangen seien. Auch diese Kontinuität zwischen den Kontinenten wird in und durch Moskau und seine Texte geschaffen. Selbst Petersburg und seine Texte vermag der Moskautext als metonymisch-integrativer noch einzubinden, wenn auch nur peripher. Moskau- und Petersburgtext ergänzen sich als „zwei Seiten“ eines Ganzen.

Der Petersburgtext vollzieht dabei jedoch den jähen Wechsel, den Sprung von Russland nach Europa. Die Zitatstadt Petersburg verbindet zwei einander fremde Gedanken, fremde Kulturen. In der Metapher Petersburg ist es bereits angelegt, dass zwei Dinge zusammen gedacht und gebracht werden, zwischen denen bis dahin keine Verbindung bestand. Da die semantische Kontinuität der Metonymie fehlt, klafft zwischen den beiden semantischen Feldern, Europa und Russland, eine Lücke, die gedanklich zu überspringen, zu überbrücken ist. Zu überbrücken ist sie aber in beiden Richtungen, als Kluft, die von Russland aus als solche gesehen wird, und als Kluft, die von Europa aus als solche erscheint.

Der Petersburgtext ist damit in doppelter Weise antagonistisch eingebunden, Richtung Russland und Richtung Europa. Der Petersburgtext ist aber ein auch in sich vielfältig antagonistischer Text. Man denke nur an den Antagonismus von Natur und Kultur in den Petersburgtexten. Dazu gehört zum Beispiel das die Stadt bedrohende Meer. In Moskau- und Odessatexten vermögen Natur und Kultur in schöner Harmonie zu koexistieren. In Petersburg aber wird die künstliche, in die Natur gebaute Stadt – gleichsam im Krieg mit der Natur – ständig von Überschwemmungen heimgesucht oder von Nebeln überzogen. Ganz anders das Meer in Odessa: Für Leo Alexander wirkt es wohlthuend auf das Gemüt. Babel' genießt es als ein heilendes und inspirierendes Meer. Dieses Meer therapiert den Körper und gewährt dem Dichter die notwendige Inspiration.

Die Antagonismen, die bereits der Metapher als rhetorische Trope zugrunde liegen, sind in Bezug auf Petersburg besonders vielfältig. Es sind zum einen die Antagonismen des Stadttextes selbst, es ist aber auch der Antagonismus von Petersburger und Moskauer Stadttext sowie der Antagonismus mit westeuropäischen Kulturen und Stadttexten. Die Antagonismen verbinden sich vor allem mit Petersburg. Moskau wird hingegen in viel höherem Maße eine Mittlerrolle zugeschrieben, sowohl zwischen Asien und Europa als auch innerhalb der russischen Kultur. Odessa wird dieser Mittlerrolle in noch weitaus höherem Maße gerecht.

Der Antagonismus war Petersburg durch die – politischen – Absichten Peters I. schon in die Wiege gelegt. Petersburg ist eine europäische Stadtgründung, die sich in gleichsam antagonistisch-aggressiver Weise gegen Europa richtet. Petersburg tritt in unmittelbare Konkurrenz zu Rom, implizit und in gleich mehrfacher Hinsicht, in weltlicher wie sakraler. Damit wird aber auch Petersburg Gegenspieler zu Moskau, dem dritten Rom. Das Europäertum Petersburgs ist vor allem

politisches Programm. Für Boris Groys haben sich die Russen in der Rolle von Europäern in Petersburg freiwillig versklavt, sich fast masochistisch selbst erniedrigt. Europa wird damit in Petersburg gleichsam zum Albtraum Russlands.

Der russische Städteantagonismus, wie er sich besonders in den Petersburgtexten niederschlägt, prägt auch noch westeuropäische Stadttex te aus russischer Sicht. Am Beispiel Venedigs, das in der russischen Literatur vor allem parallel zu Petersburg konzeptualisiert wurde, wird dies deutlich. Venedig ist in den Augen verschiedener russischer Dichter zum einen die vertraute Stadt (Meer, Kanäle), zum anderen die fremde Stadt (Wärme, Freiheit). Venedig wird nicht wirklich in seiner Andersartigkeit als westeuropäische Stadt wahrgenommen. Venedig erscheint vielmehr als Projektion der eigenen Kultur. Venedig ist die fremde Stadt, über die und in der die eigene Stadt Petersburg, die eigenen russischen Antagonismen wahrgenommen werden. Die so nahe liegende Verbindung zu Odessa wird deshalb nicht hergestellt.<sup>10</sup>

Odessa kannte nicht nur das russische Sklaventum nie, es kannte auch keine Leibeigenschaft. Petersburg erscheint damit als europäische Stadt als ein Albtraum sowohl für Russland, bedroht es doch die Identität russischer Kultur, als auch für Europa, erhebt es doch den Anspruch einer Nachfolge der christlichen, westeuropäischen Hauptstadt Rom. Wie eine kriegerische Pfeilspitze richtet sich diese Europäisierung gegen Westen. Der Blick durch das Fenster folgt nur einer Richtung, er fällt monodirektional Richtung Westen. Doch konnte Petersburg, konnten die Petersburgtexte letztlich die Kluft der Metapher nicht endgültig überwinden. Die Kluft zwischen der als europäisch intendierten Stadt Petersburg und Europa bleibt. Der Petersburger Traum von Europa ist ein doppelter Albtraum, wenn gleich ein künstlerisch fruchtbarer.

Den Odessatext verbindet manches mit der Metapher des Petersburgtextes, vieles mit der Metonymie des Moskautextes. Doch die gleichzeitigen Unterschiede sind gewichtig. Der Odessatext kennt die Kluft der Petersburger Metapher, die Russland von Europa trennt, nicht. Die Metonymie des Odessatextes unterscheidet sich aber auch grundlegend von jener der Moskautexte.

Die Metonymie der Moskautexte ist eine innerrussische. Die Metonymie der Odessatexte ist eine grenzüberschreitende, eine euro-

<sup>10</sup> Vgl. dazu Jan Paul Hinrichs, *In search of another St. Petersburg: Venice in Russian poetry (1823–1997)*. München 1997; dazu die Rezension von Walter Koschmal, in: *Zeitschrift für slavische Philologie* 58 (1999), H. 1, S. 203–206.

päische. Man denke dabei etwa daran, dass der Stein für die so symbolträchtige Treppe in Odessa aus Triest eingeführt wurde. Die vielfarbig und wohlriechend blühenden Bäume Odessas, Akazien und Kastanien vor allem, wurden vom Herzog von Richelieu, der Odessa als Ausländer als erster politisch führte, aus Südfrankreich importiert. Dieser erste Stadtvater steht noch heute in eine römische Toga gekleidet, gänzlich unaggressiv, und dennoch römisch-europäisch als Statue im Zentrum Odessas. Das europäische Mosaik der Straßennamen, der Hotels usw., all das schafft eine eigene polyglotte Metonymie. Auf diesem und vielen anderen Wegen werden Berührungen, werden räumliche und personelle Kontiguität hergestellt. Die Bewohner Odessas waren – so zumindest Leo Alexander Mitte des 19. Jahrhunderts – neben Russen in vergleichbar großer Zahl Italiener. Die ersten Zeitungen erschienen nicht auf Russisch, sondern auf Italienisch und Französisch. Ganz Europa traf sich hier, vereinte sich in Odessa. Die Verbindungen in den Westen Europas waren vielgestaltig und vielfältig.

Vor allem aber wird die Monodirektionalität, die „Einseitigkeit“ (Belinskij) Petersburgs, aber auch die „Einseitigkeit“ Moskaus im Odessatext aufgehoben. Das Ausland, das Fremde wird – neben dem Russischen – integriert. Denn auch Russland, die Russen erscheinen aus odessitischer Perspektive als Ausländer. Ost und West erfahren über dieses Merkmal der Fremdheit im Odessatext eine – überraschende – Homogenisierung. Diese unterscheidet sie von Petersburg- und Moskautexten gleichermaßen grundlegend.

Odessa ist nicht „Fenster“ an einer Grenze, die in beiden Richtungen, Richtung Moskau (Russland/Asien) und Richtung Europa ausgrenzt, sondern es ist Raum des Übergangs, der Mischung, der in beide Richtungen in gleicher Weise offen bleibt und fremde Räume und Kulturen einbindet. Die neue europäische Metapher überbrückt die beiden antagonistischen Felder von In- und Ausland gleichsam spielerisch. Die Metonymie Odessa schließt ihrerseits das westliche Europa ebenso selbstverständlich ein.

Die Gefahr des Ausschlusses, der Ausgrenzung erwächst im Odessatext vor allem in Bezug auf Russland. Doch die Metapher Odessa schließt Russland nicht aus. Die Grenze hat hier ihre Bedeutung verloren. Es herrschen die Figuren der Mischung, der Ambivalenz. Die Figuren der Mischung können allerdings keine nationale Identität mehr stiften, bedarf diese doch traditionell der Abgrenzungen. Vielleicht besteht aber die therapeutische Wirkung des Odessaer Stadttexes gerade darin, von abgrenzenden, Identität stif-



tenden Nationalismen, wie sie Petersburg- und Moskautexte gleichermaßen prägen, zu befreien, zu heilen.

Odessa ist Tor, ist offener süd- und kleinrussischer Raum, der nie Fenster nach Europa sein konnte, weil er immer schon in beide Richtungen blickte, nach beiden Richtungen gleichermaßen offen war, beiden Kulturen angehörte. Im Odessatext werden russische Kulturantagonismen und -binarismen überwunden. Die Hierarchien lösen sich auf. Das Vielfältige, das Koexistierende und Implikative treten an die Stelle der Antagonismen und Dualismen.

Darin liegt auch der Grund dafür, dass der Odessatext keinen Traum von Europa kennt.<sup>11</sup> Dieser Traum macht keinen Sinn, sieht man sich doch selbst ganz selbstverständlich in diesem Europa verankert. Der Petersburgtext kennt den Traum von Europa ebenso wenig, es sei denn in den beschriebenen Formen eines – krank machenden – Albtraums. In Odessa aber kann es keinen Traum von Europa geben, weil Europa in Odessa – wie an vielleicht nur wenigen Stellen in Europa – bereits sonnige und fröhliche Wirklichkeit war.

---

<sup>11</sup> Odessa. Die Stadt und ihr Traum, hrsg. v. Shelly Kupferberg. Berlin 1999.



# Dialog der Hauptstädte

von Konstantin G. Isupov

Der Dialog der Hauptstädte begann bereits, bevor der erste Pfahl am Ort der künftigen Stadt St. Petersburg in die Erde gerammt war. Die Grundlagen einer neuen Weltanschauung und noch vager Vorstellungen eines neuen Weltbildes formten sich während der Ereignisse im Dorf Preobraženskoe im Charakter und Verhalten des jugendlichen Moskauer Zaren Peter.

Die neue Kultur entstand spielerisch. In Preobraženskoe war das Spiel ernst. Gordon unterwies den Zaren und seine Altersgenossen nicht zum Vergnügen in Gewehrgriffen, der Eroberung von Festungen, Dienstvorschriften und Fortifikation. Die spielerischen Kämpfe endeten in ernstesten Verletzungen der Soldatenjungen. Für das Spiel zu Wasser wurde ein kleines Boot gebaut und mit Spielzeugkanonen an den Bordwänden ausgestattet. Auch Kostümfeste und Feuerwerke durften in der Deutschen Vorstadt nicht fehlen.

Aus byzantinischer (d.h. Moskauer) würdevoller Sicht war der offene Bruch mit den Traditionen selbst in spielerischer Form ein unverzeihliches Vergehen. Als der Zar erwachsen war und auf die wunderbare Nutzlosigkeit seines Tuns wirkliche Staatstätigkeit folgen musste, war die Zeit des sorglosen Spiels vorbei (das spielerische Prinzip wurde jedoch nicht aufgegeben, sondern modifiziert und trat nun in Form von Assembleen, z.B. der „Allertrunkensten Synode“ usw. in Erscheinung). Es sollten noch viele Ereignisse folgen, ehe Peter das Moskauer Leben von seiner schlechtesten Seite kennen lernte und darauf zunächst mit Angst, dann mit Hass und Verachtung reagierte.

Unter Peter wurde die Welt der Vergnügungen ebenso wie andere Formen des zivilen Lebens rational gestaltet. An einer Versammlung nicht teilzunehmen, bedeutete einen Zarenerlass zu missachten. Platons Idealstaat, in dem alle unter strengster Anleitung ihrer Vorgesetzten tanzen und singen, sollte in Russland lebendige Wirklichkeit werden, entsprechend wurde auch der staatliche Mechanismus der Gesetzestreue aufgebaut.

Petersburg ist eine verwirklichte Utopie. Die Stadt ist ein Experiment, nach dessen Modell der ganze Staat gestaltet werden sollte. Mit ihr baute Peter ein „inneres“ (in Form eines straff organisierten Staates, was ihm nicht überall gelang) und ein „äußeres“ Europa (Export der europäischen äußeren Formen).

Peter erbaute keine Weltstadt, sondern das Modell einer Weltstadt. So waren auch die neuen Staatsorgane zunächst halb Imitat, halb Wirklichkeit. Es sollte noch viel Zeit vergehen, ehe das Moskauer „Innere“ und das Petersburger „Äußere“ einen Zustand relativen Gleichgewichts erreichten.

In Russland etablierte sich eine Hauptstadt mit europäischem Lebensstil, der auch anderen Städten des Kaiserreiches vorgeschrieben wurde. Als eines Tages Handwerker aus Moskau, die in Petersburger Manufakturen arbeiteten, auf der Straße ein Lied anstimmten, wurden sie sogleich mit Karbatschen ausgepeitscht. In Moskau wären sie nicht aufgefallen. Die Strafe wurde nicht für das Singen, sondern die Störung der kaiserlichen Ruhe verhängt.

Unter den wenigen Texten, die den Dialog der Hauptstädte widerspiegeln, darf das „Bittgesuch Moskaus wegen seiner stiefmütterlichen Behandlung“ („Prošenie Moskvj o zabvenii eja“) nicht unerwähnt bleiben, das Fürst M.M. Ščerbatov 1787 an die Zarin richtete. Es handelte sich dabei nicht etwa um die persönliche Bitte eines Untertanen an die Kaiserin, sondern um einen Klageruf der früheren Hauptstadt an die neue und die inständige Bitte, den Thron in die alte Hauptstadt zurückzuverlegen. Hier tritt ein abstraktes Prinzip – das des alten Patriotismus Moskauer Prägung – in Dialog mit einem anderen abstrakten Prinzip – dem Petersburger Großmachtzentrismus. Ščerbatov kannte die Haltung Katharinas II. zu Moskau. Die Kaiserin schrieb ohne Umschweife: „Ich mag Moskau ganz und gar nicht, hege aber keinerlei Vorurteile gegen Petersburg (...). Moskau ist die Stadt des Müßiggangs, und es ist ihre übermäßige Größe, die dies immer zu verantworten haben wird (...)“.<sup>1</sup> Für Ščerbatov ist Moskau ein heiliger Ort, der nicht leer sein darf. So bleibt ihm nichts übrig, als an das historische Bewusstsein zu appellieren, an die Dynastie zu erinnern, zu versuchen, für die heldenhafte Geschichte der Stadt zu begeistern, mit trauernder Stimme, dem Wehklagen der verwaisten Stadt zu verzaubern und zu erschüttern. Ščerbatovs Text ist zugleich *laudatio* und *lamentatio* einer Stadt“, das Klagegedicht des Dritten Rom, das allen

<sup>1</sup> Moskva v istorii i literature (Moskau in Geschichte und Literatur), hrsg. v. M. Kovalenskij. Moskva 1916, S. 167. Die wichtigsten Texte, in denen sich die Auseinandersetzung der Hauptstädte widerspiegelt, finden sich in der Anthologie Moskva-Peterburg: pro et contra. Dialog kul'tur v istorii nacional'nogo samosoznaniija. Antologija (Moskau-Petersburg: pro et contra: Dialog der Kulturen in der Geschichte der nationalen Bewusstseinswerdung. Eine Anthologie), hrsg. v. K.G. Isupov. S.-Peterburg 2000; G. Ziegler, Moskau und Petersburg in der russischen Literatur. 1770–1850. München 1974.

Regeln antik-byzantinischer Rhetorik, allen Regeln des Genres, das eben Klagelied (plač) heißt, folgt.<sup>2</sup>

Für die frühen Lobpreiser der neuen Hauptstadt hatten nur wenige Weltstädte politische und religiöse Bedeutung. Dies waren Rom, Konstantinopel, Moskau und Jerusalem. Die ersten drei betrachteten sie als Verkörperungen der ewigen Stadt, die in der Geschichte der Christenheit aufeinander folgten. Doch bevor Rom, das Konstantinopel und Moskau kulturhistorisch für sich bereits vereinnahmt hatten, mit Petersburg dialogisch in Verbindung trat, war sein Bild verblasst und mit zahlreichen Rissen übersät. Petersburg erscheint als das neue Rom und hat in Apostel Petrus denselben Schutzheiligen. Da aber zur Zeit Peters I. Rom als die Hochburg des unrechten Glaubens galt, wurde Petersburg, dem Moskau als das „Dritte Rom“ auch noch die kirchliche Macht abtreten musste, zur neuen heiligen Stätte, von der aus Moskau als ebenso altersschwach, historisch unzuverlässig und ökumenisch wie das Rom der alten Kaiser einst von Moskau aus wahrgenommen wurde. Die demokratischen Ambitionen Petersburgs fielen mit seinem imperialen Anspruch auf das „Letzte Rom“ des wahren Kaisertums zusammen, was in der römischen Emblemik des Petersburger Wappens offen zutage tritt.<sup>3</sup>

Die frühen Dialoge der Hauptstädte sind ein Streit des „Ersten“ Rom mit dem „Zweiten“ Rom. Moskau, das von den Ergebnissen des Umsturzes von 1762 keineswegs begeistert war, musste sich von Katharina II. den Vorwurf gefallen lassen, seine „Virtus“ zusammen mit dem Hauptstadtstatus eingebüßt zu haben.

Der urplötzliche, nahezu blitzartige Ausbruch Petersburgs aus dem Moskauer Machtbereich, ja aus der gesamten „Moskauer Zeit-

<sup>2</sup> V. K., Plač cerkvej moskovskich (Wehklagen der Moskauer Kirchen), hrsg. v. N.A. Skvorcov, in: Russkij Archiv (1883), Kn. 2, Nr. 6, S. 288-299; vgl. auch Plač o padenii Konstantinopolja (Wehklagen über den Fall Konstantinopels) und das gleichnamige Werk von Duka (beide aus dem 15. Jahrhundert), in: Pamjatniki vizantijskoj literatury IX-XIV vekov (Denkmäler der byzantinischen Literatur des 9. bis 14. Jahrhunderts), Moskva 1969, S. 417-424.

<sup>3</sup> Ju.M. Lotman, B.A. Uspenskij, Otvzvuiki koncepcii „Moskva – Tretij Rim“ v ideologii Petra Velikogo. K probleme srednevekovoj tradicii v kul'ture barokko (Widerhall auf das Konzept „Moskau als das Dritte Rom“ in der Ideologie Peters des Großen. Zum Problem der mittelalterlichen Tradition in der Kultur des Barock), in: Chudožestvennyj jazyk Srednevekov'ja (Die Kunstsprache des Mittelalters), Moskva 1982, S. 242; Semiotika goroda i gorodskoj kul'tury. Trudy po znakovym sistemam. Vyp. XVIII. Učenyje zapiski Tartušskogo gosudarstvennogo universiteta. Vyp. 664 (Semiotik der Stadt und der Stadtkultur. Arbeiten zu Zeichensystemen. H. 18. Wissenschaftliche Abhandlungen der Staatsuniversität Tartu. H. 664). Tartu 1984.

rechnung“ wurde als etwas Widernatürliches und Fremdartiges wahrgenommen, das nicht in das gewohnte Bild des historischen Seins passt. Moskaus erste Reaktion auf Petersburg ist das Entsetzen des „Organischen“ angesichts des „Mechanischen“. Die Wurzeln dieser Emotionen lassen sich leicht ermitteln. Petersburg entstand als ein Denkmal des zivilisatorischen Enthusiasmus. Im architektonischen Stadtbild des frühen Petersburg vertrug sich der „pittoreske“ Moskauer Baustil (die Vorstadt-Gemeinden auf der Stadtinsel, Errichtung der Stadtvillen nach Alt-Moskauer Art) gut mit dem klassizistischen Ordnungssinn. Mit der Zeit wurden die in den Petersburger bebauten Raum eingeflossenen Elemente des Renaissance-Klassizismus, des Empire, der Gotik und des Barock dem Prinzip des Panoptikums, d.h. der durchgängigen Überschaubarkeit, topologischen Einheitlichkeit und geometrischen Kontinuität und damit dem imperialen Prinzip allein herrschaftlicher Kontrolle und Lenkung aller Teilbereiche des gesamten Staatswesens von jedem Punkt aus untergeordnet. Petersburg entstand als Idealtyp eines Imperiums und als dessen städtebauliches Paradigma: Nach dem Vorbild Petersburgs wurden Tver', Kostroma und Jaroslavl' umgestaltet; Petersburger Oasen entstanden auch in Moskau (Peter-Akademie u.ä.). Die organische räumliche Gestalt Moskaus wurde oft dem topologischen Universalismus Petersburgs gegenübergestellt, in dessen Natur die Fähigkeit liege, andere Stadtbilder in sich aufzunehmen, so das von Rom, Venedig oder Amsterdam, aber eben auch das von Moskau.

Die Gegenüberstellung des „organischen“ Moskau und des „mechanischen“ Petersburg bildet ein eigenständiges Thema im Dialog der Hauptstädte: Dem Gegensatz „Moskau“ / „Petersburg“ entspricht die Wertung „natürlich“ / „künstlich“. Über Moskau als „natürliches Werk des russischen Lebens“ und Petersburg als „künstlich ernährte Pflanze“ schreibt V. Garšin in „Peterburgskie pis'ma“ („Petersburger Briefe“, 1882), dieses Thema findet sich auch in der Glosse „Moskva i Peterburg. Zametki zevaki“ („Moskau und Petersburg. Notizen eines Gaffers“, 1847) von A. Grigor'ev sowie im Essay „Neskol'ko slov o Moskve i Peterburge“ („Ein paar Worte über Moskau und Petersburg“, 1847) von N. Mel'gunov.

Zu den ästhetischen Eigenschaften der Weltstädte gehört ihre Fähigkeit zur gegenseitigen „Spiegelung“. Wir werden feststellen, dass die „Reime der Hauptstädte“ („rifmy stolic“) wiederholt Gegenstand der Publizistik waren. Dem Verständnis Petersburgs als „Sinnbild einer Weltstadt“, in deren Erscheinungsbild Umrisse anderer Weltstädte erkennbar sind, lagen insbesondere zwei wichtige Umstände

zugrunde: Erstens war es die Wahrnehmung Petersburgs als einer alten Stadt, zweitens spielte die eklektische Architekturstilistik eine Rolle.

Das Bild der beschleunigten historischen Zeit, in der sich Petersburg aufhält und erweitert, ist in der russischen Petersburgforschung tief verwurzelt. So vertritt P.P. Eršov, der Autor des berühmten „Buckligen Pferdchens“ („Konek-Gorbunok“), in „Proščanie s Peterburgom“ („Abschied von Petersburg“, 1835), die Ansicht, dass erst mit Peter I. die Heilige Rus' zu neuem Leben erblühte und in wenigen Jahren Jahrhunderte durchschritt! („Svjataja Rus', [...] inoju žisn'ju rascvetaja, Godami veki protekla! ...“). Das Alter Petersburgs, das nicht kalendarisch-archäologisch, sondern an seinem historischen Wert zu messen sei, fasst er in die Formel „Jung an Jahren, alt an Ruhm“ („godami junyj, vetchij slavoj“) zusammen.

Moskau wurde archaischer wahrgenommen, als es tatsächlich war; es begann in den Augen seiner Zeitgenossen plötzlich zu altern; in den Vordergrund traten seine „asiatischen“ und „chinesischen“ Züge. So erreichte das europäische Alter des „aufgeklärten“ Petersburg, dem das „zurückgebliebene“ Moskau gegenübergestellt wurde, bald Jahrhunderte. In F. Odoevskijs „Peterburgskie pis'ma“ („Petersburger Briefe“, 1835), in denen Moskau als „Stiefmutter“ bezeichnet wird, heißt es, Petersburg habe „Moskau um hundert Jahre überflügelt“. Dasselbe sagt eine Person in I.I. Panaevs Erzählung „Belaja g'orjačka“ („Säuferwahnsinn“, 1840).

Permanent verärgert waren die Moskophilen über das Gerede, wonach Moskau, ebenso wie „alle Gouvernementsstädte, um ein ganzes Jahrhundert hinter Petersburg herhinke“.<sup>4</sup> Puškins Aufsatz „Putešestvie iz Moskvy v Peterburg“ („Reise von Moskau nach Petersburg“, 1835) wie auch Gogol's „Peterburgskie zametki 1836 goda“ („Petersburger Aufzeichnungen von 1836“) bilden quasi ein Raster für die späteren Interpretationen Moskaus und Petersburgs; darin sind die wichtigsten Bedeutungsparadigmen und das Verzeichnis der wesentlichen kontrastierenden Merkmale vorgegeben.

Die Petersburger Architektur war stark vom Eklektizismus geprägt. Hier stehen Bauten in einer Reihe, die üblicherweise keinen gemeinsamen räumlichen Kontext aufweisen. So wurde die Petersburger Auferstehungskirche, die klare Bezüge zur Architektur der Moskauer Basiliuskathedrale aufweist, auf einer Horizontalen zum Katharinenkanal in semantischer Nähe zur römischen Kolonnade der Kazaner

<sup>4</sup> [M.N. Zagoskin], Moskva i moskviči. Zapiski Bogdana Il'iša Bel'skogo (Moskau und die Moskoviter. Aufzeichnungen von Bogdan Il'ič Bel'skij), hrsg. v. Zagoskin. 3. Aufl., Moskva 1848, S. 29.

Kathedrale erbaut, welche wiederum an das zentrale architektonische Symbol der katholischen Welt, den Petersdom, anknüpft. Eine Stadt, die in vertikaler Linie eine gotische Turmspitze mit einem Minarett, einer Rostra-Säule und dem Zwiebelturm einer orthodoxen Kirche kombiniert, die ein Gitter im Empirestil neben die blinden Mauern einer Inselzitadelle stellt, eine solche Stadt droht zu einer Metastadt, d.h. zum Sinnbild ihrer selbst, zur Idee und zum Traum von sich selbst zu werden. Ursprünglich in den Metasprachen existierender Metropolen erdacht, entstand Petersburg zugleich als Metastadt und Stadt. Petersburg ist eine symbolträchtige Stadt, eine Stadt der Hypersemiotik. Durch ihre äußere gegenständliche Ausdruckskraft wurde sie außerdem zur Abbildung, d.h. sie bekam den Charakter eines künstlerischen Textes oder lebendigen Organismus mit Zügen eines Selbstbewusstseins (einer „Seele“). Die zweifache Zeichenfaktor (wenn die Stadt sich als Sinnbild ihrer selbst erweist) ist der „natürlichen“ Sprache Moskaus, das keine Zeichen zweiter Ordnung hervorgebracht hat, klar entgegengesetzt.

Züge einer „abgebildeten Stadt“ glaubte in Petersburg die russische Literatur und Publizistik von Gogol' bis Dostoevskij zu erkennen. Die Vorstellung von Petersburg als einem Phantom, einem Gespenst, als einer Stadt, die geheime Absichten gegen den Menschen hegt – man denke an Dostoevskijs Unterscheidung von „absichtsvollen“ und „absichtslosen Städten“ („umyšlennye i neumyšlennye goroda“) –, sollte ebenfalls zu einem festen Stereotyp werden. Nicht zuletzt hat dazu auch ein anderes Merkmal des eklektischen Schaffens beigetragen: Die eklektische Architektur hat nämlich kein erkennbares Alter, wenn diesem Baustil in ästhetischer Hinsicht nichts entgegengestellt wird, was seine Dominanz bestreiten könnte.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekommt Petersburg den Ruf einer Stadt der Entfremdeten; das soziopsychologische Klima der Stadt bildet sich im Kosmos der „Fremden“. Die von Puškin als Petersburger Charakteristikum bezeichnete „feindliche Gesinnung“ wurde später vielfach in der soziologischen Fachpresse und in der Literatur – gleichermaßen von seriöser und weniger seriöser Seite – kommentiert. Man denke nur an A. Išimovas „Kanikuly“ („Ferien“) und „Poezdka v Moskvu“ („Reise nach Moskau“, beide 1844), an Ja. Kanonins „Putešestvie vnutr' strany“ („Reise ins Landesinnere“, 1871) oder an die Prosa M. Zagoskins.

Petersburg ist die Fassade des Imperiums, eine Kulissen- und Theaterstadt, deren Bewohner streng reglementierte Rollen zu spielen haben. Die Kombination von „regulärer“ Architektur mit stilistischer



architektonischer Buntheit lassen die Neva-Metropole als Kompilation, als Kollektion, als Museum in Erscheinung treten. Nur in Petersburg konnte Gogol's Traum von einer „Ensemble-Straße“ („ulica-ansambl'“), einem architektonischen Paradigma, in dem die wichtigsten Stile vertreten wären, geboren werden. Die Wahrnehmung von Petersburg als einer Stadt, deren architektonische Vorlagen von Spickzetteln stammen, übertrug sich auch auf die Wahrnehmung anderer Städte. Petersburg, dessen Architektur sich gleichermaßen auf westliche wie östliche Stadtbilder „reimt“, brachte den Russen bei, auch in anderen Städten den architektonischen „Reim“ zu suchen. F.I. Tjutčev fühlte sich 1847 beim Anblick von Kursk an Florenz erinnert; N.V. Gogol' wollte 1849 während eines Reiseaufenthalts in Kaluga Züge von Konstantinopel erkannt haben, und bei P.V. Kireevskij rief München Erinnerungen an Moskau wach. Gogol's „Rom“ greift den Gegensatz Rom / Paris auf, wobei die italienische Metropole aus der Sicht der „Moskauer Poetik“ beschrieben wird, während die Schilderung des phantomhaften Paris klare Bezüge zur „Petersburger Poetik“ aufweist. In seinem frühen Aufsatz „Lico Rossii“ („Das Antlitz Russlands“) aus dem Jahre 1918 äußerte G.P. Fedotov: „Aus Rom zurückgekehrt, erschauern wir erstmals beim Anblick der Säulen der Kazaner Kathedrale, das mittelalterliche Italien macht uns Moskau verständlich“ (ähnliche Töne klingen in der Prosa von A. Belyj, P. Muratov und B. Zajcev an).

Eines der Verfahren, durch die Petersburg in eine „geniale Kulisse“ („genial'naja dekoracija“, A. Čebotarevskaja) verwandelt wurde, ist der bewusst geschaffene Widerspruch zwischen Fassade und Funktion der Gebäude. So verrät die pseudorömische Schatullenform der Manege der Garderegimenter von G. Quarenghi (1804–1807), deren Säulenhalle nachträglich mit marmornen Dioskurengruppen, wie sie am Kapitolhügel Roms zu sehen waren, versehen wurde, weit mehr, als dass es sich hier um eine überdachte Reitbahn handelt. Wichtig war eben der „Reim“ auf das Kapitol.

Im Kampf um die „römischen Symbole“ schuf sich Moskau neue Mythen, die als Sublimierung der römischen Kontexte aufgefasst werden können. Zu einem solchen spezifischen Moskauer Mythos wurde das Sinnbild des Phönix, das in den Augen der Zeitgenossen für das niedergebrannte Moskau stand. Das sich aus der Asche erhebende Moskau zog für lange Zeit die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich, bemerkte A. Herzen. Für K. Aksakov „entstand“ Moskau „neu aus der Asche“ – und mit ihm die russische Erde. V. Benediktov schrieb: „Vot ona! Davno l' iz pepla? A vzgljanite, kakova?“ („Da ist

es! Ist's lange her, da hier nur Asche war? Schaut's euch jetzt an!") Für Lord Byron war nur jenes Feuer, das alle Zarenreiche niederbrennt und in dem die Welt zu Asche zerfällt, mit dem Moskauer Stadtbrand vergleichbar.<sup>5</sup> „Russischer Phönix, von Flammen umfasst“, nannte Th. Körner Moskau. Das Bild der „jeder Feuersbrunst trotzendes Stadt“ („nesgoraemyj gorod“) blieb bis ins 20. Jahrhundert lebendig: V.I. Ivanov schloss in den zweiten Band seiner Sammlung „Cor ardens“ ein Gedicht über Moskau ein: „A grad gorit i ne sgoraet, Červonnyj zylbja peresvet“ („Die Stadt, die brennt, wird nicht zur Asche, Sie bringt den Feuerschein in Wallung“).

Als kontrastierender Hintergrund für den Phönix-Mythos um Moskau diene der sich verfestigende Petersburg-Mythos von der „zum Untergang verdammt Stadt“.

Erinnert sei auch an ein anderes Stereotyp, wonach die „zivilisatorischen Ambitionen“ der Weltstadt Petersburg mit denen „Babylons“ verglichen werden (F. Ivanov, „Na razrušenie Moskvj“ [„Auf die Zerstörung Moskaus“, 1812]; A.A. Bestužev-Marlinskij, „Podražanie pervoj satire Bualo“ [„Nachahmung der ersten Satire von Boileau“, 1819]; N.P. Ogarev, „Zabyt'e“ [„Vergessenheit“, 1862]; M.J. Lermontov, „Panorama Moskvj“ [„Moskaus Panorama“, 1833/34]; A.I. Herzen, „Moskva i Peterburg“ [„Moskau und Petersburg“, 1842]; E.L. Mil'keev, „Vavilon“ [„Babylon“, 1842]; D.L. Mordovcev, „Idealisty i realisty“ [„Idealisten und Realisten“, 1867]). In der Zeitschrift „Delo“ („Die Tat“) widersprach D. Mordovcev moskauphilien Provinzlern, die „die Moskauer Ruhe und Idylle einer angeblichen babylonischen Bedeutung Petersburgs gegenüberstellten“.<sup>6</sup> Die babylonische Thematik ist fest in der russischen Kultur verankert. Mit ihr zusammen entwickelt sich die künstlerische Soziologie einer Weltstadt, wird der uralte Mythos des Sündenbabels neu beschworen; Petersburg wächst immer erkennbarer in den Kontext der Gefallenen Stadt hinein.<sup>7</sup> Zur natürlichen Begleiterin dieser „babylonischen“ Deutung Petersburgs wurde die spezifische Petersburger Apokalypse.

<sup>5</sup> Moskva v istorii (wie Anm. 1), S. 338.

<sup>6</sup> D.L. Mordovcev, Pečat' v provincii (Die Presse in der Provinz), in: Delo (1875), Nr. 9, S. 65.

<sup>7</sup> Vgl. dazu Skif [Ju.G. Žukovskij], Novyj Vavilon (Das neue Babylon), in: Sovremennik (1863), Nr. 4, Tl. II. Im „Peterburgskij listok“ („Petersburger Blatt“) wurde 1913 der Roman „Naš Vavilon“ („Unser Babylon“) von O.M. Bebutova veröffentlicht. Vgl. den übersetzten Roman „Vavilonskoe stolpotvorenie“ („Der Turmbau zu Babel“) A. Meißners, in: Delo (1871), Nr. 1-5. Als ein neues Babylon erschien Dostoevskij der Kristallpalast von Sir Joseph Paxton, der 1851 anlässlich der Londoner Weltausstellung errichtet wurde. Das Thema Babylon findet starken

Die Stadt als Zivilisationsbringer in Erwartung des jüngsten Gerichts – das ist das Petersburg F.M. Dostoevskijs und N.M. Jazykovs in „Moj Apokalipsis“ („Meine Apokalypse“, 1825). Erinnerung sei auch an die Bilder der zerstörten antiken Stadt in V.S. Pečerins Mysterienspiel „Toržestvo Smerti“ („Triumph des Todes“, 1833), die der Autor als „heidnische Apokalypse“ bezeichnete. Es wird nicht lange dauern, bis sich zur Symbolik der „verdammten Stadt“ die des jüngsten Gerichts und des Weltendes, des Vierten Rom und Babylons gesellen wird. Dieser tragischen Semantik bediente sich auch die triviale Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts, beispielsweise L. Nelidova in „Edinstvennyj slučaj“ („Der Einzelfall“, 1842).

### Westler, Slawophile, Bewahrer

Eine besondere Zuspitzung erfuhr der Streit der Hauptstädte in der Polemik zwischen den Slawophilen und den Westlern. In beiden russischen Zentren fanden sich Vertreter der einen wie der anderen Bewegung. Es kam vor, dass eine einfache Grenzüberschreitung oder ein Wohnortwechsel von einer ideologischen Umorientierung begleitet war bzw. eine solche zur Folge hatte, so geschehen im Fall von V.G. Belinskij nach seinem Umzug nach Petersburg.

Es ist bekannt, wie häufig Slawophile und Westler die Positionen wechselten: Der Slawophile I. Kireevskij gab in seinen jungen Jahren die Zeitschrift „Evropec“ („Der Europäer“) heraus, während der in der Heimat verwurzelte (počvennik) F.M. Dostoevskij und der Demokrat M.E. Saltykov-Ščedrin im Eifer des Gefechts bisweilen nicht merkten, dass sie sich gegenseitig zitierten.

Nationalbewusstsein kann nur über komplexe Dinge entstehen. Diese reichen von der Auseinandersetzung mit sich selbst („Moskau“, „Petersburg“) bis hin zur Auseinandersetzung mit der ganzen Welt („Rus' und Byzanz“, „Russland und Europa“, „der Westen und der Osten“). Zu beachten sind natürlich auch die inneren Abstufungen des dialogischen Verhaltens der Hauptstädte. Dieses Verhalten kann auf

---

Widerhall im ethischen Denken: V.A. Bazarov, Christiane Vetchova Zaveta i stroiteli Vavilonskoj bašni (Die Christen des Alten Testaments und Erbauer des Turms zu Babel), in: Literaturnyj raspad. S.-Peterburg 1909, Teil 2. Hier ist der mythologische Rückgriff auf den biblischen Kontext der „Gefallenen Stadt“ offensichtlich; vgl. auch V.N. Toporov, Tekst goroda-devy i goroda-bludnicy v mifologičeskom aspekte (Der Text der Jungfrauenstadt und der Dirnenstadt unter mythologischem Aspekt), in: Struktura teksta – 81. Moskva 1981, S. 53-58.

den unteren Ebenen Belanglosigkeiten asiatisch-europäischer Krähwinkel widerspiegeln, auf höheren Ebenen aber an „Rom und die Welt“ appellieren, weil die soziokulturelle Problematik Weltbedeutung erlangt. Der (geografische, historische, ethnisch-sprachliche und kulturelle) Bizentrismus der russischen sozialen Wirklichkeit hat einen idealen Nährboden für die Entwicklung dieses Dialogs geschaffen: Es wurde die Tradition einer Versamlungs- und Streitkultur begründet.

Allein die Tatsache der Entstehung von Petersburg bedeutete für Moskau den Beginn einer neuen Etappe auf dem Weg zur Selbsterkenntnis. Das sich mit der Zeit ausweitende mentale Dialogfeld der Hauptstädte ebnete einem qualitativ neuen Nationalbewusstsein den Weg und brachte in diesen Dialog ein neues System philosophisch-historischer Reflexionen sowie eine besondere Schärfe intellektueller Spannung ein. Die geistige Gespanntheit ist eine zentrale Eigenschaft in der Epoche des Dialogs zwischen der altmoskowitzischen und der russisch-europäischen Tradition. Diese Gespanntheit bestimmt nun das Klima des russischen Journalismus, das Sittenpathos der Polemik, beispielsweise zwischen den Zeitschriften „Moskovitjanin“ („Moskowiter“) und „Sovremennik“ („Zeitgenosse“). Die Zugehörigkeit eines Schriftstellers, Publizisten oder Wissenschaftlers zu einer der beiden Hauptstädte wird zu einem sozialen Vorzeichen, sie nimmt Einfluss nicht nur auf die ideologische Ausrichtung seines Werks, sondern auch auf die Art seines Patriotismus. Das „Moskauische“ und „Petersburgische“ erscheinen wie zwei Spielarten eines dreieinigen (politischen, historischen und ästhetischen) Pathos, obwohl die jeweiligen Protagonisten nicht selten der Meinung waren, dass es zwischen den „Moskauern“ und den „Petersburgern“ in ihrem Vaterland keinerlei Berührungspunkte mehr gebe. Diesem Denken waren Puškin, Belinskij und Herzen verhaftet, wobei die ihnen eigenen „vergleichenden Lebensbeschreibungen“ der Hauptstädte von außerordentlicher Bedeutung für die weitere Entwicklung des polemischen Dialogs der Hauptstädte waren.

Das wahre Russland war in den Augen der extremen Slawophilen Russland ohne Petersburg. Der Vergleich der Hauptstädte vollzieht sich daher nicht in Form einer Kontrastierung oder Analogbildung, sondern in Form einer gegenseitigen Negation. Petersburg ist eine Insel mit Importkultur, die dem Festland prinzipiell fremd ist, der dortige Lebensstil ist derselbe wie in Moskau, nur wiederholt er sich dort mit gegenteiligem Vorzeichen (P.I. Sumarokov, „Staryj i novyj byt“ [„Die alte und die neue Lebensweise“, 1841]).

In ähnlich entschiedener Weise, wengleich auch aus einer anderen Position heraus, unterschied der Herausgeber des „Moskovskij Telegraf“ („Moskauer Telegraf“), N.A. Polevoj, einen überwiegend theoretischen Sinn des Petersburger Lebens vom überwiegend substantiellen (suščnostnyj) Sinn der Moskauer Lebensweise. In seinem Briefzyklus „Pis'ma iz Peterburga k D.I.E.“ („Briefe aus Petersburg an D.I.E.“) finden sich folgende Überlegungen zu den „Ausstellungen russischer Erzeugnisse“: „Während der Nutzen der Petersburger (Ausstellung) ein eher theoretischer und der Nutzen der Moskauer dagegen ein eher praktischer war, wiesen sie in ihrem Wesensgehalt (...) ebenfalls Unterschiede auf. In Petersburg gab es mehr Prunk und Glanz, in Moskau aber hatte das [für das Land] Substantielle Vorrang vor Haltbarkeit und Festigkeit“ („v Moskve bolee suščnosti, čem pročnosti“).<sup>8</sup>

Moskau ist die Stadt mit Substanz („gorod suščnostnyj“) – so lautet die knappe Formel, die die Slawophilen so dringend benötigten. Ihr Autor war jedoch kein Slawophiler, sondern ein Moskauer „Jakobiner“. Als „Vertreter des Dritten Standes“ präsentierte er Moskau in seiner Zeitschrift als Zentrum des Fabrik- und Handelsenthusiasmus. Eine besondere Bitternis ist in Polevojs Brief vom 22. Dezember 1837 an Belinskij zu vernehmen, als sein Korrespondent gerade im Begriff war, den Wohnsitz in die Neva-Metropole zu verlegen: „In Moskau existiert noch so etwas wie ein uneigennütziger Idiotismus, aber hier wird der Verstand von klingender Münze geleitet, und die Berechnung tritt an die Stelle des Verstandes.“<sup>9</sup>

Wortführer der Petersburger „Westlerbewegung“ war Belinskij. Auf die Westler beider Städte bezogen, sagte er: „Bei einem Petersburger und einem Moskauer kann es keine gemeinsamen Ansichten geben: Ersterer ist von Natur aus trocken, der andere salbungsvoll („elejnyj“) in all seinen Worten und Gedanken (...).“ Ketčer (Ketscher) vertrat stellvertretend für die Moskauer Westler eine ganz andere Meinung, wonach das gesamte „Streben des Petersburgers darin bestehe, als kluger Mann zu gelten“.<sup>10</sup>

Auch die Repliken der Slawophilen im Streit der Hauptstädte klingen ganz unterschiedlich. 1856 verfasste K.S. Aksakov für den Zaren

<sup>8</sup> Moskovskij telegraf (1831), Vyp. 38, Nr. 6, S. 528.

<sup>9</sup> N. Polevoj, Izbrannye proizvedenija i pis'ma (Ausgewählte Werke und Briefe). Leningrad 1986, S. 528.

<sup>10</sup> P.V. Annenkov, Iz „Zamečatel'nogo desjatiletija. 1838–1848“ (Aus dem „Glorreichen Jahrzehnt 1838–1848“), in: V.G. Belinskij v vospominanijach sovremennikov (V.G. Belinskij in Erinnerungen seiner Zeitgenossen). Moskva 1962, S. 446 f.

die Schrift „Značenie stolicy“ („Die Bedeutung einer Hauptstadt“), in der er Petersburg als „Russlands ausländische Hauptstadt“ bezeichnet und behauptet, die Gründung von Petersburg habe den Bruch der Regierung mit dem Volk zur Folge gehabt. Aksakov ruft daher den Herrscher auf, nach Moskau, in die „Hauptstadt des Volkes“ zurückzukehren und Petersburg zu verlassen, da Russland von dieser „Hauptstadt der Regierung“ nur „blind“ („zaočno“) regiert werden könne. Bei Aksakov ist die Rede von einem historischen Fehler, der geradezu ins Auge sticht. Den Grund für die Irreparabilität dieses Fehlers sieht er in der „Aufhebung“ Moskaus als der Urstätte des nationalen Lebens. In der „fremden“ Stadt an der Neva sieht er eine Bedrohung für die seit Jahrhunderten bestehenden Grundsätze der „Volksnähe“.

Die frühen Slawophilen begründen eine besondere Historiosophie der Weltstädte. Die russische Geschichte wird in Kategorien des unterschiedlich konstruierten sozialen Raums gesehen. So entwirft A.S. Chomjakov ganz zu Beginn der slawophilen Bewegung in seinem Aufsatz „O starom i novom“ („Über Altes und Neues“), den er 1839 für einen Disput bei I.V. Kireevskij schrieb, die kulturhistorischen Gegensatzpaare „Novgorod / Moskau“ und „Moskau / Petersburg“. Der Verfasser war der Ansicht, dem zeitgenössischen Moskau widerfahre in Bezug auf Petersburg keinesfalls das Schicksal Novgorods in Bezug auf Moskau (wie das bei einigen späteren Stadthistorikern nachzulesen war). Novgorod und Moskau stünden vielmehr in ihrer dialektischen Wechselbeziehung für einen gemeinsamen Inhalt, d.h. sie ergänzten sich in historischer und funktionaler Hinsicht. Novgorod und Moskau, so Chomjakov, verkörpern den Konflikt Gemeinwesen / Machtzentrale, Petersburg und Moskau stünden hingegen für die „gegenständliche Erscheinungsform des Staates“ und „Bekanntnis zur Volksseele“. Russland ist ein lebendiger historischer Organismus; alle Momente seines inneren Lebens sind durch dieselbe unteilbare Einheit miteinander verbunden, durch die auch seine äußeren Formen vernünftig geregelt sind. Im Kontext dieser „Geschichtsästhetik“ können die Hauptstädte in einer für sie gemeinsamen Sprache beschrieben werden, in der Terminologie der organischen Tätigkeit, der organischen Ontologie und organischen Teleologie. Das bedeutet, dass man über Moskau in der Sprache Petersburgs und über Petersburg in der Sprache Moskaus reden kann, denn Chomjakovs historisches Denken impliziert die beiden Städte nicht im Zweikampf, sondern in engster substanziell-organischer Korrelation, in der Kontinuität und im Dialog.

Die Thesen K.S. Aksakovs wie auch der Aufsatz A.S. Chomjakovs erlebten eine Renaissance: Chomjakovs „Über Altes und Neues“ wurde 1861 veröffentlicht, Aksakovs Artikel „Die Bedeutung einer Hauptstadt“ erschien in den ersten zwei Heften der Zeitschrift „Rus“ von 1882.

Im Meinungsstreit einer ganz anderen Epoche, die bereits das Stadium der „Heimatverwurzelung“ („počvenničestvo“) in der Entwicklung der Slawophilie hinter sich hatte und auch andere Spielarten – etwa Tolstojanertum, Neokonservatismus eines K.N. Leont'ev oder Neoslawophilie eines V. Solov'ev, die noch mehr Abweichungen vom Original aufwiesen – kannte, wird die Stimme eines anderen Mitbegründers der slawophilen Lehre hörbar. Gemeint ist V.M. Garšin mit seinen „Peterburgskie pis'ma“ („Petersburger Briefe“), die Juni/Juli 1882 in der Char'kover Zeitschrift „Južnyj kraj“ („Der Süden [Russlands]“) abgedruckt wurden.

Von Garšin stammt der Satz: „Petersburg mag fern von Russland sein (darauf stützen sich im Wesentlichen alle Anklagen der Moskauer Schwätzer), Petersburg mag sich häufig irren, es mag von Dingen reden, von denen es nicht viel Ahnung hat, aber Petersburg denkt und redet. Nicht Moskau ist der Mittelpunkt des russischen Lebens oder dessen, was dieses Leben an Gemeinsamkeiten hat, sondern Petersburg.“

Wenn Garšin von den „Moskauer Schwätzern“ schreibt, so dürfte er den Dialog der Zeitschriften „Rus“ und „Vestnik Evropy“ („Europa-Bote“) von 1882 im Blick gehabt haben. Unmittelbar nachdem der bereits erwähnte Artikel von Aksakov erschienen war, veröffentlichte die „Rus“ in ihrer fünften und siebten Ausgabe eine ungekürzte Rede von B.N. Čičerin, in der sich das neue Stadtoberhaupt von Moskau zum „Hüter des Prinzips der Sicherheit“ und Moskau zum Zentrum der russischen Provinz erklärte. Dieser relativ neue Ruf von Moskau hatte sich zu Beginn der 1880er Jahre verfestigt. Der „Europa-Bote“ reagierte in seiner Märzausgabe auf Čičerins Rede mit folgenden Worten: „Das geistige Leben Moskaus war in jüngster Vergangenheit und ist gegenwärtig ebenso weit von einer inneren Einheit entfernt (...) wie das geistige Leben Petersburgs.“ In einer Antwort auf Aksakovs Artikel betonte der „Europa-Bote“ im April Petersburgs historische Legitimität: „Was auch immer die Neva-Ufer unter Peter gewesen sein mögen. Petersburg ist trotz seines nichtrussischen Namens doch eine russische Stadt, die die ganze Vielfalt der russischen Gesellschaft in sich vereint.“<sup>11</sup> Die Reaktion der „Rus“ ließ nicht lange auf sich war-

<sup>11</sup> Vestnik Evropy (1882), Nr. 3, S. 452; Nr. 4, S. 878.

ten. Im Leitartikel ihrer Ausgabe vom 1. März (Nr. 11) bezeichnete die Zeitschrift Petersburg nicht einfach als Stadt, sondern als „Symbol“ und warf gleichzeitig „dem neuesten Liberalismus“ vor, die Volkstümlichkeit/Volksnähe (*narodnost'*) und die russische Eigenart (*samobytnost'*) zu leugnen. Bemerkenswert ist, dass die traditionellen Vorwürfe der „Rus“ gegenüber Petersburg (die Stadt sei nichtrussisch, bürokratisch u.ä.) wie auch die Repliken des „Europa-Boten“ (die Bürokratie habe Petersburg von Moskau übernommen; das 18. Jahrhundert gelte nicht nur in Russland als Jahrhundert der Bürokratie) 35 Jahre später beinahe wortwörtlich aufgegriffen wurden, als es um die Frage ging, wo die Verfassunggebende Versammlung ihren Sitz haben sollte, in Moskau oder Petrograd? Fürst E.N. Trubeckoj plädiert für „Moskau, da Moskau das Zentrum des russischen Volkes, Petersburg dagegen eine vergleichsweise ausländische Stadt und das alte bürokratische Zentrum des Imperiums“ sei. Ein anonymes Autor wendet darauf in „Sovremennoe slovo“ („Stimme der Zeit“) ein: „Ja, Petersburg war das Zentrum der Bürokratie und des Imperiums. Aber gerade deshalb hat es früher und tiefer die großen politischen Ideen der europäischen Demokratie begriffen als das übrige Russland. Moskau ist bodenständiger, elementarer und historischer als Petersburg.“<sup>12</sup>

Die 1830er/1840er Jahre und die 1880er Jahre weisen in Bezug auf den ideologischen Status der beiden Hauptstädte gewisse Parallelen auf. Frühe wie späte Slawophilen beeilten sich, ein Werturteil über die Hauptstadt zu fällen, um anschließend darauf ihre kulturelle und historische Argumentation aufzubauen. Dem Nachsinnen über Geschichte kann bisweilen eine Wertung von besonderer Überzeugungskraft vorangehen – die ästhetische Wertung. Bemerkenswert erscheint hier die Position K.N. Leont'evs.

In seinem Hauptwerk „Vizantizm i Slavjanstvo“ („Byzantismus und Slawentum“) erklärte Leont'ev den Zauber, den Moskau auf Russen wie Ausländer ausübe, mit dessen Erscheinungsbild, das stärker als das Antlitz Petersburgs von Byzanz geprägt sei. Für Leont'ev ist Petersburg im schlimmsten Fall ein Anti-Rom, im besten eine gigantische Allerweltskompilation, zudem auch noch sekundären Ursprungs, denn für Leont'ev sind die westeuropäischen Weltstädte ebenfalls Kompilationen, die auf den Trümmern der griechisch-römischen Zivilisation errichtet wurden. Im Vergleich zu dem „bunten“ Moskau mit seinen goldenen Kuppeln erscheint Leont'ev Petersburg als Kaserne

<sup>12</sup> P[etr] B[oborykin], Petrograd i Moskva (Petersburg und Moskau), in: *Sovremennoe slovo* Nr. 3286 vom 19. März 1917.



und Auffanglager, als feuchtkalte und dumpfe Stadt, bei deren Anblick er ästhetischen Ekel empfindet.

Wenn der Philosoph Leont'ev Petersburg aus der Moskauer Welt betrachtet, entsteht die Reichshauptstadt vor seinem inneren Auge in Form von Bruchstücken, die sie Europa einst entwendet hatte und als deren Kompilatorin sie auch heute noch in Erscheinung tritt: „Beim Anblick unserer Garde (La garde), wie sie in Uniform über das Marsfeld (Champ de Mars) von Sanktpetersburg marschiert (marschieren), bleibt einem der Gedanke an die byzantinischen Legionen fern.“<sup>13</sup> Die dem russischen Imperium ästhetisch angemessene Form verkörperte in den Augen Leont'evs natürlich Moskau.

Die Verbindung von Monarchismus mit der Kritik an der Hauptstadt der Monarchie war im 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Verwiesen sei in diesem Zusammenhang auf eine Person ganz anderer Verhaltens- und Denkweise, den Fürsten und berühmten Emigranten P.V. Dolgorukov, der die Geheimnisse des Hofes und der hohen Würdenträger des Staates preisgab, einen stolzen, ehrgeizigen Menschen, dem eine eigene Karriere versagt blieb und der A.I. Herzen bei der Veröffentlichung illegaler Schriftstücke half. Über Petersburg hatte der Autor glänzender Pamphlete Folgendes zu sagen: „In diesem Sumpf (...) vermischen sich mongolische Wildheit und byzantinische Niedertracht; all das ist schlecht durch ein europäisches Gewand kaschiert (...) hier herrscht die völlige Unkenntnis Russlands, weil man nie auf den eigenen Gutshöfen gelebt hat (...).“<sup>14</sup>

Einen eigenständigen Platz im Dialog der Hauptstädte hatte auch das Thema „Zentrum / Provinz“. Dabei sind drei Linien zu unterscheiden. Das Thema geht zum einen auf die Tradition der „lubki“ zurück – Bilderbogen der Volkskunst, die auf Birkenrindenplättchen geschnitzt wurden und das Motiv der Pilgerfahrt imitierten oder karikierten (z.B. „Fomuška v Pitere“, „Pantjuška, Sidorka i Filatka v Moskve“). Zum anderen wird das Thema von der „Reiseliteratur“ aufgegriffen (S.O.B., Poezdka v Moskvu [Reise nach Moskau, 1841]; A. Zaleskij, Poezdka v Peterburg 1901 goda [Reise nach Petersburg von 1901, 1904]) und von der Massenjournalistik weiterentwickelt (in den 1840er Jahren veröffentlichte A.I. Kroneberg in der Zeitschrift

<sup>13</sup> K.N. Leont'ev, Vizantizm i Slavjanstvo (Byzantismus und Slawentum), in: Vostok, Rossija i Slavjanstvo. Sbornik statej v 2 t. (Der Osten, Russland und das Slawentum. Eine Aufsatzsammlung in 2 Bänden). Moskva 1885, hier Bd. 1, S. 84.

<sup>14</sup> P.V. Dolgorukov, Peterburgskie očerki. Pamflety emigranta. 1860–1867 (Petersburger Berichte. Pamphlete eines Emigranten. 1860–1867). Moskva 1934, S. 126 u. 127.

„Sovremennik“ [„Zeitgenosse“] Vladimir Čulkovs „Perepiska meždu peterburžcem i provincialom“ [„Briefwechsel zwischen einem Petersburger und einem Provinzler“]. Der „Briefwechsel“ fand in M.V. Avdeevs „Pis'ma ‚pustogo čeloveka‘ v provinciju o peterburgskoj žizni“ [„Briefe eines Ignoranten über das Petersburger Leben in die Provinz“] von 1852 einen Nachklang). Drittens wird dieses Sujet schließlich von der satirischen trivialen wie höheren Publizistik aufgegriffen (A.I. Gončarov in „Pis'ma stoličnogo druga provincial'nomu ženichu“ [„Briefe eines Freundes aus der Hauptstadt an einen Freier aus der Provinz“, 1848]; M.E. Saltykov-Ščedrin in „Dnevnik provinciala v Peterburge“ [„Das Petersburger Tagebuch eines Provinzlers“, 1872]) und in physiologischen Essays sowie in Feuilletons behandelt (N.A. Nekrasovs „Družeskaja perepiska Moskvy s Peterburgom“ [„Freundschaftlicher Briefwechsel zwischen Moskau und Petersburg“, 1860]).

\* \* \*

Der Ruf einer „gesetzwidrigen“ und sündigen Stadt, der Petersburg von Anfang an anhaftete und sich mit der Zeit verfestigte, war aufs Engste und direkt verbunden mit der Vorstellung von Peter I. als dem Antichristen. Die in ihrer Radikalität beispiellose Reform der Sozialstruktur, das Zusammenbrechen traditioneller Weltbilder und religiöser Werte und eine völlig neue Qualität der historischen Zeit (ihre katastrophale Beschleunigung) – all diese Folgen petrinischen Handelns – aktivierten das archaische Stereotyp vom „untergeschobenen“ oder selbst ernannten Zaren. Der Mythos von der Usurpation („der falsche Demetrius“), mit dem die Kirchenspalter auf die petrinischen Reformen reagierten, ging in vollem Umfang in das Wertesystem der neuen Hauptstadt mit ihrem „satanisch verfremdeten Antlitz“ ein. Der Held von D. Merežkovskijs 1904 erschienenem Roman „Christ i Antichrist (Petr i Aleksej)“ („Christ und Antichrist [Peter und Alexej]“), Tichon, der die Wahrheit bei den Altgläubigen sucht, erkennt in der Person Peters das dämonische Antlitz von Peters Stadt.

Je häufiger die Moskauer ihr Moskau als das Dritte Rom beschworen, desto größer wurde ihr Entsetzen angesichts der neuen Hauptstadt, die mit Satans Hilfe aus dem Nichts entstanden zu sein schien und drohte, zum Vierten Rom zu werden.

Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Stadt als solche, das städtische Milieu und die städtische Mentalität zum zentralen Thema in der Kunst. Kubismus und Konstruktivismus in Dichtung,

Malerei, Film und Musik waren Produkte der Stadt. Die futuristischen Höhenflüge des Dichters und Philosophen V. Chlebnikov, die Utopien M.A. Vološin standen im Bewusstsein der Zeitgenossen in einer Reihe mit V.E. Tatlins Entwürfen und den innovativen Kompositionen Le Corbusiers. Eine utopische Millionenstadt folgte der anderen; nichts schien unmöglich: kosmische, schwebende, unterirdische und gläserne Städte, Pflanzenstädte und Organismusstädte.

Einst hatten Utopien Modelle für rational organisierte und leicht lenkbare Gesellschaften entworfen. Nun boten Utopien einen neuen Stadt- und Wohntypus und eine neue Freiheit für den Stadtmenschen. Andererseits wuchs die Kritik an der kapitalistischen Stadt, an der Literatur des Westens (K. Hamsun, E. Verhaeren, G. Apollinaire, M. Metterlink), und Russland überschwemmten Bilder von Moloch-, Kraken- und Mörderstädten. Die weltanschauliche Tradition vom Typ „Urbi et orbi“ (so der Titel eines Werks von V.Ja. Brjusov) beeilte sich vor allem, die Begriffe „Heim“ und „Welt“ durch die „Domestizierung der Welt“ einander anzunähern. Wenn das „Heim ein Ort ist, wo man nicht leben kann“ (Marina Cvetaeva), ist auch die ganze Welt ein Jammertal und keine heimische Stätte. Keine andere Epoche hat das Thema der Heimatlosigkeit und gänzlichen Verlassenheit im Sein so zugespitzt formuliert wie die Epoche zu Beginn des 20. Jahrhunderts und die Zwischenkriegsperiode.

Der von Gott verlassene Hiob inmitten der Brandstätte – so wirkt der Stadtmensch zu Beginn unseres Jahrhunderts, wo die Metropolen alles tun, um den Menschen den Gipfel seiner Einsamkeit erreichen zu lassen, in einer Masse von Menschen, Wohnungen, Reklametafeln, Autos, inmitten einer sich multiplizierenden Welt der Dinge, im neuen Kontinuum der sich maßlos verzweigenden Kommunikationen.

Die neuen Künste, allen voran der Film und bestimmte Mechanismen der fotografischen Rezeption, diktierten auch neue Sichtweisen der Neva-Metropole: „Die gewaltigen Petersburger Prospekte, die immer in den Fluchten und niemals von oben zu sehen sind (...), erwecken den Eindruck einer ungewöhnlichen, absichtlich fotografischen Perspektive. Zweifellos erinnert Petersburg an eine Fotografie.“<sup>15</sup>

Mit seinem feierlich organisierten Raum und seinen abgeschlossenen Umrissen rief Petersburg bei seinen Bewohnern eine besondere Abneigung gegen das Heim – den einst so sicheren Rückzugspunkt – her-

<sup>15</sup> M. Vološin, *Stereoskop*, in: *Novyj žurnal* (St. Petersburg) (1916), Nr. 60, S. 234.

vor. Das Misstrauen gegenüber der häuslichen Behaglichkeit wurde zum Charakteristikum der Petersburger Stadtpsychologie. Seit Dostoevskij wurde der geschlossene Raum als metaphysisch-krimineller Raum wahrgenommen. Im engen, von Menschen abgeschirmten Raum haust der Geist von Mord und Totschlag – diese Reflexion vermittelt uns der Protagonist einer Erzählung von A. Averčenko.<sup>16</sup>

Dieser neue Abschnitt im Dialog der Hauptstädte wurde in den ersten Jahrzehnten zunehmend von neuen Mythen begleitet. Jeder Mythos lebt von seiner Neuwertigkeit und zehrt aus einer besonderen, einer städtischen Dämonologie, einem Phänomen, dem der Ökonom und Schriftsteller A.V. Čajanov in seinen hervorragenden literarischen Schriften eine Existenzberechtigung eingeräumt hat: „Jede Stadt, die etwas auf sich hält“, sagte er, „braucht eine gewisse, sie zierende Literatur Hoffmannscher Prägung (gofmaniana) zur Darstellung (...) ihrer eigenen Hausdämonen.“<sup>17</sup>

Im 20. Jahrhundert sollte Petersburg erneut Gegenstand apokalyptischer Projektionen werden. Wieder ist Petersburg die Stadt des Verderbens und Heimstatt der Verdammten; Prophezeiungen über Petersburgs baldiges Ende kommen in Mode und füllen die Seiten der Tagespresse.<sup>18</sup>

Bald war nahezu die gesamte Umwelt des Stadtbewohners von apokalyptischen Weissagungen geprägt. Andrej Belyj veröffentlichte 1904 seinen Aufsatz „Apokalipsis v ruskoj poezii“ („Die Apokalypse in der russischen Dichtung“), V. Rozanov gab seinem 1918 erschienenen Buch den Titel „Apokalipsis našego vremeni“ („Die Apokalypse unserer Zeit“), und B. Savinkov verfasste die Werke „Kon' Blednyj“ („Das fahle Pferd“, 1909) und „Kon' Voronoj“ („Der Rappe“, 1923). A.E.

<sup>16</sup> „Nur unser unerwartetes, durchsichtiges, merkwürdiges Petersburg kann sich einer solch unheilvollen Kombination rühmen: ein düsteres, feuchtes Zimmer ohne Möblierung mit Ausnahme eines schweren Tisches, der von einer feuchten, löchrigen Tischdecke überzogen ist, ein Zimmer, in dem es wie nach einem vor langem begangenen Mord riecht; hinter dem Fenster breidick die graue Nacht, die Typhus ins Gesicht atmet, mir gegenüber ein Mensch, trübe von einer einzigen Kerze beleuchtet, aus seinen hängenden Mundwinkeln fleht die Todessehnsucht“ (A. Averčenko, Šutka mecenata [Scherz eines Mäzens], in: Družba narodov [1990], Nr. 4, S. 111).

<sup>17</sup> Vl. Murav'ev, Tvorec moskovskoj gofmaniany (Der Schöpfer der Moskauer Hoffmann-Literatur), in: A.V. Čajanov, Venecianskoe zerkalo. Povesti (Der venezianische Spiegel. Erzählungen). Moskva 1989, S. 19.

<sup>18</sup> A. Roslavlev, Gibnuščie rizy (Zugrunde gehende Messgewänder), in: Naš vek (1918), Nr. 50; E. Zozulja, Gibel' glavnogo goroda (Der Tod der Hauptstadt), in: Večernjaja zvezda (1918), Nr. 5. Vgl. Petr Ryss, Petrograd, in: Sovremennoe slovo (1918), Nr. 3507, S. 2; S. Auslender, Chvala Peterburgu (Loblied auf Petersburg), in: Novosti dnja vom 16. April (17./4. März) 1918, S. 3.

Kručenyč schrieb über „Apokalipsis v russkoj literature“ („Die Apokalypse in der russischen Literatur“, 1923). Falconets „Eherner Reiter“ – ein zentrales Symbol der verdammten Stadt – verschmolz im Bewusstsein der Katastrophenpropheten mit dem Reiter aus der Offenbarung des Johannes. In Evgenij Ivanovs Essay „Vsadnik. Nečto o gorode Peterburge“ („Der Reiter. Einiges über die Stadt Petersburg“, 1907) triumphiert die Stadt Peters in ihrem welterbauenden und weltordnenden Ursprung, der auf dem Zahlen-Logos beruht. Ein Charakteristikum der Utopien von Plato bis Chlebnikov war die Zahl als ontologisches Prinzip der dargestellten Welt. Daher enthielten auch Antiutopien eine Fülle von Zahlen (E.I. Zamjatin, G. Orwell). Ganz im Geiste der Zeit verstärkten die Petersburger Zahlen im Essay E. Ivanovs die Bedeutungen, die aus den Urquellen gewonnen wurden, insbesondere aus dem letzten Buch der Bibel, der Offenbarung des Johannes. Es sind schicksalhafte, mystische und prophetische Zahlen.

In E. Germans Essay „Peterburg“, erschienen im März 1918 in der Zeitschrift „Večernjaja Zvezda“ („Abendstern“), begegnen wir der uns bereits bekannten Variante der historischen Schuld Petersburgs: „Peterburg ist eine stolze, majestätische Stadt. Nicht ohne Grund ist sie aus dem unbändigen Stolz des rebellischen Zaren entstanden. Wegen dieses – einst autokratischen und despotischen – Stolzes hassten sie die Ritter der frommen Rus' – die Slawophilen.“ B. Mujžel's Zeitung „Molva“ („Im Gespräch“) druckte in diesen Jahren S. Aratovskijs „Peterburgskie očerki“ („Petersburger Skizzen“) und „Belye noči i čerňnye dni“ („Weiße Nächte und schwarze Tage“). Man könnte noch zahlreiche ähnliche Beispiele anführen. Sie spiegeln eine Art tri-viale, operative Mentalität der Massenkultur wider, die von den Reflexen der hohen, professionellen Kultur lebt.

Die Publizistik der ersten Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts setzt alles daran, um das Bild von Petersburg als einem logisch geordneten Kosmos zu zerstören. Da die Stadt unaufhaltsam ihrem Ende entgegenzustreben scheint, verliert auch ihre historische Existenz jegliche Bedeutung. Petersburg wird nun wahrgenommen als pseudologisches Phantom, als Verspottung, als satanisches Grinsen des Kaisers, als Verhöhnung des gesunden Menschenverstands, als wahnsinniger Versuch, die Elementargewalten (der Natur, der Nation, der Geschichte) durch nackte Berechnung zu besiegen. Vor diesem Hintergrund gewinnt die Moskauer „Partei“ an Stärke: Ihre Stimme erklingt in Tönen des Trostes und der Hoffnung. Moskau als die Stadt der heimatlichen Verwurzelung und der nationalen Lebenstüchtigkeit, als Gegenbild zum boden- und grundlosen Stolz des Nördlichen Palmira, so stellt sich die

Stadt in dem sehr verdichteten Aufsatz „Duša Moskvvy“ („Moskaus Seele“, 1917) des hervorragenden Kulturhistorikers und Philologen B.M. Ėjchenbaum dar. „Petrograd hat keine Seele – dafür bestand keine historische Notwendigkeit. Petrograd nimmt gerade durch diese Seelenlosigkeit gefangen, es ist die Stadt des Verstandes, der Absicht, die eben deshalb so leicht das Aussehen eines steinernen Gespenstes annehmen kann. Es befindet sich stets im Zustand angestrengten, genau überlegenden und prüfenden Denkens... Moskau kennt kein Nachdenken, es liebt nicht mit Verstand, es lebt ganz und gar von der Fülle und der Vielfalt der Gefühle. Moskau ist malerisch, Petrograd dagegen eine Zeichnung, eine Kontur, ein Schema.“<sup>19</sup>

In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts erleben wir eine Neuauflage der alten Kontraste: Moskau wird als vielförmig-organisches Wesen, Petersburg als monolithisch-entfremdete Steinwüste dargestellt. Über Moskau spricht man zärtlich, andachtsvoll, über Petersburg wie über eine qualvolle Liebe. Der russische Charakter sucht in Moskau erneut nach dem Eden des wohltuenden Nachsinnens über die Seele (z.B. P.A. Florenskij) und in Petersburg die Hölle der arglistigen Unbefriedigtheit des Geistes (z.B. A. Blok). Erst jetzt beginnen wir die Biografien zahlreicher Künstler zu begreifen, deren Leben ein einziges Gleiten entlang der Achse „Moskau – Petersburg“ und ihr Werk den Versuch darstellt, die aus der Fassung geratene Moskauer Seele in die geprägten Formen der Petersburger Logik einzuschließen, so etwa A. Belyj, der Romane über beide Hauptstädte schrieb, B.L. Pasternak, A. Achmatova und I. Stravinskij, der Moskau zum ersten Mal nach einem halben Jahrhundert des Wanderns in der Fremde sah. Die Inspiration für „Petuschka“ kam ihm nicht aus den Schaubuden des Roten Platzes, sondern von den Jahrmarktbühnen des Marsfeldes.

Petersburg als Opfer und steinerne Laune, als eine auf unsicherem Element errichtete Stadt gewinnt immer offensichtlicher Züge einer Metapolis: Im 20. Jahrhundert erfährt die Nördliche Hauptstadt eine Mystifizierung: Peter ähnelt immer stärker einem Kosmokraten, die Neva der gesichtslosen Elementarkraft des Chaos, die gigantische Architektur der Stadt dem Bild einer beispiellosen Weltarchitektur, an deren Ursprung die Absicht stand, jede kleinste Kleinigkeit und jeg-

<sup>19</sup> B.M. Ėjchenbaum, *Duša Moskvvy (Moskaus Seele)*, in: *Moskva-Peterburg: pro et contra: Dialog kul'tur v istorii nacional'nogo samosoznaniya. Antologija (Moskau-Petersburg: pro et contra: Dialog der Kulturen in der Geschichte der nationalen Bewusstseinswerdung. Eine Anthologie)*, hrsg. v. K.G. Isupov. S.-Peterburg 2000, S. 365.

lichen noch so kleinen Menschen mit seinem Anspruch auf persönliches Glück zugrunde zu richten. Petersburgs kosmische Mythologie ist Gegenstand mehrerer aufschlussreicher Werke von N. Anciferov. Eine umfassendere Philosophie der Metastadt im 20. Jahrhundert entwickelte D.L. Andreev in „Roza Mira“ („Die Rose der Welt“).

Der Dialog der Hauptstädte entwickelte sich nicht nur „innerhalb“ persönlicher Biografien, sondern brachte auch Utopien wie G.V. Ivanovs Projekt „Petroskva“ hervor (in den „Peterburgskie zimy“ [„Petersburger Winter“], 1928 veröffentlicht): „Beide Städte sollen sich zu einer vereinigen – zu Petroskva mit der Hauptstraße Kuznevskij mospekt.“<sup>20</sup>

Es werden eigene mythologische Monstren geboren, beispielsweise F.K. Sologubs Nedotykomka in „Melkij bes“ („Der kleine Dämon“). Wie in den Zeiten der klassischen Romantik finden sich die Leser in einem groß angelegten Roman wieder.<sup>21</sup> Dieses Lebensgefühl war nicht zuletzt eine Art Flucht vor der Stadt und ihren Kontrasten. Am Ende dieser Mythenbildung stand eine langsame und schwierige Ernüchterung, als die Stadt erneut dicht an den Menschen heranrückte und ihn aus den leeren Augen der Fabrikfenster anschaute.

In seiner kompensatorischen Funktion entwirft der Mythos ausgelassen-leichte oder tragische, am häufigsten jedoch apokalyptische Bilder eines Lebens, das auf der Erde nicht möglich erscheint. Die Stadt als Apotheose des Fürsten der Finsternis und seiner unheilvollen Boten ist das Thema des Essays „Peterburgu byt' pustu...“ („Petersburg ist zur Ödnis verdammt...“, 1908) von D. Merežkovskij.

In den Jahren 1917 und 1918 wurde das Ende der Petersburger Ära besonders intensiv erlebt. Der Kunstwissenschaftler und Architekt D. Arkin publizierte einen Text mit dem aufschlussreichen Titel „Grad Obrečennyj“ („Die verdamnte Stadt“). 1918 erschienen in einem Sammelband unter dem Titel „Peterburg i Moskva“ („Petersburg und Moskau“) Aufsätze von sechs Autoren. Darunter war ein Beitrag von D. Zaslavskij, der nach dem Kompositionsprinzip eines Quadrats aufgebaut war, wobei jede Quadratecke von einem symbolischen Reiter besetzt war. Den vier Kapiteln des Essays waren als Motto vier Auszüge aus der „Apokalypse“ vorangestellt, deren Bedeutung sich an vier Pferdestatuen erschließt: dem Schimmel (Der eherne Reiter), dem

<sup>20</sup> G.V. Ivanov, Stichotvorenija. Tretij Rim. Peterburgskie zimy (Gedichte. Das Dritte Rom. Petersburger Winter). Moskva 1988, S. 340.

<sup>21</sup> „Symbole finden viel Spielraum zwischen geraden steinernen Linien, im Lärm der Straße, im Zauber der Gaslaternen und Mondkulissen“. I.F. Annenskij, Knigi otraženij (Bücher der Reflexionen). Moskva 1979, S. 359.

Fuchs (Klodts Nikolaus I. vor der Isaak-Kathedrale), dem Rappen (ein Kunstwerk P. Trubeckoj's, das Alexander III. darstellt) und dem fahlen Pferd (welches noch nicht erschaffen wurde, aber bereits „unsichtbar auf dem Marsfeld steht“). Die Massenpresse ist übervoll von Zitaten aus Gogol's „Nevskij Prospekt“ und Dostoevskijs „Podrostok“ („Der Jüngling“).<sup>22</sup>

## Dialog im Außen

In der Sowjetunion rückte der Dialog der Hauptstädte während der „Stalinokratie“ (G.P. Fedotov) und bis zum Ende der 1950er Jahre in weite Ferne und drang nur äußerst selten als dumpfer Wiederhall früherer Dialoge zum Leser durch. Eine Folge der Transformationen, die sich in den Umbenennungen von „Petersburg“ (als der traditionellen historisch-kulturellen Hauptstadt) in „Petrograd“ und dann in „Leningrad“ widerspiegelten, war, dass die Zugehörigkeit zur ehemaligen Hauptstadt nun politisch gewertet wurde. Nur so erklären sich neue Begriffe wie „Leningrader Affäre“ („leningradskoe delo“) oder „Moskauer Zentrum“ („moskovskij centr“), die, wie wir heute wissen, völlig losgelöst waren von den realen Gegebenheiten der Zeit von 1930 bis 1960. Vielmehr war die kontrollierbare Homogenität der Gesellschaft das wichtigste Merkmal dieser Zeit. Beide Weltstädte wurden zum Ziel kultureller und historischer Repressionen: Nach einer Phase des Dialogs brach eine Phase des Schweigens an. Seit der Ermordung S.M. Kirovs 1934 erlitt Leningrad sein karthagisches Schicksal (welches sich als Variante im Genozid der Blockadezeit wiederholte). Zur selben Zeit wurde Moskau entvölkert und seiner Stimme beraubt; der gesamte Vielvölkerstaat verstummte mitsamt seiner beiden Hauptstädte.

Was den in der Fremde geführten Dialog betrifft, so geht es nicht darum, dass der junge Staat der Sowjetdeputierten in der Pariser Zeitschrift „Sovremennye zapiski“ („Zeitgenössische Notizen“) mehr Kritik erfuhr als in der Shanghaier „Vrata“ („Pforte“) oder der Tallinner „Nov“ („Neuigkeiten“). Die Frage ist vielmehr, von welchem Russland sich die Schriftsteller für immer verabschiedet hatten und welche Zukunft sie sich für Russland wünschten. Das Russland A.F.

<sup>22</sup> I. Lukaš, Nevskij prospekt. 1918; I. Potapenko, Prokljatyj Gorod (Verdammte Stadt). 1918; N. Ustrjalov, Sud'ba Peterburga (Petersburgs Schicksal). 1918, eine Wiederaufnahme des Themas der Phantomstadt.



Kerenskij und N.A. Berdjajevs ist ein ganz anderes als das von L. Šestov und G.P. Fedotov oder A.M. Remizov und D.L. Burljuk.

Als das Russland der Bolševiki für die Emigrantenspresse zur unabänderlichen Tatsache wurde, bezichtigte man Petersburg erneut der Sünde des „Europäismus“. Neu aufgelegt wurde die These vom Gegensatz zwischen Stadt und Staat. Die Hauptstadt an der Neva galt als Paradebeispiel für Russlands Selbstentfremdung, aber gerade in dieser Eigenschaft wurde sie als überaus russisch empfunden. In F.A. Stepuns philosophischem Roman „Nikolaj Pereslegin“ (1929) heißt es: „Welch mächtige, prächtige und trotz ihres unerhört jungen Alters ewige Stadt. Genauso ewig wie das alte Rom. Und wie töricht ist der Gedanke, Petersburg sei im Grunde nicht Russland, sondern Europa. Mir scheint, dass Petersburg russischer als Moskau ist (...). Nur Russland sieht in Petersburg sein Anti-Russland (...). So gesehen, ist es eine sehr typische russische Stadt.“<sup>23</sup>

Auch für G.P. Fedotov ist Petersburg in seinem Aufsatz „Tri stolicy“ („Drei Hauptstädte“, 1929) (in seiner historischen Hoffnung hebt er sich positiv von den pessimistischen Prognosen der übrigen Emigrantensliteratur ab) ein „Rom“, und gerade deshalb steht es in einer Schicksalsstunde am Rande des Untergangs. Noch während er der Stadt das Sterbegebet liest, heißt er sie als „orthodoxes Petersburg, als Hauptstadt der Nördlichen Rus“ willkommen. Fedotov sucht in Bildern der historischen Beziehungen der drei Hauptstädte nach einem Kompromiss zwischen dem eurasischen Panorama des „russischen Weges“ und der ethischen Rezeptur des christlichen Sozialismus. In antikaramzinschen Tönen wird hier das Bild von einem Kiever-asiatisch-europäischen Reich neu entworfen, das in seinen geografischen und historischen Horizonten die geistige Erfahrung und Staatlichkeit von russischen Antipoden, Stammesverwandten, Staatsfeinden und befreundeten Völkern in sich vereint. Diese Synthese führte zur Herausbildung kultureller Zentren, die asiatischer als Asien (Moskau) und europäischer als Europa (Petersburg) sind. Die polemische Zuspitzung der Idee von den zwei Versuchungen, denen das Vaterland ausgesetzt war (die „asiatische Verführung“ Moskau und die „europäische Verführung“ Petersburg), brauchte der russische Denker zum einen, um die aus ihr resultierende russische Mentalität zur „Pseudiform“ zu erklären (dieses Ausdrucks, der dank der Werke O. Spenglers Eingang in die Sprache der Philosophie gefunden hatte, bediente sich vor allem die Gruppe der Eurasier), andererseits, um einen Aus-

<sup>23</sup> F.A. Stepun, Nikolaj Pereslegin. Paris 1929, S. 328.

weg aus einer, wie Fedotov schien, verfahrenen Situation zu finden: Wir sollen uns der heiligen Hügel Kievs erinnern, da „hier die Anfänge des russischen Christentums mit den Anfängen des östlichen Christentums zusammentreffen, das das hellenistische und das asiatische Vermächtnis in seiner Kunst vereint“. Da aber „das delirierende Petersburg und das oblomovsche Moskau bald zu ersehenswerten Leichen werden“, so Fedotov, soll uns die Heilige Sophia von Kiev als der „dritten Hauptstadt“ an die verlorene Reinheit der griechischen Orthodoxie erinnern und vor der stolzen nationalen Selbstzufriedenheit (dem Moskauer Vermächtnis) sowie der lateinischen Zivilisation (dem Petersburger Vermächtnis) erretten.

Der exilierte Philosoph Fedotov ist überzeugt, dass das Petersburger Imperium sich allein auf den „Moskauer Menschen“ stützen kann. Er ist auf der Suche nach einem Land ohne Sünde, jener „bodenverwurzelten“ heiligen Rus', einer Welt der ursprünglichen Tugendhaftigkeit, in der der „Baum“, der den historischen Sinn der russischen Nation und des Russen – dieses slawischen Genius – verkörpert, fest verwurzelt ist. Was bleibt dem russischen Historiosophen und Theologen G.P. Fedotov anderes, als uns unter die widerhallenden Gewölbe der Kiever Sophienkathedrale zu führen?

Auch bei Zamjatin (Moskau-Petersburg, 1933, 1963 veröffentlicht) setzt sich die Erkenntnis durch, dass man sich gegen die in Emigrantenkreisen so beliebte apokalyptische Weltansicht wehren muss. Nostalgische Töne klingen in den philosophischen Petersburger Memoiren V. Weidlés an. Seine „Peterburgskie proročestva“ („Petersburger Prophezeiungen“, 1939) schließt er mit dem Bild der zur Fata Morgana verschwimmenden Verdammten Stadt: „Ganz Russland leuchtet, jetzt für immer, durch die durchsichtig gewordenen Steine von Petersburg“.

In den impressionistischen Visionen K.I. Zajcevs überwindet Petersburg sein tragisches Schicksal; die apokalyptische Katharsis der Geschichte läutert die dunklen Tiefen seiner Seele: „Es erhebt sich das majestätische Petersburg, die kunstvolle Inkarnation des Kaiserlichen Russland; sein rechtmäßiger und nördlich-kühler Herrscher. (...) Endlich erklingt das verheißungsvolle Wort der Freiheit, fallen die granitnen Ketten, lösen sich die steinernen Umarmungen, schmilzt der magische Zauber dahin, erwacht aus dem Rausch und rührt sich das Land“ („Sumerki kul'tury“ [„Abenddämmerung der Kultur“], 1921).

Wie zeitgemäß klingen diese Worte heute, nachdem Petersburg seinen historischen Namen endlich zurückerhalten hat. Die Angst und die Furcht vor der Zukunft werden in einer historischen Katharsis

überwunden. Petersburgs Apokalypse ist nicht endgültiger Natur: Sie wurde zur lebendigen Eschatologie der Hoffnung. Die Seele Moskaus und der Genius Petersburgs stehen heute an der Schwelle zu neuen dialogischen Initiativen.

### Fazit

Petersburg entstand im Rahmen eines staatlichen Experiments. Wir haben es mit einer Architektur zu tun, die allen Stilrichtungen gegenüber offen ist; mit einer Geometrie von Geraden, die ins Unendliche weisen; mit einem Gesetzeswerk, das für ein grundsätzlich neues Volk geschaffen wurde; mit der Errichtung einer neuen Ewigen Stadt wider die Kräfte der Natur und den gesunden Menschenverstand; mit der Sakralisierung der Macht und Entsakralisierung der Kirche; mit einer neuen Zeitrechnung und Umdeutung der Geschichte; mit der Modernisierung der weltlichen Schrift und Verwandlung eines Landvolkes in ein Seevolk; mit der Abschaffung von Stammes- und Geblütsprivilegien und dem entstehenden Gefühl der Zugehörigkeit zu Europa; mit der Befähigung zu einer neuen räumlichen Sicht in der Kunst und der historischen Perspektive; mit der Herausführung des wissenschaftlichen Denkens aus scholastischer Stagnation in die Weiten schöpferischen Enthusiasmus, mit der Erziehung eines neuen Menschen, in dem sich tiefste Barbarei im Alltag mit dem hochfliegenden Patriotismus und Heldenmut des Reichsbürgers verbindet, schließlich mit einer aus Kurzweil betriebenen Eugenik und der Raritätensammlung in der Kunstkammer. All dies verflucht sich im Charakter Petersburgs, der neuen Hauptstadt an der Neva.

Vergessen wir dabei nicht, dass sich die Elite des jungen Petersburg aus früheren Bewohnern der alten Hauptstadt zusammensetzte, die aus Moskauer Sicht nun als Exilanten im eigenen Vaterland galten. Moskau suchte instinktiv und fand seine Selbstbestätigung in den – wie ihm schien – sicheren Fundamenten der althergebrachten Lebensweise und des rechten Glaubens. Das Auffälligste am Antlitz des alten Moskau ist seine spontane Ausbreitung, worin viele eine Ähnlichkeit mit einem Organismus sahen. Dieser Vergleich, den man häufig in Beschreibungen Moskaus antrifft, ist jedoch ungenau: Der „Komposition“ eines Organismus liegt Symmetrie zugrunde. Moskau ist im Prinzip asymmetrisch, erhielt aber gerade deshalb sein einzigartiges Antlitz. Vom Kreml ausgehend griff Moskau als ein Ensemble von Vorstädten, städtischen Klosterkirchen, Dörfern und Gehöften in den

Raum aus. Die Straßen, die durch das natürliche Zusammentreffen der einzelnen Fragmente ihre Form erhielten, ließen die berühmte Kurvengeometrie entstehen, deren Kenntnis allein einem Bewohner Moskaus vorbehalten ist.

Moskaus Landschaft ist eine Föderation dieser Ensembles. Ausländern, die es nach Moskau verschlug, präsentierte sich die Stadt als ein beeindruckendes Gemisch von Bildern des Schreckens und des Leichtsinns. Erschreckend war die Kremelfestung, diese Überzitadelle, die durch ihre dumpfe Erhabenheit die sie umringenden kleineren architektonischen Details niederdrückte. Ein Gefühl luftiger Sorglosigkeit verbreiteten die Moskauer Menschenmengen: Man konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, diese Leute hätten vor, ewig zu leben. Diese mit Logik nur schwer zu fassende Eigenschaft der Moskauer gehört zu ihren nationalen Geheimnissen. Moskau vermittelt viele Eindrücke, nur nicht unbedingt den einer Weltstadt. Zur Weltstadt aber wird es unter anderem dank des tief verwurzelten Nationalgefühls derer, die das Gesicht der Stadt mitgeprägt haben. Diesen Menschen mangelte es wahrlich nicht an der Überzeugung, alles werde früher oder später zusammenstürzen und das gesamte Universum werde vom Staub des Vergessens zugeweht werden; nur Moskau stehe und werde standhalten, da in seiner urzeitlichen Tiefe Millionen Wesen wurzeln, die sich um die Zukunft ihrer Nachkommen sorgten und so kommende Generationen nährten.

Moskau ist eine Stadt, in der Verwandtschaft etwas zählt und gepflegt wird. Der Moskauer Verwandtenkult und die mit ihm verbundenen erblichen Privilegien gehören zu den wenigen Dingen im alten Russland, die Peter nicht völlig auszumerzen vermochte. Dieses konnte nicht geschehen, weil die moskauische, von Blutsverwandtschaft geprägte, im Grunde heidnische Wahrnehmung der Welt die Substanz dieser Stadt ausmacht.

Damit verbunden ist auch die zutiefst moskauische orthodoxe Ästhetik der Daseinsfreude in all ihrer Offenheit, Voraussagbarkeit und damit auch Verlässlichkeit. Ein anschauliches Beispiel für diese Ästhetik der Mitfreude und des heidnisch ungehemmten Optimismus ist die Basiliuskathedrale. Hier wurde der Osten und der Westen, das Minarett und die einkuppelige spielzeugähnliche Kirche von Pskov zusammengeführt und vervielfacht. Sie besteht aus einem Ensemble von mehreren Kirchen unter einem Dach, und dieses Ensemble ist eine Offenbarung der vom kontrastreichen Zusammenspiel recht unterschiedlicher Raumgrößen getragenen Verwandtschaft und bildet ein absolut vollkommenes Ganzes. Sie ist eine Kathedrale des Lächelns,

eine feine Ironie der Orthodoxie, ein steinernes Freudengebet, die Antwort Moskaus an Byzanz. Ihre Steine und Kuppeln kennen nur allzu gut ein Sprichwort, eine Replik auf ikonoklastische Leidenschaften, die nur auf russischem Boden entstehen konnte: „Wenn's einem passt, wird [beim Anblick einer Ikone] ein Gebet angestimmt, wenn's nicht passt, werden damit [mit dem Heiligenbild] Töpfe zugedeckt“ („Goditsja – molit'sja, ne goditsja – gorški nakryvat“). Betritt man das Gotteshaus, zeigt sich jedoch die Kehrseite der letztlich dunklen Seele dieses orthodoxen Heiden: enge Durchgänge, Stufen wie für Riesen gemacht, schmale, niedrige Seitenaltäre, drückende Enge, freiwillige Gefangenschaft, Kerker (so der Eindruck des Marquis de Custine). Die Moskauer Kirchen wollen den Menschen unter ihren schweren Gewölben lebendig begraben. Das war die Moskauer „Freiheit“, vor der Peter floh, um an den Flussufern des russischen Nordens eine neue Stadt in einem Fassadenreich zu errichten. Dieser Fassadencharakter hatte seinen Ursprung in der zweideutigen, wandelbaren Architektonik der Moskauer Denk- und Bauweise. An den Ufern der Neva entstand eine Stadt, deren Geheimnis ihre Seelenlosigkeit, ihre Verantwortungslosigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber dem Menschen war.

Am Verhaltenskodex eines Petersburgers und am Rollenrepertoire eines Moskauers konnte man die Unterschiede am ehesten erahnen: Moskauer Lackaffen und Petersburger Dandys, herrschaftliche Diener in Moskau und Beamtenlakaien in Petersburg, Kaufleute in Moskauer Restaurants und Neureiche am Nevskij Prospekt, die feine Dame aus dem Modegeschäft am Kuzneckij Most und der Kommissar im Gostinyj Dvor, der verschrobene Gutsherr aus der Moskauer Umgegend und der Petersburger Datschenbesitzer, der Fuhrmann in der Tverskaja und der Bootsführer auf der Fontanka; in beiden Städten Soldaten und Provinzler, Glücksucher und Feuilletonisten, Schutzmänner und Studenten, glänzende Hochstapler und Gauner aller Art, Erzbischöfe und Generäle, Bartscherer und Bettler, Straßenmädchen („magdaliny“ i „kamelii“), Waschfrauen und fliegende Buchhändler, Weißnäherinnen und Gymnasiastinnen, Schleifer und Drehorgelspieler, Deutsche und Franzosen, Tataren, Ukrainer, Zigeuner und Moldauer. Diese multiethnische und vielsprachige Menschenmenge ordnete sich beim Vergleich der Bevölkerung der beiden wichtigsten russischen Städte wie von selbst zu Analogiepaaren.

Kultur existiert, solange ein Dialog der Meinungen lebendig ist. Weltstädte haben die historische Funktion, die kulturelle Vielstimmigkeit der Nation und der Menschheit erklingen zu lassen, sich mit

ihr auseinander zu setzen, sie sich zu Eigen zu machen und selbst in den Chor mit einzustimmen. Die Hauptstädte sind nicht der einzige Ort, wo sich die kulturellen und schöpferischen Kräfte eines Landes konzentrieren; sie sind aber der Ort, wo eine Strategie der geistigen Entwicklung festgelegt wird. Moskau und Petersburg sind insofern Zentren der historischen Bewusstseinsbildung.

Der weltanschauliche und Problemhorizont des Dialogs war und bleibt so ausgedehnt, dass darin Moskau und Petersburg mit ihrer Geschichte und Zukunft nur eine untergeordnete Bedeutung zukommen konnte. An diesem Horizont besaßen nur größere kulturhistorische Einheiten das Recht, Partner im Dialog zu sein: „Osten“, „Westen“, „Byzanz“, „Asien“, „Neue Welt“ u.ä. Landeshauptstädten kam dabei die Rolle von Achsen zu, die diese Welten verbinden.

Das Selbstverständnis der Nation ruhte darauf, dass, wenn Petersburg Moskau als byzantinisch-asiatischen Krähwinkel bezeichnet, Moskau nicht zögern wird, Petersburg als europäische Provinz zu denunzieren. Und umgekehrt: Wird Moskau zur geistigen Heimat der Großmacht und zum Bewahrer des alten Ruhmes des Vaterlandes erklärt, wird Petersburg die Rolle einer zivilisatorischen Vertretung Russlands im Westen zugesprochen. Mit dieser stark vereinfachten Formel lassen sich jedoch nur oberflächliche Aspekte des Dialogs erfassen. Dabei liegt seine tiefere Bedeutung anderswo: in der zweistimmigen Selbstentdeckung des Nationalbewusstseins. Alle Stimmen der Welt, die gesammelte Erfahrung der Weltgeschichte erklingen in den moskauisch-petersburgischen Intonationen, wenn die synthetische Kultur des jungen Russland – dieses Erben scheinbar unvereinbarer historischer Geschehnisse – der Menschheit ihr einmaliges Schicksal vor Augen führt. Diese dialogische Stimmenklarheit und Offenheit fand in einer Eigenschaft des russischen Charakters ihren Niederschlag, die Dostoevskij als „universelle Empfänglichkeit“ („vsemirnaja otzyvčivost'“) bezeichnete.

Der russische Charakter ist ein weiteres Produkt der moskauisch-petersburgischen Kultur. Ausgeprägte Mitteilsamkeit und höchste Konzentriertheit, Selbstlosigkeit im Streben nach künstlerischer Perfektion und Liebe zu Extremen, universale Weltoffenheit und selbstbewusste Einschätzung der eigenen Kräfte und Phantasterei in Verbindung mit historischer Hoffnung – all diese Eigenschaften des Russen wurden im Dialog der Hauptstädte verstärkt.

Es entsteht ein neuer Typus des Stadtmenschen, der in einer nicht vorhersagbaren Mischung unvereinbarer Rollen in Erscheinung tritt: als Herumtreiber und einsamer Denker, als Salonlöwe und Misan-

throp, als asketischer Mystiker und hausbackener Hanswurst, als Radikaler und Konservativer. Der Charakter des Stadtmenschen wuchs über das ihm zugewiesene Rollenverhalten hinaus und kam in Konflikt mit der Standes- und Rollenhierarchie der gesellschaftlichen Umgangsformen. Petersburg, das als Ideal einer Megastadt mit geordnetem Leben erdacht worden war, wurde zur Quelle irrationaler Motive im Verhalten der Erben der Stadt Peters: Nirgendwo sonst im Reich ergriff den Menschen ein vergleichbares Gefühl unwillkürlicher Unruhe, ununterbrochen wachsender innerer Anspannung dieser besonderen städtischen Melancholie und Verlorenheit in einer leeren, kalten Welt, ein Gefühl, das zur emotionalen Grundlage eines spezifischen „Petersburger Existentialismus“ wurde. Die „Stadtphilosophie“ wird zum Normalzustand des wachenden und von innerer Unruhe getriebenen Menschen. Diesen Zustand beschrieb F.B. Bulgarin, ein unermüdlicher Beobachter städtischer Psychologie: „Petersburg ist eine philosophische Stadt: Jede Minute erinnert sie an die Unbeständigkeit und Unzuverlässigkeit alles Irdischen.“<sup>24</sup>

Echte nationale Selbsterkenntnis wurde nur in jenen Momenten zur Wirklichkeit, wenn die kollektive „Persönlichkeit“ der einen Stadt, so wie sie von den kompetenten Beobachtern der anderen Stadt gesehen wurde, von ihrer Andersartigkeit in all ihren historischen und kulturellen Inhalten bestimmt wurde. Diesem Prozess der nationalen Bewusstwerdung stand die Altersasymmetrie der Hauptstädte keinesfalls im Wege. Ganz im Gegenteil förderte diese die Kontinuität historischer Traditionen und die Umdeutung des Erbes angesichts der veränderten Erfordernisse einer neuen Epoche.

Die Kehrseite des nach außen hin geschäftig und aufgeweckt wirkenden Petersburger Typus waren die in sein tiefstes Inneres zurückgedrängte naturgegebene Publizität und sein Bedürfnis nach ständiger Selbstverwirklichung. Äußerlich trug der Bewohner der Neva-Metropole soziale Heuchelei zur Schau, die nahtlos in gesellschaftliche Selbsttäuschung überging. Passend zur Kulissenstadt glichen die zwischenmenschlichen Beziehungen immer stärker einem Theaterstück. Die Petersburger zahlten für diese Schauspielerei im wirklichen Leben mit einem von negativen Gefühlen dominierten Alltag. Der den Russen naturgegebene Hang zur Beschaulichkeit und zu spontanen und ungezügelter Reflexionen wandelte sich so zu einem Gefühl der schwermütigen Trauer, Hoffnungslosigkeit und auswegloser Verzweiflung. Die prächtige Stadt des Fassadenreiches wurde zum Gold-

<sup>24</sup> In: *Severnaja pčela* (1845), Nr. 249, S. 992.

käfig. Für russische Reisende blieb sie nach wie vor ein Anziehungspunkt, auch wenn Petersburg der Ort war, an dem das spezifische Gefühl einer „umgekehrten Nostalgie“ geboren wurde, das Heimweh nach Europa, der geistigen Heimat. Einen Menschen, der einmal das steinerne Innerste der Stadt erblickt hatte, ließ Petersburg nicht mehr los, es beherrschte und beherrscht ihn mit einer beängstigenden, einer tragischen Faszination. Deshalb ist in der einheimischen Presse so häufig vom tragischen Antlitz Petersburgs die Rede. Über ein peiniges Petersburg schreiben Herzen und Dostoevskij; im 20. Jahrhundert wird diese Tradition von Fedotov weitergeführt, der in seinem Aufsatz „Tri stolicy“ Überlegungen zur „tragischen Schönheit“ Petersburgs anstellt, während Anciferov das tragische Finale der Petersburger Ära der russischen Geschichte in die Formel „tragischer Imperialismus“ fasst.

\* \* \*

In den letzten Jahrzehnten kam es zu einer Inversion der dialogischen Partnerschaft: Leningrad-Petersburg erlitt das Schicksal einer „Weltstadt mit dem Schicksal einer Gebietsstadt“, während die Haupt- und Megastadt Moskau, die nach 1934 ein Parasitendasein auf dem ganzen Körper der Sowjetunion führte, mit Befremden den Versuchen des postsowjetischen Petersburg zusieht, den Hauptstadtstatus zurückzuerlangen. Die Rollen sind nunmehr verteilt: Moskau ist Regierungshauptstadt und Petersburg blieb das wichtigste geistige Zentrum des Landes. Außerdem kann die Bedeutung der Petersburger in der Mannschaft des russischen Präsidenten gar nicht hoch genug eingeschätzt werden.<sup>25</sup>

Der Dialog der Hauptstädte erlebt heute eine vorsichtige Wiederbelebung; in der Presse werden nostalgische Artikel über die Hauptstadt an der Neva publiziert (mit einem offensichtlichen Seitenblick auf das Silberne Zeitalter),<sup>26</sup> und es erschien eine erste Monografie zum Thema.<sup>27</sup>

<sup>25</sup> A.V. Makarin, „Piterskaja“ komanda v Moskve. Političeskoe okruženie rossijsko-go prezidenta (Eine „Petersburger“ Mannschaft in Moskau. Die politische Umgebung des russischen Präsidenten), in: Politija (2002), Nr. 3, S. 68-85.

<sup>26</sup> S. Lur'e, Peterburgskie tajny (Petersburger Geheimnisse), in: Leningradskij rabočij Nr. 10 (2831) vom 8. März 1990; Sergej Nosov, Gorod-Prizrak. Sud'ba Peterburga v russskom nacional'nom sosnanii (Phantomstadt. Das Schicksal Petersburgs im russischen Nationalbewusstsein), in: Smena Nr. 187/188 vom 14. August 1991.

<sup>27</sup> S.B. Smirnov, Peterburg – Moskva. Summa istorii (Petersburg – Moskau. Fazit der Geschichte). S.-Peterburg 2000.



Dreihundert Jahre der Auseinandersetzung zwischen Moskau und Petersburg haben eine ungebrochene Tradition des freien Kulturdialogs geschaffen.

Aus dem Russischen übersetzt von Corinna Löffler, Hamburg

Item	Description	Quantity	Unit Price	Total Price
1	Item 1	1	100	100
2	Item 2	2	200	400
3	Item 3	3	300	900
4	Item 4	4	400	1600
5	Item 5	5	500	2500
6	Item 6	6	600	3600
7	Item 7	7	700	4900
8	Item 8	8	800	6400
9	Item 9	9	900	8100
10	Item 10	10	1000	10000
11	Item 11	11	1100	12100
12	Item 12	12	1200	14400
13	Item 13	13	1300	16900
14	Item 14	14	1400	19600
15	Item 15	15	1500	22500
16	Item 16	16	1600	25600
17	Item 17	17	1700	28900
18	Item 18	18	1800	32400
19	Item 19	19	1900	36100
20	Item 20	20	2000	40000

# Deutsche Literatur in Sankt Petersburg? Der Petersburger Stadtttext als Dialog der Kulturen

von Ljuba Kirjuchina und Norbert Franz

## 0. Thema und Methode

Die vorliegenden Ausführungen verfolgen das Ziel, am Beispiel von einigen fremdsprachigen Texten das literarische Leben der Deutschen in St. Petersburg zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch die intertextuelle Bezugnahme auf die frühen russischen Lyriktexte über St. Petersburg die mythopoetische Substanz der Petersburg-Literatur als eine enge kulturelle Verflechtung zu zeigen. Unter diesem Forschungsaspekt erscheint die Literatur der Deutschen in bzw. über St. Petersburg nicht als eine literarische Provinz, die aus den Gründen bislang unterbliebener Solidarität rekonstruiert werden soll, sondern als eine wichtige Komponente des Dialogs der Kulturen. Dahinter steht die Annahme, dass die Interkulturalität in den konkreten Texten verortet ist und dass mittels der Literatur ein interkultureller Diskurs angeregt wird.

In dem 1986 erschienenen Band „Über Literaturgeschichtsschreibung“<sup>1</sup> hat der Herausgeber Edgar Marsch einschlägige deutsche Texte aus dem 18. und 19. Jahrhundert zusammengestellt, bei denen schon die Lektüre der Titel höchst aufschlussreich ist. Befassten sich die Literaturhistoriker von Jacob Friedrich Reimann über die Brüder Schlegel bis in die 30er Jahre des 19. Jahrhunderts überwiegend noch mit Poesie oder Literatur allgemein, so artikuliert sich seit den 1830er Jahren das Interesse an einer spezifisch deutschen Literatur. Dass sich auch die Literaturgeschichtsschreibung in den Jahrzehnten zwischen Napoleonischen Kriegen und 1848er Revolution auf die Suche nach dem nationalen Proprium machte, ist nicht weiter verwunderlich – erstaunen sollte eher, dass auch noch gut 170 Jahre später die Literaturgeschichtsschreibung in nationalen Kategorien üblich ist, wenngleich die Aporien dieses Ansatzes hinlänglich bekannt sind.

---

<sup>1</sup> Über Literaturgeschichtsschreibung. Die historisierende Methode des 19. Jahrhunderts in Programm und Kritik, hrsg. v. Edgar Marsch. Darmstadt 1986.

## 0.1 Das Paradigma der Nationalliteratur

Die literaturwissenschaftliche Germanistik steht nicht alleine da, auch fast jede „Geschichte der russischen Literatur“ tut so, als ließe sich das Phänomen „Literatur in Russland“ im Wesentlichen dadurch beschreiben, dass man die von Russen in russischer Sprache geschriebenen Texte systematisiert und analysiert. Nicht zu diesem Korpus gehörende Texte werden als Fremdkörper ausgegrenzt, weil sie als Buchimporte nicht russisch sind oder als Übersetzungen nicht dem Kriterium der Authentizität genügen. Im Hintergrund steht noch immer die Vorstellung, dass die von Russen für Russen geschriebenen Texte das nationale Projekt „Russische Literatur“, über das sich Russen in ihrer Russenhaftigkeit definieren, ausmachen, bzw. dass es so etwas wie einen kollektiven nationalen Genius gibt, der in diesen Texten zum Ausdruck kommt. Obwohl kaum noch jemand diese Vorstellung konzeptionell für tragfähig hält, sind alternative Modelle der Literaturgeschichtsschreibung ausgesprochen selten – wohl weniger aus ideologischen denn aus wissenschaftsinstitutionellen Gründen.<sup>2</sup> Bereits etwas Staub angesetzt hat die Vorstellung von der Rezeptionsgeschichte als einer Provokation der Literaturgeschichte, auch Wirkungsgeschichte und empirische Leserforschung haben die Paradigmata von National- und Autorzentriertheit nicht nachhaltig erschüttern können. Diese sind in einer Zeit entwickelt worden, in der z.B. die meisten Deutschen sich kaum vorstellen konnten, dass es in Deutschland eine andere Literatur geben könnte als die bzw. eine deutsche. Erst mit der Präsenz auch zahlenmäßig nennenswerter Migrantengruppen wurde in Deutschland eine Literatur möglich, die nicht mehr von „Deutschen“ geschrieben wird, sich aber z.B. auch des Deutschen bedient. Die hier auftauchenden klassifikatorischen Probleme stellen nicht weniger (aber auch nicht mehr) in Frage als das nationale Paradigma der Literaturgeschichtsschreibung.

## 0.2 Grundzüge einer methodischen Neuorientierung

Die modernen Philologien sind in einer Zeit entstanden, als der romantische Geniebegriff die ästhetischen Debatten bestimmte. Ein lite-

<sup>2</sup> Da das nationale Modell für die Mehrzahl der Autor(inn)en und Texte anscheinend unproblematisch ist und die problematischen Fälle in den eingefahrenen Strukturen des Wissenschaftsbetriebs an eine Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft „überwiesen“ werden können, ist auch mit einem grundsätzlichen Umbau der Kompetenzverteilungen erst einmal nicht zu rechnen.

rarisches Werk galt als authentische Äußerung der Dichterpersönlichkeit, entsprechend waren biografische Verfahren in der Literaturgeschichtsschreibung dominant. Diese haben den Diskurs nie ganz verlassen, zumal Psychologisierung und Soziologisierung viele Variationsmöglichkeiten des Grundkonzepts bereithalten, sie wurden um andere Spielarten der Literaturgeschichtsschreibung erweitert und ergänzt, der Bezugsrahmen aber blieb im Wesentlichen der Sprachraum – was auch seine Berechtigung hat(te), da spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts literarische Kommunikation relativ eng mit der nationalen Frage verbunden war und in einer zumindest hoch- oder schriftsprachlich homogenen sprachlichen Gruppe stattfand, d.h. die Literatur (und die Protokollierung ihrer Entwicklung) war in der Regel so sehr mit der nationalen Selbstfindung verbunden, dass es sich anbietet, den Begriff „nationale Literatur“ als eine weite Teile des 19. und fast das ganze 20. Jahrhundert umfassende Phase der Literaturentwicklung in Europa zu verwenden.

Prä- und postnationale europäische Literaturen sind dagegen durch Mehrsprachigkeit gekennzeichnet, wodurch für die Forschung die literarischen Kommunikationsgemeinschaften – die hier „Milieus“ genannt werden – ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Einzelpersonen können mehreren und unterschiedlichen Milieus angehören, die Milieus können sich zu größeren Kommunikationseinheiten zusammenschließen oder in Subkulturen differenzieren – das Modell muss deshalb Beschreibungsmechanismen für Parallelprozesse und Dynamisierungen vorsehen.

Von unterschiedlichen Milieus auszugehen, heißt einerseits die Annahme unterschiedlicher Ästhetiken, Gattungskonventionen und Archivierungsverfahren. Wenn sich z.B. Mitglieder eines Berufsstandes, die gleichzeitig einer ethnischen Minorität angehören (deutsche Ärzte in St. Petersburg) regelmäßig treffen und einander ihre Gedichte vortragen, „funktioniert“ eine solche Gruppe anders als der parallel dazu stattfindende literarische Salon einer russischen Fürstin, bei der die gefeierten Größen der Zeit ein- und ausgehen. In einem von Wertzuschreibungen weitgehend gereinigten Literaturbegriff haben beide ihren Platz, spannend werden thematische Untersuchungen über die Milieugrenzen hinweg oder biografische Studien zu Grenzgängern zwischen Milieus.

Für das einzelne literarische Werk bedeutet dieser Zugang, dass der Moment der Wirksamkeit entscheidend wird. Die Genieästhetik forschte nach dem Moment der Niederschrift, für das literarische

Milieu ist entscheidend, wann es rezipiert wurde bzw. überhaupt rezipiert werden konnte.

### 1. Das deutsche literarische Leben in St. Petersburg (1703–1917)

Die im 18. und 19. Jahrhundert in St. Petersburg lebenden Deutschen bilden neben den Deutschbalten und den Kolonisten eine besondere Gruppe innerhalb der deutschen Minderheit in Russland. Anders als die anderen beiden Großgruppen brachten diese so genannten „Städtedeutschen“ eine spezifische städtische Kultur hervor, die eine Literatur einschloss. Unter der Perspektive der deutschen Literatur wirkte St. Petersburg jahrhundertlang als Zentrum eines städtedeutschen literarischen Lebens von einer erstaunlichen Kontinuität. Die Entstehung der ersten deutschsprachigen Werke in St. Petersburg fiel mit der Gründung der Stadt zusammen und begleitete ihre Entwicklung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs und bis zur Oktoberrevolution.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts etablierten sich die Städtedeutschen als eine Minderheit, die sich dieses Status bewusst war und die eigene Identität u.a. über die Literatur zu bewahren suchte. Der Aufbau eines deutschen Bildungswesens, die Entfaltung der deutschsprachigen Presse, des Verlagswesens, die Gründung der Bibliotheken, Lesegesellschaften und des deutschen Hoftheaters in St. Petersburg stehen im Zusammenhang mit der Institutionalisierung eines literarischen Lebens. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wirkten mehrere deutsche Autoren in der Stadt und auch einige Dichtervereinigungen, die mehrere Sammelbände publizierten. Auch erste Versuche einer literaturhistorischen Einordnung wurden unternommen.

Das kulturelle Leben der Deutschen war jedoch sehr großen Schwankungen unterworfen, denn zwei immanente Besonderheiten der Städtedeutschen beeinflussten dieses Leben in hohem Maße:

- die sehr labile Bevölkerungsstruktur, die durch häufige Migrationen in ständigem Wandel war, und
- die Unmöglichkeit einer eindeutigen nationalen und kulturellen Abgrenzung, u.a. wegen einer sehr hohen Zahl ethnisch gemischter Familien.

Deswegen lässt sich das literarische Schaffen der deutsch schreibenden Autoren, das mit St. Petersburg verbunden war, nicht als eine relativ autonome und organisch sich entwickelnde Größe darstellen. Die Untersuchung muss also nach biografischen Gemeinsamkeiten bzw.

nach Milieus suchen. Solche waren bisweilen durch die soziale Herkunft oder Landsmannschaften vorstrukturiert, oft aber auch durch institutionelle oder berufliche Bindungen. Gleichzeitig muss aber auch den individuellen biografischen Besonderheiten der schreibenden Personen Rechnung getragen werden, um ihre literarischen Leistungen verorten zu können. Ein festes (z.B. literatursoziologisches) Raster verbietet sich deshalb ebenso wie eine rein ästhetische Betrachtung – das Analyseverfahren muss sich deshalb kombinierter Fragestellungen bedienen.

Auf der Suche nach Merkmalen, nach denen die Autoren zu Gruppen zusammengefasst werden können, bieten sich zunächst soziologische an, z.B. Stand und Stellung in der Gesellschaft. Kombiniert man diese so zustande kommenden Großgruppen mit Beobachtungen zu den Genres, in denen sich die einzelnen Autor(inn)en betätigt haben, ergeben sich mehr oder weniger eindeutige Zuordnungen, die aber in der Kombination mit weiteren Beobachtungen ein Dutzend Großgruppen ergeben.

### **1.1 Schreibende Angehörige typischer Berufsgruppen**

Die Anfänge des städteutschen literarischen Lebens in Russland sind eng mit dem Zarenhof verbunden. Dort entwickelte sich zunächst eine Gelegenheitsdichtung, die vor allem im 18. Jahrhundert bedeutsam war. Die Texte entstanden als unmittelbare Reaktion auf bedeutende Ereignisse im Leben des Staates (Siege in den Kriegen, diplomatische Erfolge, Feste) oder der Zarenfamilie (Krönung, Vermählung, Geburtstag usw.). Aus diesen Anlässen wurden Oden, Widmungen, feierliche Reden und Beschreibungen von Feuerwerken und Illuminationen fast ausschließlich von deutschen Dichtern in deutscher Sprache verfasst (Jacob von Stählin, Johann Hartung, Hilarius Hartmann Henning, Peter Holsten, Gottlob Friedrich Wilhelm Junker und viele andere).<sup>3</sup> Diese Art von Literatur nahm zur Herrschaftszeit Peters I. ihren Anfang und reichte bis in die Regierungszeit Katharinas II. hinein. Die Blütezeit dieser Dichtung fällt mit der Herrschaft von

---

<sup>3</sup> Hier werden die bibliografischen Angaben zu den Werken der erwähnten Autoren nicht präzisiert. In der von Ljuba Kirjuchina für das Frühjahr 2004 zur Veröffentlichung vorgesehenen Monografie „Schreiben als Grenzerfahrung. Deutsches literarisches Leben in St. Petersburg (1703–1917)“ wird die gesamte Bibliografie veröffentlicht.

Anna Ioanovna zusammen, die zahlreiche besonders prunkvolle Feste an ihrem Hof veranstaltete.

Eine zweite Gruppe bilden die Deutschen im Dienste der jeweiligen russischen Zar(inn)en. Im Laufe von etwa zwei Jahrhunderten waren diese Autoren vorwiegend beim Militär, in der Diplomatie und in den Ministerien tätig. Unter ihnen waren diejenigen, die ihre Eindrücke und Erfahrungen in Memoiren, Tagebüchern und Briefen festhielten. Zum oberen Offizierskorps der Armee gehörten beispielsweise Friedrich Maximilian Klinger, Carl Friedrich Graf Toll, Wassilij Graf Lamsdorf und Admiral Ferdinand von Wrangel. Unter den deutschen Diplomaten im Zarendienst hat z.B. Dorothea Fürstin Lieven Briefe und Tagebücher veröffentlicht. In diesen beiden Genres liegen sehr viele deutschsprachige Texte aus St. Petersburg vor, zumal auch deutsche Hofärzte sich in ihnen geäußert haben. Ein Beispiel dafür sind die Schriften von Hans Harder oder Lebenserinnerungen des Hofarztes Martin Mandt.

Auch aus dem Kreis der deutschen Gelehrten stammen literarische Schriften: Sowohl Mitglieder der Akademie der Wissenschaften als auch Professoren der Universitäten, Gymnasiallehrer oder Privatlehrer und Erzieher in den adligen russischen Familien schrieben über ihr Leben als städtische Deutsche und über die russische Hauptstadt allgemein. Einige von diesen Wissenschaftlern verstanden sich neben ihrer Forschungs- und Lehrtätigkeit auch explizit als Schriftsteller bzw. Dichter. Exemplarisch sind die Werke des Mathematikers Leonhard Euler, der seit 1726 an der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg tätig war. In literarischer Hinsicht sind vor allem seine „Briefe an eine deutsche Prinzessin“ und seine Teilnahme am Briefwechsel zwischen der Berliner und der Petersburger Akademie der Wissenschaften erwähnenswert. Als bemerkenswertes Beispiel kann auch der Chemiker Jacob Bronstein genannt werden, der ebenfalls literarische Versuche unternahm. Einer genaueren Untersuchung wert sind die Schriften des Lektors für Deutsch an der St. Petersburger Universität August von Viedert und des Germanisten Fedor Braun, der 1900–1920 als Professor für westeuropäische Literatur an der St. Petersburger Universität und ab 1923 als Professor in Leipzig tätig war.

Ein Erlass Peters I., der ausländischen Lehrern erlaubte, an weltlichen Bildungseinrichtungen und in privaten Häusern zu unterrichten, holte viele deutsche Lehrer ins Land. Einige fanden eine Anstellung als Hauslehrer am Zarenhof, andere wurden in den Häusern russischer Adelsfamilien engagiert. Martin Neubauer und August



Theodor Grimm waren z.B. solche von der Zarenfamilie engagierte Erzieher für die Großfürsten, die ihre Einsichten in das Hofleben auch literarisch verarbeitet haben.

Deutschlehrer und Pädagogen wie Johann Gottlieb Severin Steining, Andreas Beck oder Felix Emmanuel Toll äußerten sich in den Genres der Literatur, Friedrich Miller verfasste zum 200-jährigen Jubiläum von St. Petersburg eine umfangreiche Widmung in Versform. Der Deutschlehrer im Hause des Fürsten Michail Golicyn, Friedrich Martin von Bodenstädt, und seine Frau, Mathilde Bodenstädt, geb. Osterwald, schrieben Gedichte.

Da seit dem Ende des 19. Jahrhunderts v.a. Frauen in den pädagogischen Berufen tätig waren und sind, fanden sich alsbald schreibende Schul- und Hauslehrerinnen wie Ina Gutfeld, Erika Schmidt, Hanna Schomacker und Mia Holm.<sup>4</sup> Als Erzieherin war auch die Livländerin Karoline Stahl in livländischen, weißrussischen und russischen Städten (u.a. in St. Petersburg) engagiert. Sie verbrachte jedoch ihr Leben zum großen Teil in Deutschland, wo einzelne Texte ihrer Dichtung erschienen und zu ihrer Zeit viel gelesen wurden.

## 1.2 Professionelle Kulturschaffende am Hoftheater und bei der Presse

Selbstverständlich bildete sich ein literarischer Kreis am St. Petersburger Deutschen Hoftheater, das sich 1765 zuerst als Hoftruppe etablierte und bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs als das einzige deutsche Hoftheater außerhalb des geschlossenen deutschen Sprachgebiets bestand. Unter Theatermitarbeitern, Direktoren, Regisseuren und Schauspielern waren zahlreiche Autoren. Unabhängig davon, ob diese Autoren gebürtige St. Petersburger waren oder wegen ihrer Arbeit am Theater für eine bestimmte Zeit nach St. Petersburg aus Deutschland oder dem Baltikum gekommen waren, nahmen sie als Dichter (Dramatiker oder Lyriker) am städteutschen literarischen Leben teil. Einige Zeit wirkte August Friedrich Ferdinand von Kotzebue am Theater als Direktor und Dramatiker. Auch nachdem er die Leitung des Theaters aufgegeben hatte, wurden viele seiner Stücke auf die Bühne gebracht, weil sie vom Petersburger Publikum hoch geschätzt wurden. Am deutschen Hoftheater zu St. Petersburg wirkten auch

---

<sup>4</sup> Die Biografien und Werke dieser Schriftstellerinnen werden in der Anthologie vorgestellt, die sich zurzeit in Redaktion befindet.

Friedrich Albert Gebhard, Karl Friedrich Mohr, Karoline Bauer, Alexander Tollert, Thekla Lingen und Elisabeth von Schabelskij, Schauspielerin in Frankreich, Deutschland, Österreich und Russland, gleichzeitig Bühnenschriftstellerin und Übersetzerin, die auf Deutsch und Russisch schrieb. Auch Christiane von Kotzebue, die zweite Frau des bereits erwähnten Dichters, wirkte am Petersburger Hoftheater als Übersetzerin französischer Theaterstücke ins Deutsche.

Ein umfangreiches Kapitel des deutschen literarischen Lebens in St. Petersburg bilden das deutsche Verlagswesen und die deutschsprachige Presse. Bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gab es in St. Petersburg mehrere deutsche Buchhandlungen und Verlage, private Lesegesellschaften und Lesebibliotheken.

Durch die Veröffentlichung von Texten in Zeitungen und Zeitschriften schuf die Presse einen wichtigen Geltungsrahmen für die deutsche Literatur in der zweiten russischen Hauptstadt. Einige der deutschsprachigen Presseerzeugnisse waren teilweise oder ganz der Literatur gewidmet. Dazu zählten: „St. Petersburger Zeitung“, „St. Petersburgisches Journal“, „Deutscher Correspondent für Russland über Gegenstände der Literatur, Kunst, Mode und Industrie“, „Belletristische Blätter aus Russland“, „Literarisches Taschenbuch der Deutschen aus Rußland“ und „St. Petersburger Herold“. Robert Il'ič (Iljisch) wirkte bei letzterem als Publizist und veröffentlichte dort seine Feuilletons.<sup>5</sup> Als Mitarbeiter an einigen Zeitungen und Zeitschriften wirkten Schriftsteller wie Theodor Hermann Pantenius und Alexander Heinrich Petrick. Die beiden Söhne des Herausgebers der „St. Petersburger Zeitung“, Paul von Kugelgen, Carlo und Paul Siegwart, leiteten nach dem Tod des Vaters die Redaktion der Zeitung und betätigten sich auch nach der Emigration nach Deutschland literarisch. Als Pädagoge und Herausgeber einer deutschsprachigen Zeitschrift wirkte in St. Petersburg Johann Gottlieb Willatov, der dort auch einige eigene Texte publizierte.

An der Grenze zwischen Professionalität und Liebhaberei bewegten sich die literarischen Vereinigungen, die bislang kaum untersucht sind. Eine solche Vereinigung war der St. Petersburger deutsche Dichterverein „Die Wolke“, gegründet in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts. Die Mitglieder gehörten verschiedenen Berufen an. Sie versammelten sich wöchentlich, um neue Werke vorzulesen und diese zu

---

<sup>5</sup> Carl Eichhorn, Die Geschichte der St. Petersburger Zeitung 1727–1902. St. Petersburg 1902.

besprechen. Seit 1855 gaben sie einmal jährlich einen Poesieband mit dem Titel „Schneeflocken“ heraus.

Sowohl über diesen Verein als auch über andere Schriftstellerkreise der Stadt ist sehr wenig bekannt. Es sind jedoch Hinweise darauf vorhanden, dass im 18. Jahrhundert mystisch-esoterische Gruppierungen wie z.B. die „Loge der Verschwiegenen“ als so genannte literarische Kreise agierten. Im 19. Jahrhundert wirkten an dieser Stelle unter anderem die „Palme“ in St. Petersburg und der Deutsche Club in Moskau. Die Informationen über das literarische Vereinsleben der Städtedeutschen sind noch sehr lückenhaft.

### 1.3 Eingeherratete Deutsche

Eine Gruppe von Autor(inn)en bildeten die Deutschen im russischen Zarenhaus, d.h. die nächsten Familienangehörigen und der Hofadel. Exemplarisch ist in diesem Fall die Person der Zarin Katharina II., die selbst Dramen für das Hoftheater und Gedichte verfasste sowie einen breit gefächerten Briefwechsel führte. Es gibt vielfältige Hinweise darauf, dass auch die anderen Mitglieder der Zarenfamilie literarische Texte auf Deutsch verfassten, deren Eruierung jedoch einiger Suche bedarf, da die Standorte in der Mehrzahl der Fälle noch unbekannt sind – die Werke Katharinas sind dagegen auch in neueren Ausgaben zugänglich (u.a. weil sie anlässlich ihres 200. Todesjahres wieder gedruckt wurden).

Eine große Bedeutung für das deutsche literarische Leben scheint z.B. die Großfürstin Elena Pavlovna, die frühere Prinzessin Friederike Charlotte Marie, gehabt zu haben, die Gemahlin des Großfürsten Michail Pavlovič. Sie unterhielt seit Mitte des 19. Jahrhunderts in St. Petersburg gemeinsam mit Editha von Raden, ihrer Hofdame und Schriftstellerin, einen Salon, und es heißt, sie habe neben Musik und Wissenschaften auch die Literatur gefördert.

Auch die Gemahlin des Zaren Nikolaus I., Charlotte von Preußen, die Tochter von Friedrich Wilhelm III., die nach ihrem Übertritt zur Russisch-Orthodoxen Kirche den Namen Aleksandra Fedorovna erhielt, spielte eine wichtige Rolle im literarischen Leben der Städtedeutschen. Als Gönnerin der schönen Künste und der Dichter (z.B. Elisabeth Kulmann) gründete sie aus den ihr geschenkten fremdsprachigen Publikationen eine Bibliothek.<sup>6</sup>

<sup>6</sup> Diese Bibliothek gehört heute zu den Beständen der Russischen Staatsbibliothek in Moskau und wurde bis jetzt noch nicht systematisiert.

Auch außerhalb des Hofes gab es in Deutschland geborene Frauen, die durch Heirat nach Russland gekommen waren und dort ihre literarischen Fähigkeiten entwickelten. Exemplarisch ist in diesem Kontext die Fürstin Amalie von Golitzin [Golicyn], Tochter des preussischen Grafen und Feldmarschalls Samuel von Schmettau. Als Gattin des Fürsten Dmitrij Golicyn hielt sie sich in St. Petersburg auf und schrieb Tagebücher und Briefe, die nach ihrem Tod veröffentlicht wurden.

Ein anderes Beispiel ist die Schriftstellerin Helene von Dönninges. In dritter Ehe mit dem russischen Sozialisten und Journalisten Sergej von Schewitsch verheiratet, besuchte sie St. Petersburg und berichtete über ihre Eindrücke in ihren Lebenserinnerungen. Ein ähnliches Schicksal führte auch Sophie von Knorring (geb. Tieck) nach Russland: Sie war in zweiter Ehe mit dem Herausgeber der Russischen Bibliothek, Carl von Knorring, verheiratet und wirkte einige Zeit lang als Autorin und Übersetzerin.

#### 1.4 Kulturmittler und Grenzgänger

Die Bedeutung, die die Übersetzer für die Popularisierung der russischen Literatur und Kultur in Deutschland haben, kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nicht selten haben solche Autoren auch Versuche unternommen, selbst zu schreiben: Fedor (Theodor) Berg, Ivan Beck, Peter Gabbe, Hermann Henkel, Eduard Huber usw.

Der bedeutendste Übersetzer der russischen Literatur ins Deutsche war Friedrich Fiedler, Deutschlehrer an St. Petersburger Gymnasien. Bemerkenswert sind nicht nur seine Übersetzungen der bekanntesten russischen Schriftsteller, sondern auch sein privates literarisches Museum, das öfter auch als „Fiedlersches Museum“ bezeichnet wird. Sowohl die Materialien aus dem Museum, die sich jetzt in der Bibliothek des Puškinskij Dom befinden, als auch Fiedlers Tagebücher geben einen wichtigen Einblick nicht nur in die wenig bekannten Abschnitte der russischen und deutschen Literatur, sondern auch in das literarische Leben der Städtedeutschen.

Eine besondere kulturelle Erscheinung sind die Autoren, die auf Grund ihrer Mehrsprachigkeit sowohl zur russischen als auch zur deutschen Literatur zugeordnet werden können. Einen Großteil seiner Werke verfasste beispielsweise der in St. Petersburg lebende deutschbaltische Baron Gustav Rosen auf Russisch. Die aus Tver' stammende und nach St. Petersburg verheiratete Dichterin Erika

Schmidt war auch in ihrem Schaffen zweisprachig. Die Dichterinnen Elisabeth Kulmann und Karolina Pavlova werden in der Regel der russischen klassischen Literatur zugeordnet, wobei sie jedoch auch mehrere Texte auf Deutsch verfassten.

Zu dieser Gruppe der Zweisprachigen gehören nicht nur die deutschstämmigen Schriftsteller, die ihre Texte auf Russisch und auch in einigen anderen Sprachen schrieben, sondern auch die russischen Schriftsteller, die der deutschen Sprache mächtig waren, wie die Fürstin Ekaterina Dolgorukaja, Elizaveta Bagreeva-Speranskaja und Anna Aksakova.

Die ausgewanderten Russlanddeutschen werden bereits traditionell der deutschen Literatur in St. Petersburg zugeordnet. Die in St. Petersburg geborenen Lou Andreas-Salomé, Henry von Heiseler und Reinhold von Walter ließen zwar den engen Kontakt zur deutschen Bevölkerung an der Neva früh abreißen, jedoch finden sich in ihren Werken Bruchstücke aus dem deutschen Leben der russischen Hauptstadt. So wird auch bei Eduard von Mayer die deutsche Bevölkerung Petersburgs immerhin zum Gegenstand der Handlung. Dabei verlagerte der in der russischen Hauptstadt geborene Dichter seinen Wohnsitz nach Deutschland. Zur städteutschen Literatur wird öfter auch das Werk des bereits als Übersetzer erwähnten Autors Eduard Huber gezählt. Obwohl es auch weiterhin umstritten bleibt, ob diese Autoren russlanddeutsche Literaten seien, haben sie mehr oder weniger am städteutschen literarischen Leben teilgenommen und können deswegen unter diesem Aspekt auch in der Literaturgeschichte wahrgenommen werden.

Eine besondere Gruppe bilden jene deutschen Staatsangehörigen, welche sich als Diplomaten oder Gesandte, als Russlandforscher oder Reisende zeitweise in St. Petersburg aufhielten und dort oder nach der Rückkehr in ihrer Heimat Texte verfassten, die durch Russlanderfahrungen motiviert wurden. Die literarische Gattung der Reisebeschreibung war im Deutschland des ausgehenden 18. Jahrhunderts sehr in Mode gekommen. So nahm in dieser Zeit die Zahl der deutschsprachigen Reiseberichte über Russland generell und insbesondere über St. Petersburg beträchtlich zu. Die Aufzeichnungen von August Ludwig Schlözer, Samuel Gottlieb Georgi, Peter Simon Pallas, Heinrich Jakob Schröder, August von Kotzebue, Joachim Graf Sternberg und Heinrich Storch sind repräsentative Beispiele der frühen deutschen Literatur über St. Petersburg. Auch der umfangreiche Fundus an weiterem publizierten und unveröffentlichten Quellenmaterial aus den Archiven bietet nicht nur differenzierte, mitunter

eigentümliche, stets aber konturenreiche Bilder und Angaben zu den Lebensweisen in der neuen russischen Hauptstadt, sondern zeigt auch, wie sich diese Lebensweise und die gesamte Gestalt der Stadt in den Augen der fremden Beobachter dargestellt haben. In der Zeit, in der die intellektuelle Notwendigkeit, kulturelle Informationen zwischen Ländern und Völkern auszutauschen, zwingend wurde, entwickelte sich in den Reisebeschreibungen dieser und anderer Autoren das Bild des Anderen von einer nachhaltigen Wirkung. In diesem Kontext sind die von den deutschen Zeitgenossen verfassten Beschreibungen und Reiseberichte vom St. Petersburg des 18. und an der Schwelle des 19. Jahrhunderts als Quellen nicht nur in kulturhistorischer und semiotischer, sondern auch in gesellschaftlich-psychologischer Hinsicht von Wert. Obwohl sich diese Petersburg-Bilder nicht in einen Rahmen spannen lassen, besteht die gemeinsame Leistung der Reiseschriftsteller vornehmlich darin, ein säkularisiertes gesamteuropäisches Bewusstsein geschaffen zu haben, wobei einige von ihnen das allgemein Verbindende, andere aber mehr das unterscheidende Besondere suchten und betonten.

## 2. Die Multikulturalität des pränationalen Zeitalters

Gerade an der Gruppe der Reisenden und Diplomaten lässt sich am besten zeigen, warum die Kategorien einer nach Nationen oder Sprachverwendung differenzierenden Literaturgeschichtsschreibung letztlich unbefriedigend bleiben. Dies soll an folgendem sicher extremen, aber doch bezeichnenden Beispiel anschaulich gemacht werden:

Im Herbst 1735 tauchte in Pariser Buchhandlungen der anonyme Band „Lettres Moscovites“ auf,<sup>7</sup> der ein großes Interesse der europäischen Leserkreise erregte. Zwei weitere Auflagen dieses Buches folgten 1736 ebenfalls in französischer Sprache in Paris und Königsberg sowie eine englische Übersetzung in London. Die ersten Exemplare der „Lettres Moscovites“ erreichten bereits Anfang November 1735 London, wo zu dieser Zeit der noch junge Fürst Antioch Kantemir – später ein bedeutender Dichter – als Gesandter der russischen Regierung akkreditiert war. Kantemir war einer der ungezählten Ausländer, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Russland z.T. glänzende Karrieren machten, denn er war der Sohn des 1710 von Mehmed III. in der Moldau eingesetzten Hospodars Demetrio Cante-

<sup>7</sup> Francesco Locatelli, *Lettres moscovites*. Paris 1736.

mir. Dieser hatte sich schon ein Jahr später in den Russisch-Türkischen Auseinandersetzungen am Prut auf die Seite Peters I. geschlagen und musste nach dem Waffenstillstand mit Peter nach Russland gehen. Der Sohn Antioch, geboren 1709, kam also bereits als Säugling nach Russland, wo er schon als sehr junger Mann auf Grund seiner fürstlichen Abstammung und seiner exzellenten Bildung zur politischen wie kulturellen Elite gerechnet wurde. Im Jahr 1731 wurde er als Botschafter nach London geschickt, 1738 in gleicher Funktion nach Paris, wo er 1744, gerade einmal 35-jährig, starb.

Die in den „Lettres Moscovites“ enthaltene äußerst negative und spöttische Darstellung des Russischen Reiches empörte den russischen Diplomaten. Er war eifrig bemüht, den Verfasser dieser Schmähschrift zu finden und ihn bestrafen zu lassen. Durch geheime Nachforschungen fand er heraus,<sup>8</sup> dass der Autor der Briefe der 1691 geborene Francesco Locatelli war, ein italienischer Graf und ehemaliger Offizier der französischen Armee. Es gelang Kantemir jedoch nicht, die erwünschten Strafmaßnahmen gegen den Grafen Locatelli durchzusetzen; deswegen beschloss er, in einer Gegenschrift die seines Erachtens unbegründete und willkürliche Kritik an seiner Heimat zu widerlegen, dadurch „die Ehre des Vaterlandes und der Kaiserin“ zu verteidigen und seiner persönlichen Empörung Ausdruck zu geben. Über dieses Vorhaben berichtete er im Januar 1736 in seinem Brief an den russischen Vize-Kanzler Osterman(n).<sup>9</sup> Nach einer mühsamen und langfristigen Arbeit am Manuskript veranlasste Kantemir 1738 die Veröffentlichung des Bandes „Die so genannten Moscovitische Briefe“ in Frankfurt und Leipzig.<sup>10</sup> Der Umfang dieses Textes ist um einige Male größer als der des französischen, denn Kantemir zitiert nicht nur wortgetreu Locatellis Briefe, sondern fügt ihnen auch z.T. seitenlange polemische Fußnoten hinzu. In diesen geht er nicht selten mit guten Begründungen auf die Vorwürfe des fremden Beobachters ein, die er als „Lüge“ bezeichnet. Sowohl der Text des Italieners als

<sup>8</sup> Vgl. Helmut Grasshoff, *Antioch Dmitrievič Kantemir und Westeuropa*. Berlin 1966, S. 104 f.

<sup>9</sup> Michail Obolenskij, *Svedenija ob avtore knigi „Lettres Moscovites“* (Informationen über den Verfasser des Buches „Lettres Moscovites“), in: *Bibliografičeskie Zapiski* 18 (1859), S. 545 f.

<sup>10</sup> Antioch Kantemir, *Die so genannten Moscovitische Briefe, oder die, wider die löbliche Russische Nation von einem aus der andern Welt zurück gekommenen Italiäner ausgesprenge abenteuerliche Verläumdung und Tausend-Lügen aus dem Französischen übersetzt, mit einem zulänglichen Register versehen, und dem Brieffsteller so wohl, als seinen gleichgesinnten Freunden, mit dienlichen Erinnerungen wieder heimgeschickt von einem Teutschen*. Frankfurt/Leipzig 1738.

auch Kantemirs Kommentare wurden vom Sekretär der russischen diplomatischen Mission in London, Heinrich Groß, ins Deutsche übersetzt. Die russische Vorlage des Textes ist nicht erhalten geblieben.<sup>11</sup>

In seinen Kommentaren geht Kantemir bis ins Detail, um die „Unanständigkeit“ und „Verlogenheit“ des „Brieff-Stellers“ nachzuweisen. In einem umfangreichen Kapitel, das der eigentlichen Auseinandersetzung mit den „Lettres Moscovites“ vorausgeht, spekuliert er ausführlich über die „psychische Beschaffenheit“ des italienischen Verfassers („über seine Liebes-Händel närrisch worden“, „hat einen garstigen Wurm im Kopf gehabt“ usw.) und kommt zu dem Schluss, Locatelli habe ein problematisches Temperament mit „60 grad. Verderbter Geld-Liebe, melancholie oder taub gewordener Erdigkeit“.<sup>12</sup> In seiner Gegendarstellung zeigt sich Kantemir entschlossen, mit kräftigen Worten ein positives Bild von Russland zu zeichnen und mit dokumentierenden Tatsachen die Leser zu überzeugen. Während Locatelli eine ziemlich langatmige Schilderung seiner missglückten Abenteuer, seiner Inhaftierung und damit verbundener Unannehmlichkeiten liefert und das eigentliche Leben des Russischen Reiches sowie die Hauptstadt völlig ausblendet, bietet Kantemir in seinen Kommentaren einen radikalen Gegenentwurf der russischen Realität, der auch eine lobende Beschreibung von St. Petersburg enthält. Diese Fußnoten sind so ausführlich und inhaltsreich, dass sie in der russischen Literaturgeschichte als ein selbstständiges Werk eines russischen Denkers über das zeitgenössische Russland gelten.<sup>13</sup> Auch die Beschreibung von St. Petersburg wirkt als ein separater und abgeschlossener Text, obwohl er nur ein Bestandteil der Kommentare ist.

Kantemir beginnt seine Beschreibung mit einer Feststellung, dass St. Petersburg eine „grosse und bewundernswürdige Stadt“ sei.<sup>14</sup> Seine durchgehend sachliche und knappe Darstellung der neu erbauten Hauptstadt gewährt den Lesern die Möglichkeit, die Aufbaugeschichte Schritt für Schritt zu verfolgen und dadurch sich selbst überzeugen zu lassen, dass es bereits ein intakter urbaner Organismus ist. Durch eine präzise Aufzählung zeichnet er die Topografie der jungen Stadt und hebt besonders die Militäreinrichtungen und die Flotte, die

<sup>11</sup> Den russischsprachigen Lesern ist dieser Text lediglich in Form einer Rückübersetzung zugänglich.

<sup>12</sup> Kantemir, *Moscowitische Briefe* (wie Anm. 10), ohne Paginierung.

<sup>13</sup> Jurij Bepjatych, *Peterburg Anny Ioanovny* (Das Petersburg von Anna Ioanovna). S.-Peterburg 1997, S. 36.

<sup>14</sup> Kantemir, *Moscowitische Briefe* (wie Anm. 10), S. 36.



Paläste der Zarenfamilie und des Adels sowie Bauwerke, in denen die Staatsverwaltung untergebracht ist, hervor. Am architektonischen Bild der Stadt hält der Verfasser fest, dass St. Petersburg eine gediegene politische, wirtschaftliche und kulturelle Metropole mit einer gut organisierten Infrastruktur, florierendem Handel und blühendem konfessionellen Leben ist. Er geht auf den internationalen Charakter der Stadtbevölkerung und auch auf klimatisch bedingte Schwierigkeiten ein. Dabei verwendet Kantemir in seiner Beschreibung kaum Epitheta, um die Stadt zu schmücken und zu loben. Allein durch aufgezählte Errungenschaften begründet er seine Schlussfolgerung: „Die Erbauung der Stadt scheint ein Wunder zu sein, weil Sie kaum etliche dreißig Jahr alt, und dennoch in mehr als siebzig tausend Häusern besteht ...“.<sup>15</sup>

Im Kontext der Petersburger deutschen Literatur ist es bemerkenswert, dass die Entstehung der zweiten russischen Beschreibung von St. Petersburg (die erste stammt von Feofan Prokopovič, vgl. unten) durch eine internationale polemische Auseinandersetzung hervorgerufen wurde und dazu noch in deutscher Sprache erschien. Damit ist diese Beschreibung ein signifikantes Beispiel, das die Verschwommenheit der national bedingten Zugehörigkeitsgrenzen der Literatur anschaulich macht. Mit seiner grenzübergreifenden Entstehungs- und Wirkungsgeschichte verkörpert der Text eine kulturelle Grenzerfahrung *par excellence*.

### 3. Der St. Petersburger Stadttext

Der russische Kultursemiotologe Vladimir Toporov hat in den 1980er Jahren für das Geflecht von Mythen, Geschichten und Legenden, die sich mit der Stadt St. Petersburg verbinden, die schöne Metapher vom „Stadttext“ geprägt.<sup>16</sup> Die „Text“-Metapher trägt nämlich sowohl der Heterogenität der Elemente als auch vor allem deren wechselseitiger Durchdringung Rechnung. Dieser produktive methodische Ansatz zur Erforschung der als Komponenten des Dialogs der Kulturen wirkenden Texte über St. Petersburg entstand im Kontext einer umfangreichen Petersburg- bzw. Stadtforschung, die von der (kultur-)semiotischen Moskau-Tartuer-Schule in den 70er und 80er Jahren des 20.

<sup>15</sup> Ebenda, S. 41.

<sup>16</sup> Bis dahin herrschte das Bild der „Stadtseele“ (Nikolaj P. Anciferov, *Duša Peterburga* [Petersburgs Seele]. Petrograd 1922) oder des „Mythos“ (Ettore Lo Gatto, *Il mito di Pietroburgo: storia, leggenda, poesia*. Milano 1960).

Jahrhunderts angestellt wurden. Besonders wichtig erscheint in diesem Forschungskonzept die Fokussierung auf das aktive Mitwirken literarischer Texte bei der Entwicklung einer kulturellen Stadtsemantik, d.h. auf die Wechselwirkung zwischen Literatur und soziokulturellen Phänomenen. Diese Herangehensweise ermöglicht, der positivistischen Darstellung dieses Kapitels der Literaturgeschichte zu entgehen und seinen kulturellen Wert adäquat einzuschätzen. Die zu benennende Schwachstelle dieses Konzepts besteht allerdings darin, dass es sich lediglich auf die russische Petersburg-Dichtung von Puškin bis ins 20. Jahrhundert konzentrierte und die frühen russischen und ausländischen Texte, die die eigentliche Tradition des Stadttexes begründet hatten, völlig ausgeblendet hat.

Dennoch bietet die semiotische Stadttexttheorie einen Zugang zur Untersuchung der gesamten Petersburger Textvielfalt, indem sie die einzigartige und unkonventionelle Entstehungsgeschichte der neuen russischen Hauptstadt berücksichtigt, die sich von der ‚natürlichen‘ und konsequenten Entwicklung der anderen europäischen Großstädte dadurch unterscheidet, dass die symbolische, ideelle Existenz dieser Stadt der materiellen vorausging. Nicht die Stadt als ein materielles Objekt erhielt im Verlauf der Geschichte eine symbolische und identifikatorische Bedeutung, sondern eine Vision der westlich orientierten Erneuerung von ganz Russland und Idee einer neuen Identität wurden durch die Stadt Wirklichkeit. Sie wirkte als Ursache und zugleich als Schöpferin von Geschichte, Mythologie und Literatur, und – in einer dynamischen Dialektik – auch als ihre Folge und Schöpfung.<sup>17</sup> Der Petersburger Text entsteht<sup>18</sup> im Raum zwischen Stadt und Literatur. Deswegen ist er kein Abbild der sinnlich wahrnehmbaren Realität, sondern eine eigene Wirklichkeit, die von der Wechselwirkung mit dem außertextuellen, d.h. dem soziokulturellen Wesen der Stadt lebt. Dabei erschien St. Petersburg selbst sowohl als Text als auch als ein Texte produzierender Mechanismus. Er ist in der Lage – so Toporov –, die an sich schon symbolisch verdichtete Realität der Stadt Petersburg, ihre kulturelle Bipolarität zwischen Akzeptanz und Ablehnung, Bewunderung und Abneigung, Gut und Böse, Leben und Tod zur Synthese zu bringen und in den Bereich des Geistigen zu übersetzen.

<sup>17</sup> Vgl. Jurij Lotman, *Semiotika goroda i gorodskoj kul'tury* (Semiotik von Stadt und Stadtkultur). Leningrad/Tartu 1984.

<sup>18</sup> Vgl. Vladimir Toporov, *Peterburg i peterburgskij tekst russkoj literatury* (St. Petersburg und der Petersburger Text in der russischen Literatur), in: *Semiotika* (wie Anm. 17).

### 3.1 Der russische Stadttext

Von den kulturellen Artefakten (Bildern, Plakaten, literarischen und publizistischen Texten ...), die am Stadttext mitgewebt haben und weiter mitweben, darf wohl Aleksandr Puškins „Mednyj vsadnik“ als einer der wichtigsten gelten; Ettore Lo Gatto begann 1960 mit ihm seinen Gang durch die Chronologie, und auch Toporov machte Puškin zum Urvater der Stadtmythen-Fabrikanten. Erst 2002 stellte Riccardo Nicolosi in seiner Untersuchung zur Petersburg-Panegyrik eine ganze Reihe von Texten des 18. Jahrhunderts in die literarische Reihe der Texte ein, die die *laus urbis* singen.<sup>19</sup> Ganz an den Anfang stellt er Stefan Javorskijs Predigt „Tri seni“ aus dem Jahr 1708, gefolgt von Gavriil Bužinskijs „Slovo v pochvalu Sanktpeterburga“ (1717) – ebenfalls ein Prosatext. Im Übrigen hat Nicolosi, der entlang rhetorischer Strategien argumentiert, Texte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts analysiert.<sup>20</sup>

Rückt man eher Genre und Motivik ins Zentrum der Aufmerksamkeit, wird Antioch Kantemirs „Petrida“ etwas mehr in den Vordergrund gestellt, denn dieses Poem besingt St. Petersburg zum ersten Mal auf Russisch.

Zar Peter I. war am 28. Januar 1725 verstorben, und sein geistlicher Weggefährte, der Novgoroder Erzbischof Feofan Prokopovič, hatte im Rahmen des Trauergottesdienstes eine Predigt gehalten, die *lege artis* als barockes Herrscherlob gestaltet war, „Slovo na pogrebenie ... Petra Velikago“.<sup>21</sup> Darin zählte er die Leistungen Peters auf, u.a. die Gründung der nach seinem Namenspatron benannten neuen Hauptstadt, und prägte erste Topoi, die auf Dauer mit der Stadt verbunden bleiben sollten. Am Namenstags Peters (29. Juni) im Todesjahr legte Feofan noch einmal in einer Predigt, dem „Slovo na pochvalu blažennyja pamjati ... Petra Velikago“<sup>22</sup> weitere Grundsteine für den Mythos der Stadt. Weitere Texte in Prosa folgten, auf die Kantemir, ein Freund und Bewunderer des 28 Jahre älteren Feofan Prokopovič,

<sup>19</sup> Riccardo Nicolosi, Die Petersburg-Panegyrik: russische Stadtliteratur im 18. Jahrhundert. Frankfurt a.M. (u.a.) 2002 (Slavische Literaturen. 25).

<sup>20</sup> Vgl. ebenda.

<sup>21</sup> Feofan Prokopovič, Slovo na pogrebenie vsepresvetlejšago deržavnejšago Petra Velikago (Predigt zum Begräbnis des alleraufgeklärtesten und allermächtigsten Peter des Großen), in: Ders., Sočinenija (Werke). Moskva/Leningrad 1961, S. 126-129.

<sup>22</sup> Feofan Prokopovič, Slovo na pochvalu blažennyja i večnodostojnyja pamjati Petra Velikago (Predigt zum Lob der gesegneten und ewig denkwürdigen Erinnerung an Peter den Großen), in: Ders., Sočinenija (wie Anm. 21), S. 129-146.

zurückgreifen konnte, als er 1730 das „Opisanie stichotvornoe smerti Petra Velikogo, Imperatora Vserossijskogo“,<sup>23</sup> kurz „Petrida“ genannt, schrieb. Die vorformulierten Topoi, die in höfischen Verpflichtungen entstanden und in autoritativen Texten festgehalten waren, hatten sogar eine gewisse Bindekraft für Kantemir, bedeutete doch zu seiner Zeit das Zitat vor allem die Bestätigung einer Tradition.

Die entsprechenden Verse über die Stadt lauten – hier zum ersten Mal mit einer Hilfsübersetzung versehen:

- Plody sut' oružija, svykšego v pobedach,  
 180 Zemlja taja, byvsaja e dolee u sosedah  
 Podvlastna, – na nej že Petr grad novyj szidati  
 Kogda načal, i sveršil tak, čto ustrašati  
 Prežde vidom sej začal, než vesti uspeli  
 Prijti v mir, čto rossijcy v Ingrii zaseli.  
 185 Tečet mež gradom reka bystryimi strujami,  
 V prostranno trečislennymi vpadaja ustami  
 More, ego že vody brega podmyvajut  
 Severnych carstv, Balticko drevni nazyvajut.  
 Nad bregi reki vschodjat iskusstvom preslavnym  
 190 Domy tak, čto choť nov grad, ničem chuždši davnym,  
 I imat' ljubopytno čim by nasladit'sja  
 Oko; imat' i nedrug, čego ustrašit'sja:  
 Šestibočnaja krepost', v vode vodruženna,  
 Ne boitsja usil'stva Marsa voruženna,  
 195 No, ščitja svoich, krepko grozit i smelejšim.  
 Tut rukoj trudilsja Petr i umom ostrejšim;  
 Obonpol iskusnye drevodelov ruki  
 Proizvodjat sil'nye vragam našim muki,  
 Rastut sudy vsech rodov, i flot, uže strašnyj  
 200 Mnogim, tvorjat čto dnevno naipače užasnyj.  
 Ottol' vverch, v prjamu čertu, vel'mož nepresečny  
 Prostranny zrjatsja dvory; gde že skorotečny  
 Vtoricej v grade strui Neva iskrivljaet,  
 Deljasja v dva ramena, tut Petr obitaet:

<sup>23</sup> Antioch Kantemir, Opisanie stichotvornoe smerti Petra Velikogo, Imperatora Vserossijskogo (Beschreibung des Todes Peters des Großen, des Imperators von ganz Russland, in Versen) [kurz: Petrida], in: Ders., Sobranie stichotvorenij (Gesammelte Gedichte). Leningrad 1956, S. 245 f.

- 205 Ne prostranno žilišče, dovol'no i pokoju –  
Čto vnešna pyšnost' tomu, kto velik dušuju?
- Die Früchte sind die einer Waffe, die an Siege gewöhnt ist,  
180 Es ist jenes Land, das lange Zeit den Nachbarn  
Unterworfen – als auf ihm Peter begann vor eine neue Stadt  
Zu errichten, und er schuf sie so, dass diese begann,  
Schon Furcht einzuflößen, bevor man sie sah, bevor Kunde  
Getragen war in die Welt, dass die Russen in Ingrien siedelten.  
185 Es fließt durch die Stadt ein Fluss mit schnellen Strömen,  
Der mit drei Mündern sich ergießt in das weite  
Meer, dessen Wasser waschen die Ufer  
Der nördlichen Reiche, das die Alten das Baltische riefen.  
An den Ufern des Flusses erheben sich mit erlesener Kunst  
190 Häuser derart, dass obgleich neu die Stadt, sie in  
nichts schlechter ist als alte  
Und das neugier'ge Auge hat genug sich zu erfreuen,  
Und der Feind hat genug sich zu fürchten:  
Die sechsflügelige Festung, im Wasser errichtet  
Von Mars bewaffnet fürchtet sie nicht überwältigt zu werden,  
195 Aber schützet die Ihren, stark droht sie den Wagemutigsten.  
Hier arbeitete Peter mit der Hand und mit schärfstem Verstand  
Am hohen Ufer bereiten die geschickten Hände der  
Zimmerleute  
starke Qualen unseren Feinden,  
wachsen Schiffe aller Art, und eine Flotte, schon  
furchterregend  
200 Für viele, Tag für Tag schreckte sie mehr.  
Von dort oben, in die gerade Linie, sieht man der  
Würdenträger  
unbegrenzte Weiten der Höfe – wo [aber] in der Stadt  
die Neva ihre schnellfließenden Ströme biegt und  
In zwei Arme teilt, dort wohnt Peter.  
205 Nicht geräumig ist die Wohnstatt, aber zur Ruhe reichend  
Wozu braucht der äußere Pracht, der eine große Seele?

Mietta Baracchi Bavagnoli<sup>24</sup> hat 1990 in ihrer Untersuchung des Poems gezeigt, wie dort russische und westeuropäische Traditionen

<sup>24</sup> Mietta Baracchi Bavagnoli, *Le origini del poema epico russo: La Petrida di Antioch Kantemir*. Milano 1990 (Collana blu. 9).

zusammengeführt wurden – für den Stadttext sind eher die Topoi von Bedeutung: St. Petersburg ist Ausdruck militärischer Stärke, ein Signal an die europäischen Mächte, eine Stadt am Fluss, eine schnell gebaute Stadt, Ausdruck des Schöpferwillens Peters, Stadt der Flotte, Stadt großer Paläste – Peter selbst aber lebt, ganz in der Tradition der altrömischen Nobilität, bescheiden.

Die zentrale Rolle, die Kantemir dem Fluss für die Stadtwahrnehmung zuweist, wird in den folgenden Jahrhunderten auch von anderen Dichtern immer wieder hervorgehoben, und ebensolches gilt für die Architektur. Das eigentliche Ziel der „Petrida“ war aber nicht das Lob der Stadt, sondern das ihres Gründers. Dies gilt auch für eine Generation später, als Michail Lomonosov in seiner „Ode an die Geburt Seiner Kaiserlichen Hoheit ...“ von 1754 der Stadt einige Strophen widmete.<sup>25</sup>

### 3.2 Die deutsche Variante des Stadttextes

Bereits zu den Lebzeiten von Peter I. erschien eine Reihe von Monografien über St. Petersburg, in denen ausländische Zeitgenossen, die den Aufbau der Stadt unmittelbar erlebt hatten, über die Stadt schrieben. Die führende Rolle spielten dabei deutsche Autoren. Sie haben den Grundstein für die literarische Repräsentation der neuen russischen Hauptstadt in Westeuropa gelegt.

#### 3.2.1 Die Descriptionen

Unter den der Stadt Petersburg gewidmeten Texten in deutscher Sprache sind – wie man sie damals nannte – „Descriptionen“ (Relationen und Beschreibungen), Briefe und Tagebuchnotizen vertreten. Dazu gehören drei anonym erschienene Publikationen von 1713, 1718

<sup>25</sup> Michail Lomonosov, Oda na roždenije ego imperatorskogo vysotčestva gosudarja velikogo knjazja Pavla Petroviča sentjabrja 20 1754 goda (Ode zur Geburt seiner Kaiserlichen Hoheit, des Großfürsten Pavel Petrovič), in: Ders., *Izbrannye proizvedenija* (Ausgewählte Werke). Leningrad 1990, S. 153-160. – Zu den anderen russischen Autoren des 18. Jahrhunderts vgl. Nicolosi, Petersburg-Panegyrik (wie Anm. 19).

und 1721<sup>26</sup> sowie Beschreibungen und Briefe von Weber<sup>27</sup> und kritische Notizen von Vockerodt<sup>28</sup>. Die Berücksichtigung der beiden letztgenannten Texte ermöglicht dem heutigen Leser zu erkennen, dass das in den anderen Texten entworfene, ausgesprochen vorteilhafte Bild der Stadt geschönt ist, wobei sich aber kaum abschätzen lässt, wie sehr geschönt wurde, da Vockerodts Darstellung auch nicht unparteiisch ist und nicht wenige Vorurteile enthält. Vor allem in den anonymen Beschreibungen lässt sich die Intention deutlich erkennen, durch die gezielte Verbreitung des positiven Rufes von St. Petersburg die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Die beabsichtigte Propagandawirkung dieser Texte, die ursprünglich auf die politische und ökonomische Sphäre gerichtet war, sprengte den ideologisch kontrollierten Rahmen und weitete sich auch auf die kulturelle Semantik dieser Stadt aus. Damit kam den ersten deutschen Beschreibungen von St. Petersburg von Anfang an die Basisrolle bei der Entwicklung der kulturellen Konzepte der Stadt zu.

Die diesen Texten zugrunde liegende Auffassung von St. Petersburg als eines Vorreiters bei der europäisch orientierten Erneuerung Russ-

<sup>26</sup> Anonymus, *Exacte Relation von der von Seiner Czcaarischen Majestät Petro Alexiowitz, (cum.tot.tit.) an dem grossen Newa Strom und der Ost-See neu erbauten Vestung und Stadt St. Petersburg, wie auch von dem Castel Cron Schloß und derselben umliegenden Gegend, ferner Relation von den Uhralten Russischen Gebrauch der Wasser Weyh- und Heiligung aufgezeichnet von H. G. Leipzig 1713*; Anonymus, *Eigentliche Beschreibung der an der Spitze der Ost-See neu erbauten Russischen Residenz-Stadt St. Petersburg, worin deren Situation, Anwachs und Auffkomen, und wie so wohl die Stadt, als auch die Vestung, gegenwärtig beschaffen. Imgleichen der neue See-Hafen, das Castel Crohn-Schlott, und die gegenüber liegenden neu erbauten Palatia, nebst einigen besondern und curieusen Anmerkungen auff's genauste vorgestellt. Hiebey à parte ein spezialer und accurater Grund-Riß, woraus ein curieuser Liebhaber die rechte Idèe dieses neuen und importanten Ortes sich eigentlich vorstellen kann. Frankfurt/Leipzig 1718*; Anonymus, *Kurze Beschreibung der großen Keiserstadt St. Petersburg. o.O. u. J. (nach 1721?)*. Vgl. Jurij Běspjatych, *Peterburg Petra I v inostrannyx opisanijax (St. Petersburg unter Peter I. in ausländischen Beschreibungen)*. Leningrad 1991.

<sup>27</sup> Friedrich Christian Weber, *Das Veränderte Rußland, in welchem die ietzige Verfassung des Geist- und Weltlichen Regiments; Der Kriegstaat zu Lande und zu Wasser; Wahre Zustand der Russischen Finanzen; die geöffneten Berck-Werke, die eingeführte Academie, Künste, Manufakturen, ergangene Verordnungen, Geschäfte mit denen Asiatischen Nachbarn und Vasallen, nebst der allerneusten Nachrichten von diesen Völkern, Die Begebenheiten des Czarewitszen, und was sich sonst merkwürdiges in Rußland zugetragen, Nebst verschiedenen andern bißher unbekanntem Nachrichten in einem bis 1720 gehenden Journal vorgestellt werden, mit einer accuraten Land-Card und Kupferstichen versehen. Hannover 1729*; Ernst Hermann, *Peter der Grosse und Zarewitsch Alexej. Vornehmlich nach und Aus der gesandtschaftlichen Correspondenz Friedrich Christian Weber's. Leipzig 1880*.

<sup>28</sup> Ernst Herrmann, *Russland unter Peter dem Grossen. Nach den Handschriftlichen Berichten Johann Gotthilf Vockerodt's. Leipzig 1872*.

lands korrespondiert mit der Einstellung von Gottfried Wilhelm Leibniz zu den Petrinischen Reformen und Plänen, die er ausdrücklich als ein „lößliches und gottgefälliges Werk“<sup>29</sup> bewertete. Leibniz verband grundsätzlich seine Hoffnung auf einen neuen Entwicklungsschwung in Europa mit der Erneuerung Russlands, „denn dies würde bedeuten, daß man mit einem Schlage einen großen Teil der Erdkugel und fast den ganzen Nordosten unseres Kontinentes auf eine höhere Entwicklungsstufe heben würde“.<sup>30</sup> Er deutete Russland als „tabula rasa“, auf welcher ihm die Verwirklichung großer Reformprojekte möglich schien. In den ersten deutschen Darstellungen von St. Petersburg wurde diese Sichtweise auf Russland bestätigt. Der schnelle und erfolgreiche Aufbau der neuen Residenzstadt wirkte dabei als Nachweis für die Realisierbarkeit der zivilisatorischen Reformpläne.

Durch ihren epideiktischen Charakter stehen diese Texte zwar in der rhetorischen Tradition des Städtelobes und entsprechen den allgemeinen Prinzipien der Prunk- und Lobrede, heben sich jedoch durch ihre besondere Mission im zeitgenössischen Kommunikationsgefüge von den übrigen Stadttexten ab. Bezeichnend ist, dass die deutschen Beschreibungen die Gegenwart der neu gegründeten Stadt festhielten, die noch keine Geschichte vorweisen konnte. Das Fixieren von unmittelbaren Beobachtungen und Erfahrungen wurde zwangsläufig zur Schreibung der Geschichte. Die Aufzeichnung der Realität vermischte sich häufig in diesen Texten mit der Darstellung der Utopie, die bis zu einem gewissen Grad für die Realität ausgegeben wurde. Obwohl den Beschreibungen der Anspruch auf Sachlichkeit und Objektivität zugrunde liegt, wurde in ihnen eine mythopoetische Gestalt der Stadt kreiert. Parallel zum architektonischen und infrastrukturellen Aufbau der Stadt wurde St. Petersburg in den Beschreibungen als rhetorisches und poetisches Werk, als ideelle Stadt mit Eigenschaften eines Textes konstruiert.

Die hier präsentierten Texte über St. Petersburg schufen sowohl eine historisch begründete als auch eine poetologische Blickperspektive auf diese Stadt, die für die Konzeptualisierung der späteren Varianten des Petersburger Stadttextes und die mythische Narration prägend war. Der so genannte Petersburg-Mythos, der sich in den darauf folgenden Jahrhunderten entfaltete und verbreitete, ist auf diese Beschreibungen

---

<sup>29</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz, Brief an Urbich vom 3.1.1708, in: Leibniz in seinen Beziehungen zu Russland und Peter dem Großen, hrsg. v. W. Guerrier. II. Teil, St. Petersburg/Leipzig 1873, S. 75.

<sup>30</sup> Ebenda.



zurückzuführen. Ihre primäre Funktion bestand neben der Verbreitung der Information auch darin, die Existenz der neu gegründeten Stadt zu legitimieren und im Kontext der europäischen Stadtkultur zu behaupten. Anhand der Gründungs- und Aufbaugeschichte von St. Petersburg wurden in den Texten die Wesenszüge der Stadt festgehalten, die ihre Auswirkung auf die Konstruktion der kulturellen Identität der Stadt von innen und von außen hatten und ihre Kultursemantik entscheidend beeinflussten.<sup>31</sup>

### 3.2.2 Trömers Hymnus auf die Stadt

Im Kontext der multikulturellen Verflechtung des Petersburger Stadtextes erscheint es als symptomatisch, dass auch das eigentliche erste der Stadt gewidmete lyrische Werk von einem aus Sachsen stammenden deutsch-französischen Dichter verfasst wurde. Johann Christian Trömer, der lustige „Deutsch-Francos Jean Chretien Toucement“, wie er sich selbst nannte, veröffentlichte am 30. November 1735 bei der Abreise von St. Petersburg in seine Heimat das Poem „Des Deutsch Francos Adieu von alle Rariteés was zu St. Petersburg in Abondance zu seh“, in dem er seinen Selbstauftrag deklarierte, die Botschaft vom Glanz der neuen russischen Hauptstadt zu verkünden – „In meine Papa Land, dein kroß Magnificence ick will mack all bekannt“.<sup>32</sup>

Neben St. Petersburg waren Leipzig, Nürnberg, Wittenberg, Weißenfels, Wien, Paris und Danzig die Lebensstationen des 1679 in Dresden geborenen Dichters.<sup>33</sup> Der neuen russischen Hauptstadt

<sup>31</sup> Eine ausführliche Studie von Ljuba Kirjuchina zu den ersten deutschsprachigen Publikationen über St. Petersburg („Mit einer aufrichtigen Feder beschrieben...“ Mythos und Geschichte von St. Petersburg in den deutschen Texten der Petrinischen Epoche) erscheint demnächst in der Zeitschrift für Slawistik.

<sup>32</sup> Johann Christian Trömer, Des Deutsch Francos Adieu von alle Rariteés was zu St. Petersburg in Abondance zu seh. St. Petersburg 1735, S. 3. – Obwohl Trömer alles, was er in St. Petersburg unmittelbar erlebte, bildhaft, aber auch präzise darstellt, distanziert er sich im „Avertissement“ zum „Adieu von alle Rariteés“ deutlich von der literarischen Gattung der Stadtbeschreibungen. Er sieht seinen Text als Rechtfertigung für seinen Aufenthalt in der Residenzstadt und als einen Nachweis seiner Treue der russischen Herrscherin und hofft dabei auf Anerkennung; vgl. ders., Mein Selber Leben-Lauff und lustigk Avantures, die mir als Deutsch Francoss ahn in die Welt passir, in: Jean Chretien Tousement des Deutsch Francos Schriften. Leipzig 1736, S. 370-488, hier S. 390.

<sup>33</sup> Vgl. Erich Schmidt, Trömer, Johann Christian, in: Allgemeine deutsche Biographie. Bd. 38, Leipzig 1894, S. 636-639; Karl Goedecke, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3. Aufl., Bd. 4, Abt. 1, Dresden 1916, S. 38 ff.

begegnete er ausgehend von seinen Erfahrungen an mehreren europäischen Höfen.<sup>34</sup> Der latente Vergleichsaspekt bei seiner Darstellung von St. Petersburg ist daher zwangsläufig mitgedacht. Trömer als Beobachter der Stadt zeigte sich stark beeindruckt und vermittelte dadurch dem Leser die Gewissheit, die neue russische Hauptstadt hielte bereits in ihrer damaligen Gestalt dem Vergleich mit den westeuropäischen Hauptstädten stand.

Seit 1727 veröffentlichte Trömer seine eigenartigen Lyriktexte im deutsch-französischen Kauderwelsch, einer Sprache, die durch Lesing, wenn auch nicht zuerst, aber am bekanntesten wurde. Diese Sprache sollte einen das Deutsche mühsam radebrechenden Franzosen vorstellen und dadurch eine besondere unterhaltsame Wirkung erzielen.<sup>35</sup> In der Geschichte der deutschen Literatur hat er sich mit diesem Schreibstil keinen Platz erobert; aber die europäischen deutschsprachigen Adelskreise des 18. Jahrhunderts haben sein Werk sehr geschätzt, weil es vor allem beim lauten Vorlesen mit betontem französischen Akzent besonders amüsant erschien.<sup>36</sup> Durch diese grenzübergreifende Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte sowie die Spezifik der Sprachmittel ist Trömers Darstellung von St. Petersburg als multikulturelles literarisches Phänomen des pränationalen Zeitalters exemplarisch.

<sup>34</sup> Von den autobiografischen Hinweisen in seinem „Lustigk Leben-Lauff“ lässt sich ableiten, dass er sowohl im Dienst des Königs August des Starken als auch des Herzogs Johann Adolf von Sachsen-Weißenfels als Schauspieler, Kammerdiener, Kellerschreiber und Theaterdirektor war (vgl. Schmidt, Trömer [wie Anm. 33]). Er begann als Buchhändler in Leipzig, in der Lochner'schen Buchhandlung zu Nürnberg will er konditioniert und in Leipzig und Wittenberg studiert haben. Daneben war er Schauspieler und Spaßmacher an verschiedenen Höfen, bis er 1756 als Ober-Postcomissionair, Strassen- und Alle-Bau-Aufseher zu Dresden starb. Seinen krausen, etwas bedientenhaften und reich bewegten Lebensweg hat er weitläufig in leicht und flüssig hingeplauderten Alexandrinern beschrieben: Johann Christian Trömer, Ein lustigk Leben-Lauff und artigk Avantur, die ehne Deutsch Francos aht in der Welt passir. Tl. 1-3, Leipßick 1728, 1730 u. 1731.

<sup>35</sup> Die gleichzeitige Festlegung auf zwei Sprachen erklärt Trömer durch seine Abstammung – seine Mutter stammte aus Sachsen und sein Vater war Franzose.

<sup>36</sup> „Wem dieses Journal vor Augen kommt, verwundere sich nicht über die ungewöhnliche Schreib-Art Reime zu machen: vor allen beliebe sich niemand von denen Herren Poeten darüber zu ärgern, denn der Verfasser dieses Tractätgens ist kein Poet (...), Er ist ein aufgereimter Kopff, und zu Zeiten lustigen Humeurs, bey müßigen Stunden zu seinen eigenem Plaisir diese Verse in gebrochenen Teutsch vor langer Weile ververtiget, und zu Zeiten guten Freunden bey bon humenr etwas davon lesen lassen, welche sie so lustig, und mit der Pronunciation eines nicht recht teutsch reden könnenden Franzosen so conform, daß sie ihn öfters gebeten, selbige durch den Druck andern curieusen Gemüthern theilhaftig zu machen.“ Trömer, Lustigk Leben-Lauff (wie Anm. 34), Tl. 1, S. 1 f.

Trömer kam 1734 als Reisespaßmacher des Feldmarschalls Graf von Münnich<sup>37</sup> nach Petersburg. Diese Zäsur in seiner Biografie ist für viele aus den deutschen Ländern stammende junge Ärzte, Ingenieure, Architekten und Künstler sowie Militärangehörige jener Zeit typisch, die in ihrer Heimat keine guten Bedingungen für einen beruflichen Aufstieg fanden und deswegen ihre Hoffnung – „an diese Orth mein krosse Klücke mack“ – auf eine bessere Zukunft in die neue russische Hauptstadt setzten. 16 Monate verbrachte Trömer in St. Petersburg. Die meiste Zeit investierte er dort in die Bemühung um eine Anstellung und um die Gunst der Kaiserin. In dieser Zeit wohnte er zahlreichen Hofbällen, Feierlichkeiten und Militärparaden bei, besuchte die Akademie der Wissenschaften und Sommerresidenzen mit prachtvollen Parkanlagen und Palästen, war auch in der Peter-und-Paul-Festung, in der Eisenmanufaktur und an vielen anderen zur damaligen Zeit bedeutenden Plätzen. Trotz freier Mahlzeiten und mancher Trinkgelder der hohen russischen Herrschaften und der dort bereits ansässigen Ausländer war ihm St. Petersburg ein zu teures Pflaster. Seine Karrierepläne erwiesen sich als illusorisch, und seine Sehnsucht nach „ehne charge“ ließ sich nicht erfüllen. 1736 machte er sich, reichlich beschenkt, auch in Besitz von allerlei russischen Brocken, auf den Heimweg.<sup>38</sup>

Die Lebensphilosophie des Autors färbt auf das Bild von St. Petersburg ab, das er mit Witz und Begeisterung entwirft. Trömers St. Petersburg ist ein Abenteuer und ein – neudeutsch würde man sagen – „Event“ von hohem Unterhaltungswert. Die Stadt und die in ihr veranstalteten Vergnügungen wirken im Poem als miteinander auswechselbare Objekte der Lobpreisung. St. Petersburg kommt dadurch die synonymische Bedeutung von Feierlichkeit, Feuerwerk und Militärparade zu und erscheint als eine Stadt der Superlative, in der alles, was der Autor gesehen hat, großartig, einmalig und bewundernswert ist. Das erste, was dem Dichter in St. Petersburg auffällt, sind die ausgiebigen Hoffeste, die zur Regierungszeit von Anna Ioannovna tatsäch-

---

<sup>37</sup> Burchard Christoph (ab 1728 Graf) von Münnich kam 1721 nach St. Petersburg als Fortifikationsfachmann, wurde während der Regierungszeit Anna Ioannovnas zum Generalfeldmarschall und später zum Oberbefehlshaber der russischen Armee ernannt, führte eine erfolgreiche Einnahme von Danzig durch und leitete einen siegreichen Krim-Feldzug.

<sup>38</sup> Im Avertissement schreibt er, er habe „bey Ihro Russisch Keyserl. Majestät, seiner Allergnädigsten Keyserin und Selbsthalterin von allen Russen dessen geringe Arbeit Gnade gefunden, so daß er mit Gnade, Ehre, Glück Wohlthaten überhäufft höchst vergnügt nach seinem Vaterland zurück gekehrt“; vgl. Trömer, *Leben-Lauff* (wie Anm. 32), S. 390.

lich besonders prunkvoll und mit einem hohen Aufwand gestaltet wurden:

Wenn wird ehn kroß Festin bey Ohfe celebrir,  
Alls thu mit Diamant, Kold, Silber bruillir,  
wenn man komm in die Saal, wo iß die Assemblée,  
man denck, daß lauter Prinß und all Prinßeß da steh.<sup>39</sup>

Noch wirkungsvoller sind die Feste, die zu allen Jahreszeiten auf dem Wasser resp. dem Eis, an der Neva oder in der Peter-und-Paul-Festung zum Geburts-, Namens- oder Krönungstag der Zarin veranstaltet wurden – „in Deutsche Land man aht [sic!] nit so Facon“.<sup>40</sup> Der blendende Glanz von Gold und Edelsteinen, das Erhabene und die Pracht, Feuerwerke und Klang der Trompeten lassen den Beobachter erstarren – „ick bin da reckt verstarrr von die Magnificence“.<sup>41</sup> Am Reichtum der Feierlichkeiten und vor allem der Illuminationen erkennt er den Anbruch des „goldenen Zeitalters“. St. Petersburg erscheint damit als Vorgeschmack des Paradieses und wird ganz in der Tradition der Sakralisierung des Landes („Heiliges Russland“) als biblisches gelobtes Land akzeptiert.

Die zahlreichen Militärparaden, die er sieht, sind für ihn nicht nur Ausdruck höchster ästhetischer Perfektion, sie erscheinen auch als raffinierte Inszenierung der Militärmacht Russlands. Trömer sieht sie mit Respekt, und zusammenfassend prophezeit er, „daß die Ruß kann die Francoß tod schieß“.<sup>42</sup> Nicht einmal die preußischen Soldaten könnten die russischen Kadetten im Exerzieren übertreffen. Trömer rechnete es sich als besondere Ehre an, dass er an zahlreichen Feierlichkeiten – Selbstdarstellungsakten der russischen Herrscherin und Vergegenständlichungen des Paradies-Mythos – teilnehmen durfte, er sah sein Selbstwertgefühl gestärkt und seinen sozialen Status erhöht. Die in seinen Texten vermittelte hymnische Begeisterung über den Reichtum und die militärische Stärke entsprechen genau dem Effekt, den die Verantwortlichen mit solchen Symbolhandlungen zu erzielen beabsichtigten. Sehr professionell präsentiert sich Trömer der Zarin als Texter, der das offizielle Image der Stadt perfekt weiterzuvermitteln imstande ist.

Die von Trömer beschriebene Architektur St. Petersburgs lässt die russische Hauptstadt als umgesetzte Konzeption einer Idealstadt er-

<sup>39</sup> Trömer, *Adieu* (wie Anm. 32), S. 3.

<sup>40</sup> Ebenda, S. 6.

<sup>41</sup> Ebenda, S. 5.

<sup>42</sup> Ebenda, S. 4.

scheinen. Sie ist als das an der europäischen Realität orientierte Modell der realisierten Utopie bewundernswert – „ehn Wunder Werk“, „Mester Stück“, „Kostbarkeit“, „künstlick schön Arbeit“ und „so magnifique kebau“. Das neu erbaute Theatergebäude vergleicht er mit der Architektur von Venedig und meint: „ick klaub nit daß man da ehn schöner finden kann“.<sup>43</sup> Auch die kunstvoll und prächtig gestalteten Innenräume der Paläste lassen den Beobachter schlussfolgern, dass „derkleick nit viel in ander Länder iß“<sup>44</sup> oder „derkleick man nit keseh“<sup>45</sup>. Die Stadt als urbaner Organismus ist seiner Ansicht nach dafür geschaffen, „ehn kroße Ruhm in kanße Fremde Welt“ zu verkünden. So ist auch der Verfasser als Zeuge und Dichter dazu berufen, seinen Beitrag zur Verbreitung der „frohen Botschaft“ von St. Petersburg beizutragen.

Für Trömers Erzählart über St. Petersburg ist charakteristisch, dass die prunkvolle und pathetische Darstellung häufig an Komik grenzt.<sup>46</sup> Seine Darstellung der Stadt wirkt wie ein permanentes Wechselspiel zwischen dem Pathos einer Panegyrik und situativ bedingter Komik, wobei er letztere lediglich bei Schilderungen seiner eigenen Person und seiner subjektiven Empfindungen im Kontext der Stadt einsetzt. Das Pathos wird durch die Komik und Selbstironie relativiert, sodass die gezeichneten Bilder der Stadt und des Petersburger Lebens an Glaubwürdigkeit gewinnen und wie lebendige Momentaufnahmen wirken. Darin besteht der wesentliche Unterschied zwischen Trömers Darstellung von St. Petersburg und der von Kantemir sowie auch der späteren russischen Petersburg-Lyrik.

Obwohl St. Petersburg als eine Glanzkulisse für Feierlichkeiten und als eine Idealstadt Trömer beeindruckt, wird er durch seinen Alltag gezwungen, auch einen Blick hinter die Kulissen zu wagen. Die exotischen Szenen aus dem Leben der unteren sozialen Schichten, die Wohn- und Feierkultur der unzivilisiert erscheinenden Bauern, die Trinkerei der Kutscher und die häufigen Diebstähle auf der Straße sind nach Trömer für die außerhalb der Paläste lebende Petersburger

<sup>43</sup> Ebenda, S. 9.

<sup>44</sup> Ebenda.

<sup>45</sup> Ebenda.

<sup>46</sup> Neben der Darstellung eines eindrucksvollen Empfangs, den er bei seiner Ankunft in St. Petersburg erfuhr und bei dem er selbst der Kaiserin vorgestellt wurde, platziert Trömer seine „Klag Schriftt“ an Münnich, in der er sich mit einer akribischen Schilderung von allen Einzelheiten darüber beschwert, wie gleich am nächsten Tag nach der Ankunft seine Perücke gestohlen oder wie bei der Beobachtung der Militärparade sein Taschentuch entwendet wurde; vgl. Trömer, *Leben-Lauff* (wie Anm. 32), S. 442-445.

Bevölkerung typisch. Die Begeisterung über das verschwenderische Leben der privilegierten Schicht korrespondiert bei Trömer mit überheblicher Abneigung gegenüber dem Lebensstil der einfachen Petersburger. Auch dies wiederum ein Verfahren, mit dem Trömer – indem er den Standesdünkel des Adels bestärkt – sich als professioneller Texter für Divertissements des Adels empfiehlt.

Die Residenzstadt erscheint in dem Trömerschen Text als *pars pro toto* für das Nachpetrinische Russische Imperium. St. Petersburg wird mit Pracht, Macht und Fortschritt gleichgesetzt, und diese Identitätsmerkmale werden auf ganz Russland übertragen – bezeichnenderweise wird die Stadt häufig „Land“ genannt. Aber auch im Unterschied zu anderen Ländern hat es „groß Preference an Curiositée und an Magnificence“<sup>47</sup> und ist deswegen zu etwas Besonderem ausersehen. Damit bestätigt Trömer die von den russischen Herrschern proklamierte Auserwähltheit von St. Petersburg, in seinem Text erscheint sie als ein Mikro-„Kosmos“: „Die kute Petersburg ... Sie ist so kroße Orth wie ehne klehne Welt“.<sup>48</sup>

Die Bedeutung dieses Textes für Entstehung und Verbreitung des Petersburg-Mythos in Westeuropa und vor allem am Hof des sächsischen Königs ist schwer zu überschätzen. Mit dieser Schrift wurde, noch lange bevor auf Russisch ein separater lyrischer Text über St. Petersburg erschien, der Anfang für eine Tradition der Stadtpanegyrik gelegt, die die Kultursemantik dieser Stadt (auch außerhalb der Grenzen Russlands) mitbestimmt und mitgestaltet hatte. Trömers Poem über St. Petersburg stieß bei den zeitgenössischen Petersburger Lesern auf ein großes Interesse. Zumindest bis 1738/39 war sowohl die Petersburger als auch die Leipziger Ausgabe des Poems in der Buchhandlung der Akademie der Wissenschaften erhältlich<sup>49</sup> und löste rege Diskussionen aus, an denen sich auch der bekannte deutsche Dichter und Wissenschaftler Jacob Stählin beteiligte. Einige Tage nach der Herausgabe von „Des Deutsch Francos Adieu“ veröffentlichte Stählin in demselben Verlag der Akademie der Wissenschaften ein umfangreiches Gedicht, in dem er die Abreise Trömers in seine Heimat bedauert, sein Poem lobt und ihm nachdrücklich empfiehlt, mit weiteren Texten in deutschen Ländern den Ruhm St. Petersburgs und des veränderten Russlands zu verkünden:

<sup>47</sup> Trömer, Adieu (wie Anm. 32), S. 3.

<sup>48</sup> Trömer, Leben-Lauff (wie Anm. 32), S. 477.

<sup>49</sup> Alexander Gol'dberg, Pervaja poema o Peterburge (Das erste Poem über Petersburg), in: Pamjatniki kul'tury: novye otkrytija (Kulturdenkmäler: Neue Funde) 1979. Leningrad 1980, S. 13-20.

Bezeug in Reim und Schwur den Werth vom Russen-Reiche  
Und wie so manches Land an Vorzug Rußland weiche.  
Ja zeige jedem an, der dumm von Russland spricht,  
Er kenne die Vernunft und Russland gar noch nicht.<sup>50</sup>

Stählin zeigt sich überzeugt, dass sich die neue russische Hauptstadt mit den berühmten und anerkannten französischen, italienischen und deutschen Großstädten messen könne oder sogar diese in Schönheit und Pracht übertreffe. Sein Lob der Stadt ist offensichtlich mit dem Stolz, dazuzugehören, verbunden. Die entschlossene Parteinahme der beiden deutschen Dichter für St. Petersburg ist nicht nur ein Ausdruck der Loyalität dem russischen Herrscherhaus gegenüber, sondern mindestens ebenso sehr ein demonstrativer, an die westeuropäischen Zeitgenossen gerichteter Aufruf, die neue politische und kulturelle Rolle Russlands in Europa anzuerkennen. Deswegen lässt sich dieser mittels der lyrischen Texte geführte Dialog nicht ausschließlich der deutschen Literatur zuordnen. Diese Texte treten als Bestandteile eines internationalen kommunikativen Prozesses auf, deren Bedeutung sowohl im politischen als auch im mythopoetischen Bereich liegt.

#### 4. Schlussfolgerungen

Wie anhand einiger weniger Beispiele gezeigt werden konnte, umfasst der Petersburger Stadttext neben der mit Puškin einsetzenden „modernen“ Hauptströmung schon ältere Bestandteile, die sich unterschiedlicher Sprachen bedienen, ineinander griffen und auch separat koexistierten und dabei in ihrerseits sich ändernde Kommunikationsprozesse eingebunden waren. Zum vielschichtigen Gewebe des Petersburger Stadttextes gehören deshalb nicht nur die älteren russischen Texte aus dem 18. Jahrhundert, sondern auch die deutschsprachigen Publikationen der Reisenden, die Veröffentlichungen der in St. Petersburg lebenden Deutschen sowie die im Auftrag der russischen Herrscher verfasste Propagandaliteratur, welche pragmatisch die deutschen Leser in Deutschland erreichen sollte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es neben der hier kurz skizzierten deutschen Variante des Stadttextes auch noch weitere fremdsprachige Darstellungen von St. Petersburg gab.

<sup>50</sup> Jacob Stählin, Lauff-Zettel und Glück-Wunsch dem Deutsch-Franßoß Herrn Toucement zu Seinem Abschied von Petersburg chrismildigend ertheilt von einem Gutdeutschen Freund Stählin. St. Petersburg 1735.

Entsprechend der Stadttexttheorie stellt St. Petersburg durch seinen „Text“ spezifische historische Fragen nach der russischen kulturellen Identität. Gerade unter diesem Aspekt ist die Einbeziehung der nicht russischsprachigen Texte von zentraler Bedeutung, denn diese erweitern die Frage nach der russischen kulturellen Identität um die Außenperspektive. St. Petersburg wird dadurch zur Verkörperung aller Widersprüche der russischen Kultur, die der Entstehung der Stadt vorausgingen, es zeigt auch die Ambivalenz in der Wahrnehmung Russlands aus der westeuropäischen Sicht, denn zumindest für das 19. Jahrhundert gilt: Wenn die Russen die Stadt schon als westlich wahrnahmen, war sie für viele Westeuropäer noch sehr asiatisch. Der Petersburger Text als Dialog der Kulturen stellt die Differenz zwischen der Selbstwahrnehmung der Russen und der Rollenzuschreibung von außen umfassend dar. Die literaturhistorische Untersuchung der Beiträge zum Petersburger Stadttext wird daher zwangsläufig vor die Aufgabe gestellt, die Identitäts- und Alteritätsforschung aufzugreifen und die bisher im Hintergrund stehende Frage nach dem Eigenen und dem Fremden, nach den Strategien kultureller Selbstbehauptung Russlands und der kulturpolitischen Rolle, die der neuen russischen Hauptstadt als einem für das Ganze stehenden Teil von den westeuropäischen Denkern und Beobachtern zugewiesen wurde, berücksichtigen zu müssen. Es ist symptomatisch, dass die Darstellung von St. Petersburg von Anfang an sowohl aus der Innen- als auch aus der Außenperspektive ideologisch stark belastet war, denn häufig dienten die literarischen Darstellungen von St. Petersburg konkreten Propagandazwecken.

Die Stadttext-Theorie von Lotman und Toporov hebt den antithetischen Charakter als signifikante Eigenschaft des Petersburger Textes hervor, begründete diese Eigenschaft jedoch mit Gegensätzen wie Natur vs. Kultur bzw. Kosmos vs. Chaos. Lotman und Toporov messen aber den ideologischen Gegensätzen, die am deutlichsten durch die Berücksichtigung der nicht-russischen Stadttext-Varianten erkennbar sind, keine Bedeutung bei.

Die Ursache für die Ideologisierung liegt nicht nur in der Widersprüchlichkeit der politischen Auffassungen, sondern auch im zeichenhaften Wesen von St. Petersburg selbst: Jede Stadt – und deshalb auch St. Petersburg – habe, so Toporov, eine besondere „Sprache“, die Stadt „spreche“ durch ihre Straßen, Plätze, Gewässer, Inseln, Gärten, Bauwerke, Denkmäler, Menschen, Geschichten und Ideen und könne deshalb als ein heterogener Text aufgefasst werden. Diesem könne man einen allgemeinen Sinn zuschreiben und den Code, d.h. die



Zeichen und ihre „Grammatik“, rekonstruieren. Die Besonderheit des St. Petersburger Codes bestehe darin, dass ihm ein synthetischer „Übertext“ („sverchtext“) entspricht, mit dem ein höherer, komplexer Sinn verbunden ist. Weil der Petersburger Stadttext ein Übertext sei, trete St. Petersburg in die Sphäre des Symbolischen ein, es vollziehe – symbolistisch gedacht – den Übergang *a realibus ad realiora*.

Dadurch, dass die Theoretiker des Stadttextes ausschließlich künstlerische Texte in russischer Sprache in die Betrachtung einbezogen haben, entging ihnen die prägnante Tatsache, dass die Zeichenhaftigkeit von St. Petersburg verschiedenste Lesearten und Dekodierungsmöglichkeiten bot. Vor allem in den fremdsprachigen publizistischen Werken wurde ein und dasselbe Zeichen nicht selten anders gelesen als in russischen, denn die Lektüre wurde durch Lebenserfahrungen, Weltanschauungen, politische Überzeugungen und nicht zuletzt durch die kulturelle Zugehörigkeit determiniert. Für Europäer war die Stadt im 19. Jahrhundert immer noch ein Teil von Asien, für die Russen war sie der Inbegriff des Europäischen. Die Unterschiede in den Lese- und Dekodierungsarten des Zeichensystems St. Petersburg legen nicht nur die bei der Berührung der Kulturen auftretenden Widersprüche zwischen dem Eigenen und dem Fremden offen, sondern veranschaulichen auch, dass die Differenz zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten einen Raum für die Entstehung von Mythen schafft – und zwar bei beiden Akteuren. Auch das Bild St. Petersburgs außerhalb von Russlands Grenzen enthält Mythen, die als Mythen nicht richtiger oder falscher sind als die des russischen Stadttextes. Anders als in den meisten anderen Städten des 18. und 19. Jahrhunderts waren die „fremden“ Städtedeutschen mit ihrem fremden Blick aber auch „Eigene“, weshalb deren literarische Texte den Stadttext nicht einfach um die Außenperspektive ergänzen, sondern Teil der Innenperspektive sind. Als noch niemand von Globalisierung sprach, war St. Petersburg schon eine interkulturelle Stadt, in der die durch sie inspirierte Literatur einen Dialog der Kulturen führte.

Die bislang versäumte komparatistische Reflexion der Petersburg-Texte in ihrer historischen Relation ermöglicht, nicht nur die unbeachtet gebliebene Tradition des Schreibens über Petersburg zu rekonstruieren, sondern auch die Identität der Stadt, die vor allem durch Partizipation an fremden Traditionen konstruiert wurde, als eine diskursive Einheit zu betrachten und dadurch ihre noch nicht erkannte Vielschichtigkeit zu beleuchten.



# An zwei Meeren und doch an Land – Eine vergleichende Skizze des soziokulturellen Profils der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs und Odessas im 19. Jahrhundert

von Yvonne Kleinmann

Offensichtlich sind die Parallelen in der Genese St. Petersburgs und Odessas. Beide Städte wurden infolge territorialer Eroberungen an der Peripherie des Zarenreichs 1703 bzw. 1794 in Verbindung mit einem Hafen gegründet, am Reißbrett geplant, in atemberaubendem Tempo errichtet und bevölkert.<sup>1</sup> Ebenso deutlich treten die Unterschiede in der politischen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung hervor. Während das klimatisch benachteiligte Petersburg seine Erbauung, Besiedlung und Handelsposition hauptsächlich zarischen Privilegien und Zwangsmaßnahmen verdankte und weder im 18. noch im 19. Jahrhundert eine städtische Autonomie als Gegengewicht zur omnipräsenten Zentralregierung entwickeln konnte,<sup>2</sup> wurde Odessa quasi unmittelbar als neuer Stützpunkt in den florierenden Schwarzmeerhandel integriert und profitierte seit der Stadtgründung vom liberalen Geist seiner Gouverneure und Stadthauptleute, die den Freihandel förderten, Kolonisten jeglicher Religion durch Steuerbegünstigungen anlockten und die Zuwanderung entflohener Leibeigener tolerierten. Hinzu kam ein fruchtbares, von leibeigenen Strukturen weitgehend unberührtes Hinterland, das sich mit der wachsenden Getreidenachfrage auf dem Weltmarkt zur eigentlichen ökonomischen Ressource der Stadt entwickelte.<sup>3</sup>

Wo aber kann ein Vergleich der jüdischen Bevölkerung in den beiden jungen expandierenden Städten ansetzen? Zunächst bei den strukturellen Unterschieden: Am Urbanisierungsprozess Petersburgs hatten Juden im ersten Jahrhundert seiner Existenz keinerlei Anteil. Zum

---

<sup>1</sup> Vgl. Walter Koschmal, *Altes Odessa – fremde Stadt. Rußlands erste europäische Stadt*, in: *Odessa. Kapitel aus der Kulturgeschichte*, hrsg. v. dems. Regensburg 1998 (Schriftenreihe des Osteuropainstituts Regensburg-Passau. 15), S. 30-44, hier S. 31 f.

<sup>2</sup> Vgl. James H. Bater, *St. Petersburg: Industrialization and Change*. London 1976, S. 2 ff., 44; ders., *Between Old and New. St. Petersburg in the Late Imperial Era*, in: *The City in Late Imperial Russia*, hrsg. v. Michael F. Hamm. Bloomington 1986, S. 42-78, hier S. 43 f. u. 64.

<sup>3</sup> Vgl. Patricia Herlihy, *Odessa: A History, 1794–1914*. Cambridge, Mass. 1986, S. 12-20 u. 72-83; Koschmal, *Altes Odessa* (wie Anm. 1), S. 33 f. u. 37-40.

einen duldeten die zarische Regierung bis 1772 mit wenigen Ausnahmen auf ihrem Territorium keine jüdische Siedlung, zum anderen schlug selbst Peter der Große das Angebot jüdischer Kaufleute und Handwerker aus Amsterdam, beim Aufbau der Stadt mitzuwirken, unter Verweis auf die russisch-orthodoxe Tradition aus.<sup>4</sup> Von diesem Standpunkt wich Katharina II. geringfügig ab, als im Verlauf der drei Teilungen Polens eine wachsende Zahl jüdischer Untertanen vom polnisch-litauischen in den russischen Herrschaftsverband überging.<sup>5</sup> Aus ökonomischen Erwägungen protegierte sie inoffiziell die Niederlassung kapitalkräftiger jüdischer Kaufleute in Petersburg ebenso wie die Besiedlung des menschenarmen Neurussland durch jüdische Kolonisten.<sup>6</sup> Doch schon 1791 wurden die neuen Untertanen des Reiches, die häufig über ausgedehnte Handelskontakte in Europa verfügten und nun auf den russischen Markt strebten, auf Druck der Moskauer Kaufmannschaft ausdrücklich von den zentralrussischen Gilden ausgeschlossen.<sup>7</sup>

Die sukzessive Fixierung des so genannten jüdischen Ansiedlungsrayons in den zarischen Judenreglements von 1804 und 1835 ließ die dauerhafte Niederlassung jüdischer Untertanen ausschließlich in ihren traditionellen litauischen, weißrussischen und ukrainischen Siedlungs-

<sup>4</sup> Vgl. P.S. Marek, *K istorii evreev v Moskve* (Zur Geschichte der Juden in Moskau), in: *Voschod* (1893), Nr. 2-3, S. 200-229, hier S. 209 ff.; S.M. Dubnow, *History of the Jews in Russia and Poland. From the Earliest Times until the Present Day*. Bd. I, Philadelphia 1916, S. 246 f.

<sup>5</sup> Vgl. John D. Klier, *Russia Gathers her Jews. The Origins of the "Jewish Question" in Russia. 1772-1884*. Dekalb, Ill. 1986, S. 53-56.

<sup>6</sup> Diese Praxis fügte sich in Katharinas allgemeine Vorstellungen von der Stärkung der städtischen Mittelklasse und der Förderung der Landwirtschaft durch aktive Siedlungspolitik. Vgl. Isabel de Madariaga, *Catherine the Great. A Short History*. New Haven/London 1990, S. 176-180; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 26 f.; Steven J. Zipperstein, *The Jews of Odessa. A Cultural History, 1794-1881*. Stanford 1986, S. 34.

<sup>7</sup> Die Moskauer Kaufmannschaft betonte ausdrücklich, dass ihr Protest keineswegs religiös, sondern allein ökonomisch motiviert sei. Weniger erfolgreich wehrte sie sich gegen bäuerliche und adlige Konkurrenten. Vgl. *Moskovskoe Kupečeskoe Obščestvo o prave na proizvodstvo trgovli v Moskve i o dopuščenii v Kupečeskoe Soslovie krest'jan, dvorjan i evreev (1781-1805 gg.)* (Moskauer Kaufmannsgesellschaft über das Recht auf die Durchführung des Handels in Moskau und über die Zulassung von Bauern, Adligen und Juden zum Kaufmannsstand [1781-1805]), in: *Istorija Moskovskago Kupečeskago Obščestva, 1863-1913* (Geschichte der Moskauer Kaufmannsgesellschaft, 1863-1913), hrsg. v. V.N. Storozhev. Bd. 2, Lfg. 1: *soslovno-obščestvennaja dejatel'nost' Moskovskago kupečestva v XIX veke* (Ständische und öffentliche Aktivitäten der Moskauer Kaufmannschaft im 19. Jahrhundert). Moskva 1916, S. 8-11; Matthias Rest, *Die Russische Judengesetzgebung von der Ersten Polnischen Teilung bis zum „Položenie dlja evreev“ (1804)*. Wiesbaden 1975, S. 109 f.

gebieten sowie den neurussischen und bessarabischen Eroberungen zu, indessen der Aufenthalt von Juden auf zentralrussischem Territorium nur in befristeter Form legalisiert wurde.<sup>8</sup> Kurz: Petersburg lag außerhalb des Ansiedlungsrayons, Odessa hingegen innerhalb seiner Grenzen. Dieses schlichte Faktum determinierte bis zum Ersten Weltkrieg die Quantität, aber auch das soziale und kulturelle Profil der Zuwanderer in beiden Städten.

Schon im Gründungsjahr Odessas bildeten Juden etwa ein Zehntel seiner ethnisch heterogenen Einwohnerschaft. Von legislativen Hindernissen unbeeinträchtigt, wuchs die jüdische Bevölkerung der Stadt bis an die Wende zum 20. Jahrhundert in absoluten Zahlen stetig, und auch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung nahm mit Ausnahme weniger Stagnationsphasen bis 1897, als sie ein gutes Drittel aller „Odesiten“ ausmachte, beständig zu.

**Tab. 1: Prozentualer Anteil der jüdischen Einwohner an der Gesamtbevölkerung Odessas, 1794–1904<sup>9</sup>**

Jahr	Gesamtbevölkerung (absolut)	Jüdische Bevölkerung	
		(absolut)	(in %)
1794	2 345	244	10,4
1827	32 995	4 226	12,8
1829	51 988	7 900	15,2
1841	73 888	10 775	14,6
1843	77 778	12 000	15,4
1854	90 319	17 080	18,9
1873	193 513	51 378	26,6
1880	219 300	55 300	25,2
1892	340 526	112 235	33,0
1897	403 815	138 935	34,4
1904	511 000	160 000	31,3

<sup>8</sup> Das Recht auf Ansiedlung im Kaukasus und in Astrachan' genossen jüdische Untertanen nur vorübergehend zwischen 1804 und 1835. Vgl. Rest, *Judengesetzgebung* (wie Anm. 7), S. 115 f., 164 u. 181; Ju. Gessen, *Žitel'stvo i peredviženie evreev po russkomu zakonodatel'stvu* (Siedlung und Wanderungen der Juden gemäß der russischen Gesetzgebung), in: *Evrejskaja Ėnciklopedija* (Jüdische Enzyklopädie) (ĖĖ). S.-Peterburg 1909–1913, Bd. 7, Sp. 590–597, hier Sp. 591 f.

<sup>9</sup> Die Tabelle wurde von Patricia Herlihy auf der Basis zahlreicher Volkszählungsergebnisse und Archivakten erstellt und für den vorliegenden Aufsatz geringfügig gekürzt. Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 252.

Juden waren bei weitem nicht die einzigen nichtrussischen Zuwanderer in der jungen Stadt. Eine erste Zählung, die im Jahr 1795 zwischen den einzelnen Nationalitäten unterschied, erfasste neben 1850 Russen<sup>10</sup> und 240 Juden auch 220 Griechen und 60 Bulgaren. Nur wenige Jahre später hatten sich außerdem zahlreiche Italiener, Franzosen, Türken, Armenier, Österreicher, Polen und andere ethnische Minderheiten in Odessa niedergelassen.<sup>11</sup> Die Vergleichsdaten aus dem späten 19. Jahrhundert beziehen sich nicht auf Nationalitäten, sondern Religionszugehörigkeiten, aber dennoch ist ihnen zu entnehmen, dass der russische bzw. ukrainische Anteil an der Bevölkerung bis 1897 zugunsten des jüdischen stetig sank. Die Gründe sind weitgehend transparent: Odessa bot jüdischen Untertanen aus den armen litauischen und weißrussischen Gouvernements neue ökonomische Perspektiven. Darüber hinaus war es für reformorientierte Juden, die das reichsweite Siedlungsrecht nicht besaßen, das modernste erreichbare Migrationsziel.<sup>12</sup> Zum Fluchtpunkt umfangreicher Zuwanderung wurde die Stadt insbesondere nach ihrem ökonomischen Zenit, als die „Maigesetze“ des Innenministers N.P. Ignat'ev im Jahr 1882 jüdischen Untertanen im Ansiedlungsrayon untersagten, Branntwein zu verkaufen, am christlichen Sonntag Handel zu treiben und neue ländliche Niederlassungen zu gründen.<sup>13</sup>

Schon vor der Einführung dieser Restriktionen wanderten Juden in viel höherem Maß als andere Ethnien gemeinsam mit ihren Frauen und Kindern zu.<sup>14</sup> Die Konservierung von Familienstrukturen im neuen großstädtischen Umfeld ging nicht nur mit einer überdurchschnittlich hohen Geburtenrate einher, sondern trug auch zu einer relativ geringen Sterblichkeit bei.<sup>15</sup> Gegenläufig entwickelte sich die ursprünglich starke griechische Minderheit, deren Anteil an der

<sup>10</sup> Hierzu wurde auch eine nicht näher bestimmbare Zahl von Ukrainern gezählt, die jedoch erst seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als gesonderte Nationalität erfasst wurden.

<sup>11</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 5, 20, 37 ff. u. 126 f.

<sup>12</sup> Vgl. Barbara A. Anderson, *Internal Migration During Modernization in Late Nineteenth-Century Russia*. Princeton 1980, S. 167 ff.

<sup>13</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 251-254.

<sup>14</sup> Vgl. F.A. Samojlov, *Die Bevölkerung Odessas am Ende des 19. Jahrhunderts: nationaler, sozialer und kultureller Aspekt*, in: *Odessa* (wie Anm. 1), S. 86-95, hier S. 87.

<sup>15</sup> Auch wenn es unter der jüdischen Bevölkerung zu zahlreichen Scheidungen kam, war die Wiederverheiratung die Regel. Positiv auf die Kindespflege wirkte sich darüber hinaus der Umstand aus, dass im Jahr 1897 nur 19% der jüdischen Frauen unabhängig erwerbstätig waren. Die Quote unter den Russinnen lag bei 33%. Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 244-248 u. 256 f.

Odessaer Bevölkerung seit den 1850er Jahren infolge intensiver Abwanderung stetig zurückging und bis 1897 auf weniger als 2% sank.<sup>16</sup>

**Tab. 2: Die zahlenstärksten Glaubensgemeinschaften in Odessa, 1881–1897<sup>17</sup>**

Glaubensgemeinschaft	1881		1892		1897	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
Christen	135 053	64,6	225 754	66,3	262 617	65,0
davon:						
russ.-/griech.-orthodox			195 679	57,5	225 869	55,9
römisch-katholisch			19 862	5,83	24 219	6,0
protestantisch			7 921	2,3	9 435	2,3
armen.-gregorianisch			1 214	0,4	1 520	0,4
Juden	73 889	35,1	112 235	33,0	138 935	34,4
Karäer	410	0,2	958	0,3	1 049	0,3
Muslime	278	0,1	919	0,3	1 210	0,3
Insgesamt	209 630	100	340 526	100	403 815	100

Grundverschieden war die Position der jüdischen Bevölkerung innerhalb der demografischen Struktur Petersburgs. Hier hielten sich jüdische Untertanen bis in die Ära Alexanders II. lediglich vorübergehend, illegal oder aber – im Fall jüdischer Soldaten und Kantonisten<sup>18</sup> – unfreiwillig auf. Und auch als jüdische Großkaufleute, Akademiker, Veteranen, Handwerker und Angehörige medizinischer Berufe zwischen 1859 und 1879 das reichsweite Siedlungsrecht erhielten, wurde ihr Aufenthaltsrecht in den Hauptstädten mit Ausnahme der akademischen Elite und Veteranen an einen stabilen Steuerbeitrag oder die Ausübung des deklarierten Berufs gebunden und war somit revidier-

<sup>16</sup> Sowohl nach Nationalität als auch nach Muttersprache. Vgl. Michail Poliščuk, *Evrei Odessy i Novorossii. Social'no-političeskaja istorija evreev Odessy i drugih gorodov Novorossii, 1881–1904* (Die Juden Odessas und Neurusslands. Soziale und politische Geschichte der Juden Odessas und der anderen Städte Neurusslands, 1881–1904). Jerusalem/Moskva 2002, S. 81; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 258 f.

<sup>17</sup> Sämtliche Daten der Tabelle sind einer ausführlicheren Aufstellung Poliščuks entnommen. Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 343.

<sup>18</sup> Vgl. hierzu die neue Studie von Yohanan Petrovsky-Shtern, *Jews in the Russian Army: Through the Military to Modernity*. Ph.Diss., Brandeis University, 2001.

bar.<sup>19</sup> Darüber hinaus verblieb ein Großteil der nach Petersburg und Moskau aufbrechenden Handwerker im kollektiven Steuer- und Rekrutierungsverband ihrer jüdischen Herkunftsgemeinden. Um den nötigen Pass zu erhalten, mussten sie zahlreiche administrative Hindernisse überwinden. Mit Unsicherheiten im Hinblick auf den Rechtsstatus ihrer Familien waren sämtliche jüdischen Zuwanderer in zentralrussischen Gebieten konfrontiert.<sup>20</sup> Da in der Autokratie generell weder Rechtssicherheit noch Bürgerrechte etabliert waren, kann die Liberalisierung der Siedlungsgesetze nicht als begrenzte „bürgerliche Emanzipation“ der jüdischen Bevölkerung nach westeuropäischen Maßstäben begriffen werden, und selbst der von Benjamin Nathans vorgeschlagene Begriff der „selektiven Integration“,<sup>21</sup> der sich auf die einzelnen Stände der russischen Gesellschaft bezieht, zielt an den genannten Unsicherheitsfaktoren vorbei. Zutreffender erscheint es, das reichsweite Siedlungsrecht als ein individuelles Privileg zu bezeichnen. Wie restriktiv die verschiedenen zarischen Verwaltungsinstanzen die Migration von Juden in zentralrussische Gebiete handhabten, ohne indessen die illegale Zuwanderung effektiv kontrollieren zu können, spiegelt sich in der Unmöglichkeit, die quantitative Entwicklung der Petersburger Juden im späten 19. Jahrhundert mit Sicherheit zu bestimmen.<sup>22</sup>

<sup>19</sup> Vgl. Zakony o evrejach. Sistematičeskij obzor dejstvujuščich zakonopoloženij o evrejach s raz'jasnenijami Pravitel'stvujuščago Senata i Central'nych pravitel'svennych ustanovenij (Gesetze über die Juden. Systematische Übersicht über die geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Juden mit Erläuterungen des Regierenden Senats und der Zentralen Regierungseinrichtungen), hrsg. v. Ja.I. Gimpel'son u. L.M. Bramson. Petrograd 1915, S. 5-9, 29, 55 ff. u. 97 f.; Sbornik zakonov o evrejach s raz'jasnenijami po opredelenijam Pravitel'stvujuščago Senata i cirkuljaram Ministerstv (Gesetzessammlung über die Juden mit Erläuterungen zu den Bestimmungen des Senats und den Runderlassen der Ministerien), hrsg. v. I.V. Gessen u. V. Fridštejn. S.-Peterburg 1904, S. 43 ff.

<sup>20</sup> Zum Status der Ehefrauen, Witwen und Kinder vgl. ChaeRan Y. Freeze, *Jewish Marriage and Divorce in Imperial Russia*. Hanover, N.H./London 2002, S. 188 f., 219-223 u. 230-239; zum Status selbstständig erwerbstätiger Frauen vgl. Sbornik zakonov (wie Anm. 19), S. 26 f. u. 45. – Genauer gehe ich der Frage der Rechtsunsicherheit der einzelnen genannten Gruppen in meiner Doktorarbeit „Neue Orte – Neue Menschen? Jüdische Lebensformen in St. Petersburg und Moskau im 19. Jahrhundert“ (eingereicht an der Universität zu Köln im Mai 2003) nach.

<sup>21</sup> Vgl. Benjamin Nathans, *Beyond the Pale. The Jewish Encounter with Late Imperial Russia*. Berkeley (u.a.) 2002, S. 78 f.

<sup>22</sup> Eine synoptische Aufstellung der verfügbaren, stark voneinander abweichenden Daten des Generalgouverneurs, des Oberpolizeimeisters und der Volkszählungen zur jüdischen Gesamtbevölkerung Petersburgs zwischen 1826 und 1910 findet sich ebenda, S. 92.



**Tab. 3: Entwicklung der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs in absoluten Zahlen und in % an der Gesamtbevölkerung (fettgedruckt: die Daten aus den Volkszählungen)**

Jahr	m.		w.		Gesamt	
	absolut	%	absolut	%	absolut	%
<b>1864/65</b> <sup>23</sup>	1 494	o. A.	1 118	o. A.	2 612	0,5
<b>1869</b> <sup>24</sup>	3 751	1,0	2 903	1,0	<b>6 654</b> 2 179 <sup>25</sup>	<b>1,0</b>
<b>1881</b> <sup>26</sup>	8 839	1,9	7 987	2,1	<b>16 826</b>	<b>2,0</b>
<b>1890</b> <sup>27</sup>	8 079	1,6	7 252	1,6	<b>15 331</b> 11 627 <sup>28</sup>	<b>1,6</b>
<b>1897</b> <sup>29</sup>	8 616	1,4	7 724	1,5	<b>16 340</b> 26 962	<b>1,4</b>
<b>1900</b> <sup>30</sup>	10 121	1,5	9 158	1,6	<b>19 279</b> 28 268	<b>1,5</b>

- <sup>23</sup> Angaben aus einem Schreiben des Zentralen Statistischen Komitees vom 6. November 1868 an das Departement für religiöse Angelegenheiten. Die am 2. November 1868 vom Departement erbetene Aufgliederung der jüdischen Bevölkerung nach Ständen hatte die Zählung von 1864 noch nicht erfasst. Vgl. Rossijskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv, S.-Peterburg (Russländisches staatlich-historisches Archiv) (RGIA), f. 821, op. 8, d. 18, l. 38-39. Die Gesamtbevölkerung Petersburgs belief sich nach den Angaben des Zentralen Statistischen Komitees im Januar 1865 auf ca. 540 000. Vgl. Bajer, St. Petersburg (wie Anm. 2), S. 163.
- <sup>24</sup> Errechnet aus: Sanktpeterburg po perepisi 10 dekabrja 1869. Vypusk pervyj (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 10. Dezember 1869. Lfg. 1). S.-Peterburg 1872, S. 25 u. 27.
- <sup>25</sup> Diese gegenüber der Volkszählung stark nach unten abweichende Ziffer entsprach den Angaben des Petersburger Oberpolizeimeisters. Vgl. Nathans, Beyond the Pale (wie Anm. 21), S. 101.
- <sup>26</sup> Errechnet aus: S.-Peterburg po perepisi 15-go dekabrja 1881 goda. Tom I: Naselenie, čast' I (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 15. Dezember 1881. Bd. 1: Bevölkerung, Teil 1). S.-Peterburg 1883, S. 242 f.
- <sup>27</sup> Vgl. sämtliche Daten der ersten Zeile: S.-Peterburg po perepisi 15 dekabrja 1890 goda. Čast' I. Naselenie. Vyp. 1 (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 15. Dezember 1890. Teil 1. Bevölkerung. Lfg. 1). S.-Peterburg 1891, S. 46 f.
- <sup>28</sup> Die jeweils in der zweiten Zeile aufgeführten Bevölkerungszahlen für 1890, 1897 und 1900 entstammen einer Auflistung des Petersburger Stadthauptmanns Nikolaj V. Clayhills (russ. Klejgel's) mit Begleitschreiben vom 28. Dezember 1901. Vgl. Gosudarstvennyj archiv Rossijskoj Federacii, Moskva (Staatsarchiv der Russländischen Föderation) (GARF), f. 102, d-vo 2, op. 76a, d. 2054, l. 4-15.
- <sup>29</sup> Vgl. Pervaja vseobščaja perepis' naselenija Rossijskoj Imperii (im Folgenden: PVPNRI) 1897 g., XXXVII. Gorod S.-Peterburg. Tetrad' 2 i poslednjaja (Erste gesamte Volkszählung des Russischen Reiches 1897, XXXVII. Stadt St. Petersburg, Heft 2 [letztes Heft]). S.-Peterburg 1903, S. 50 f.
- <sup>30</sup> Vgl. für alle Ziffern der ersten Zeile: S.-Peterburg po perepisi 15 dekabrja 1900 goda. Naselenie. Vypusk 1 (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 15. Dezember 1900. Bevölkerung. Lfg. 1). S.-Peterburg 1903, S. 46 f.

Während die Attraktivität Odessas für jüdische Zuwanderer unumstritten war, erfasste selbst das umfangreichste Register in Petersburg an der Jahrhundertwende weniger als 30000 jüdische Einwohner – einen Bruchteil jener jüdischen Untertanen, insbesondere der zahlreichen Handwerker im Ansiedlungsrayon, die de jure freie Mobilität im Reich genossen. Unter den einzelnen Glaubensgemeinschaften der Hauptstadt bildeten Juden auch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur eine kleine Minderheit.

**Tab. 4: Die Angehörigen der fünf zahlenstärksten Glaubensgemeinschaften in Petersburg – absolut und in % an der Gesamtbevölkerung**

	Russ.-orth.		Protestanten		Katholiken		Juden		Muslime		alle Konfess.	
	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%	abs.	%
1869 <sup>31</sup>	557 168	83,5	76 831	11,5	20 882	3,1	6 654	1,0	2 071	0,3	667 207	100
1881 <sup>32</sup>	722 420	83,9	85 662	9,9	28 172	3,3	16 826	2,0	2 927	0,3	861 303	100
1890 <sup>33</sup>	809 115	84,8	86 013	9,0	36 090	3,8	15 331	1,6	3 682	0,4	954 400	100
1897 <sup>34</sup>	960 065	84,9	92 079	8,1	48 138	4,3	16 340	1,4	4 593	0,4	1 130 376	100
1900 <sup>35</sup>	1 063 104	85,2	90 926	7,3	59 042	4,7	19 279	1,5	5 451	0,4	1 248 122	100

- <sup>31</sup> Die Stadtzählung von 1869 erfasste sämtliche protestantischen Bekenntnisse als eine Kategorie; Katholiken römischer Ausrichtung wurden mit den Angehörigen der ukrainischen Unierten Kirche gezählt; zur jüdischen Bevölkerung rechnete man auch die Sekte der Karäer, welche jedoch in St. Petersburg selbst im späten 19. Jahrhundert kaum mehr als 200 Personen ausmachte, sodass die unterschiedliche Zählweise in den folgenden Stadtzählungen die Genauigkeit der Statistik nur minimal beeinträchtigt. Vgl. Sanktpeterburg po perepisi 10 dekabnja 1869. Vypusk pervyj. Naselenie po vozrastam, semejnomu sostojaniju, veroisповedaniyam, narodnostjam, soslovijam i gramotnosti (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 10. Dezember 1869. Lfg. 1. Bevölkerung nach Alter, Familienstand, Konfession, Volkszugehörigkeit, Stand und Bildung). S.-Peterburg 1872, S. 22 u. 24-27.
- <sup>32</sup> Die Stadtzählung von 1881 erfasste Russisch-Orthodoxe und Protestanten nach denselben Kriterien wie jene von 1869, dagegen zählten zu den Katholiken ausschließlich Angehörige der römisch-katholischen Kirche; unklar bleibt, ob die Sekte der Karäer weiterhin zur jüdischen oder aber zur russisch-orthodoxen Bevölkerung gerechnet wurde. Alle Ziffern für 1881 sind errechnet aus: S.-Peterburg po perepisi (wie Anm. 26), S. 242 f.
- <sup>33</sup> In der Stadtzählung von 1890 wurden Russisch-Orthodoxe, Protestanten und Katholiken nach denselben Kriterien wie 1869 und 1881 erfasst. Die ukrainische Unierte Kirche wurde erstmals mit nur 6 Mitgliedern gesondert aufgeführt. Ihre Zuordnung zu den Katholiken in den früheren Stadtzählungen konnte deren Zahl folglich nur minimal beeinträchtigt haben. Die jüdische Bevölkerung wurde 1890 ausdrücklich getrennt von der Sekte der Karäer gezählt, welche mit 216 Personen kaum ins Gewicht fielen. Vgl. S.-Peterburg po perepisi (wie Anm. 27), S. 46 f.
- <sup>34</sup> Die erste reichsweite Volkszählung von 1897 erfasste die einzelnen Konfessionen nach denselben Kriterien wie die Petersburger Stadtzählung von 1890; genauer war

Die relativ geringe Resonanz der Petersburger Option unter der jüdischen Bevölkerung hauptsächlich auf religiöse oder kulturelle Vorbehalte gegenüber einer Großstadt ohne jüdische Tradition und Infrastruktur zurückzuführen, erscheint angesichts der Tatsache, dass jüdische Migranten unter anfänglich ganz ähnlichen Bedingungen nach Odessa strömten, nicht plausibel. Die Ursachen müssen vielmehr im Mangel an materiellen Ressourcen zur Übersiedlung<sup>36</sup> und in den zahlreichen administrativen Hindernissen, die selbst legale Zuwanderer zu bewältigen hatten, und der hieraus resultierenden Abwägung zwischen Kosten und Nutzen gesucht werden. Bildeten die Petersburger Juden eine streng kontrollierte ethnisch-religiöse Minderheit in einem zunehmend großrussischen Umfeld, so konnte die jüdische Bevölkerung in Odessa nicht als Minderheit, sondern zutreffender als quantitativ gleichrangige Gruppe neben Russen und Ukrainern bezeichnet werden.

Die unterschiedlichen Rahmenbedingungen jüdischer Migration nach Petersburg einerseits und Odessa andererseits hinterließen deutliche Spuren in der Sozialstruktur der jeweiligen jüdischen Bevölkerung. Nach Odessa kamen seit den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts nicht allein jene, die in der jungen Hafenstadt ein vorhandenes Vermögen mehren wollten, sondern vor allem solche, die ihre Existenz anderswo gefährdet sahen. Zu letzteren zählten die zahlreichen Handwerker, Kleinhändler und Schankwirte aus litauischen und weißrussischen Gebieten, die infolge des Verbots der ländlichen Ansiedlung und des Schankgewerbes nach 1804 zunächst in die neurussischen Agrarkolonien aufbrachen und nach deren Scheitern in Odessa neuen Broterwerb suchten.<sup>37</sup> Hier fanden sie ihr Auskommen bis in die 1850er Jahre überwiegend als Handwerker, Kleinhändler, Geldwechsler und bescheidene Makler im Getreidehandel.<sup>38</sup>

Eine bessere Ausgangsposition hatten etwa 300 jüdische Kaufleute aus dem habsburgischen Galizien, insbesondere Brody, die sich nach

---

in einigen Tabellen die Differenzierung der Protestanten in Lutheraner (95,8%), Reformierte (4,1%), Anglikaner (1,7%), Baptisten und Mennoniten. Vgl. PVPNRI (wie Anm. 29), S. 50 f.

<sup>35</sup> Die Stadtzählung von 1900 wandte bezüglich der Definition der einzelnen Konfessionen dieselben Kriterien an wie ihre Vorgängerin im Jahre 1890. Alle Ziffern für 1900 sind errechnet aus: S.-Peterburg po perepisi (wie Anm. 30), S. 46 f.

<sup>36</sup> Vgl. M. Hildermeier, Die jüdische Frage im Zarenreich. Zum Problem der unterbliebenen Emanzipation, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas 32 (1984), H. 3, S. 321-357, hier S. 342.

<sup>37</sup> Vgl. Herlihy, Odessa (wie Anm. 3), S. 26 f.

<sup>38</sup> Vgl. den Artikel „Odessa“, in: EË (wie Anm. 8), Bd. 12, Sp. 50-68, hier Sp. 51.

1814 mit ihren Familien in Odessa niederließen, um sich auf der Handelsroute, die von Leipzig über Breslau, Brody und Odessa bis nach Persien führte, besser zu positionieren. Viele von ihnen avancierten unter der Protektion des Generalgouverneurs Michail S. Voroncov (1823–1845) innerhalb weniger Jahrzehnte zu den erfolgreichsten Großkaufleuten, Bankiers und Börsenmaklern der Stadt. Den größten Wohlstand akkumulierten jene, denen es in den 1850er Jahren gelang, im Import-Export-Handel, insbesondere in der Ausfuhr von Getreide Fuß zu fassen und ihre griechische Konkurrenz durch eine optimale Vernetzung mit jüdischen Händlern im Hinterland vom Markt zu verdrängen.<sup>39</sup>

Neben dieser schmalen Handelselite bildete sich im folgenden Jahrzehnt eine noch kleinere akademische Oberschicht heraus, die hauptsächlich aus dem Zweiten Gymnasium und nach 1865 auch aus der Neurussischen Universität (*Novorossijskij universitet*) hervorging. Sie bestand – wie im gesamten Zarenreich – in erster Linie aus Medizинern und Juristen, seit den 1880er Jahren auch aus Ingenieuren.<sup>40</sup> Im Jahr 1881 gehörten ihr etwa 1,5% aller jüdischen Erwerbstätigen an, während die entsprechende Quote unter der christlichen Bevölkerung nur halb so hoch lag. Die Daten der städtischen Volkszählung zeigen jedoch, dass die Mehrheit der jüdischen Bevölkerung Odessas von wesentlich bescheideneren Einkommensquellen lebte.

Die größte Gruppe stellten Arbeiter und Tagelöhner mit fast 42% aller jüdischen Erwerbstätigen. Sie gehörten mit Ausnahme der wenigen qualifizierten Fabrikarbeiter eindeutig den städtischen Unterschichten an. Allerdings war ihr Anteil gering im Vergleich zu den christlichen – überwiegend russischen und ukrainischen – Erwerbstätigen, die sich zu 80% in dieser Kategorie versammelten. Der äußerst niedrige Anteil der Fabrikarbeiter unter Juden wie Christen verwies auf den geringen Industrialisierungsgrad der Odessaer Ökonomie, die auch im späten 19. Jahrhundert hafenorientiert blieb.

Mehr als ein Drittel der jüdischen Erwerbstätigen ging Handelsberufen nach. Sie waren mehrheitlich Klein- und Zwischenhändler, die gemeinsam mit den Handwerkern, welche ein knappes Fünftel aller jüdischen Erwerbstätigen ausmachten, einen Großteil der Odessaer

<sup>39</sup> Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 41 f.; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 124 f.

<sup>40</sup> Vgl. Guido Hausmann, *Universität und städtische Gesellschaft in Odessa, 1865–1917. Soziale und nationale Selbstorganisation an der Peripherie des Zarenreiches*. Stuttgart 1998, S. 153 ff.

Tab. 5: Berufszweige der erwerbstätigen Bevölkerung Odessas im Jahr 1881<sup>41</sup>

BERUFSGRUPPEN	Juden		Christen	
	absolute Zahlen	in %	absolute Zahlen	in %
<b>Handelsberufe</b>	10 033	35,6	4 212	5,7
davon:				
Gildenkaufleute	373	3,7	278	6,6
diverse Kleinhändler	7 610	75,8	3 729	88,5
Zwischenhändler	2 050	20,4	207	4,9
<b>Fabrikanten</b>	90	0,3	130	0,2
<b>Handwerker</b>	5 171	18,3	8 481	11,5
<b>Vertreter akad. Berufe</b>	415	1,5	561	0,8
<b>Lehrer</b>	233	0,8	571	0,8
<b>Arbeiter und Tagelöhner</b>	11 746	41,6	58 746	80,0
davon:				
Fabrikarbeiter	1 347	11,5	5 614	9,6
Ungelernte und Tagelöhner	10 399	88,5	53 132	90,4
<b>Andere</b>	527	1,9	806	1,1
<b>Insgesamt</b>	28 215	100	73 509	100

Mittelschicht bildeten.<sup>42</sup> Gildenkaufleute waren mit knapp 4% aller jüdischen Handeltreibenden schwächer als unter den christlichen Standesgenossen vertreten. In der Zusammenschau aber konnte die jüdische Bevölkerung Odessas als relativ wohlhabend gelten.

Im Hinblick auf das Konfliktpotenzial zwischen christlichen und jüdischen Einwohnern der Stadt ist hier hervorzuheben, dass sie in ökonomischer Hinsicht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf fast allen Ebenen miteinander konkurrierten. Zwar war der Anteil christlicher Odessiten im Handel denkbar gering, doch begegneten sowohl jüdische Gildenkaufleute als auch Kleinhändler einer in absoluten Zahlen beträchtlichen Gruppe christlicher Berufsgenossen un-

<sup>41</sup> Sämtliche Daten sind der Aufstellung Poliščuks entnommen, allerdings wurden sie zugunsten einer größeren Übersichtlichkeit hier leicht umstrukturiert. Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 55.

<sup>42</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 255 f.

terschiedlicher Nationalität. Während letztere unter den Handwerkern in der Überzahl waren, spitzte sich die Situation unter der Masse der Ärmsten zu.<sup>43</sup> Hier konkurrierten etwa 12000 Juden mit

**Tab. 6: Die Erwerbsquellen der jüdischen Bevölkerung St. Petersburgs (inkl. Familien)**

Einkommensquellen	1868 <sup>44</sup>		1890 <sup>45</sup>		1900 <sup>46</sup>	
	jüd. Bevölkerung		jüd. Bevölkerung		jüd. Bevölkerung	
	absolut	in %	absolut	in %	absolut	in %
<b>Handel/Kommerz</b>	342	16,8	2 894	18,9	3 936	20,4
<b>Handwerk/Industrie ges.</b>	898	44,1	8 403	54,8	10 420	54,0
Bekleidungs-, Stoff- und Schuhherstellung	o.A.	o.A.	4 209	27,5	5 044	26,2
Metallverarbeitung	o.A.	o.A.	1 346	8,8	1 665	8,6
Polygrafie	o.A.	o.A.	960	6,3	1 125	5,8
Maschinen-, Werkzeug- und Instrumentenbau	o.A.	o.A.	499	3,3	811	4,2
Holzverarbeitung	o.A.	o.A.	354	2,3	288	1,5
Lebensmittel und Gastronomie	o.A.	o.A.	475	3,1	515	2,7
<b>Akademische, pädagog. u. künstl. Berufe ges.</b>	57	2,8	1 747	11,4	2 691	14,0
Medizinische Berufe	o.A.	o.A.	745	4,9	1 453	7,5
Juristische Berufe	o.A.	o.A.	362	2,4	382	2,0
Wissenschaft, Literatur, Kunst, Pädagogik	12	0,6	332	2,2	524	2,7
Kultuspersonal	o.A.	o.A.	147	1,0	95	0,5
Dienstboten	o.A.	o.A.	85	0,6	19	0,1
<b>Militär/Veteranen</b>	676	33,2	o.A.	o.A.	o.A. <sup>47</sup>	o.A.
<b>Ohne persönliche Einkünfte ges.</b>	63	3,1	1 211	7,9	1 331	6,9
Kapital/Immobilien	o.A.	o.A.	229	1,5	454	2,4
Pensionen	o.A.	o.A.	81	0,5	94	0,5
Finanziert v. Verwandten	o.A.	o.A.	252	1,6	314	1,6
Wohltätige Mittel	o.A.	o.A.	40	0,3	56	0,3
<b>Sonstige</b>	0	0,0	1 076	7,0	901	4,7
<b>GESAMT</b>	2 036	100	15 331	100	19 279	100

<sup>43</sup> Vor allem seit dem Niedergang des Getreidehandels im Laufe der 1870er Jahre war eine wachsende Zahl jüdischer Tagelöhner und Straßenhändler auf Wohltätigkeit angewiesen. Vgl. den Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 56 u. 61.

knapp 60000 Christen, insbesondere Russen und Ukrainern, um den täglichen Broterwerb.

In Petersburg verhinderten die äußerst selektiven Ansiedlungsgesetze die Entstehung einer jüdischen Unterschicht quasi vollständig. Auch wenn davon auszugehen ist, dass illegale Zuwanderer die offizielle Registrierung mieden und insbesondere jüdische Handwerker im Laufe der Jahre nicht mehr ihrem deklarierten Beruf nachgingen, sondern – wie ihre russischen Standesgenossen – zwischen dem Handel mit eigenen und fremden Erzeugnissen nicht unterschieden,<sup>48</sup> vermochten sie doch für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Im Gegensatz zur jüdischen Bevölkerung Odessas waren sie nur in Einzelfällen auf die Wohltätigkeit ihrer Glaubensgenossen angewiesen.

Ruft man sich die Debatten unter den einzelnen Instanzen der zari-schen Verwaltung während der 1850er Jahre in Erinnerung, in deren Verlauf insbesondere reformorientierte Beamte das reichsweite Siedlungsrecht für jüdische Untertanen zum einen als Teil einer liberalen Wirtschaftspolitik, zum andern im Kontext des in der Aufklärung begonnenen Diskurses über „Annäherung“ und „Verschmelzung“ der jüdischen Bevölkerung mit der „autochthonen“ befürwortet hatten,<sup>49</sup> so ist in der Erwerbsstruktur der Petersburger Juden keinerlei „Annä-

<sup>44</sup> Sämtliche Daten für 1868 sind einer Aufstellung des Petersburger Oberpolizeimeisters mit Begleitbrief vom 13. Dezember 1868 entnommen. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, l. 49-49 ob.

<sup>45</sup> Errechnet aus: S.-Petersburg po perepisi 15 dekabnja 1890 goda. Čast' I. Naselenie. Vypusk 2 (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 15. Dezember 1890. Teil 1. Bevölkerung. Lfg. 2). S.-Petersburg 1892, S. 56-71.

<sup>46</sup> Errechnet aus: S.-Petersburg po perepisi 15 dekabnja 1900 goda. Naselenie. Vypusk 2 (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 15. Dezember 1900. Bevölkerung. Lfg. 2). S.-Petersburg 1903, S. 200-209.

<sup>47</sup> Eine Aufstellung des Petersburger Polizeichefs von 1901 erfasste für das Jahr 1900 auf der Grundlage von 28 268 jüdischen Einwohnern – eine deutliche Abweichung von den Daten der Stadtzählung – nur noch 1 486 Personen bzw. 5,3%, die den Veteranen oder ihren Familien zuzurechnen waren. Vgl. GARF, f. 102, d-vo 2, op. 76a, d. 2054, l. 13.

<sup>48</sup> Vgl. Bate, *Between Old and New* (wie Anm. 2), S. 48 f.; Joseph Bradley, *Moscow. From Big Village to Metropolis*, in: *City in Late Imperial Russia* (wie Anm. 2), S. 9-41, hier S. 18 f.

<sup>49</sup> Vgl. die detaillierte Stellungnahme des staatlichen Jüdischen Komitees „Po pros'be Evreev ob uravnenii poleznejšich i obrazovannejšich iz nich v pravach s proćimi poddannymi“ (Zum Antrag der Juden bezüglich der rechtlichen Gleichstellung der Nützlichsten und am meisten Gebildeten aus ihrer Mitte mit den anderen Untertanen). RGIA, f. 1269, op. 1, d. 61, ll. 10-40. Ein Konzept der radikalen Reform vertrat der Generalgouverneur Neuruslands, Graf A.G. Stroganov, in seiner Denkschrift an den Innenminister vom 22. Januar 1858: „Über die Maßnahmen, die im Hinblick auf die Verschmelzung der Juden mit den autochthonen Einwohnern getroffen werden müssen“. RGIA, f. 821, op. 9, d. 77, ll. 73-86 ob.

herung“ an die russische Mehrheit, sondern eine zunehmende Entfernung von derselben festzustellen. Eine Proletarisierung nach dem Muster der bäuerlichen Zuwanderer war weder vorgesehen, noch trat sie ein. In einem Maße, das jenes der Odessaer Juden bei weitem übertraf, etablierten sich Juden in Petersburg in der Mittel- und Oberschicht. Bis zur Jahrhundertwende stieg der Anteil derer, die von einem akademischen Beruf lebten, auf 14% an, und auch jene 20%, die der Handelsdomäne angehörten, waren weniger dem Kleinhandel als dem Kommissions- und Großhandel zuzuordnen. Ein weiteres Indiz für den überdurchschnittlichen Wohlstand vieler Petersburger Juden war die große Zahl derer, die von Kapital, Pensionen und dem Vermögen ihrer Familien lebten.

Sowohl die Juden Odessas als auch Petersburgs lebten in unmittelbarer Nähe zu den größten Häfen des Zarenreichs, doch blieben sie dem Wasser fern. Die ökonomische Funktion jüdischer Unternehmer bestand in beiden Städten hauptsächlich in der Lieferung von Handelsgütern, Baustoffen und Lebensmitteln aus dem Hinterland.<sup>50</sup> Ihr Erfolg beruhte gerade darauf, dass sie ihre Waren nicht verschifften, sondern auf dem preisgünstigeren Landweg transportierten. Somit endete ihre ökonomische Aktivität am Hafen, der die Domäne anderer Ethnien war.<sup>51</sup>

Jüdische Zuwanderer in Petersburg und Odessa vermochten ihren relativ hohen wirtschaftlichen Status in ganz unterschiedlichem Maße in Sozialprestige umzusetzen. Dies lag vor allem in den ungleichen sozialen Hierarchien beider Städte begründet. Odessas Wachstum und Wohlstand entsprangen in erster Linie dem Handel und dem Umstand, dass die Zentralregierung wie die maßgeblichen Gouverneure und Stadthauptleute zur Förderung der städtischen Ökonomie auf die finanziellen, technischen und intellektuellen Ressourcen aller Einwohner, ungeachtet ihrer ethnisch-religiösen Zugehörigkeit, zurückgriffen. Entsprechend hoch war das gesellschaftliche Ansehen der Handelselite. Juden gehörten ebenso wie Griechen, Italiener, Franzosen nicht allein zu den Pionieren der Stadtgründung, sondern waren im Gegensatz zu vielen historischen Orten jüdischer Siedlung schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts in den jungen Gremien der

<sup>50</sup> In Petersburg spielten darüber hinaus jüdische Bankiers als Partner der Regierung eine herausragende Rolle.

<sup>51</sup> Vgl. Bernard D. Weinryb, *Neueste Wirtschaftsgeschichte der Juden in Russland und Polen. Von der 1. polnischen Teilung bis zum Tode Alexanders II. (1772–1881)*. Hildesheim/New York 1972 (1. Ausgabe Breslau 1934), S. 36 u. 47.



städtischen Selbstverwaltung vertreten.<sup>52</sup> In ihren Aktivitäten von den Generalgouverneuren M.S. Voroncov (1823–1845) und A.G. Stroganov (1855–1863) unterstützt, übernahmen sie kontinuierlich öffentliche Funktionen und bildeten hierin im Zarenreich vor der Stadtreform des Jahres 1870 eine Ausnahme. In den beiden folgenden Jahrzehnten nutzten Juden als Amtsträger in der städtischen Selbstverwaltung sowohl die Gelegenheit, in allgemeinen Belangen des öffentlichen Lebens Einfluss zu nehmen, als auch spezifisch jüdische Interessen in den einzelnen Gremien zu vertreten.<sup>53</sup> Erst 1892 reduzierte die restaurative Stadtordnung den Anteil jüdischer Deputierter in städtischen Ämtern auf maximal ein Zehntel.<sup>54</sup> Damit verloren jüdische Amtsinhaber insbesondere in Budgetfragen jeglichen Einfluss – die Stadtverwaltung eine Trägergruppe öffentlichen Engagements.

Aus der Selbstverständlichkeit der Zuwanderung und der Wahrnehmung öffentlicher Ämter schöpften jüdische „Odessiten“ bis in die 1870er Jahre ein Selbstbewusstsein, das Vertreter der wesentlich wohlhabenderen jüdischen Elite Petersburgs in Erstaunen versetzte.<sup>55</sup> Auch wenn das Phänomen der Mehrsprachigkeit unter den Juden Odessas sehr verbreitet und insbesondere das Russische als allgemeine Verkehrssprache akzeptiert war, differierte die Zahl jener Odessiten, die sich nach dem Kriterium der Nationalität als Juden deklarierten, und jener, die Jiddisch als Muttersprache angaben, noch im Jahr 1897 kaum.<sup>56</sup> Wo die ethno-religiöse Zugehörigkeit bürgerliche Karrieren nicht behinderte, waren Konversionen selten und das jüdische Diaspora-Bewusstsein bis in die 1870er Jahre schwach ausgeprägt.<sup>57</sup>

Hingegen fanden die ersten jüdischen Kaufleute, die im Laufe der 1860er Jahre ihren festen Wohnsitz in Petersburg einrichteten, eine etablierte ständische Sozialordnung vor, in der selbst die Handelselite im Vergleich zu Vertretern der Aristokratie geringes Ansehen genoss.

<sup>52</sup> Diese Praxis hatte ihre rechtliche Grundlage in der Stadtverordnung Katharinas II. aus dem Jahr 1783. Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 37; Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 50.

<sup>53</sup> Das neue Stadtstatut wurde in Odessa seit 1873 in die Praxis umgesetzt. Der prominenteste jüdische Vertreter in der Stadtduma war der Zuckerfabrikant Avram Brodskij. Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 125, 152 u. 253.

<sup>54</sup> Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 66.

<sup>55</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 251.

<sup>56</sup> Nach den Daten der reichsweiten Volkszählung bezeichneten sich 36,3% aller Odessiten der jüdischen Nationalität zugehörig; 32,5% nannten Jiddisch als ihre Muttersprache. Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 81; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 128 ff.

<sup>57</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 254.

Darüber hinaus stand die städtische Selbstverwaltung auch nach der Stadtverordnung von 1870 im Schatten der Zentralregierung und bot gesellschaftlichem Engagement nur geringe Entfaltungsmöglichkeiten.<sup>58</sup> Es verwundert daher nicht, dass Evzel' Gincburg, der reichste jüdische Unternehmer im Petersburger Kontext, sich fast ein Jahr und schließlich erfolgreich darum bemühte, den Titel eines Barons, den ihm der Großherzog von Hessen für seine Verdienste als Generalkonsul des Herzogtums Hessen-Darmstadt in Petersburg antrag, in Russland führen zu dürfen.<sup>59</sup> Die Gincburgs ebenso wie andere erfolgreiche jüdische Unternehmer, Akademiker und Publizisten<sup>60</sup> wandten sich mit ihren persönlichen oder gemeinschaftlichen Anliegen in aller Regel unmittelbar an den Stadthauptmann, an einzelne Minister und einflussreiche Beamte bei Hofe, während jüdische Mitglieder in der städtischen Duma eine Seltenheit waren.<sup>61</sup>

Anknüpfend an die skizzierte sozioökonomische Struktur der jüdischen Einwohner Odessas und Petersburgs stellt sich die Frage, wie die jüdische Bevölkerung in beiden Städten räumlich, kulturell und religiös zu verorten ist. Die Tatsache, dass in keiner der beiden Städte im Laufe des 19. Jahrhunderts ein exklusives und klar abgrenzbares jüdisches Viertel entstand, entsprang nicht staatlichen Restriktionen, sondern dem spontanen Siedlungsverhalten der jüdischen Migranten. Gemäß ihrem professionellen Profil ließen sich viele Juden zunächst im zentralen Handels- und Gewerbegebiet nieder: in Odessa anfänglich im geometrisch angelegten Zentrum in unmittelbarer Hafennähe, seit den 1870er Jahren immer häufiger in der peripheren, weniger pri-

<sup>58</sup> Vgl. Bater, *Between Old and New* (wie Anm. 2), S. 64 f.

<sup>59</sup> Die Höchste Erlaubnis Alexanders II. erfolgte im März 1871. Vgl. Boris V. Anan'ič, *Bankirskie doma v Rossii, 1860–1914 gg. Očerki istorii častnogo predprinimatel'stva* (Bankhäuser in Russland, 1860–1914. Abriss der Geschichte des privaten Unternehmertums). Leningrad 1991, S. 40.

<sup>60</sup> Auch Alexander Cederbaum, der agilste Vertreter jüdischer Presseorgane in russischer, hebräischer und jiddischer Sprache, wandte sich in den 1880er Jahren zugunsten der jüdischen Bevölkerung Petersburgs in der Art eines traditionellen *Schtadlan* direkt an die zarischen Minister und nicht an die Instanzen der städtischen Selbstverwaltung. Vgl. Alexander Orbach, *New Voices of Russian Jewry. A Study of the Russian-Jewish Press of Odessa in the Era of the Great Reforms, 1860–1871*. Leiden 1980, S. 60 u. 69.

<sup>61</sup> Eine Ausnahme bildete Émmanuil B. Bank (1840–1891), der nach einem Jurastudium an der Moskauer Universität in den Dienst des Justizministeriums eintrat und bis zum Obersekretär im Senat aufstieg. Nach 1870 gehörte er einige Jahre der städtischen Duma an. Vgl. den Artikel „Bank, Émmanuil B.“, in: *EÈ* (wie Anm. 8), Bd. 3, Sp. 764.

vilegierten Moldavanka;<sup>62</sup> in Petersburg bevorzugt im Spasskaja-Bezirk.<sup>63</sup>

Dennoch konnte angesichts der christlichen Mehrheit in ihrer unmittelbaren Umgebung selbst von jüdischen Nachbarschaften nur sehr bedingt die Rede sein. Insbesondere in Petersburg verteilten sich die Wohnungen der jüdischen Bevölkerung an der Wende zum 20. Jahrhundert immer gleichmäßiger über alle Stadtteile.<sup>64</sup> Hier wie in Odessa spielte in der Wohnungswahl die ethnische Segmentierung eine geringere Rolle als die soziale. Letztere äußerte sich zum einen in der Hierarchisierung einzelner Stadtteile, deutlicher aber in einer vertikalen Rangordnung zwischen der privilegierten Beletage und billigem Wohnraum in Dachgeschossen und Kellern.<sup>65</sup> Dennoch wäre es ein Anachronismus, die Bevölkerungen Odessas und Petersburgs aufgrund der hohen Begegnungsdichte der einzelnen ethnisch-religiösen Gruppierungen im Alltag und Geschäftsleben als interaktive multi-kulturelle Gesellschaften zu begreifen.

Das soziale System, welches sich im frühen 19. Jahrhundert in Odessa etablierte, war in ständischer und mit Ausnahme des Adels auch in ethnischer Hinsicht segmentiert. Ob russische, griechische, jüdische oder andere Zuwanderer – sie alle verkehrten im privaten Leben bis in die 1850er Jahre quasi ausschließlich innerhalb ihrer eigenen Ethnie, unterhielten ihre eigenen Schulen, Presseorgane, Clubs, wohltätigen Einrichtungen, Kirchen oder auch Synagogen.<sup>66</sup> Und selbst ihre Kinder, die später oft ein und dasselbe öffentliche Gymnasium besuchten, gruppieren sich innerhalb des Klassenzimmers nach ethnischen Kriterien.<sup>67</sup> Als einziger kultureller Treffpunkt aller Nationali-

<sup>62</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 252 ff. u. 273-276.

<sup>63</sup> Vgl. *Sanktpeterburg po perepisi 10 dekabnja 1869 goda*. Izdanie Central'nago statističeskago komiteta Ministerstva Vnutrennich Del. Vypusk pervyj. Naselenie po vozrastam, semejnomu sostojaniju, veroispovedanijam, narodnostjam, soslovijam i gramotnosti (St. Petersburg anhand der Volkszählung vom 10. Dezember 1869. Herausgegeben vom Zentralen statistischen Komitee des Ministeriums des Innern. Bevölkerung nach Alter, Familienstand, Konfession, Volkszugehörigkeit, Stand und Bildung). S.-Peterburg 1872, S. 25; Bater, *St. Petersburg* (wie Anm. 2), S. 198 ff. u. 377 f.

<sup>64</sup> Im Jahr 1900 lebten in vier Stadtteilen jeweils 10-20% aller registrierten Petersburger Juden, in fünf weiteren Stadtteilen jeweils 5-10%. Vgl. *S.-Peterburg po perepisi* (wie Anm. 30), S. 46 f.

<sup>65</sup> Vgl. Bater, *Between Old and New* (wie Anm. 2), S. 66-71; ders., *St. Petersburg* (wie Anm. 2), S. 196 f.; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 272.

<sup>66</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 126-130, 143 f. u. 279.

<sup>67</sup> Vgl. den Bericht von Vladimir Žabotinskij über seine Odessaer Gymnasialzeit in den 1890er Jahren, in: *The Golden Tradition: Jewish Life and Thought in Eastern Europe*, hrsg. v. Lucy S. Dawidowicz. Boston 1967, S. 394-401, hier S. 399.

täten und Religionsgemeinschaften galt die 1822 errichtete Oper, wo sich Spannungen zwischen den einzelnen Ethnien in unterschiedlichen musikalischen Vorlieben auf harmlose Weise äußerten.<sup>68</sup>

Gewaltsam waren hingegen Auseinandersetzungen zwischen Griechen und Juden, die in Odessa seit den 1820er Jahren vor allem unter Jugendlichen ausgetragen wurden. Erste pogromartige Angriffe gegen die jüdische Bevölkerung initiierten griechische Odessiten insbesondere während der Osterfeiertage schon in den Jahren 1821, 1848 und 1859. Sie wurzelten zunächst in religiösen Aversionen, seit der Jahrhundertmitte auch im verschärften ökonomischen Wettkampf zwischen griechischen und jüdischen Kaufleuten, aus welchem jüdische Unternehmer als die erfolgreichereren hervorgingen. Diese Konflikte wurden über Odessa hinaus kaum bekannt, da die städtische Polizei körperliche Angriffe auf Juden und Plünderungen jüdischer Geschäfte schnell unterband.<sup>69</sup>

Eine neue Dimension erreichte die Judenfeindschaft während des Pogroms des Jahres 1871. An den mehrtägigen Gewalttätigkeiten und Plünderungen beteiligten sich neben den griechischen Urhebern erstmals auch zahlreiche Russen. Die Bilanz ergab acht Tote, zahlreiche Schwerverletzte, Tausende Obdachlose und einen Sachschaden in Millionenhöhe. Auch wenn mehr als 1000 der Beteiligten verhaftet und zum Teil bestraft wurden, täuschte dies nicht darüber hinweg, dass die jüdische Bevölkerung über Tage ohne Polizeischutz geblieben war.<sup>70</sup> Nicht allein der Generalgouverneur P. Kotzebue und Vertreter der nationalistischen Presse, sondern auch liberale Petersburger Zeitungen schrieben den Gewaltausbruch der „jüdischen Ausbeutung“ zu und legitierten den Pogrom damit im Nachhinein.<sup>71</sup>

<sup>68</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 141 f.

<sup>69</sup> Vgl. Robert Weinberg, *The pogrom of 1905 in Odessa: a case study*, in: *Pogroms: Anti-Jewish Violence in Modern Russian History*, hrsg. v. J.D. Klier u. Shlomo Lambroza. Cambridge 1992, S. 248-289, hier S. 251 f.; Klier, *Imperial Russia's Jewish Question, 1855-1881*. Cambridge 1995, S. 68 ff.

<sup>70</sup> Signalwirkung muss in diesem Zusammenhang der Stadtverordnung des Jahres 1870 zugeschrieben werden, welche den Anteil der Juden an der städtischen Selbstverwaltung auf maximal ein Drittel festlegte. Während das neue Statut im nordwestlichen Ansiedlungsrayon, wo Juden zuvor an den allgemeinen städtischen Angelegenheiten nur im Ausnahmefall beteiligt waren, als progressiv galt, musste es in Odessa als staatlich sanktionierte Diskriminierung aufgefasst werden. Denn hier gehörten Juden den Organen der städtischen Administration zuvor in unbegrenzter Zahl an. Im Jahr 1863 stellten sie 37 von 65 Mitgliedern der städtischen Duma. Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 75 u. 116; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 300 ff.

<sup>71</sup> Vgl. Klier, *Jewish Question* (wie Anm. 69), S. 197, 200 u. 358 f.; Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 121-124.

Entsprangen die Ereignisse des Jahres 1871 spezifischen lokalen Konstellationen und blieben auf Odessa begrenzt, so war der Pogrom im Mai 1881 einer von vielen organisierten Pogromen in den städtischen Zentren der Ukraine, die sich hauptsächlich gegen Besitztümer von Juden richteten.<sup>72</sup> Auch in diesem Fall griffen Polizei- und Armeeeinheiten erst nach drei Tagen ein. Ein ganzes Jahrhundert lang wurde diese Passivität als Indiz für die systematische Planung der Pogrome durch die zarische Regierung gedeutet, doch hat I.M. Aronson in einer neueren Studie überzeugend nachgewiesen, dass die Regierung insbesondere nach dem tödlichen Attentat der Narodnaja Volja auf Alexander II. Pogrome ebenso wie andere Formen des Volksaufbruchs als Gefährdung der öffentlichen Ordnung fürchtete. Der Odessaer Pogrom wie die übrigen Pogrome der Jahre 1881/82 müssen daher in erster Linie als soziale Unruhen der städtischen Unterschichten begriffen werden, die aufgrund eines chronischen Mangels an Polizeikräften außer Kontrolle gerieten.<sup>73</sup> Ungeachtet dieser den Zeitgenossen undurchsichtigen Zusammenhänge waren die psychologischen Folgen der wiederholten Gewalterfahrung und des mangelnden staatlichen Schutzes unter der jüdischen Bevölkerung nicht zu leugnen. Odessa entwickelte sich im Laufe der 1870er und 1880er Jahre zum Zentrum der Palästinophilie, der Emigrationsbewegung, jüdisch-nationaler und protozionistischer Ideen, während russophile Überzeugungen in den Hintergrund traten und Haskalah-orientierte Presseorgane ihre Redaktion nach Petersburg verlegten oder aber ihre Tätigkeit gänzlich einstellten.<sup>74</sup>

In Petersburg, wo sich alle ethnisch-religiösen Gemeinschaften gegenüber der dominanten russisch-orthodoxen Bevölkerung in einer Minderheitenposition befanden, blieben gewaltsame Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Ethnien aus. Dies bedeutete keineswegs, dass religiöse und nationale Antagonismen im hauptstädtischen Kontext ohne Belang waren. Als Agenten der zarischen Geheimpolizei im Jahr 1871 Gespräche russischer Händler auf den Straßmärkten in Petersburg belauschten, äußerten diese unverhohlen ihre Zustimmung zum Odessaer Pogrom und bezichtigten ihre jüdischen Konkurrenten der „Ausbeutung“ und unlauterer Geschäfte.<sup>75</sup> Ganz

<sup>72</sup> Vgl. Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 303 f.

<sup>73</sup> Vgl. I. Michael Aronson: *The anti-Jewish pogroms in Russia in 1881*, in: *Pogroms* (wie Anm. 69), S. 44-61.

<sup>74</sup> Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 125 f.; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 251-254; Orbach, *New Voices* (wie Anm. 60), S. 58-61; Hausmann, *Universität* (wie Anm. 40), S. 443-446.

<sup>75</sup> Vgl. GARF, f. 109, Sekretnyj archiv, op. 3, d. 2323, ll. 9-11, 17-18 ob.

ähnlich fiel das Echo in der hauptstädtischen Presse aus. Daher ist der Grund, aus welchem Pogrome in Petersburg ausblieben, allein in der geringen jüdischen Präsenz und dem hohen Grad polizeilicher und militärischer Kontrolle über die öffentliche Ordnung in der Hauptstadt zu suchen.

Interethnische Kontakte jenseits des Geschäftslebens waren in Petersburg ähnlich selten wie in Odessa. Seit den 1860er Jahren entstanden einige wenige Milieus wie etwa wissenschaftliche Vereinigungen, studentische und künstlerische Kreise, in denen religiöse und nationale Zugehörigkeiten bewusst zugunsten eines liberalen Gesellschaftsideals hintangestellt wurden.<sup>76</sup> Parallel hierzu existierten schon in den 1870er und 1880er Jahren etwa unter jüdischen Studenten und Studentinnen landsmannschaftlich organisierte Zirkel, die sich zu Diskussions- und Leseabenden mit zeitgenössischen jüdischen Dichtern zusammenfanden.<sup>77</sup> Aus dem Umfeld der multiethnischen Handwerker- und Kaufmannschaft sind jenseits des Berufsalltags keinerlei gesellschaftliche Begegnungsstätten überkonfessioneller Art tradiert. Üblich war die Anbindung an die Betstätten der jeweiligen ethnisch-religiösen Minderheit, die von ihnen getragenen Schulen und wohltätigen Vereinigungen.<sup>78</sup>

<sup>76</sup> So schrieb Vladimir O. Garkavi, der 1864 von Wilna zum Jurastudium an der Moskauer Universität aufbrach, in seinen Memoiren: „Jedem, der uns begegnete, hätten wir am liebsten entgegengerufen: ‚Hören Sie! Wir sind Studenten!‘ Von uns fiel mit einem Mal das Gefühl der Fremdheit gegenüber den uns umgebenden Christen ab. Wir fühlten uns einer neuen Korporation zugehörig, in der es keine Juden und Fremden gab.“ Vgl. V.O. Garkavi, *Otryvki vospominanij* (Fragmente der Erinnerungen), in: *Perezitoje IV* (1913), S. 270–287, hier S. 281. – Ähnlich äußerte sich der angehende Bildhauer Il'ja Ja. Gincburg über liberale Künstlerkreise im Petersburg der frühen 1870er Jahre: „Damals war die gebildete Gesellschaft im allgemeinen geistigen Aufbruch begriffen. Alle verkehrten freundschaftlich miteinander. Alles Helle und Gute wurde gelobt und schnell aufgegriffen. Ob Jude, Kleinrusse oder Pole – alle waren gleich; alle teilten die eine Aufgabe, das eine Ziel: die allgemeine Aufklärung und die Liebe zu Wissenschaft und Kunst. Oft versammelten sich bei Antokol'skij befreundete Künstler, die über die Kunst und die Rolle des Künstlers stritten. Ihre Auseinandersetzungen waren ebenso aufrichtig wie hinreißend. Der jüdische Hausherr, der Pole Semiradskij, der Kleinrusse Repin und der Großrusse Maksimov – sie alle waren innige Freunde, und keine nationale Frage trübte ihre Beziehungen.“ Vgl. Ilja Ja. Gincburg, *Iz moej žizni* (Aus meinem Leben). S.-Petersburg 1908, S. 18. – Von einer liberalen Atmosphäre, religiöser Toleranz und revolutionären Zirkeln an den Höheren Frauenkursen in Petersburg um 1885 berichtete Anna P. Vygodskaja, *Istorija odnoj žizni* (Geschichte eines Lebens). Riga 1938, S. 129–138.

<sup>77</sup> Vgl. Vygodskaja, *Istorija* (wie Anm. 76), S. 144, 166 u. 169.

<sup>78</sup> Zur religiösen und kulturellen Infrastruktur der deutschen Bevölkerung vgl. Margarete Busch, *Deutsche in St. Petersburg, 1865–1914. Identität und Integration*. Essen 1995.

Eine zentrale Gemeinsamkeit verband das jüdische Odessa in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit dem jüdischen Petersburg der 1860er Jahre – ihre Lage fern aller traditionellen Zentren jüdischer Kultur, seien sie orthodox oder chassidisch geprägt. Wo weder religiöse Autoritäten noch jüdische Institutionen etabliert waren, mussten sie, abgestimmt auf die jeweilige Umgebung, neu definiert werden. Es wäre jedoch eine Verkennung der Situation, dem Aufbau einer jüdischen Infrastruktur am Beginn des Wanderungsprozesses große Bedeutung beizumessen. Die Migration selbst bedingte, dass gerade jene Juden, die ihre angestammten Orte verließen, um in überwiegend nichtjüdischen Städten wie Odessa und Petersburg den ökonomischen Erfolg oder auch nur ihr Auskommen zu suchen, prinzipiell bereit waren, zumindest vorübergehend Abstriche in der Einhaltung der Religionsgesetze zu machen. Manche von ihnen mochten sich mittels Abwanderung sogar bewusst dem Druck traditioneller Gemeindehierarchien entziehen.<sup>79</sup>

Zwar wurde schon 1798 in Odessa nach dem Muster traditioneller Gemeinden ein Kahal als Aufsicht über die kollektive Steuerhaftung der jüdischen Bevölkerung etabliert, doch war seine religiöse Autorität angesichts der kulturellen Heterogenität der wlohynischen, podolischen und litauischen Herkunftsorte der jüdischen Zuwanderer äußerst begrenzt. Zwischen 1795 und 1800 entstand ein jüdischer Friedhof nebst Beerdigungsbruderschaft, eine Talmud-Torah, ein Hospital und die erste Synagoge, später als Hauptsynagoge (Bejt kneset ha-gadol) bekannt, die wie die Kirchen der ersten christlichen Siedler als Geste des Dankes aus staatlichen Geldern subventioniert wurde.<sup>80</sup> War die 1798 eröffnete Hauptsynagoge eine Gründung der Mitnagdım, so dominierte schon im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die chassidische Gemeinschaft Kahal und religiöses Leben.<sup>81</sup> Dennoch konnte man bis in die 1820er Jahre nicht von einer strikt organisierten jüdischen Gemeinde sprechen, sondern vielmehr von informellen Strukturen.

Typisch für neue Niederlassungen an der Peripherie des traditionellen jüdischen Siedlungsgebiets waren die Abwesenheit allgemein anerkannter Autoritäten und eine hiermit einhergehende Nachlässigkeit im Einhalten der Religionsgesetze, welche sich in einer deutlichen Öffnung gegenüber den Sitten der nichtjüdischen Umwelt äußerte.

<sup>79</sup> Vgl. Steven J. Zipperstein, *Remapping Odessa*, in: Ders., *Imagining Russian Jewry. Memory, History, Identity*. Seattle/London 1999, S. 64-86, hier S. 66 u. 79 f.

<sup>80</sup> Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 33-37.

<sup>81</sup> Vgl. den Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 50 f.

Schon um 1810 legten manche Odessaer Juden Elemente des orthodoxen Ritus ab und ersetzten ihre herkömmliche Tracht durch zeitgenössische städtische Kleidung.<sup>82</sup>

Die quantitativ nicht näher bestimmbare Gruppe reformorientierter Juden erhielt unerwartet von jenen finanzkräftigen jüdischen Kaufleuten aus dem galizischen Brody Unterstützung, die sich nach 1814 zahlreich in Odessa niederließen und nicht allein neue Waren, sondern auch die Ideen der Haskalah in die Stadt brachten. Dank ihrer Finanzkraft und der Unterstützung durch die Lokalverwaltung gelang es ihnen, zentrale Ämter im Kahal zu besetzen, feste Gemeindestrukturen zu etablieren und Institutionen nach ihren Idealen zu formen. Eine von ihnen war die 1826 gegründete Reformschule, die erste jüdische Schule im Zarenreich, die religiöse mit weltlichen Fächern verquickte.<sup>83</sup> Doch auch zu diesem Zeitpunkt bildeten die Maskilim unter der jüdischen Bevölkerung Odessas keineswegs die Mehrheit, sondern konnten ihr Ziel gegen den Widerstand traditionsorientierter Juden, die sich um den chassidischen Zadik Mosche Tsvi gruppierten, erneut nur gestützt auf die Autorität des provisorischen Generalgouverneurs F.P. Palen durchsetzen. Dieser zwang den Kahal, nicht allein den Widerstand gegen die Reforminstitution aufzugeben, sondern auch einen Großteil ihres Budgets bereitzustellen. Der Umstand, dass der Generalgouverneur erst im Folgejahr die Einführung der Korobka, der traditionellen Steuer zur Finanzierung jüdischer Gemeinden veranlasste, deutete auf die bis zu diesem Zeitpunkt vage materielle Grundlage der jüdischen Gemeinde Odessas.<sup>84</sup>

Palen ebenso wie sein Nachfolger Voroncov verschafften den Maskilim weniger aufgrund ihrer innovativen Bildungsauffassung Autorität, sondern vor allem wegen ihrer ökonomischen Bedeutung für die Stadt. Pragmatismus prägte auch die Einstellung der Odessaer Juden gegenüber der neuen Schule. In den ersten Jahren ihres Bestehens hatte sie hauptsächlich von den Söhnen ihrer Initiatoren Zulauf, doch bald schickten auch ärmere Juden ihre Kinder trotz religiöser Vorbehalte in

<sup>82</sup> Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 37.

<sup>83</sup> Quantitativ dominanter als das Bibelstudium und Hebräisch waren die weltlichen Fächer Russisch, Französisch, Deutsch, Arithmetik, Buchhaltung, Rhetorik, Geografie, Weltgeschichte, Naturwissenschaften und Kalligrafie. Der Talmud-Unterricht hingegen war nicht obligatorisch. Russisch von christlichen Lehrern unterrichtet, übrige Fächer von österreichischen Juden, deutsche Lehrbücher. Im Jahr 1835 wurde eine entsprechende Schule für Mädchen eingerichtet. Vgl. Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 44-50; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 124 f.; Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 53.

<sup>84</sup> Vgl. den Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 52 ff.; Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 24.



die Reformeinrichtung, da gerade die Qualität der weltlichen Fächer das ökonomische Überleben in der Handelsstadt sicherte.<sup>85</sup> Obwohl die Schule stetig expandierte, erreichte sie keineswegs die gesamte jüdische Bevölkerung Odessas. Wesentlich zahlreicher saß der jüdische Nachwuchs im traditionellen Cheder oder in der Talmud-Torah, lernte von Hauslehrern und seit den 1850er Jahren immer häufiger in öffentlichen Schulen, privaten jüdischen Gymnasien und Berufsschulen. Geläufig waren Kombinationen verschiedener Bildungswege.<sup>86</sup>

Heterogenität prägte auch den jüdischen Gottesdienst. Blieb die Hauptsynagoge der wichtigste Ort des orthodoxen Ritus, bestanden parallel zahlreiche chassidische Betstuben und Minjanim der Reformen. Vom wachsenden Wohlstand und Einfluss der letzteren zeugte die Eröffnung der „Broder Synagoge“, der ersten Choralsynagoge im russländischen Kontext, im Jahr 1841. Von der orthodoxen und chassidischen Mehrheit wurde sie aufgrund umfangreicher Innovationen in Innenarchitektur und Ritus boykottiert, doch nicht zuletzt durch stetige Zuwanderung wuchs die Reformgemeinde so schnell, dass sie schon 1847 in ein neues Gebäude umzog.<sup>87</sup>

Die orthodoxe Gemeinde schien dies weniger zu entmutigen als zum Wettstreit anzuspornen. Im Jahr 1855 eröffnete sie ihrerseits den Neubau der Hauptsynagoge, ein vielgerühmtes Bauwerk des italienischen Architekten F. Morandi. Die Repräsentativität des Gebäudes, aber auch die folgenden Neuerungen im Kultus – etwa die Einführung des Orgelgottesdienstes im Jahr 1878 – spiegelten eine deutliche Annäherung an die Gruppe der galizischen Reformen.<sup>88</sup> Ungeachtet dessen spielte sich nur ein Bruchteil des äußerst heterogenen religiösen

<sup>85</sup> Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 51-55.

<sup>86</sup> Im Jahr 1835 lernten schon drei Juden im Richelieu-Lyceum, 1853 mehr als 50 im 2. Odessaer Gymnasium. Insbesondere im 2. und 3. Odessaer Gymnasium bildeten Juden von den 1870er Jahren bis 1882 mindestens zwei Drittel aller Schüler. Vgl. den Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 53 u. 65 f.; S.V. Pozner, *Evrei v obščej škole* (K istorii zakonodatel'stva i pravitel'stvennoj politiki v oblasti evrejskago voprosa) (Die Juden in der staatlichen Schule [Zur Geschichte der Gesetzgebung und der Regierungspolitik in der Judenfrage]). S.-Peterburg 1914, Priloženija, S. 54-63 u. 92; Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 129 f.

<sup>87</sup> Die „Broder Synagoge“ wurde nicht aus Gemeindegeldern, sondern durch den Verkauf von Synagogenplätzen finanziert. Somit hing die Zugehörigkeit zu dieser Betgemeinschaft nicht allein von der religiösen Überzeugung, sondern ebenso von den finanziellen Mitteln ab. Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 26; Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 56-60; Herlihy, *Odessa* (wie Anm. 3), S. 125.

<sup>88</sup> Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 26 f.; Zipperstein, *Jews of Odessa* (wie Anm. 6), S. 133.

Lebens in den beiden prominentesten Synagogengebäuden ab. So beschränkte sich der Wirkungskreis des deutschen Rabbiners Simon Schwabacher, der 1860 von den Mitgliedern der „Broder Synagoge“ berufen wurde, auf die deutschsprachige Elite, während sich die Mehrheit der Odessaer Juden in drei weiteren Synagogen, mehr als 30 Bethäusern und ungezählten Betstuben versammelte.<sup>89</sup>

Grundverschieden vom ungehinderten, zum Teil sogar staatlich geförderten Aufbau einer jüdischen Infrastruktur in Odessa verlief die Etablierung jüdischer Institutionen und religiösen Lebens in Petersburg seit den 1860er Jahren. Während das zarische Judenreglement des Jahres 1804 Odessa in den Ansiedlungsrayon integrierte und damit seiner jüdischen Bevölkerung sowohl den Status einer Standes- als auch einer Religionsgemeinschaft verlieh, traf dies für das zentralrussische Petersburg nicht zu. Das Privileg des reichsweiten Siedlungsrechts, welches jüdischen Großkaufleuten, Akademikern, Handwerkern, Veteranen und medizinischem Personal zwischen 1859 und 1879 zugesprochen wurde, beruhte – auch wenn gerade jüdische Repräsentanten dies oft nicht wahrhaben wollten<sup>90</sup> – auf keinem kollektiven, sondern einem rein individuellen Prinzip. Aus der Perspektive des Innenministeriums waren sie Angehörige eines bestimmten Standes (der Kaufleute, *meščane* etc.) oder einer Berufsgruppe, indes ihre jüdische Identität ausschließlich als Religion aufgefasst und dem privaten Leben zugeschrieben wurde. Die Gründung einer jüdischen Gemeinde im Sinne einer Repräsentanz der gesamten jüdischen Bevölkerung Petersburgs war daher von vornherein tabuisiert. Die gesetzlich garantierte religiöse Toleranz bezog sich im hauptstädtischen Kontext auf jeden einzelnen jüdischen Untertanen und seine konkrete Betgemeinschaft, keineswegs aber auf eine zentralisierte Gemeinde und das öffentliche Zelebrieren jüdischer Riten.<sup>91</sup>

<sup>89</sup> Schwabacher hatte auch unter russophilen Maskilim, die einen Absolventen des Wilnaer oder Žitomirer Rabbinerseminars bevorzugten, zahlreiche Gegner, da er die russische Sprache nicht beherrschte. Vgl. Poliščuk, *Evrei Odessy* (wie Anm. 16), S. 37 ff.; den Artikel „Odessa“ (wie Anm. 38), Sp. 54.

<sup>90</sup> So sah im Jahr 1880 der Autor des Leitartikels „Die Aufgaben der Petersburger Juden“ im *Razsvet* die jüdische Elite in der Hauptstadt idealisiert als Vorbild einer modernen Gemeindeorganisation und als Initiatoren einer „allumfassenden Reorganisation der russischen Judenheit“. Vgl. *Razsvet. Organ russkich evreev* (1880), Nr. 20, Sp. 761-764.

<sup>91</sup> Vgl. zur Gemeindefrage die abschließende Stellungnahme des Haushaltsdepartements im Innenministerium, März 1877. RGIA, f. 821, op. 8, d. 24, ll. 78 ob.-79; zur Begrenzung des jüdischen Kultus auf hierfür ausgewiesene Gebäude vgl. die Ausführungen des Petersburger Oberpolizeimeisters aus den späten 1860er Jahren in: RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, ll. 85 ob.-87.

Diese Auffassung kollidierte sowohl mit dem traditionellen Verständnis vom alltagsdurchdringenden Charakter des jüdischen Religionsgesetzes als auch mit den Ambitionen jener privilegierten jüdischen Großkaufleute, die sich seit 1859 in Petersburg niederließen. Einige unter ihnen, insbesondere Evzel' Gincburg, waren durch Petitionen, Denkschriften und nicht zuletzt ihr beträchtliches Kapital an der Konkretisierung der Siedlungsreformen für einen ausgesuchten Kreis jüdischer Untertanen maßgeblich beteiligt gewesen. Schon die aufmerksame Lektüre der Gincburgschen Petitionen aus den 1850er und 1860er Jahren offenbart, dass er und seine Mitstreiter, die unter anderem Deutschland und Frankreich in Geschäften bereist hatten, das Privileg des reichsweiten Siedlungsrechts als ersten Schritt in Richtung einer rechtlichen Emanzipation der jüdischen Bevölkerung in einem imaginären liberalen Zarenreich betrachteten.<sup>92</sup> Diese Vermutung bestätigte Gincburg selbst, als er sich auch nach der Etablierung seines Petersburger Bankhauses im Jahr 1859<sup>93</sup> für die Zulassung weiterer ökonomisch „nützlicher“<sup>94</sup> Juden zur Siedlung in Zentralrussland einsetzte und damit seinen hauptstädtischen Standort als Forum jüdischer Politik nutzte.<sup>95</sup>

<sup>92</sup> Eine erste Petition richteten 21 jüdische Großkaufleute aus verschiedenen Gouvernements des Ansiedlungsrayons, angeführt von Evzel' Gincburg, am 10. Juli 1856 an den Zaren. Vgl. RGIA, f. 1269, op. 1, d. 61, ll. 1-7. Ein weniger ausführliches, doch inhaltlich ähnliches Gesuch richteten E. Gincburg und weitere Kaufleute etwa zeitgleich an den Vorsitzenden des Jüdischen Komitees. Vgl. RGIA, f. 1269, op. 1, d. 61, ll. 8-9.

<sup>93</sup> Vgl. Anan'ič, *Bankirskie doma* (wie Anm. 59), S. 40.

<sup>94</sup> Die Termini „nützlich“ bzw. „nutzlos“ (russ. *poleznyi* / *bezpoleznyi* – hier in der damaligen Schreibweise; Y. K.) gingen auf den *razbor* (wörtlich: „Sortierung“) zurück, eine in der Praxis gescheiterte Initiative des Jüdischen Komitees aus dem Jahr 1841, den Rechtsstatus jüdischer Untertanen in Abhängigkeit von ihrer jeweiligen Erwerbstätigkeit zu differenzieren. Als „nützlich“ galten Kaufleute, Handwerker und Landwirte, als „nutzlos“ vor allem die zahlreichen Tagelöhner und Wanderhändler. Letztere sollten, soweit sie ihren Broterwerb nicht wechselten, durch Sanktionen wie die Rekrutierung in die Armee bestraft werden. Vgl. Julij Gessen, *Zakon i žizn'. Kak sozidalis' organičitel'nye zakony o žitel'stve evreev v Rossii* (Gesetz und Leben. Zur Entstehung der Beschränkungsgesetze bezüglich der Ansiedlung der Juden in Russland). S.-Peterburg 1911, S. 108; Michael Stanislawski, *Tsar Nicholas I and the Jews. The Transformation of Jewish Society in Russia, 1825–1855*. Philadelphia 1983, S. 156–160.

<sup>95</sup> Vgl. hierzu die ausführliche Denkschrift E.G. Gincburgs über die anhaltende rechtliche Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung im Ansiedlungsrayon an das Jüdische Komitee aus dem Jahr 1862. RGIA, f. 821, op. 9, d. 77, ll. 8-17; das Gesuch des Gincburg-Kreises zugunsten der bedingungslosen freien Niederlassung jüdischer Handwerker, Gymnasiasten und Kaufleute der zweiten Gilde an Innenminister P.A. Valuev vom Juli 1866. RGIA, f. 821, op. 9, d. 77, ll. 227-232; das Gesuch E.G. Gincburgs zugunsten jüdischer Absolventen von Institutionen der mittleren Bildung an den Bildungsminister vom Juni 1868. RGIA, f. 733, op. 98, d. 758, ll. 52-53 ob.

Unabhängig von ihrer täglichen Einbindung in eine überwiegend russische Geschäftswelt entwickelte die jüdische Handelselite eine Utopie von einer jüdischen Gemeinde in der Hauptstadt des Zarenreichs. Seit den 1860er Jahren bemühte sich der Kreis um Ewzel' Gincburg um den Aufbau einer jüdischen Gemeinde mit repräsentativem „europäischen“ Antlitz. Gemeint waren hiermit keineswegs demokratische Strukturen, sondern das Prinzip von Öffentlichkeit und Zentralismus, das Gincburg aus Paris, dem zweiten Sitz seines Bankhauses, kannte. Die Petersburger Notabeln strebten danach, in der Hauptstadt die Kompetenz über sämtliche jüdischen Betstätten, Schulen und wohltätigen Einrichtungen zu erlangen, um durch diese Medien ihre reformorientierte Auffassung von jüdischer Religion und Bildung zu verbreiten. Ihre Ziele waren noch weiter gesteckt. In Gesuchen an das Innenministerium formulierte Gincburgs Sohn Goracij die Absicht, in der Petersburger Gemeinde sämtliche Anliegen der jüdischen Bevölkerung im Zarenreich zu sammeln und vor der Regierung zu vertreten.<sup>96</sup>

Mit diesem ehrgeizigen Programm begab sich die jüdische Handelselite nicht allein in Opposition zur Mehrheit der jüdischen Bevölkerung Petersburgs, die an orthodoxen und chassidischen Ritusformen festhielt. Ebenso stieß sie bei der zarischen Regierung auf Ablehnung, mit deren Kooperation sie gerechnet hatte. Lediglich im frühen Stadium jüdischer Migration nach Petersburg gelang es im Jahr 1863, die „Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden Russlands“ („Obščestvo rasprostraneniija prosveščeniija meždu evrejami v Rossii“ – OPE), die sich hauptsächlich der Förderung der russischen Sprache unter der jüdischen Bevölkerung und der materiellen Unterstützung jüdischer Zöglinge in staatlichen Bildungseinrichtungen widmete, als überregionale Institution zu etablieren.<sup>97</sup> Hingegen verweigerte das Innenministerium einer „diplomatischen“ Vertretung der russländischen Juden in Petersburg ebenso die Anerkennung wie einer jüdischen Einheitsgemeinde in der Hauptstadt, denn beides kam den klassischen Funktionen des Kahal aus polnisch-litauischer Zeit wenn nicht im Inhalt, so doch in der Struktur verächtlich nahe und untergrub das autokratische Herrschaftsprinzip. Aus diesem Grund scheiterte die Gemeindegatzung, die der Gincburg-

<sup>96</sup> Vgl. hierzu den Satzungsentwurf, den der Vorstand des Choralbetheuses im Jahr 1876 dem Innenministerium erfolglos zur Bestätigung vorlegte: RGIA, f. 821, op. 8, d. 24, ll. 63-69 ob.

<sup>97</sup> Vgl. Klier, *Jewish Question* (wie Anm. 69), S. 245-263.

Kreis im Jahr 1876 zur Durchsetzung seines religiösen wie politischen Führungsanspruchs über die jüdische Bevölkerung Petersburgs ausarbeitete, am Widerstand des Innenministeriums. Genehmigt wurden allein einzelne Bethäuser und ihre Vorstände.<sup>98</sup> Eine jüdische Gemeinde gab es, rein formal betrachtet, über die Wende zum 20. Jahrhundert hinaus nicht.

Den äußerst heterogenen religiösen Vorstellungen der Petersburger Juden kam diese Regelung sehr entgegen. Seit den frühen 1860er Jahren war eine zunehmende Differenzierung in einzelne Betgemeinschaften nach rituellen und sozialen Kriterien zu beobachten, da die bestehenden Betstuben der jüdischen Soldatenkolonie in ihrem ebenso bescheidenen wie konservativen Charakter den Ansprüchen der Neuzuwanderer nur teilweise entsprachen.<sup>99</sup> Die jüdische Handelselite orientierte sich am Ritus preussischer Reformsynagogen und distanzierte sich ausdrücklich von den Kultusgewohnheiten der meisten jüdischen Gemeinden im Ansiedlungsrayon, die ihrem Ideal von Disziplin, Ordnung und Ästhetik zuwiderliefen. Schon im Jahr 1860 erwirkten jüdische Kaufleute im Innenministerium die Erlaubnis für die Einrichtung eines Bethauses, in welchem sie Elemente des Reformgottesdienstes einführten. Seit 1863 predigte hier der bayerische Rabbiner Abraham Neumann in deutscher Sprache.<sup>100</sup> Sein Publikum war jenem der Odessaer „Broder Synagoge“ im sozialen und kulturellen Profil sehr ähnlich.

Grundverschiedene Bedürfnisse äußerten jüdische Handwerker, die 1865 in einer Petition an den Petersburger Gouverneur ein eigenes Betlokal beanspruchten. Sie sahen sich aufgrund ihres am frühen Morgen beginnenden Arbeitstages außer Stande, die ausgedehnten Betzeiten im Bethaus der Kaufleute am späten Vormittag wahrzunehmen. Ebenso wenig verfügten sie über die finanziellen Mittel, um die Gebühren aufzubringen, die dort für die Aufrufung zur Torah-Lesung erhoben wurden, und schließlich konnten sie weder einem deutschen noch einem hebräischen Gottesdienst problemlos folgen, da sie zwar fromm, aber nicht religionsgelehrt waren und sich in ihren Herkunftsgemeinden an einen jiddischsprachigen Vorbeter gewöhnt hatten.<sup>101</sup>

<sup>98</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 24, l. 95 ob.

<sup>99</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, l. 3-4; d. 24, l. 127.

<sup>100</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 427, l. 4 ob.-5 ob.; AZJ (1876), Nr. 42, S. 681 ff. Erst Neumanns Nachfolger Avram Drabkin, ein Absolvent des Wilnaer Rabbinerseminars, ging 1875 zu russischen Predigten über. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, ll. 135-136 ob.; d. 164, ll. 60 ob.-61.

<sup>101</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, ll. 59-62 ob.

Zwar enthielt sich das Innenministerium in dieser Frage einer Entscheidung, doch wurde das Betlokal der Handwerker, geduldet durch die Lokalverwaltung, nachweislich im zentralen Gewerbegebiet des Spasskaja-Bezirks eingerichtet. Im Jahr 1878 fand es sich neben separaten Betstätten der kaufmännischen und akademischen Elite sowie der Soldatenkolonie in einer Auflistung des Oberpolizeimeisters. Kompatibel mit den Kultusformen jüdischer Handwerker waren langfristig allein jene der Veteranen, welche ähnlich konservative Vorstellungen vom Ritus und quasi identische Broterwerbsquellen und Tagesabläufe hatten. Spätestens seit den 1870er Jahren unterhielten beide Gruppen in verschiedenen Stadtteilen gemeinsame Betlokale.<sup>102</sup>

Unterdessen verlor die reformorientierte Handelselite ihre Ziele nicht aus den Augen. Im Jahr 1869 gelang es ihr aus unerfindlichen Gründen, auf Vorlage des Ministerkomitees von Alexander II. persönlich die Genehmigung für den Bau einer Synagoge zu erhalten. An diese Genehmigung wurde die Bedingung geknüpft, das Gebäude ausschließlich aus den Mitteln der Petersburger Juden zu finanzieren und mit seiner Fertigstellung die übrigen jüdischen Betlokale der Hauptstadt zu schließen.<sup>103</sup> Zum einen widersprach diese Entscheidung dem sonstigen Insistieren der Regierung auf dezentralisierten Organisationsstrukturen der jüdischen Bevölkerung, zum andern verwies der Umstand, dass von einer staatlichen Subventionierung des Synagogenbaus nach dem Vorbild Odessas keine Rede war, auf die geduldete Position jüdischer Untertanen in Petersburg. Ein ganzes Jahrzehnt lang scheiterte das Komitee für den Synagogenbau, das im 1870 eingerichteten Choralbethaus angesiedelt war, auf der Suche nach einem geeigneten Bauplatz am Veto unterschiedlicher staatlicher und kirchlicher Instanzen, die nicht bereit waren, einer Synagoge ein zentral gelegenes repräsentatives Grundstück einzuräumen.<sup>104</sup> Als im Jahr 1879 endlich ein Bauplatz im Kolomna-Viertel an der Peripherie des zentralen Kleingewerbegebiets erworben werden konnte und 1881 Alexander III. den erfolgreichen Wettbewerbsentwurf in erheblich re-

<sup>102</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 24, l. 128.

<sup>103</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, ll. 88-88 ob.; Sbornik zakonov (wie Anm. 19), S. 351 f. Eine detaillierte Beschreibung der Entscheidungsfindung ist nachzulesen bei: V. Ju. Gessen, *K istorii Sankt-Peterburgskoj evrejskoj religioznoj obščiny. Ot pervych evreev do XX veka* (Zur Geschichte der St. Petersburger jüdischen Religionsgemeinschaft. Von den ersten Juden bis zum 20. Jahrhundert). S.-Peterburg 2000, S. 56-64.

<sup>104</sup> Vgl. die anonyme Petersburger Notiz in: *Den'* (1869), S. 190; Nathans, *Beyond the Pale* (wie Anm. 21), S. 155 f.

duzierter Form akzeptierte, waren damit bei weitem nicht alle Probleme gelöst.<sup>105</sup>

Gemäß den religiösen und politischen Überzeugungen ihrer Initiatoren war der neue Kultusbau als eine repräsentative Choralsynagoge nach dem Vorbild der Neuen Synagoge in Berlin gedacht.<sup>106</sup> Eben aus diesem Grund war die Mehrheit der Petersburger Juden nicht bereit, das neue Projekt finanziell zu unterstützen. Neben dem von vielen abgelehnten Reformritus war ein einziger Ort für den jüdischen Gottesdienst in der Hauptstadt angesichts der gestreuten Siedlung der jüdischen Bevölkerung mit dem Religionsgesetz, insbesondere der Sabbatruhe, nicht vereinbar. Trotz wiederholter Spendenaufrufe verstrichen weitere 13 Jahre, bis die Choralsynagoge am 8. Dezember 1893 in einer feierlichen Zeremonie eröffnet wurde.<sup>107</sup> Insgesamt hatten sich nur etwa 170 überwiegend dem Umfeld des Choralbethauses zuzuordnende Personen gefunden, die den Neubau finanziell unterstützten.<sup>108</sup>

<sup>105</sup> Das Grundstück lag in der Bol'saja Masterskaja Straße im 1. Abschnitt des Kolomna-Viertels; 1912 wurde sie in Lermontovskij Prospekt umbenannt. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 18, ll. 99-100 ob., 103-104, 181.

<sup>106</sup> Vgl. Razsvet (1880), Nr. 23, Sp. 884. Die Berliner Neue Synagoge in der Oranienburger Straße, die zwischen 1859 und 1866 errichtet wurde, war sowohl für ihre maurische Ornamentik als auch eine innovative Beleuchtungs- und Bautechnik berühmt und verfügte darüber hinaus über eine repräsentative Straßenfassade. Vgl. Harold Hammer-Schenk, Historische Einführung, in: Synagogen in Berlin. Zur Geschichte einer zerstörten Architektur, hrsg. v. V. Bendt u. R. Bothe. 2 Bde., Berlin 1983, S. 21-70, hier S. 27-34.

<sup>107</sup> Vgl. Ot Kommissii dlja postrojki sinagogi v S.-Peterburge (Von der Kommission zum Bau der Synagoge in St. Petersburg). S.-Peterburg 1884, S. 2; Otčet pravlenija S.-Peterburgskoj evrejskoj obščiny za 1878 i 1879 gg. (Bericht der St. Petersburger jüdischen Gemeinde für die Jahre 1878 und 1879). S.-Peterburg 1880, S. 38.

<sup>108</sup> Den Hauptbeitrag von ca. 75000 Rubel hatte Goracij Gincburg schon im Jahr 1869 zugesagt. Vgl. die anonyme Petersburger Notiz in: Den' (1869), S. 190. Die Baukosten, die sich insgesamt auf mehr als 400000 Rubel beliefen, wurden zwischen 1870 und 1894 durch etwa 324000 Rubel Spendengelder nur teilweise gedeckt; die Restsumme gelang es, durch Kredite zusammenzutragen. Allein elf Großspender, die jeweils 5000 Rubel und mehr beitrugen, erbrachten gut 153000 Rubel und somit fast die Hälfte des gesamten Spendenaufkommens. Geordnet nach der Höhe ihrer Beiträge waren dies: G.O. Gincburg, S.S. Poljakov, I.A. Vavel'berg, A.I. Zak, A.M. Varšavskij, L.M. Rozental', Ja.S. Poljakov, L.S. Poljakov, L.Ja. Poljakov, F.M. Zelig und L. Brodskij. Vgl. Otčet o prichode i raschode summ, požertvovannyh raznymi licami na postrojku Sinagogi v S.-Peterburge, s 1870 g. po 1 Janvarja 1894 g. (Bericht über die Einnahmen und Ausgaben der Summen, die von verschiedenen Personen für den Bau einer Synagoge in St. Petersburg gespendet worden sind, von 1870 bis 1. Januar 1894), in: Otčet chozjajstvennago pravlenija S.-Peterburgskoj sinagogi za 1894 g. (Bericht der Wirtschaftsverwaltung der St. Petersburger Synagoge für das Jahr 1894). S.-Peterburg 1896, S. 77-84.

Die Anhänger anderer Ritusformen, die sich in allen zentralen Stadtteilen in wesentlich bescheideneren Betlokalen versammelten, gerieten unter zunehmenden Druck von Innenministerium und Stadthauptmann, die schon im Jahr 1891 die Schließung einer Reihe der über Jahrzehnte etablierten Betstätten anordneten.<sup>109</sup> Im November 1893, wenige Tage vor Eröffnung der Choralsynagoge, verfügte das Departement für geistliche Angelegenheiten die fristlose Schließung aller bestehenden jüdischen Betlokale, die schon im Dezember in die Tat umgesetzt wurde.<sup>110</sup>

Obwohl die neue Synagoge nur für einen Bruchteil aller gläubigen Juden in der Hauptstadt Platz bot, blieben die zahlreichen Petitionen aus der Feder jüdischer Handwerker und Veteranen erfolglos.<sup>111</sup> Da andere Orte für Gebet und Gottesdienst bis 1904 lediglich in Form provisorischer Räumlichkeiten während der Frühjahrs- und Herbstfeiertage genehmigt wurden,<sup>112</sup> sahen sich jene Juden, die nicht in der Nachbarschaft der Synagoge lebten und von einem Bethaus anderes als einen Reformgottesdienst am Sabbat, an jüdischen Feiertagen und den Kalendertagen der Zarenfamilie erwarteten, in die Illegalität gezwungen. Bis 1905 waren inoffizielle Betgemeinschaften für die jüdische Bevölkerung in der Hauptstadt typischer als die prächtige Choralsynagoge.<sup>113</sup> Somit konnte in Petersburg – im Gegensatz zu Odessa – von uneingeschränkter Religionsfreiheit keine Rede sein.

<sup>109</sup> Diese Maßnahmen standen zweifelsohne im Zusammenhang mit den aktuellen Ereignissen in Moskau, wo von 1891 bis 1892 große Teile der jüdischen Bevölkerung unter Polizeiaufsicht der Stadt verwiesen und zahlreiche Betlokale polizeilich geschlossen wurden. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 137, ll. 77-79 ob.

<sup>110</sup> Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 137, ll. 80-81 ob., 83-83 ob.; RGIA, f. 821, op. 8, d. 164, l. 64.

<sup>111</sup> Die überlieferten Gesuche aus den Jahren 1839 bis 1900 stammten von Vertretern geschlossener Betlokale auf der Vyborger und Petersburger Seite und im Litejnyj-Viertel. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 137, ll. 92-92 ob., 115-115 ob., 117-117 ob.; RGIA, f. 821, op. 8, d. 164, ll. 16-17, 21-24, 30-31 ob., 47-49 ob., 53-54.

<sup>112</sup> Seit 1896 delegierte das Innenministerium die Kompetenz über die provisorischen Betstätten an den Stadthauptmann. Dieser legte wiederum seit 1898 aus eigener Initiative die Anträge auf Betlokale am Stadtrand dem Innenministerium zur definitiven Entscheidung vor. Gemäß dieser Praxis wurden nach Angaben des Stadthauptmanns im Jahr 1894 von 23 Gesuchen acht abgelehnt, 1895 insgesamt nur drei provisorische Betlokale genehmigt, 1896 von 19 Gesuchen vier abgelehnt, 1897 noch zwölf und 1898 nur zwei Betlokale auf Zeit genehmigt. Im Jahr 1899 lehnte der Stadthauptmann schließlich sämtliche Anträge ab. Erst 1901 legte ein Zaren-Ukas die Genehmigung provisorischer Betlokale an der Peripherie der Stadt definitiv in die Hand des Stadthauptmanns. Vgl. RGIA, f. 821, op. 8, d. 164, ll. 63-64 ob., 73.

<sup>113</sup> RGIA, f. 821, op. 8, d. 164, l. 169-169 ob. Neben der 1893 eingeweihten Choralsynagoge war das im Januar 1905 vom Innenministerium genehmigte Peski-Bethaus im Roždestvenskij-Viertel gemeint.



Beschränkte sich der Wirkungskreis der Synagoge auf die überschaubare kaufmännische Elite und wenige gläubige Akademiker, so hatte der Kreis um Goracij Gincburg, der bis 1893 den Vorstand des Choralbethauses und danach jenen der Synagoge dominierte, mit anderen Institutionen mehr Erfolg. Dank seiner Finanzkraft wurde die Wohltätigkeit zu seiner eigentlichen Domäne. Die erste jüdische Armenschule (Talmud-Torah), das Waisenhaus sowie die Armen- und Krankenfürsorge, die allesamt im Laufe der 1860er Jahre auf private Initiative etabliert worden waren, gingen sukzessive in die Kompetenz des Vorstands über oder bildeten als subventionierte Privateinrichtungen einen festen Posten in seinem Budget.<sup>114</sup> Insbesondere mittels der Talmud-Torah, die bis in die 1890er Jahre weitgehend von den Mitgliedern des Choralbethauses und seitdem vom OPE getragen wurde, gelang es den hauptstädtischen Anhängern der Haskalah, das in Odessa begonnene Projekt einer Reformbildung, die religiöse mit weltlichen Fächern verband, auch in der Hauptstadt durchzusetzen.<sup>115</sup>

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die jüdische Bevölkerung in Odessa ebenso wie in Petersburg in sozialer und religiöser Hinsicht wesentlich heterogener war als bislang angenommen. Zwar begünstigten die beiden Hafenstädte jenseits des traditionellen jüdischen Siedlungsgebiets die Herausbildung neuer Eliten und innovativer Gemeindestrukturen, doch bildeten diese weder im multiethnischen Odessa noch im überwiegend großrussischen Petersburg zu irgendeinem Zeitpunkt eine ähnlich bindende Kraft wie traditionelle jüdische Autoritäten im nordwestlichen Ansiedlungsrayon.

Odessa wird üblicherweise mit prominenten Literaten wie Mosche Leib Lilienblum, Peretz Smolenskin, Leon Pinsker, Mendele Mocher Seforim, Ahad Ha'am und Simon Dubnov assoziiert, da sie alle als

<sup>114</sup> Die Talmud-Torah wurde als Privatschule des kurländischen Juden Lazar' Berman gegründet; das Waisenhaus ging auf eine Initiative der Soldatenkolonie zurück, indes Armen- und Krankenfürsorge zunächst nach dem Muster der traditionellen jüdischen Bruderschaften gebildet wurden. Vgl. Otčet Pravlennija S.-Peterburgskoj evrejskoj obščiny, za vremja s 10 Aprelja 1870 goda po 1 Janvarja 1873 goda (Bericht des Vorstandes der St. Petersburger jüdischen Gemeinde für den Zeitraum vom 10. April 1870 bis 1. Januar 1873). S.-Peterburg 1873, S. 10-16.

<sup>115</sup> Vgl. RGIA, f. 733, op. 189, d. 68, ll. 11-12 ob.; RGIA, f. 733, op. 189, d. 170, ll. 25 ob.-26, 45-45 ob., 121, 129 ob.; L. Berman, S.-Peterburgskija Evrejskija učilišča. Otčet za pervyja pjat' nadcat' let ich suščestvovanija, 1865-1880 (St. Petersburger jüdische Schulen. Bericht für die ersten 15 Jahre ihres Bestehens, 1865-1880). S.-Peterburg 1885, S. 54-57; Otčet po S.-Peterburgskim učiliščam Obščestva rasprostranjenija prosvěščenija meždu evrejami v Rossii za 1895 god (Bericht über die St. Petersburger Schulen der Gesellschaft für die Verbreitung der Aufklärung unter den Juden Russlands für das Jahr 1895). S.-Peterburg 1896, S. 3.

Vorkämpfer von Haskalah oder Zionismus später Berühmtheit erlangten.<sup>116</sup> Unter den Zeitgenossen war ihre Bedeutung oft peripher.<sup>117</sup> Petersburg galt im späten Zarenreich und weit darüber hinaus als die Metropole einer ebenso reichen wie verweltlichten jüdischen Elite und löste Odessa als Symbol des Traditionsbruchs gewissermaßen ab. Der vorliegende Vergleich hat ergeben, dass in beiden Städten äußerst heterogene Auffassungen von jüdischer Religiosität im Migrationsprozess eine ständige Konfliktquelle bildeten und radikale Reformen meist nur mit Unterstützung der zarischen Verwaltung, durch die Investition immensen Kapitals oder gar nicht durchzusetzen waren. Präserter als bislang angenommen blieb das Beharren auf sozialen und religiösen Strukturen der jeweiligen Herkunftsorte.

---

<sup>116</sup> Vgl. Theodore R. Weeks, *Nation and State in Late Imperial Russia. Nationalism and Russification on the Western Frontier, 1863–1914*. Dekalb 1996, S. 121; Hausmann, Universität (wie Anm. 40), S. 447–457.

<sup>117</sup> Zipperstein, *Remapping Odessa* (wie Anm. 79), S. 67 ff. u. 71 ff.

# Religionsgemeinschaften in St. Petersburg und Odessa heute

von Gerd Stricker

Eine Gegenüberstellung St. Petersburgs und Odessas ist in kirchlicher Hinsicht schwierig. Petersburg war die Reichshauptstadt, und die Zaren waren darauf bedacht, die Leitungsgremien der wichtigsten Kirchen sowie bedeutende theologische Ausbildungsstätten in der Metropole anzusiedeln, was ein breit gefächertes religiöses Leben zur Folge hatte. Odessa hingegen war „südrussische“ Provinz, die neben regionalen Besonderheiten in religiöser Hinsicht nichts Besonderes bot – außer ihrer gewichtigen Judenheit, die aus einem Drittel der Bevölkerung bestand.<sup>1</sup>

Ähnlichkeiten lassen sich, jedenfalls in der Gründungsphase, im Hinblick auf die religiöse Toleranz feststellen; beide Städte wuchsen nicht organisch, sondern wurden forciert organisiert und beherbergten Bürger vieler Völkerschaften; Petersburg und Odessa waren die bedeutendsten Hafenstädte im Russischen Reich, was ihre Buntheit und Geschäftigkeit noch verstärkte. Die religiöse Toleranz, die bei der Errichtung Petersburgs durch Zar Peter d.Gr. sprichwörtlich war, spielte auch bei der Konzipierung Odessas, die auf die aufgeklärte Kaiserin Katharina II., die „deutsche Prinzessin auf dem russischen Zarenthron“, zurückgeht, eine grundlegende Rolle. Diese Toleranz und die vielen Nationalitäten in beiden Städten haben tatsächlich zur Entstehung eines breit gefächerten religiösen Lebens geführt.

Zum besseren Verständnis der religiösen Situation in Petersburg und in Odessa wird der eigentlichen Schilderung ein knapper Abriss der jüngsten Entwicklungen im orthodoxen, katholischen und lutherischen Umfeld vorangestellt. Nicht-orthodoxen Gottesdienststätten wird zuweilen mehr Aufmerksamkeit gewidmet als orthodoxen Ensembles, da man über sie in vielen Publikationen (Reiseführern) Wichtiges nachlesen kann.

---

<sup>1</sup> Statistische Angaben nach: Bol'shaja Ėnciklopedia (Große Enzyklopädie). Bd. XXIa, St. Petersburg 1897, S. 726-735; F.A. Samojlov, Die Bevölkerung Odessas am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Odessa. Kapitel aus der Kulturgeschichte, hrsg. v. Walter Koschmal. Regensburg 1998, S. 86-95. Im Jahre 1892 kamen auf die 310 526 Einwohner Odessas (darunter 188 082 Russen) 112 235 Juden.

## Russisch-Orthodoxe Kirche

Im Jahre 1988 feierte die Russisch-Orthodoxe Kirche ihr 1000-jähriges Bestehen. Alle ihre Versuche, das Millennium der Taufe der Kiever Rus' (988) auf angemessene Weise zu begehen, wurden von den Behörden Brežnevs schon im Vorfeld zurückgewiesen. Gorbačevs Perestrojka brachte auch im religiösen Bereich die Wende. Um das religiöse Segment der Bevölkerung für sich zu gewinnen, machte er den Gläubigen seit 1987 Zugeständnisse und ermöglichte Millenniumsfeiern,<sup>2</sup> die man sich noch wenige Monate zuvor nicht hatte träumen lassen: öffentliche Empfänge der orthodoxen Kirchenleitung im Kreml durch den Generalsekretär des ZK der KPdSU Gorbačev, sogar durch Staatspräsident Gromyko und andere, Festlichkeiten in staatlichen Gebäuden (Moskauer Bolšoj-Theater), die der Kirche bisher verschlossen waren, in Leningrad – natürlich ausnahmsweise – Gottesdienste in zu Museen umfunktionierten Kirchen (Kazaner und Isaaks-Kathedrale). Seit der Perestrojka sind in der einstigen Sowjetunion praktisch allen Religionsgemeinschaften Gotteshäuser, Klöster und andere Gebäude zurückgegeben worden – der orthodoxen Kirche Zehntausende, anderen Religionsgemeinschaften verhältnismäßig weniger. Das trifft auch auf das frühere Leningrad, seit 1991 wieder St. Petersburg, und auf Odessa zu. Viele zurückgegebenen Gottesdienststätten können bis heute nur partiell genutzt werden, da die oft verfallende Bausubstanz aufwendige, teure Rekonstruktionen notwendig macht.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion kam es zu einem sog. „religiösen Boom“ („religioznyj bum“). Millionen Menschen ließen sich taufen, ohne katechetisch darauf vorbereitet worden zu sein. Ein Religionsgesetz von 1990 hatte allen Religionsgemeinschaften gleiche Rechte zugesichert, woraufhin die Russisch-Orthodoxe Kirche vielfältige Anstrengungen unternahm, die Abschaffung dieses Religionsgesetzes zu betreiben. Schließlich unterzeichnete Boris El'cin 1997 ein neues Religionsgesetz, das die Russisch-Orthodoxe Kirche in der Präambel ausdrücklich als wichtigste Religionsgemeinschaft im Lande bezeichnete und die anderen Religionsgemeinschaften nachordnete.<sup>3</sup> Die Politik bedient sich der Russisch-Orthodoxen Kirche heute als der bedeu-

<sup>2</sup> Patriarch Pimen bei Gorbačev. Zeitungsinterview und Besuch im Kreml, in: Glaube in der 2. Welt, Zürich, Monatszeitschrift (künftig: G2W) (1988), H. 6, S. 25 ff.

<sup>3</sup> Gerd Stricker, Wie neu ist das russische Religionsgesetz?, in: G2W (1997), H. 10, S. 13-17.

tendsten „gesellschaftlichen Organisation“, deren Mitgliederzahl mit mindestens 70 Millionen beziffert wird.

Die Russisch-Orthodoxe Kirche ist auf die nationale Linie El'cins und vor allem Vladimir Putins eingeschwenkt, sodass heute wieder die Formel gilt: russisch = orthodox. Frühere Differenzen, wie etwa die Weigerung des russisch-orthodoxen Patriarchen Aleksij II. (Ridiger/Baron von Rüdiger) gegenüber Präsident Boris El'cin, an der Beisetzung des 80 Jahre zuvor mit seiner Familie ermordeten letzten Zaren Nikolaj II. in der Petersburger Peter-Paul-Kirche am 17. Juli 1998 teilzunehmen und diese liturgisch zu gestalten,<sup>4</sup> sind längst ausgeräumt. Zwei Jahre später sprachen der gleiche Patriarch und die gleiche Kirche Zar Nikolaj II. und die 1918 ermordeten Glieder seiner Familie heilig.<sup>5</sup>

Für die Unterstützung Vladimir Putins<sup>6</sup> erwartet die Führung der Kirche Gegenleistungen. Als 2002 dem römisch-katholischen Bischof mit polnischem Pass, Jerzy Mazur von Irkutsk,<sup>7</sup> die Wiedereinreise nach Russland verweigert und weitere katholische und auch evangelische Geistliche ausgewiesen wurden, war von direkter Unterstützung der russischen Orthodoxie durch die Administration Putins die Rede. Die Russische Kirche ist – unter Berücksichtigung des Islam in Russland – zwar nicht Staatskirche wie im Zarenreich, aber doch die staatstragende Religion im postsowjetischen Russland.

## Römisch-katholische Kirche

Die römisch-katholische Kirche<sup>8</sup> spielte im Russischen Reich erst seit den Teilungen Polens und dem Anschluss Kongresspolens an das Russische Reich (1815) eine gewisse Rolle. Hatten katholische Gemeinden bis dahin aus westlichen „Entwicklungshelfern“ und ihren

<sup>4</sup> Im Gegenteil: Den Bischöfen des Moskauer Patriarchats wurde vom Hl. Synod sogar untersagt, daran teilzunehmen. Einige Gemeindepriester zelebrierten den „Begräbnisritus für Unbekannte und Namenlose“ – das Thema „Kaiser Nikolaj II.“ war in der Russisch-Orthodoxen Kirche damals noch zu konfliktrichtig.

<sup>5</sup> Gerd Stricker, Zar Nikolaj II. – ein „Neu-Heiliger“. Zu einer umstrittenen Entscheidung der Russischen Orthodoxen Kirche, in: Osteuropa 50 (2000), H. 11, S. 1187-1196.

<sup>6</sup> Gerd Stricker, Putin for President!, in: G2W (2000), H. 2, S. 11; Patriarch Alexi als Wahlhelfer Putins?, in: G2W (2000), H. 5, S. 11-17.

<sup>7</sup> Kardinal Walter Kasper, Was heißt Proselytismus?, in: G2W (2002), H. 11, S. 16-19; Gerd Stricker, Enttäuschung in Moskau, in: G2W (2002), H. 11, S. 14 f.

<sup>8</sup> Joseph Aloysius Keßler, Geschichte der Diözese Tyraspol. Dickinson, N.D. 1930; Alois Zottmann, Franz X. von Zottmann, Bischof der Diözese Tyraspol. Züge katholischen und deutschen Lebens aus Russland. München 1904; Ol'ga Licen-

Nachkommen bestanden (aus Franzosen, Italienern, Schotten, Schweizern, Deutschen), so strömten seit 1772 zahllose Polen nach Russland und machten den Katholizismus im Russischen Reich zu einer weitgehend polnischen Angelegenheit. Das russisch-orthodoxe Verhältnis zum römischen Katholizismus ist belastet durch eine polnisch-russische Erbfeindschaft, die das Ergebnis Jahrhunderte währendender Kämpfe um das „Moskauer Vätererbe“ ist: um die von Moskau beanspruchten, jedoch von Polen-Litauen vereinnahmten einstigen Territorien der Kiewer Rus', die heute größtenteils Bestandteile der Ukraine und Weißrusslands sind. Bereits 1773 begann Katharina II. jene für die russische/sowjetische Kirchenpolitik der folgenden Jahrhunderte charakteristische Politik des massiven Eingreifens in das innere Leben der römischen Kirche im Russischen Reich und der Unterbindung der kirchlichen Kontakte zu Rom. Die Bolševiki hatten vom Zarenreich den traditionellen Hass auf alles Katholische übernommen. Die sowjetischen Repressionsmaßnahmen gegen Katholiken und ihre meist polnischen Gemeinden waren fast noch grausamer und zynischer als gegen die Orthodoxen. Ende der 1930er Jahre erlosch auch das sichtbare römisch-katholische Gemeindeleben.<sup>9</sup> Auch einige katholische Gotteshäuser in Leningrad wurden abgerissen (die Kirchen des hl. Kasimir, des hl. Franziskus und der Gottesmutter von Tschenstochau).<sup>10</sup>

Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es katholische Hierarchien nur in Litauen und Lettland; sonst fand man zwar katholische Gemeinden in allen Teilen der Sowjetunion, aber nur wenige waren amtlich „registriert“ und kanonisch keinem Bischof zugeordnet; die meisten Gemeindegruppen führten eine Untergrundexistenz, weil ihnen die Registrierung verweigert wurde; ohne diese aber war der Erwerb eines Bethauses nicht möglich. Die Perestrojka ermöglichte die Errichtung

---

berger (= Litzenberger), *Rimsko-katoličeskaja cerkov' v Rossii. Istorija i pravovoe ploženie* (Römisch-katholische Kirche in Russland. Geschichte und Rechtslage). Saratov 2002; Gerd Stricker, *Die römisch-katholische Kirche auf dem Boden des Russischen Reiches*, in: *Rußland – Politik und Religion in Geschichte und Gegenwart*. St. Augustin 1995, S. 138-154; Bronislav Čaplinskij, *Istorija katoličeskoj cerkvi v Rossii* (Geschichte der katholischen Kirche in Russland), in: <http://history.catholic.spb.ru/chpr01>.

<sup>9</sup> Gerd Stricker, *Kirchenplünderungen und Märtyrer*, in: *G2W* (2002), H. 9, S. 15-18. – In dieser Ausgabe von *G2W* ([2002], H. 9, S. 19-22) wird auch über die gänzliche Vernichtung der Russisch-katholischen Kirche unter dem Sowjetregime berichtet.

<sup>10</sup> Helmut Tschoerner, *St. Petersburg – Stadt der Kirchen, Ort des Glaubens*. Erlangen 2001, S. 156. Der Petersburger Forscher Sergej S. Schulz zählte (allerdings in den heutigen Stadtgrenzen) 31 Kirchen und Kapellen. Vgl. Sergej Šul'c (= Schulz), *Chramy Sankt-Peterburgs. Istorija i sovremennost'* (Die Gotteshäuser von St. Petersburg. Geschichte und Gegenwart). S.-Peterburg 1994, S. 231-246.

provisorischer Strukturen. Vor allem war der Aufbau theologischer Seminare nötig, da die Sowjetbehörden nach dem Zweiten Weltkrieg die katholische Ausbildung drastisch reduziert hatten – auf zwei Seminare: eines in Kaunas für Litauen, eines in Riga für die übrige Sowjetunion. Um dem Notstand abzuhelfen, gründete der Erzbischof der Apostolischen Administratur Europäisches Russland, Tadeusz Kondrusiewicz, um 1990 in Moskau ein Priesterseminar, dessen Wirken jedoch sehr bald von (pseudo-)orthodoxer Seite erheblich behindert wurde. Deshalb wurde das Priesterseminar 1996 nach St. Petersburg verlegt, in dessen toleranterer Atmosphäre das Seminar gedeiht und an dem sogar einige orthodoxe Professoren mitarbeiten. Als der Vatikan im Frühjahr 2002 die Apostolischen Administraturen (Moskau, Saratov, Novosibirsk, Irkutsk) zu vollwertigen Diözesen erhob, löste das im orthodoxen Russland einen Sturm der Empörung aus: Demonstrationen wurden inszeniert, Priester ausgewiesen; der Bischof von Irkutsk, Jerzy Mazur – polnischer Staatsbürger –, wurde an der Einreise nach Russland gehindert ...

### **Evangelisch-Lutherische Kirche**

Die erste lutherische Kirche auf russischem Boden ist 1576 in der Moskauer Deutschen Vorstadt nachgewiesen, weitere – auch reformierte – folgten. Die lutherischen Gemeinden setzten sich sowohl in Moskau als auch in St. Petersburg aus Architekten, aus Meistern aller Gewerke, aus Künstlern jeglicher Richtung, aus Gärtnern, Offizieren, Gelehrten und ihren Familien zusammen. Mit den baltischen Provinzen Estland, Livland und Kurland waren 1721 bzw. 1795 Gebiete dem Russischen Reich eingegliedert worden, die über etablierte lutherische Landeskirchen verfügten: Ihre Glieder waren Esten und Letten, ihre Geistlichkeit stellten deutsche Balten; um Petersburg herum, in Ingermanland, siedelten zudem lutherische Finnen. Schließlich waren unter den (1914: etwa 1,5 Mio.) deutschen Kolonisten, die zwischen 1763 und 1863 – auf Einladung russischer Herrscherinnen und Herrscher, insbesondere Katharinas II. und Alexanders I. – an die Wolga, ins Schwarzmeergebiet, in den Kaukasus (und nach 1863 gesondert nach Wolhynien) eingewandert waren, mehr als zwei Drittel evangelisch.<sup>11</sup>

<sup>11</sup> Rußland, hrsg. von Gerd Stricker. Berlin 1997, 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas). Dort zur lutherischen Kirche in Russland insgesamt: S. 336-360, 380-388 u. 392-407.

Da die über alle deutschen Siedlungsgebiete verstreuten lutherischen Gemeinden nicht aus eigener Kraft zur Schaffung einer gemeinsamen Kirchenorganisation fanden, verordnete Kaiser Nikolaj I. den Evangelischen Russlands 1832 eine das ganze Reich umspannende Kirchenorganisation: die „Evangelisch-Lutherische Kirche in Rußland“.<sup>12</sup> Sie umfasste auch die längst bestehenden baltischen Konsistorien und unterstellte die evangelischen Kolonisten und Städtedeutschen Inner-russlands gesonderten Konsistorien in Petersburg und Moskau. Die Leitung der Gesamtkirche (das Generalkonsistorium mit einem weltlichen Präsidenten und dem Generalsuperintendenten, später: Bischof, und mehreren „Beisitzern“) musste ihren Sitz in Petersburg nehmen und wurde aus der Staatskasse besoldet. Für die Personalkosten der Kirchenleitung (Generalkonsistorium) sowie der regionalen Konsistorien und für die wirtschaftliche Sicherstellung derselben sorgte ebenfalls der Staat. Die lutherische Kirche war eine Staatskirche (mindere Rechts), deren eigentliches Oberhaupt im Sinne eines Summus episcopus der russische Kaiser selbst war. Er trug für jede – auch innerkirchliche – Entscheidung die letzte Verantwortung.

Auch die wenigen Reformierten im Reich (etwa 5% aller Evangelischen) wurden der Lutherischen Kirche eingegliedert und den lutherischen Konsistorien unterstellt, in deren Rahmen sie spezielle „Reformierte Sitzungen“ abhielten.<sup>13</sup> Die theologische Ausbildung der Pastoren<sup>14</sup> erfolgte an der theologischen Fakultät der deutschsprachigen Universität zu Dorpat (Tartu); vor 1850 kamen aber auch viele Pfarrer aus deutschen Landen ins Russische Reich. Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland mit ihren (1917) 3,7 Mio. Gliedern umfasste 1,3 Mio. Letten, 1,1 Mio. Esten, 1,1 Mio. Deutsche, 148 000 Finnen sowie kleinere Gruppen.

Nach der Oktoberrevolution von 1917, die die Verselbstständigung der baltischen Provinzen (künftig: Estland und Lettland) begünstigte, verlor die Evangelisch-Lutherische Kirche<sup>15</sup> ihre lettischen und estnischen Glieder, die bis dahin zwei Drittel der Kirche ausgemacht hatten, und wurde zu einer ethnisch überwiegend deutschen Kirche. Auch die Evangelischen waren in der Sowjetunion heftigen Verfolgung-

<sup>12</sup> Kirchenordnungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland, hrsg. v. Robert Stupperich. Ulm 1959, S. 38-199.

<sup>13</sup> Vgl. Hermann Dalton, Geschichte der Reformierten [sic] Kirche in Rußland. Kirchenhistorische Studie. Gotha 1865.

<sup>14</sup> Vgl. Erik Amburger, Die Pastoren der evangelisch-lutherischen Kirchen Russlands vom Ende des 17. Jahrhunderts bis 1917. Erlangen/Lüneburg 1998.

<sup>15</sup> Vgl. Wilhelm Kahle, Geschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinden in der Sowjetunion. 1917-1938. Leiden 1974.



gen ausgesetzt, Kirchen wurden geplündert und versiegelt, Pastoren verhaftet und erschossen.<sup>16</sup> Dennoch gelang es 1925 – während der „Neuen Ökonomischen Politik“ –, die sowjetischen Behörden zur Genehmigung eines theologischen Seminars (offiziell „Biblische Hochschulkurse“) zu bewegen. Nachdem aber bereits das alles religiöse Leben abschnürende Religionsgesetz von 1929 dem Seminar die Arbeitsgrundlage – und den Gemeinden die Existenzgrundlage – entzogen hatte, erlosch es 1934, nachdem die letzten Dozenten und Seminaristen verhaftet worden waren.<sup>17</sup> 1937 wurden die letzten Pastoren arretiert, ein Jahr später das letzte Gotteshaus versiegelt.

Hitlers Angriff auf die Sowjetunion hatte im Spätherbst 1941 die Deportation aller Russlanddeutschen nach Asien zur Folge. Dort verengte sich das religiöse Leben der Lutheraner auf Brüdergemeinschaften, von denen in den 1970er Jahren etwa 70 „registriert“ wurden – ihre Zahl betrug etwa 300 im Jahre 1988, als Pastor Harald Kalniņš, Riga, zum Bischof der deutschen Lutheraner in der Sowjetunion eingesetzt wurde. Als sich die baltischen Republiken verselbstständigten und der Bischofssitz Riga nun im Ausland lag, wurde St. Petersburg wieder Amtssitz der Leitung der „Evangelisch-Lutherischen Kirche in Russland und anderen Staaten“ (ELKRAS), wie sie heute heißt.<sup>18</sup> Sie umfasste im Jahre 2000 ca. 500 Gemeinden in den Regionalkirchen Europäisches Russland, Sibirien und Fernost, Ukraine, Kasachstan und Mittelasien. Die ELKRAS ist nach der Auswanderung der meisten, die noch Deutsch sprachen, auf dem Wege zu einer russischsprachigen Kirche, der sich immer mehr ethnische Russen anschließen. Die Kirche verfügt über ein theologisches Institut am Rande Petersburgs – in Novosaratovka: in der Kirche eines früheren lutherischen Kolonistendorfes.

Nicht mehr zur ELKRAS gehören heute jene Gemeinden in der Umgebung Petersburgs, die bis 1938 den „Ingermanländisch-Finnischen Oberkirchenrat“ der lutherischen Kirche in der Sowjetunion (22 Kirchspiele mit zahlreichen Fialkirchen) gebildet hatten.<sup>19</sup> Seit der Perestrojka sind die bisherigen Untergrundgemeinden der Ingermanländer an die Öffentlichkeit getreten und bilden nunmehr

<sup>16</sup> Michail Schkarowski, Pastor Muß – ein lutherischer Märtyrer, in: G2W (2002), H. 9, S. 23-26.

<sup>17</sup> Helmut Tschoerner, Das evangelisch-lutherische Predigerseminar in Leningrad 1925–1934. Erlangen 2002.

<sup>18</sup> Eigentlich: „Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland, der Ukraine, Kasachstan und Mittelasien“.

<sup>19</sup> Kahle, Geschichte (wie Anm. 15), S. 509.

die „Evangelisch-Lutherische Kirche Ingermanlands“ mit ca. 45 Gemeinden, deren Bischof seinen Sitz in Petersburg hat. Die Kirche verfügt in Koltuši über eine ungemein effektive theologische Ausbildungsstätte. Auch die Ingermanländer, wie die Deutschen kollektiv deportiert, aber nach Stalins Tod in die Heimat zurückgekehrt, haben ihre Sprache verloren; selbst ihre Kirchensprache ist heute zumeist das Russische.

### St. Petersburg

Ein beispielhaftes „Ensemble religiöser Toleranz“ entstand im 18. Jahrhundert in St. Petersburg. An der Achse des Nevskij-Prospekts waren die damals in der Metropole maßgeblichen Konfessionen mit ihren schönsten Kirchen vertreten: Gotteshäuser der ausländischen nicht-orthodoxen „Entwicklungshelfer“ (Architekten, Künstler, Verwaltungsspezialisten, Gelehrte, Ärzte, Schiffbauer, Offiziere, Waffenschmiede usw.), die Peter zur Errichtung seiner Stadt an der Neva, zum Aufbau der Flotte und zur Modernisierung seiner Armee in seine Stadt gerufen hatte. Beherrscht wird diese ökumenische Landschaft natürlich von der orthodoxen Kazaner Kathedrale; an anderer Stelle ist die orthodoxe Isaaks-Kathedrale zu bestaunen.

Die Petersburger Kirchen reflektieren wie in einem Mikrokosmos das Schicksal der Religion unter der sowjetischen Diktatur, während welcher die Kirchen 75 Jahre lang in wechselnder Schärfe verfolgt wurden. Von den 99 orthodoxen Gemeindekirchen der Stadt (1897), die seit 1914 Petrograd, seit 1924 Leningrad hieß, wurden in den späten 1930er Jahren fast alle geschlossen: Jegliches religiöse Leben erstarb im Zuge der „Großen Säuberungen“ spätestens 1938. Nachdem Stalin unter dem Druck des „Großen Vaterländischen Krieges“ 1943 wieder ein – wenn auch streng reglementiertes – kirchliches Leben zugelassen hatte, standen den Orthodoxen in Leningrad wiederum fünf Kirchen zur Verfügung, während sich die Katholiken seit 1939 nur in der Kirche „Notre Dame de France“ und die Baptisten in zwei Bethäusern versammeln durften,<sup>20</sup> wohingegen Lutheraner, die durchwegs deportierten Völkern (Deutschen und Ingermanländern) angehörten, offiziell nicht vertreten waren. In die Kirchen wurden Zwischendecken gezogen, darin Büros, Werkstätten, Wohnungen eingerichtet; oder sie wurden als Sportstätten, Vergnügungsstätten

<sup>20</sup> Tschoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 163.

(„Clubs“), Lagerhäuser, Reparaturbetriebe und auf dem Lande oft als Viehställe zweckentfremdet. Bautechnisch am besten blieben solche Kirchen erhalten, die in Museen (Isaaks- und Kazaner Kathedrale) oder Kinos, Theater oder Konzertsäle umgewandelt worden waren.<sup>21</sup> Die 900-tägige Belagerung Leningrads durch deutsche Armeen im Krieg und die dauernden Bombardements haben der Stadt zwar Wunden zugefügt, aber die Bausubstanz, auch der Kirchen, nicht im Kern getroffen. Die meisten Schäden wurden bereits in der Stalinzeit behoben.

### *Orthodoxe Gotteshäuser*

Die wichtigsten Kirchen und Kathedralen der russisch-orthodoxen, einstigen Staatskirche, die in den alten Stadtteilen überwiegend im Stil des „Petersburger Klassizismus“ errichtet sind, können heute wieder weitgehend ungehindert genutzt werden. So dient die Kazaner Kathedrale (Kathedrale der Gottesmutterikone von Kazan) dem Metropoliten von St. Petersburg und Ladoga als Bischofskathedrale. In das Aleksandr-Neuskij-Kloster konnte wieder monastisches Leben einziehen. Die Hauptkirche des Klosters – die Dreifaltigkeitskirche<sup>22</sup> – ist seit der Perestrojka erneut Ruhestätte von Aleksandr Neuskij. Der Patriarch hat das Recht, in der Isaaks-Kathedrale, die allerdings weiterhin als Museum genutzt wird, bei besonderen Gelegenheiten Gottesdienste zu zelebrieren. Die Peter-Paul-Kirche in der gleichnamigen Festung dient ebenfalls als Museum sowie als Grablege der Romanovs. Die erst 1907 geweihte Erlöserkirche „auf dem Blut“, die in ihrem Bauprogramm (pseudo-)altrussischen Vorbildern folgt und die nationalen Strömungen der Wende zum 20. Jahrhundert widerspiegelt, bleibt Gedächtniskirche für den 1881 ermordeten „Befreier-Zaren“ Alexander II.; sie konnte nach dem Zerfall der Sowjetunion nur durch aufwendige Sanierungsarbeiten vor dem Verfall gerettet werden. Beim Gang durch Petersburg begegnen heute auf Schritt und Tritt orthodoxe Kirchen, die gottesdienstlich genutzt sind und die jede einen Beitrag zur Baugeschichte Petersburgs liefern.

Wie in Zarenzeiten, so bildete auch in der Sowjetunion Leningrad einen Mittelpunkt orthodoxer Ausbildung: Im mächtigen Komplex des Aleksandr-Neuskij-Klosters, wo der Kirche aber nur wenige

<sup>21</sup> Vgl. ebenda, S. 64, 125, 179 u. 196.

<sup>22</sup> Russische orthodoxe Klöster heute. Mit Beiträgen von Gernot Seide, Otto Luchterhandt, Nikita Struve (u.a.). Zollikon 1980.

Gebäude überlassen blieben, befanden sich eine der zwei Geistlichen Akademien und eines der drei Priesterseminare des Moskauer Patriarchats. Im postsowjetischen Petersburg gibt es neben diesen geistlichen Anstalten noch einige weitere orthodoxe Ausbildungsstätten. Die Moskauer Theologen betrachten seit Jahrhunderten ihre Petersburger Kollegen als liberal und verwestlicht – als gar nicht wirklich orthodox, während die Petersburger die Moskauer Theologen für altmoskowitzische Traditionalisten halten.

### *Katholische Gotteshäuser*

Im heutigen St. Petersburg sind außer der Kirche „Notre Dame de France“ drei weitere katholische Kirchen in gemeindlicher Nutzung: die einstige Bischofskathedrale „Entschlafen der Muttergottes“, die Katharinen- und die Stanisławkirche. „Notre Dame“ (Kovenskij per. 7) war als einzige katholische Kirche Leningrads in der Sowjetzeit fast nie geschlossen (das hatte wohl mit französischen Eigentumsansprüchen zu tun). In dieser Kirche wurden auch gerettete kirchliche Gegenstände und Heiligtümer aus der geplünderten Katharinenkirche aufbewahrt.<sup>23</sup>

Die Kathedrale des katholischen Oberhauptes im Zarenreich (des Erzbischofs von Mogilev) war die dem „Entschlafen der Muttergottes“ (erst 1873) geweihte Kirche (Krasnoarmejskaja ul. 1),<sup>24</sup> die bereits 1930 geschlossen wurde. Sie diente in der Sowjetzeit verschiedensten Zwecken, wurde aber kaum umgebaut, sodass sie – nach dem Ende der Sowjetunion den Katholiken zurückgegeben – 1998 sogleich vom Moskauer Erzbischof Tadeusz Kondrusiewicz neu geweiht und in Nutzung genommen werden konnte; allerdings ist Petersburg heute nicht mehr Sitz eines katholischen Bischofs.

Die älteste katholische, 1783 geweihte Katharinenkirche<sup>25</sup> am Nevskij-Prospekt war vor 1917 eine der prächtigsten Kirchen der Stadt. In dieser bedeutendsten katholischen Kirche im Russischen Reich ruhten zwei polnische Könige: Stanisław I. Leszczyński (1677–1766) und Stanisław II. August Poniatowski (1732–1798). 1937 wurde sie „versiegelt“ und verwüstet. Ende der 1970er Jahre wollte man den Komplex in einen Konzertsaal umbauen, aber kurz vor Abschluss der Arbeiten fiel das Gebäude am 14. Februar 1984 einem Brandanschlag

<sup>23</sup> Šul'c, Chramy (wie Anm. 10), S. 243.

<sup>24</sup> Ausführlich vgl. Tschoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 160 f.

<sup>25</sup> Ebenda, S. 157–161.

zum Opfer. Seitdem präsentierte sich die Kirche in einem von Brandspuren verdunkelten Ocker, mit geborstenen und zerschlagenen Fenstern, bröckelndem Putz. Nach 1991 wurde das Gotteshaus der katholischen Kirche zurückgegeben; die Schäden an diesem gewaltigen Gebäude waren aber so groß, dass die Bauarbeiten erst im Jahre 2003 so weit abgeschlossen waren, dass die Katharinenkirche neu geweiht werden konnte.

Die Stanisławkirche (ul. Sojuza pečatnikov) war 1934 geschlossen worden, diente Zwecken, die sie nicht zu sehr verunstalteten, und konnte nach ihrer Rückgabe und der Durchführung der notwendigen Rekonstruktionen bald in gemeindliche Nutzung übergehen.

### *Lutherische Gotteshäuser*

Als St. Petersburg errichtet wurde, entstanden von vornherein auch evangelische Gotteshäuser, denen Peter d.Gr. seine besondere Aufmerksamkeit widmete. Zunächst bildeten deutsche „Entwicklungshelfer“ die Glieder der evangelischen Gemeinden. Zu ihnen gesellten sich bald zahlreiche deutschbaltische Adlige aus den dem Russischen Reich angegliederten Provinzen Estland und Livland (1721) und Kurland (1795), die wichtige Ämter in Reichsverwaltung und Regierung, im diplomatischen Dienst und im Militär übernahmen oder im Kultur- und Universitätsleben Petersburgs eine wichtige Rolle spielten. Schließlich machten die Untertanen deutscher Staaten (seit 1871 „Reichsdeutsche“) ein knappes Viertel der Petersburger Deutschen aus. Prominente Glieder lutherischer Gemeinden waren schließlich deutsche Mitglieder des Hofstaates, die von den deutschen Ehegattinnen und -gatten der russischen Kaiserfamilie aus der Heimat an den Petersburger Hof gebracht wurden.<sup>26</sup> Angesichts dieser engen Bindung der kaiserlichen Familie an die lutherische Kirche erfreute sich diese in St. Petersburg stets „allerhöchster“ Wertschätzung, die sich auch in finanziellen Zuwendungen äußerte. – 1900 lebten in St. Petersburg ca. 55 000 Deutsche, darunter 11 200 Reichsdeutsche; zusammengenommen machten sie 4,4% der Petersburger Bevölkerung aus. Zu 87% waren die Petersburger lutherisch, zu 7% katholisch und zu 6,3% reformiert.

<sup>26</sup> Rußland (wie Anm. 11), S. 580 f.: hier ein Stammbaum der Romanovs, der die ehelichen Verbindungen des russischen Zarenhauses mit ausländischen, namentlich deutschen Fürstenfamilien herausstellt. – Zur Thematik die wichtige Monografie: Margarete Busch, *Deutsche in St. Petersburg, 1865–1914*. Essen 1995; Statistiken – S. 28–44; über das Kirchenleben – S. 113–136.

In Nutzung lutherischer Gemeinden deutscher Tradition (ELKRAS) sind heute die Petrikerche am Nevskij-Prospekt und die Katharinenkerche auf der Vasilij-Insel. Der ELKRAS assoziiert ist die kleine Gemeinde an der nahen schwedischen Katharinenkerche. Die Petrikerche<sup>27</sup> (heute oft Peter-Paul-Kirche genannt) war mit ihren 16 000 bis 19 000 Gliedern die größte lutherische Gemeinde und mit 3 000 Sitzplätzen die größte lutherische Kirche im ganzen Reich. Erbaut wurde sie 1833 bis 1839 nach Plänen des Architekten und Gemeindeglieds Alexander Brüllow (russ.: Brjullov);<sup>28</sup> neben einer eindrucksvollen Orgel verfügte die Kirche über ein Bild von Hans Holbein d.J.; das große Altargemälde „Kreuzigung Christi“ schuf der Bruder des Architekten, Karl Brüllow, der ebenfalls Glied der Gemeinde war. – Wie zu jeder evangelischen Kirche in Russland gehörte auch zur Petrikerche eine Schule, die mit 1 700 – deutschen und russischen – Schülern (1914) eine der größten in der Hauptstadt war und alle Schultypen – dazu deutsche und russische, Mädchen- und Knabengänge – in sich vereinigte.<sup>29</sup> Bis heute steht am Portal in lateinischen und kyrillischen Lettern „Petrischule“.

Am 24. Dezember 1937 wurde die Petrikerche vom Stadtsowjet geschlossen; die beiden letzten Pastoren (Paul Reichert und sein Sohn Bruno) hatte man kurz zuvor verhaftet und am 3. Januar 1938 erschossen. Nach der Zerstörung ihrer überaus wertvollen Ausstattung diente sie vielen Zwecken, sogar als Gemüselager. Das im Krieg unversehrt gebliebene Gebäude wurde 1962 zu einem Militärschwimmbad der Baltischen Flotte umgebaut: In das Kirchenschiff wurde eine Betonwanne eingegossen, an die Stelle des Altars trat ein zehn Meter hoher Sprungturm,<sup>30</sup> aus den Emporen wurden Zuschauertribünen; in die Seitenräume baute man Saunen.

1993 wurde das Gebäude der lutherischen Gemeinde zurückgegeben. Da es nicht gelang, die Betonwanne zu entfernen, wurde das Schwimmbecken mit einer Stahlkonstruktion überdeckt und darauf die Kirchenbänke montiert. Die kostenintensiven Umbauarbeiten wurden wesentlich von der Regierung der Bundesrepublik Deutschland finanziert. Heute ist die Petrikerche, die am 17. September 1997 wieder eingeweiht werden konnte, Sitz des Erzbischofs der ELKRAS.

<sup>27</sup> Tschoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 179-192.

<sup>28</sup> Rußland (wie Anm. 11), S. 571: Die Hugenottenfamilie Brulleau war 1773 aus Lüneburg nach St. Petersburg eingewandert.

<sup>29</sup> Ebenda, S. 422-430.

<sup>30</sup> Fotos davon in: Ebenda, S. 410, und bei Tschoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 182 u. 183.

Die zweitgrößte lutherische Gemeinde in St. Petersburg (1884: ca. 12 000 Glieder)<sup>31</sup> war die an der Annenkirche (ul. Furštatskaja), die vom Hauptarchitekten der Kaiserin Katharina II., Georg Friedrich Veldten, im klassizistischen Stil erbaut wurde. Wie zur Petrikerche gehörte auch zur Annenkirche eine Schule, die noch etwas größer und fast ebenso berühmt war wie die Petrischule.<sup>32</sup> 1934 wurde die Kirche geschlossen, zunächst als „Haus der Aufklärung“ genutzt, dann seit 1939 zum Kino umfunktioniert, ohne dass (vom Altarraum abgesehen) größere Umbauten vorgenommen wurden. In diesem Kino feierte die sich seit 1992 sammelnde Gemeinde Gottesdienst, bis die Petrikerche seit 1997 einen würdigeren Rahmen bot. Im Jahr 2000 wurde die Annenkirche privatisiert: Es entstand ein Vergnügungszentrum mit Discotheken, Nachtclub, Spielautomaten usw. Auf die Proteste von Erzbischof Prof. Dr. Georg Kretschmar reagierte der Stadtsowjet positiv und stellte fest, dass die ELKRAS berechtigten Anspruch auf ihre einstige Bischofskirche habe. Kurz nach dieser Entscheidung brannte das Gebäude in der Nacht zum 6. Dezember 2002 infolge eines (offenkundig mafiösen) Brandanschlags völlig aus.<sup>33</sup> Es ist unklar, was mit dem Gebäude geschehen soll, da die notwendigen Wiederaufbauarbeiten praktisch unbezahlbar sind.

Die lutherische Katharinenkirche auf der Vasilij-Insel (Bolšoj prospekt/1-aja linija), ebenfalls nach Plänen Veldtens im klassizistischen Stil erbaut, gleicht der von ihm errichteten Armenisch-Apostolischen Kirche am Nevskij-Prospekt vollkommen. 1935 wurde sie geschlossen und als Kino genutzt. Später war darin das Tonstudio der sowjetischen Schallplattenfirma „Melodija“ untergebracht. Deshalb war die Kirche gut erhalten; 1992 wurde sie einer lutherischen Gemeinde übergeben.

Die lutherische Marienkirche unweit des Nevskij-Prospekts (Bolšaja Konjušennaja 8) dient der „Evangelisch-Lutherischen Kirche Ingermanlands“<sup>34</sup> heute als Sitz ihres Bischofs.<sup>35</sup> In den Jahrzehnten vor der Perestrojka wurde sie als Holz- und Möbellager sowie als Ausstel-

<sup>31</sup> Tšchoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 192-200.

<sup>32</sup> Gerd Stricker, Deutschsprachige Bildungseinrichtungen im Russischen Reich und in der Sowjetunion, in: Tausend Jahre Nachbarschaft: Russland und die Deutschen, hrsg. v. Manfred Hellmann u. Alfred Eisfeld. 2. Aufl., München 1989, S. 162-175; vgl. Rußland (wie Anm. 11), S. 422-431.

<sup>33</sup> St. Annen-Kirche abgebrannt, in: G2W (2003), H. 1, S. 9.

<sup>34</sup> Helmut Tšchoerner, Die Evangelisch-Lutherische Kirche Ingermanlands, in: Das Gute behaltet. Kirchen und religiöse Gemeinschaften in der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten, hrsg. v. Hans-Christian Diedrich, Gerd Stricker u. Helmut Tšchoerner. Erlangen 1966, S. 94-97.

<sup>35</sup> Tšchoerner, St. Petersburg (wie Anm. 10), S. 205 f.

lungsgebäude missbraucht. Mehrere Zwischendecken waren eingezogen; bis zum Jahre 2002 haben die Umbauarbeiten gedauert.

Die Reformierten in St. Petersburg (Schweizer, Elsässer, Holländer und Deutsche – z.T. Hugenotten) haben sich im 19. Jahrhundert in eine niederländische, eine französisch- und eine deutschsprachige Gemeinde aufgeteilt. Das klassizistische Kirchengebäude der Holländer am Nevskij-Prospekt, an der Mojka (errichtet 1831–1835), ist in gutem Zustand und beherbergt die Aleksandr-Blok-Bibliothek. Wenige Schritte davon entfernt befand sich die französisch-reformierte Kirche, in der heute ein Schachclub sein Domizil hat und deren Gottesdienstraum als Ausstellungsraum dient. Die mit 3 500 Gliedern größte – deutschsprachige – reformierte Kirche lag ebenfalls am Ufer der Mojka und ist als Gotteshaus nicht mehr zu erkennen – darin befindet sich nach erheblichen Umbauten jetzt das Kulturhaus der Angestellten des Post- und Fernmeldewesens. Zwischen Mojka und Neva gelegen waren auch die Kirchen der Anglikaner und der Methodisten, die heute eine Bibliothek und Büros beherbergen.<sup>36</sup>

Neben der lutherischen Petri- und der katholischen Katharinenkirche war die Armenisch-Apostolische Kirche das bedeutendste nicht-orthodoxe Gotteshaus am Nevskij-Prospekt. Das 1780 von Kaiserin Katharinas II. Lieblingsarchitekt Georg Friedrich Veldten wieder im klassizistischen Stil errichtete Gotteshaus wurde 1933 von den Sowjets geschlossen, das Interieur und die Marmorfußböden zerstört, Zwischendecken eingezogen; sie diente mancherlei Zwecken und verfiel mehr und mehr. Nachdem die Kirche den Armeniern zurückgegeben worden war, sind die Rekonstruktionsarbeiten nun so gut wie abgeschlossen. Der erste Gottesdienst, mit dem die Kirche neu geweiht wurde, fand bereits 1993 statt. – Eine kleine, gottesdienstlich genutzte armenische Kirche (erbaut 1791–1794) gibt es noch am armenischen Friedhof (nab. reki Smolenki 27).<sup>37</sup>

### *Nichtchristliche Gottesdienststätten*

#### Synagogen

Vor dem Ersten Weltkrieg betrug die Zahl der Juden in St. Petersburg ca. 35 000. Ihre heutige Zahl zu benennen, ist fast unmöglich: zwischen 50 000 und 200 000, wobei die anhaltende Ausreise, aber auch

<sup>36</sup> Ebenda, S. 208-212.

<sup>37</sup> Ebenda, S. 251-255.



zurückkehrende Juden statistische Angaben erschweren. Allein seit 1990 sollen 40 000 ausgewandert sein. Die meisten ethnischen Juden sind heute am Religiösen nicht interessiert. Nur 5 000 bis 7 000 bekennen sich zum Judentum als Religion, d.h. sind Mitglied einer Gemeinde. Allerdings interessieren sich viele, die in der Sowjetzeit dem Judentum entfremdet waren, heute wieder dafür – doch eher unter kulturellen und historischen Gesichtspunkten. Es erscheinen wieder jüdische Zeitungen, ein bescheidenes kulturelles Leben entwickelt sich; eine kleine jüdische Hochschule entstand 1989.

Sichtbares Symbol des Petersburger Judentums ist die große, 1880–1893 im maurisch-orientalischen Stil errichtete Choralsynagoge (nahe des Mariinskij-Theaters, 1 200 Plätze). In der Sowjetzeit stand sie fast immer religiöser Nutzung offen. Damit sollte den Juden im Ausland die sowjetische „Religionsfreiheit“ demonstriert werden. Die kleine Gemeinde konnte aber den gewaltigen Bau nicht unterhalten. Erst nach dem Zerfall der Sowjetunion wurden längst fällige kostspielige Arbeiten, vor allem an Fassade und Kuppel, mit ausländischen Geldern ausgeführt. Heute ist sie die einzige religiös genutzte Synagoge im Stadtgebiet. – Ursprünglich wurde die Choralsynagoge von einer orthodoxen Gemeinde getragen; heute aber sind die Lubawitscher Chassiden – „Chabad Ljubavič“ – darin zu Hause. Geführt von Rabbiner Menachim-Mendel Pewsner, der vor zehn Jahren aus New York nach St. Petersburg kam, entfalten sie reges religiöses Leben, zu dem auch eine kleine Jeschiwa (Talmudhochschule), zwei Ganztags-Schulen, zwei Kindergärten, ein Wohltätigkeitszentrum für Betagte, ein Begegnungszentrum und weitere Einrichtungen gehören.

Außerhalb Petersburgs (am Preobraženskij-Friedhof nahe der Bahnstation Obuchowo) befindet sich auf dem einstigen Jüdischen Friedhof eine gewaltige Beerdigungs- und Waschungshalle (62 x 38 m, 1908–1912 aus Granit) nebst weiteren Baulichkeiten. In sowjetischer Zeit war die Anlage nicht verstaatlicht, verfiel aber dennoch, weil die Gläubigen auch sie nicht erhalten konnten; mehrfach wurden die Gebäude geplündert. 1993 übernahm die kleine orthodoxe „Jüdische Gemeinde von St. Petersburg“ die Anlage. Mit amerikanischen Geldern wurden die Wiederaufbauarbeiten in Angriff genommen, die jedoch von verheerenden antisemitischen Vandalenakten und antisemitischen Schmierereien begleitet sind. Die Gemeinde hat einen 24-stündigen Wachdienst eingerichtet.<sup>38</sup> Die „Jüdische Gemeinde von St.

<sup>38</sup> Iudejskaja obščina S.-Peterburga (Jüdische Gemeinde St. Petersburgs), in: <http://www.ticketsofrussia.ru/religion/judaism/spb/>.

Petersburg“ trägt auch das Gymnasium „Migdal Or“. Der Direktor des Gymnasiums, Elasar Nesdatny, dient der Gemeinde auch als Rabbiner. – Eine kleine liberale (Reform-)Gemeinde soll zwar in St. Petersburg existieren, aber es heißt, sie stehe nur auf dem Papier.<sup>39</sup> Alle Versuche des „Weltverbandes eines progressiven Judentums“, hier eine liberale Gemeinde aufzubauen, sind bisher gescheitert.

In St. Petersburg gibt es neben den religiösen Gemeinden einige säkulare Organisationen, die für das heutige Judentum typisch sind. Aus der Vielfalt der Institutionen seien genannt das Wohltätigkeitszentrum „Chessed Awraam“ (seit 1993) und der Wohltätigkeitsfonds „Eva“, das Jüdische Gemeinschaftszentrum (gegr. 1995), das Familienzentrum „Adain Lo“, der Studentenclub „Higel“ (seit 1997). Das 1989 gegründete Petersburger „Institut für Judaistik“ (bis 1999: „Petersburger Jüdische Universität“) ist eine kleine private Hochschule, an der Jüdische Geschichte, Philologie und Philosophie unterrichtet werden. Ca. 100 Studenten sind eingeschrieben. Darüber hinaus hat das Institut gemeinsam mit der Petersburger Universität ein „Studienzentrum für Bibelkunde und Hebraistik“ aufgebaut. – Abgesehen von diesen auf Eigeninitiative beruhenden Institutionen haben in Petersburg auch ausländische Organisationen Einrichtungen aufgebaut: das Israelische Kulturzentrum, die jüdische Agentur „Sochnut“ (seit 1992, Filiale des American Joint Distribution Committee/„Joint“). Daneben gibt es verschiedene säkulare jüdische Presseorgane – z.B. die Zeitungen „Ami“, „Hessed Schalom“, „Idud Chassidim“.<sup>40</sup>

Die Juden in Russland sind seit dem Zerfall der Sowjetunion wieder offenem Antisemitismus ausgesetzt, was Emigranten der jüngsten Welle als Ausreisegrund angeben. Besonders problematisch ist, dass der Antisemitismus gerade in der russisch-orthodoxen Volkskirche starken Rückhalt hat. Die orthodoxen Antisemiten hatten bis 1995 gerade in St. Petersburg ihren prominentesten Sprecher: den Petersburger Metropoliten Ioann (Snyčev, 1927–1995), dem der Patriarch Publikationsverbot für die kirchliche Presse erteilte (umso begieriger stürzten sich rechtsextreme Medien auf seine Pamphlete<sup>41</sup>).

<sup>39</sup> Alexander Frenkel, Präsident der „Jewish Association of St. Petersburg“, meint, die Gemeinde existiere praktisch nur auf dem Papier – Auskunft vom 26. Juni 2003.

<sup>40</sup> Ich danke Herrn Alexander Frenkel, St. Petersburg, für diese Mitteilungen.

<sup>41</sup> „Der Westen will das Chaos.“ Metropolit Ioann im Kampf gegen die „Weisen von Zion“, in: G2W (1993), H. 7-8, S. 43 ff.

## Moschee

Bei der Volkszählung von 1989 gaben 44 000 Personen (0,9% der Petersburger Bevölkerung) an, Nationalitäten anzugehören, deren traditionelle Religion der Islam ist. Seit dem Zerfall der Sowjetunion haben Zehntausende Muslime aus anderen Teilen der einstigen Sowjetunion in Petersburg Zuflucht gesucht – in erster Linie Aseris, aber auch Tschetschenen, Inguschen, Tadschiken, die zuweilen als Multiplikatoren islamischer Propaganda („Islamische Renaissance“) in Erscheinung treten, im Allgemeinen jedoch ohne formelle Strukturen in etwa einem Dutzend nationalen – und z.T. mafiaähnlichen – Kleingruppen organisiert sind und sich an ihren Heimatländern orientieren.<sup>42</sup> Die Petersburger Muslime sind in der Sowjetzeit meist zur russischen Sprache übergegangen und haben sich integriert. Zwar war eine Gemeinde registriert, zwar hatte sie die Moschee und einen Friedhof – dennoch sind Traditionen und Glaube in starkem Maße verlorengegangen. So wird der Begriff „islamisch“ heute im Allgemeinen auf seine ethnische und kulturelle Bedeutung reduziert. Nach der politischen Wende ist unter den „alten“ Muslimen Petersburgs, die eine relativ geschlossene Gruppe bilden, eine Rückbesinnung auf Tradition und Sprache zu beobachten.

1907 erhielt die muslimische Gemeinschaft der einstigen Hauptstadt die Genehmigung, eine Moschee zu errichten (Kronverkskij prospekt 17), die – 1910–1920 erbaut – erst in sowjetischer Zeit eingeweiht wurde; sie bietet 5 000 Menschen Platz. Als architektonisches Vorbild mochte das Mausoleum des Gur-Emir in Samarkand (14./15. Jahrhundert) gedient haben. Zwischen den Weltkriegen konnte die muslimische Gemeinde die Moschee noch benutzen. Während nach 1929 fast alle christlichen, muslimischen und sonstigen Gottesdienststätten in der Sowjetunion geschlossen wurden, blieb die Leningrader Moschee geöffnet. Aber 1940 musste der Gemeinderat auf massiven Druck der Leningrader Behörden die Moschee „freiwillig“ der Stadtverwaltung übergeben, kurz darauf wurde sie geschlossen. Seit 1956 diente sie Sunniten wieder als Gotteshaus.

In den folgenden Jahrzehnten verfiel die Moschee, weil der Gemeinde die Mittel zu ihrer Erhaltung fehlten. Seit der Perestrojka sind aber erhebliche Bemühungen im Gange, die Moschee zu sanieren. Der Präsident der Autonomen Republik Tatarstan, Mintimer Šajmiev,

<sup>42</sup> Stanislaw Prozorow, Muslime in St. Petersburg. Dynamik islamischer Gruppen, in: G2W (1999), H. 6, S. 21 f.

schaltete sich 1996 ein und hat 1 Milliarde Rubel für die Renovierung der Moschee zugesagt.<sup>43</sup> Im Jahr 2002 sind die umfangreichen Sanierungsarbeiten weitgehend abgeschlossen worden.

### Buddhistischer Tempel

In Petersburg lebten nie viele Buddhisten. Die heutige Zahl von Menschen mit buddhistischen Wurzeln in der Neva-Metropole zu ermitteln, ist unmöglich. Immerhin gab es um das Jahr 2000 acht buddhistische Gruppierungen in der Stadt. Ihnen steht ein Tempel (Primorskij pr. 91) zur Verfügung, der als das bedeutendste buddhistische Kultgebäude Europas gilt.<sup>44</sup> Er wurde zwischen 1909 und 1915 auf Kosten des Dalai Lama von Tibet und eines mongolischen Würdenträgers sowie mit Unterstützung von Ministerpräsident Petr Stolypin erbaut. Nach wechselvollem Schicksal (1917 zum Besitz des burjatischen Volkes erklärt, 1920 von Rotarmisten ausgeplündert, 1926 von der Sowjetregierung als gemeinsames Eigentum der Mongolei und Tibets vertraglich anerkannt) wurde auch die buddhistische Gemeinde von Stalins Repressionen erfasst, sodass 1935 kaum noch gottesdienstliches Leben stattfand. 1937 wurde der Tempel in einen staatlichen Fonds umgewandelt, ein Teil des Besitzes dem „Museum für Geschichte der Religion und des Atheismus“ übergeben. Der Tempel selbst beherbergte verschiedene Institute der Leningrader Abteilung der sowjetischen Akademie der Wissenschaften, bevor er 1990 wieder der buddhistischen Gemeinde übergeben wurde.

### *Gegenwartslage in der Statistik*

St. Petersburg steht bis heute in der Tradition gelebter Toleranz, die die Stadt seit ihrer Gründung ausgezeichnet hat. Die Zahl der heute existierenden religiösen Gemeinden ist beeindruckend, auch wenn Vergleichsmaterial zu anderen Städten fehlt. Das Petersburger orthodoxe Forschungszentrum „Apostol'skij gorod – Nevskaja perspektiva“ („Apostelstadt – Neva-Perspektive“), dem Erzpriester Vladimir Fedorov, Professor für Ökumenische Theologie an der Geistlichen Akademie zu St. Petersburg, vorsteht, hat im Rahmen umfassender Feldforschung staatlich registrierte und nicht registrierte religiöse

<sup>43</sup> Moschee in St. Petersburg, in: G2W (1997), H. 1, S. 9.

<sup>44</sup> Šul'c, Chramy (wie Anm. 10), S. 270-273. Dort ausführliche Beschreibung der Architektur und des Interieurs des Tempels.

Gruppierungen in einer dreibändigen Studie erfasst.<sup>45</sup> Es fällt auf, dass – von der einstigen Volks- und Staatskirche abgesehen – die traditionellen Religionen (katholisch, lutherisch), die typische Ausländerkirchen darstellten, nicht stark hervortreten. Die Vielzahl „neo-protestantischer“ Gruppierungen (im baptistischen und pfingstlerischen Lager, charismatische Gruppen usw.) beeindruckt; viele Gruppen haben aber nur wenige Mitglieder; die Fluktuation ist groß.

Russisch-Orthodoxe Kirche: 79 Gemeinden, 1 Nonnen- und ein Mönchskloster; unabhängige Orthodoxe – 2, Altgläubige – 2; koptisch (ägyptisch) – 1, Armenisch-Apostolische – 2.

Römisch-katholische Kirche – 6.

Lutheraner: deutsche Tradition (ELKRAS) – 2 plus schwedische, estnische und lettische Kleingemeinden; finnisch-ingermanländische Tradition – 2; freie Lutheraner – 2.

Reformierte/Presbyterianer – 4; Methodisten (inkl. 1 koreanisch) – 4.

Neo-Protestanten: Baptisten und Evangeliumschrsten – 11; Protestanten verschiedener Richtung – 14; Pfingstler – 10; Adventisten – 1; Charismatiker – 6.

Mormonen – 1, Heilsarmee – 1, Neuapostolische – 3; Zeugen Jehovas – 1.

Neureligionen: Moon – 1; Scientologen – 1; Vissaion – 1.

Nichtchristliche: Buddhisten – 8; Jüdische verschiedener Richtung – 8; Muslime – 2; Hare Krishna – 2; Islam – 2; Hindus – 1; Bahai – 1; Tantra – 1; Zoroaster – 1.

Heiden – 1.

## **Odessa**

Mehr als ein Fünftel der ukrainischen Bevölkerung (49,6 Mio.) besteht aus ethnischen Russen, die im Osten und im Süden des Landes konzentriert sind und hoffnungsvoll nach Moskau blicken. Das Zusammenleben von Ukrainern und Russen erweist sich auch in religiöser Hinsicht als problematisch. Zu lange sind die Ukrainer von den Russen herabgewürdigt worden, zu sehr haben sich die Russen daran gewöhnt, in den Ukrainern „unterentwickelte“ Russen zu sehen, die

<sup>45</sup> Religioznye obščiny i organizacii Sankt-Peterburga (St. Petersburger religiöse Gemeinden und Organisationen), hrsg. v. Prot. Vladimir Fedorov. 3 Bde., S.-Peterburg 1998.

in der Polenzeit „verwestlicht“ worden sind. Die Frage der nationalen Identität der Einwohner der Ukraine ist weiterhin ungelöst.<sup>46</sup>

Nachdem Religionsgemeinschaften in der UdSSR jahrzehntelang verfolgt worden waren, hatte Gorbačev die Perestrojka auch auf die Religionsgemeinschaften ausgedehnt. Es fällt ins Auge, wie viele ihrer früheren Gotteshäuser die Orthodoxie, aber auch andere Religionsgemeinschaften, seitdem zurückerhalten haben. In Zaren- wie in Sowjetzeiten waren alle Orthodoxen des Riesenreiches, also auch die Ukrainer, in der Russisch-Orthodoxen Kirche zwangsvereinigt. Weil sich die Orthodoxie in der Ukraine unter den Zeichen von Perestrojka und Religionsfreiheit in verschiedene konkurrierende Gruppen zersplittert hat, ist hier der Aufschwung der Orthodoxie zur „staatstragenden“ Religion, wie er in der Russländischen Föderation stattfand, trotz mächtigen statistischen Aufschwungs, nicht zu beobachten. Deshalb wiederum können sich nicht-orthodoxe Religionsgemeinschaften in der Ukraine freier entfalten als in Russland.

Den römischen Katholizismus repräsentiert die polnische Minderheit – vor allem im westlichen Galizien und im westlichen Wolhynien, aber auch in Großstädten wie Odessa. Die heutige Griechisch-katholische (unierte) Kirche ist in Galizien beheimatet. Lutherische Gemeinden rekrutieren sich aus Schwarzmeerdeutschen, die aus den asiatischen Deportationsgebieten in die Ukraine zurückgekehrt sind, aber auch aus ethnischen Ukrainern; hingegen gibt es kaum noch Reformierte. Das stärkste Wachstum verzeichnen auch in der Ukraine die sog. Neo-Protestanten, die seit Mitte der 1990er Jahre aus ghettotafter Weltabgeschiedenheit hervorzutreten beginnen – also Baptisten, Evangeliumschrsten, Adventisten, Pfingstchristen und neuerdings vor allem Charismatiker.

### *Orthodoxe Kirchen*

Als Bischof Ioann (Bodnarčuk) von Žitomir und Ovruč im Oktober 1989 das ukrainische Exarchat und damit das Moskauer Patriarchat verließ, bedeutete dies den Eintritt des nationalen Faktors in die ukrainische religiöse Szene: Bischof Ioann initiierte mit seinem Schritt die Neugründung der von Moskau unabhängigen „Autokephalen Ukrainischen Orthodoxen Kirche“ aus den 1920er Jahren, die im Terror der Großen Säuberungen untergegangen war. Die Situation wurde noch komplizierter, als der einstige Exarch des Moskauer Patriarchats

<sup>46</sup> Gerd Stricker: Wer ist ein Ukrainer?, in: G2W (2000), H. 5, S. 22 ff.

in der Ukraine, Metropolit Filaret (Denisenko) von Kiev, aus Erbitterung darüber, dass er 1990 nicht zum Patriarchen von Moskau gewählt worden war, eine eigene „Ukrainisch-Orthodoxe Kirche/Patriarchat Kiev“ gründete, deren Patriarch er selbst seit 1995 ist. So gibt es nach diversen Umschichtungen unter den Moskau-Gegnern heute drei orthodoxe Kirchen in der Ukraine: Die bedeutendste ist nach wie vor die Ukrainisch-Orthodoxe Kirche des Moskauer Patriarchats mit angeblich 8 000-9 000 Gemeinden.<sup>47</sup> Zu dieser Kirche bekannten sich in Umfragen von 2001 aber nur 14,8% der befragten Ukrainer;<sup>48</sup> mit angeblich 2 800 Gemeinden folgt die Ukrainisch-Orthodoxe Kirche/Kiever Patriarchat von Filaret (Denisenko) – dazu bekannten sich immerhin 23,9% der Befragten; die dritte, die „Autokephale Ukrainisch-Orthodoxe Kirche“, verfügt über kaum mehr als 500 Gemeinden, zu ihr tendierten nur 2,4% der Befragten. Wie verworren die Lage<sup>49</sup> ist, veranschaulicht der Umstand, dass die Gläubigen oft gar nicht genau wissen, zu welcher der konkurrierenden Kirchen ihr Priester sich gerade hält. – Schließlich gibt es in der Ukraine noch knapp 15 Gemeinden, die aus der „Katakombenkirche“ kommen und sich zur „Wahren Orthodoxen Kirche“ zusammengeschlossen oder der Russisch-Orthodoxen Auslandskirche (New York) unterstellt haben. Alle orthodoxen Gruppierungen in der Ukraine, die eine Unterstellung unter das Patriarchat Moskau ablehnen, gelten als „unkanonisch“.

Für das *Gebiet Odessa* ergeben sich für Anfang des Jahres 2003 folgende statistische Angaben: Moskauer Patriarchat – 468 Gemeinden, 423 Priester, 8 Klöster mit 363 Mönchen und Nonnen; Kiever Patriarchat – 46 Gemeinden und 44 Priester; Autokephale – 3 Gemeinden und 1 Priester; „Wahre Orthodoxe“ und Auslandskirche – 11 Gemeinden und 4 Priester.<sup>50</sup>

In der *Stadt Odessa* residiert Metropolit Agafangel' (Savvin) von Odessa und Izmail von der Ukrainisch-Orthodoxen Kirche/Mos-

<sup>47</sup> Ein großer Teil, z.B. die 3 000 Patriarchatsgemeinden in Galizien, dürfte nur noch auf dem Papier stehen.

<sup>48</sup> Diese und weitere statistische Angaben sowie Prozentangaben sind persönliche Mitteilungen von Dr. Viktor Elenskij, Chefredakteur von „Ljudina i svit“ („Der Mensch und die Welt“), Kiev, für die ich herzlich danke.

<sup>49</sup> Bernhard Salmon, Die Orthodoxie frisst sich selber auf. Spaltung der Orthodoxie in der Ukraine, in: G2W (1997), H. 11, S. 20-26; Nikolaj Mitrochin, Kirchenstreit und Toleranz. Drei orthodoxe Kirchen in der Ukraine im Machtkampf, in: G2W (2000), H. 5, S. 25-31.

<sup>50</sup> Persönliche Mitteilung von Dr. Viktor Elenskij, Kiev.

kauer Patriarchat. Er ist einer der schärfsten Verfechter antiwestlich-antiökumenischer Positionen. Die Griechisch-katholische, die römisch-katholische und die lutherische Kirche sowie alle neo-protestantischen und sonstigen Gruppierungen sind Ziel seiner überaus scharfen Ausfälle. Vor der Gorbačev-Ära hatten den Gläubigen in der Stadt Odessa lediglich zwei-drei orthodoxe Kirchen zur Verfügung gestanden. Heute steht den Orthodoxen eine ganze Zahl weiterer Kirchen zur Verfügung, die seit der Perestrojka zurückgegeben wurden, darunter die einst griechische Dreifaltigkeitskirche (gegr. 1795, Ekaterinskaja ul. 55); einige sind nur zum Teil fertig restauriert. Als Kathedrale (Bischofskirche) diente seit Jahrzehnten die Kirche Entschlafen der Gottesmutter (Uspenskij Kafedral'nyj sobor; Preobraženskaja ul. 70), da die gewaltige Bischofskathedrale (Spaso-Preobraženskij sobor) auf dem Kathedralen-Platz (Sobornaja ploščad') 1936 völlig zerstört worden war. Diese befindet sich jetzt aber im Wiederaufbau und schreitet ihrer Vollendung entgegen; 2003 wurden im Eingangsbereich bereits regelmäßig Gottesdienste gefeiert; die endgültige Weihe könnte schon 2004 erfolgen. – Darüber hinaus verfügt die Eparchie über ein Priesterseminar (Majačnyj per. 6), das auf das Jahr 1838 zurückgeht, 1920 geschlossen wurde, doch seit 1945 wieder Priester für die Sowjetukraine ausbilden durfte (1945–2000: 2 000 Absolventen). 270 Seminaristen werden hier gegenwärtig von 30 Dozenten unterrichtet.

Das ausgedehnte Mönchskloster „Entschlafen der Gottesmutter“ (Svjato-Uspenskij mužskoj monastyr', geweiht 1821), im Süden der Stadt am Meer gelegen, mit seinen vielfältigen Baulichkeiten nebst Friedhof wurde nach dem Oktoberputsch 1917 geschlossen, während der deutschen Besetzung wieder geöffnet und nach 1944 auch von den sowjetischen Behörden zugelassen. Es diente den Moskauer Patriarchen Aleksij (Simanskij, 1945–1970) und Pimen (Izvekov, 1971–1990) auch als Sommerresidenz und seit 1965 dem Oberhaupt der Eparchie Odessa und Izmail als Amtssitz. – Zwei weitere Mönchsklöster, das Panteleimon-Kloster (Svjato-Panteleevskij mužskoj monastyr', gegr. 1876, Pantelejmonovskaja ul. 66) und das Elias-Kloster (Svjato-Il'inskij mužskoj monastyr', gegr. 1884, gegenüber dem Bahnhof mit mächtiger Kuppel, Puškinskaja ul. 77) wurden der Kirche in den 1990er Jahren zurückgegeben und neu belebt; ein Kloster, der Iberischen Gottesmutter-Ikone geweiht (Svjato-Iverskij mužskoj monastyr'), wurde erst kürzlich gegründet. Auch ein Nonnenkloster (Svjato-Michailovskij ženskij monastyr', gegr. 1924, Uspenskaja ul. 46) konnte wieder ins Leben gerufen werden, das ein Alters-



heim beherbergt und eine Suppenküche betreibt, die täglich 400 Mittellose mit einer warmen Mahlzeit versorgt.<sup>51</sup>

Die Moskauer Konkurrenzkirche, das Kiever Patriarchat mit einem Bischofssitz „Odessa und Balta“, unterhält in Odessa lediglich drei bescheidene Kirchen.<sup>52</sup> Außerdem befindet sich in der Stadt auch eine Armenisch-Apostolische Kirche (Gagarinskoe plato).

### *Katholische Kirchen*

Die römisch-katholische Kirche hat ihre Basis im galizisch-polnischen Grenzraum, wird in der Regel von Polen getragen und ist außerhalb Galiziens nur in Städten mit polnischen Bevölkerungsanteilen vertreten. Die Volkskirche der Ukrainer im einst habsburgischen Galizien war die Griechisch-katholische Kirche, die den Rest der im Russischen Reich liquidierten Union von Brest (1596) darstellte. 1946 hatte Stalin die Auflösung dieser Kirche durchgesetzt und deren Gotteshäuser dem Moskauer Patriarchat übergeben – oder geschlossen. Die Griechisch-Katholischen (Unierten) gingen in den Untergrund oder unterstellten sich pro forma dem Moskauer Patriarchat.<sup>53</sup> Nachdem die Kirche 1989 wieder zugelassen worden war, verließen Millionen Gläubige mit „unierten“ Wurzeln das Moskauer Patriarchat. Die „Griechisch-katholische (unierte) Kirche“ entstand neu. Es entspann sich ein zum Teil handgreiflich geführter Kampf zwischen den Unierten und den Moskauer Patriarchatsgemeinden um die ursprünglich unierten Kirchen.<sup>54</sup> – Mit Unverständnis registriert der Westen, dass das Oberhaupt, Großerbischof Lubomyr Husar in Lemberg/L'viv, der von Rom den Titel eines Patriarchen erwartet, die Operationsbasis seiner Kirche aus dem galizischen Raum auf die übrige Ukraine ausdehnt und 2002 in Kiev, wo bereits eine prächtige griechisch-katholische Kathedrale gebaut wird,<sup>55</sup> einen Bischofssitz und 2003 ein sog. „Exarchat Odessa und die Krim“ eingerichtet hat.

<sup>51</sup> Religioznaja Odessa. Spravočnik (Religiöses Odessa. Handbuch). Odessa 2002, S. 15-45.

<sup>52</sup> Ebenda, S. 48-51.

<sup>53</sup> Gerd Stricker, Die Griechisch-katholische Kirche – Union von Brest (1596), in: Rußland – Politik und Religion in Geschichte und Gegenwart, hrsg. v. Bernhard Mensen. St. Augustin 1995, S. 120-137.

<sup>54</sup> Gerd Stricker, In heikler Mission. Der Papst in der Ukraine, in: G2W (2001), H. 9, S. 12-17.

<sup>55</sup> Unierte Kirche in Kiev, in: G2W (2003), H. 1, S. 10; hier ein eindrucksvolles Foto des Entwurfs.

Die römisch-katholische Kirche zählt 2003 in 1 800 Gemeinden etwa 900 000 überwiegend polnische Glieder, die „Unierte“ Kirche 3 200 Gemeinden und 4,5 Millionen Mitglieder, außerdem verfügt sie über Klöster und verschiedene Hochschulen. – Die historischen Ressentiments zwischen den die Unierte Kirche tragenden Ukrainern und den die römische Kirche tragenden Polen sind längst nicht ausgeräumt – Papst Johannes Paul II. rief bei seinem Besuch in der Ukraine zur Versöhnung auf.<sup>56</sup>

2003 bilden die römischen Katholiken, denen in Sowjetzeiten nur die kleine St. Peter-Kirche in Odessa zur Verfügung stand, im gesamten *Gebiet Odessa* acht Gemeinden, die von sieben Priestern betreut werden. Daneben zählt man im Gebiet neun griechisch-katholische Gemeinden – ohne Bethaus, aber mit drei Priestern.<sup>57</sup>

In der *Stadt Odessa* können Katholiken heute wieder in der Kirche Mariä Himmelfahrt (Kostel Uspenija Presvjatoj Bogorodicy, gegr. 1853, Ekaterinskaja ul. 33) und, wie zu Sowjetzeiten, in der kleinen Peterskirche (Kostel Sv. Petra, gegr. 1912, Gavannaja ul. 5) Gottesdienst feiern. An der Stelle der alten Klemenskirche (Kostel Sv. Klimentija, geweiht 1906, Balkovskaja ul. 209), die 1932 geschlossen und 1936 zerstört worden ist, befindet sich heute eine Kapelle, um die sich eine Gemeinde sammelt.<sup>58</sup>

### *Evangelische Kirchen*

Die „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine“, Gliedkirche der ELKRAS, zählt heute in der gesamten Ukraine knapp 45 Gemeinden mit etwa 4 000 Gliedern; im Gebiet Odessa sind es vier Gemeinden. Die Gemeindeglieder setzen sich im Wesentlichen aus Schwarzmeerdeutschen zusammen, die entweder nach 1972 oder aber nach 1992 (auf Einladung von Präsident Leonid Kravčuk) aus den Deportationsgebieten in die Ukraine zurückgewandert sind. Man besteht (im Gegensatz zur Mutterkirche, der ELKRAS) auf der Bezeichnung „Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine“ (DELKU), um sich von einer autochthon ukrainischen lutherischen Kirche mit völlig anderer Tradition (Sitz: Ternopol') abzugrenzen. – Abgesehen von der Kiever Katharinenkirche konnte die DELKU im Umfeld von Odessa nach aufwendigen Rekonstruk-

<sup>56</sup> Stricker, In heikler Mission (wie Anm. 54), S. 16.

<sup>57</sup> Persönliche Mitteilung von Dr. Viktor Elenskij, Kiev.

<sup>58</sup> Religioznaja Odessa (wie Anm. 51), S. 52-55.

tionen einige frühere Gotteshäuser wieder in Gebrauch nehmen: in Zmiivka/Schlangendorf (bei Cherson), in Dnepropetrovsk, in Nikolaev (in Petrodolinskoe/Peterstal bei Berislav wurde ein kleines Bethaus gebaut). Vor Bauprojekten stehen die Gemeinden in Lemberg, Char'kov, Vinnica, Saporoz'je, Berdjansk, Doneck und Krivoj Rog.<sup>59</sup>

Aus der 1989 gegründeten Filiale der deutschen Gesellschaft „Wiedergeburt“ in Odessa ist die dortige lutherische Gemeinde hervorgegangen. Wie ihr erster Pastor, Viktor Gräfenstein, sind viele der Gemeindeglieder erst nach dem Zerfall der Sowjetunion aus Kazachstan hinzugezogen. Mehr als zehn Jahre musste die Gemeinde für ihre Aktivitäten fremde Räumlichkeiten anmieten. Nach langen Bemühungen erhielt sie schließlich von der Stadt das einstige Altersheim der Gemeinde zurück, das auf dem Kirchengrund direkt neben der Ruine der Pauli-Kirche steht. Im Jahre 2000 begannen die Sanierungsarbeiten, finanziert vor allem von der Evangelisch-Lutherischen Kirche und dem Diakonischen Werk in Bayern sowie vom Freistaat Bayern. Das „Haus der Kirche St. Paul“, wie das frühere Altersheim nun heißt, beherbergt außer dem Gottesdienstraum für 250 Personen das Zentrum der DELKU: Sitz des Bischofs und Leitung der Gesamtkirche, das Begegnungs- und Verwaltungszentrum der Odessaer Gemeinde, die z.Zt. etwa 350 getaufte Glieder zählt, und ihrer vier Filialgemeinden im Gebiet. Außer den Wohnungen für Bischof und Gemeindepfarrer bietet das „Haus der Kirche St. Paul“ zudem Räume für Bibliothek und Konferenzen sowie Übernachtungsmöglichkeiten für 40 Personen. Nun können Synoden, Tagungen und Seminare zur Heranbildung des Predigernachwuchses im Haus der Kirche stattfinden; Religions- und Konfirmandenunterricht sowie weitere Gemeindeaktivitäten haben nun einen würdigen Rahmen. Bemerkenswert ist die Vielzahl der diakonischen Aufgaben, denen sich die Kirche stellt.<sup>60</sup>

Als nächste Großaufgabe steht der Wiederaufbau der Ruine der Pauli-Kirche an, die Krieg und missbräuchliche Nutzung vergleichsweise gut überstanden hatte. Nachdem sie als Konzerthalle der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht werden sollte, ist sie kurz vor deren Einweihung 1976 durch einen Brandanschlag zerstört wor-

<sup>59</sup> Haus der Kirche St. Paul in Odessa. Odessa 2002 [Selbstdarstellung der Kirche], S. 31 f.

<sup>60</sup> Ebenda, S. 18-26. Mitteilungen von Bischof Dr. Edmund Ratz, Odessa, sowie eigener Augenschein.

den, sodass heute nur noch die Mauern stehen. Die komplizierten Probleme der künftigen Verwendung und der Finanzierung sind noch nicht gelöst.

Die einstige Kirche der Reformierten in Odessa, die sich 1842 von der lutherischen Gemeinde getrennt hatten, haben die Presbyterianer – die Reformierten in Amerika – erworben. Für 1,5 Mio. Dollar wurde die zuletzt als Puppentheater verwendete Kirche (Preobraženskaja ul./Ecke ul. Pastera [früher Chersonskaja], errichtet 1896) zu einem schönen Gotteshaus zurückgebaut.<sup>61</sup> Insgesamt beziffern die Presbyterianer die Zahl ihrer Gemeinden im Gebiet Odessa mit sieben, die Methodisten mit einer.

### *Neo-Protestanten*

Die größten Zuwachsraten haben seit der Perestrojka eindeutig die Neo-Protestanten, also Evangeliumschrsten-Baptisten, Adventisten, Pfingstler und Charismatiker.<sup>62</sup> Ihre Gemeinden (man rechnete im Jahre 2000 mit 7 000 in der Ukraine) sind allerdings vergleichsweise klein, die meisten zählen nur 60-70 Glieder. Die „Neo-Protestanten“ treten allmählich aus ihrer weltabgewandten Position heraus, überwinden ihre Ghetto-Mentalität und stellen sich den gegenwärtigen Problemen. Die Evangeliumschrsten-Baptisten haben im Gebiet Odessa 129 Gemeinden; die Pfingstler konnten 47, die Adventisten 44, die „Charismatiker“ 39 und die Zeugen Jehovas 21 Gemeinden aufbauen.<sup>63</sup>

In Odessa selbst verfügen allein die Evangeliumschrsten-Baptisten über 13 unterschiedlich große Gemeinden (Hauptgemeinde: Kartamyševskaja ul. 8); 1989 wurde hier auch ein theologisches Seminar dieser Kirche gegründet, das in einem vierjährigen Kurs dringend benötigte gut gebildete Pastoren ausbildet. Neben anderen Gruppierungen ist auch die evangelikale Bewegung „Das volle Evangelium“ mit vier Gemeinden und einem Rehabilitationszentrum für Alkoholiker und Drogenabhängige in Odessa vertreten.<sup>64</sup>

<sup>61</sup> Eigener Augenschein 3. Oktober 2003.

<sup>62</sup> Viktor Jelenski, Protestanten auf dem Vormarsch, in: G2W (2003), H. 4, S. 22-26.

<sup>63</sup> Persönliche Mitteilung von Dr. Viktor Elenskij, Kiev.

<sup>64</sup> Religioznaja Odessa (wie Anm. 51), S. 64 f.

*Jüdische Einrichtungen*

Der ukrainischen Volkszählung von 2002 zufolge sollen in Odessa heute unter 1,2 Mio. Odessiten mehr als 100 000 Juden leben. Andererseits beziffern Juden in Odessa die Zahl ihrer jüdischen Mitbürger derzeit (2003) mit 40 000. Jedenfalls liegt ihr Prozentsatz an der Gesamtbevölkerung Odessas heute höchstens bei 5-8%. Vor der Schoah hatte der jüdische Anteil an der Odessaer Gesamtbevölkerung immer ein Drittel ausgemacht. Von den 1938 ca. 180 000 Juden sind im Zuge des Holocaust 90 000 umgebracht worden, die übrigen konnten sich größtenteils durch Flucht der Vernichtung entziehen. Die Stadtbehörden von Odessa haben nach dem Zerfall der Sowjetunion zur Erinnerung an die Schoah ein Denkmal errichten lassen. Im Jahre 1959 war die Zahl der jüdischen Bürger der Stadt wieder auf 102 000 angewachsen (unter Einbeziehung der erheblichen Dunkelziffer rechnete man damals sogar mit 180 000 Juden, 14-15% der Bevölkerung). Die meisten von ihnen haben mit Religion und Judentum nichts im Sinn.

Unter Stalin gab es einen offenen, nach seinem Tod hingegen einen latenten Antisemitismus in der Sowjetunion. Auch gegenwärtig sprechen jüdische Bürger in Odessa von einem „kaum verhüllten“ Antisemitismus. „Niemand hier liebt die Juden. Schon in der Kinderkrippe spielt niemand mit jüdischen Kindern!“<sup>65</sup> Die alles Jüdische verächtlich machenden Witze seien nirgends so zynisch wie in Odessa. Hatten schon vor Gorbačev Zehntausende von Juden fast fluchtartig die Sowjetunion verlassen, gebremst nur durch die Behördenwillkür, so brachte der Zerfall der Sowjetunion das Ende jeglicher Restriktionen: Eine regelrechte jüdische Massenemigration setzte ein, die bis heute, kaum gebremst, weitergeht und deren Hauptziel nun Deutschland ist.

Während um das Jahr 1900 Odessa acht Synagogen, 28 Bethäuser, 22 Schulen, eine Talmud-Thora-Schule und 43 Cheders sowie ein jüdisches Krankenhaus beherbergte, gibt es 100 Jahre später in Odessa nur zwei bekannte Kultgemeinden – eine orthodoxe und eine der Lubawitscher Bewegung. Die orthodoxe Gemeinde kann die Hauptsynagoge in der Evrejskaja ul. 25, die in Sowjetzeiten als Sporthalle missbraucht worden war, seit September 1996 wieder nutzen. Man sammelt sich zum täglichen Gebet, am Sabbath kommen Hunderte zusammen, an hohen Feiertagen reisen Gläubige von fernher an.

---

<sup>65</sup> Sendung ARD/BR vom 22. Dezember 2002.

In dem zweistöckigen Gebäude befinden sich die Diensträume des Rabbiners (2003: Oberrabbiner Šlomo Vakšt) sowie die Verwaltung der Kultusgemeinde. In einem Nebengebäude hat sich die Gemeinde ein Kulturzentrum geschaffen – mit Bibliothek, Videothek usw., wo regelmäßig Seminare und Kurse zur jüdischen Geschichte und Kultur sowie Hebräisch-Kurse stattfinden. Die Wohltätigkeitseinrichtung „Or Sameach“ – „Licht der Freude“ – macht in diesem Gebäude eine Tageszeitung und Fernsehsendungen. In der Nähe der Synagoge befindet sich ein koscherer Laden.

Ein privates jüdisches Gymnasium der „Or Sameach“ konnte bereits 1994 mit 68 Knaben den Lehrbetrieb aufnehmen, ein Jahr später wurde eine Grundschule für Mädchen und Jungen ins Leben gerufen; dazu getrennte Mädchen- und Knaben-Internate für 85 Kinder; seit 1999 gibt es auch einen Kindergarten bei der Synagoge. Allein im Jahre 2001 haben mehr als 600 junge Menschen an diesen Einrichtungen partizipiert. Die Schule arbeitet nach dem allgemeinen ukrainischen Schulprogramm und bietet spezielle jüdische Schwerpunkte eher kulturellen denn religiösen Charakters an. – In den Ferien veranstaltet die Schule spezielle Ferienlager.<sup>66</sup>

Die Alte Synagoge (ul. Osipova 21), erbaut um 1900, diente den gläubigen Juden in der Sowjetzeit als Gotteshaus, obwohl auch dieses 1971 durch einen Brand(anschlag?) schwer beschädigt wurde. Die Gemeinde der „Chabat Lubavič“ hat die halbzerstörte Synagoge übernommen und sie seit 1996 völlig neu und modern wieder aufgebaut. Zur Synagoge gehört auch eine Beth Midrash (Bibliothek, Studier- und Vortragsraum). Der Gemeinde steht (2003) Rabbiner Avroom Wolf vor.<sup>67</sup>

Darüber hinaus gibt es eine staatlich anerkannte säkulare „Gesellschaft zur Pflege der jüdischen Kultur „Migdal““ (gegr. 1989) mit Schule, Kindergarten, Iwrith-Unterricht, Musik- und Theatergruppen und mit einem kleinen Museum. Heute erscheint auch wieder eine Zeitschrift in Jiddisch „Mameloschn“ („Das Jiddische“), die der Dichter Aleksandr Beiderman herausgibt. – Eine Wohlfahrtsorganisation „Gmilus Hesed“ deckt im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten das gesamte karitative Spektrum ab. Eine Städtische Jüdische Bibliothek steht Interessenten seit 1994 zur Verfügung; sie enthält Bücher in

<sup>66</sup> Angaben zur orthodoxen Gemeinde und zu „Or Sameach“ nach: Religioznaja Odessa (wie Anm. 51), S. 9 ff.

<sup>67</sup> Mitteilungen in diesem Abschnitt nach: <http://www.bh.org.il/Exhibitions/Odessa/communiti.asp>.

Hebräisch, Jiddisch, Ukrainisch, Russisch und Englisch. – Von den drei jüdischen Friedhöfen, die es in Odessa gab, ist noch einer in jüdischer Nutzung (die anderen wurden 1936 und 1972 zerstört). – Eine jüdische Frau kommentierte Ende 2002 die Situation folgendermaßen: „Von einer jüdischen Renaissance in Odessa kann noch keine Rede sein. Aber Ansätze einer Wiedergeburt sind zweifellos erkennbar.“<sup>68</sup>

Wenn man in Betracht zieht, dass über die geschilderten Gottesdienststätten hinaus solche der Altgläubigen, der Griechisch-Katholischen, der den Juden verwandten Karaiten, der Muslime, weiterer neo-protestantischer und neureligiöser Gruppierungen in Odessa beheimatet sind, ist die Feststellung gerechtfertigt, dass die Stadt auf dem besten Weg ist, wieder eine „religiöse Landschaft“ zu werden.

---

<sup>68</sup> Vgl. ebenda.

1000

1000

1000

1000

1000



## **St. Petersburg an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert: Ethnische Probleme einer Großstadt**

von Natalija V. Juchneva

Es gab drei Gründe dafür, dass sich St. Petersburg zu einer Stadt mit polyethnischer Bevölkerungszusammensetzung entwickelte. Erstens war St. Petersburg im 18. Jahrhundert die Hauptstadt eines reformfreudigen und aufstrebenden Landes, zugleich aber auch Hafenstadt und bedeutendes Kulturzentrum, was sie auch für Ausländer attraktiv machte. Zweitens war St. Petersburg die Hauptstadt eines Vielvölkerstaates. Und drittens lag die neue Hauptstadt nicht mitten im ethnischen Gebiet des russischen Volkes wie etwa Moskau, sondern am Rande des Reiches, wo andere Völker in buntem Gemisch mit den Russen oder in unmittelbarer Nachbarschaft mit dem Staatsvolk lebten. Jeder dieser drei Gründe spielte zu unterschiedlichen Zeiten eine mehr oder weniger große Rolle.

St. Petersburg wurde in trotzigem Eigenwillen von Zar Peter I. auf dünn besiedeltem Territorium mit unterentwickelter beruflicher und sozialer Schichtung gegründet, sodass in der Gründungszeit hier Handwerker und Arbeiter mit dringend benötigten Berufen zwangsangesiedelt und Kaufleute sowie Adlige zur Niederlassung bewogen werden mussten. Besonders aber war man um die Gewinnung von Ausländern bemüht, und zwar von Fachleuten auf Gebieten, die in Russland nicht oder unterentwickelt waren. Da es in Russland in jener Zeit an gebildeten Menschen sehr mangelte und diese sich auch noch ablehnend gegenüber den von Peter I. eingeleiteten Reformen verhielten, Ausländer aber Bedenken hatten, in ein weit entferntes Land im Norden zu reisen, in eine Stadt, die keiner kannte und die noch nicht einmal aufgebaut war, lockte man Fachleute aus ganz Europa mit hohen Gehältern und verschiedenen Privilegien an. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelte sich St. Petersburg zu einer prachtvollen und wahrhaft kaiserlichen Hauptstadt, die eine magische Anziehungskraft auf Ausländer ausübte und diesbezüglich wohl nur noch von Paris übertroffen wurde; allerdings mit dem Unterschied, dass man in Paris auf sich allein gestellt war, wohingegen Ausländer in St. Petersburg dank der Protektion durch den Staat eine sehr privilegierte Stellung einnahmen. Zahlreiche Gelehrte und Architekten, Ingenieure und Musiker, die sich in ihrer Heimat nicht ihren

Fähigkeiten und Talenten entsprechend verwirklichen konnten, kamen vor allem aus Deutschland und Italien, damals Konglomerate aus unabhängigen und partiell unabhängigen Kleinstaaten, nach Russland. Ende des 18. Jahrhunderts fanden in St. Petersburg außerdem viele Revolutionsflüchtlinge aus Frankreich Unterschlupf. Die Einwohnerzahl von St. Petersburg lag damals bei ca. 74000 Personen, davon waren 6-8% Ausländer, die übrigen hauptsächlich Russen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Der Beitrag stützt sich auf folgende Arbeiten der Autorin: Peterburg – mnogonacional'naja stolica (Petersburg – die multiethnische Hauptstadt), in: Staryj Peterburg. Istoriko-ětnografičeskie issledovanija (Altes Petersburg. Historisch-ethnografische Forschungen). Leningrad 1982, S. 7-51; Belorusy v Peterburge. Analiz statističeskich dannych (Weißrussen in Petersburg. Auswertung statistischer Angaben), in: Izvestija AN BSSR. Serija obščestvennych nauk (Nachrichten der Akademie der Wissenschaften der Weißrussischen SSR. Serie Gesellschaftswissenschaften). Minsk 1983, Nr. 2, S. 85-89; O roli mnogonacional'nych gorodov Central'noj i Vostočnoj Evropy v integracionnych etničeskich processach (Zur Rolle der Vielvölkerstädte Zentral- und Osteuropas in den ethnischen Integrationsprozessen), in: U istokov formirovanij nacij v Central'noj i Jugo-Vostočnoj Evrope. Obščestvenno-kul'turnoe razvitie i genezis nacional'nogo samosoznanija (Anfänge der Nationsbildung in Zentral- und Südosteuropa. Gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung und Genese des nationalen Selbstbewusstseins). Moskva 1984, S. 17-28; Ėtničeskij sostav i etnosocial'naja struktura naselenija Peterburga. Vtoroja polovina XIX – načalo XX v. (Ethnische Zusammensetzung und Struktur der Bevölkerung Petersburgs. Zweite Hälfte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts). Leningrad 1984; Rol' Peterburga v nacional'nom razvitii latyšej i estoncev (Die Rolle Petersburgs in der nationalen Entwicklung der Letten und Esten), in: Problemy etničeskoi istorii baltov (Zur Frage nach der ethnischen Geschichte der Balten). Riga 1985, S. 159-163; Social'no-demografičeskaja charakteristika latyšskoj etničeskoi grupy v Peterburge vo vtoroj polovine XIX – načale XX v. (Soziale und demografische Charakteristik der lettischen ethnischen Gruppe in Petersburg in der zweiten Hälfte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts), in: Ebenda, S. 163-166; Peterburg kak centr nacional'no-kul'turnych dviženij narodov Rossii (Petersburg als Zentrum der nationalen und kulturellen Bewegungen der Völker Russlands), in: Ėtnografija Peterburga-Leningrada (Ethnografie Petersburgs-Leningrads). Lfg. 1, S. 3-11; Evrei Peterburga v period reform 1860-ch godov: social'no-demografičeskaja charakteristika (Die Juden Petersburgs während der Reformen der 1860er Jahre: soziale und demografische Charakteristik), in: Peterburg i gubernija. Istoriko-ětnografičeskie issledovanija (Die Stadt und das Gouvernement Petersburg. Historisch-ethnografische Forschungen). Leningrad 1989, S. 81-112; Nemcy v Peterburge vo vtoroj polovine XIX – načale XX v. (Deutsche in Petersburg in der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts), in: Ėtnokontaktnye zony v Evropejskoj časti SSSR (Ethnische Kontaktzonen im europäischen Teil der UdSSR). Moskva 1989, S. 85-96; My živem na odnoj zemle: naselenie Sankt Peterburga i Leningradskoj oblasti (Wir leben auf demselben Stück Heimat Erde: die Bevölkerung St. Petersburgs und des Leningrader Gebiets). Leningrad 1992, S. 16-60 (hier das Kapitel „Peterburg-Leningrad – mnogonacional'nyj gorod“ [„Petersburg-Leningrad als multiethnische Stadt“]); Latyšy v Peterburge (vtoroja polovina XIX – načalo XX v.). Statističeskij očerk (Letten in Petersburg [zweite Hälfte des 19. bis Anfang des 20. Jahrhunderts]). Statistischer Abriss), in: Ėtnografija Peterburga-Leningrada (Ethnografie Petersburg-

Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ging der Ausländeranteil an der Gesamtbevölkerung der Stadt kontinuierlich zurück (1869 – 3,1%, 1910 – 1,2%), obwohl die absolute Zahl relativ stabil blieb (21 000–26 000). Allerdings stieg in dieser Zeit die Einwohnerzahl St. Petersburgs insgesamt rasch an: 1869 – 667 000 Einwohner, 1890 – 954 000 Einwohner und 1910 – 1 906 000 Einwohner, wobei die Zahl nichtrussischer Staatsangehöriger des Reiches anteilmäßig zunahm. An der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert stellten sie bereits den deutlich größeren Teil der nichtrussischen St. Petersburger Bevölkerung.

Das Einzugsgebiet St. Petersburgs, d.h. das Territorium, aus dem die Zuwanderung nach St. Petersburg erfolgte, war das größte in ganz Russland, deutlich größer als das von Moskau, und umfasste neben vielen russischen auch nichtrussische Gouvernements. St. Petersburg übertraf Moskau nicht nur in der Ausdehnung des Gebiets, sondern auch in der Anziehungskraft, die es ausübte. Die Anziehungskraft lässt sich am prozentualen Anteil der Migranten nach St. Petersburg aus den verschiedenen Gouvernements ablesen. Bei gleichen Entfernungen zu St. Petersburg war die Anziehungskraft der Hauptstadt in den russischen Gouvernements am größten. An zweiter Stelle lagen die weißrussischen Gouvernements und an dritter die baltischen. An vierter Stelle folgten, allerdings mit großem Abstand, die finnischen Gouvernements. In den meisten Gouvernements war die Migrations-

---

Leningrads). Lfg. 3, S. 33-49; Švedy v mnogonacional'nom Peterburge (Schweden im multiethnischen Petersburg), in: Švedy na beregach Nevy (Schweden an den Ufern der Neva). Stokgol'm 1999, S. 110-113; Nemcy v mnogonacional'nom Peterburge (Deutsche im multiethnischen Petersburg), in: Nemcy v Rossii: ljudu i sud'by (Deutsche in Russland. Menschen und Schicksale). S.-Peterburg 1998, S. 56-68; Meždu tradicionalizmom i assimiljaciej (o fenomene russkogo evrejstva) (Zwischen Traditionalismus und Assimilation [zum Phänomen des russischen Judentums]), in: Diaspory (1999), Nr. 1, S. 160-178; Finny v ctolice Rossijskoj imperii (Finnen in der Hauptstadt des Russischen Reiches), in: Istorija Peterburga (2001), Nr. 3, S. 47-53; Ukraincy i belorusy v starom Peterburge (Ukrainer und Weißrussen im alten Petersburg), in: Ebenda (2002), Nr. 3 (7), S. 65-70; Mnogonacional'nyj Peterburg. Istorija. Religii. Narody (Multiethnisches Petersburg, Geschichte. Religionen. Völker). S.-Peterburg 2002, S. 9-160 (Abschnitt „Istorija“ [„Geschichte“]); Die Migrationsbewegungen nach St. Petersburg und ihre ethnischen Strukturen am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Bildungsgeschichte, Bevölkerungsgeschichte, Gesellschaftsgeschichte in den böhmischen Ländern und in Europa. Wien/München 1988 (Schriftenreihe des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts), S. 350-369; Die Deutschen in St. Petersburg von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Die Deutschen in der UdSSR in Geschichte und Gegenwart. Baden-Baden 1990, S. 83-97; Die Deutschen in einer polyethnischen Stadt. St. Petersburg vom Beginn des 18. Jahrhunderts bis 1914, in: Nordost-Archiv N.F. III (1994), H. 1, S. 7-27.

bereitschaft der städtischen Bevölkerung größer als die der Bauern. Am geringsten waren dabei die Unterschiede zwischen den russischen Stadtbewohnern und den russischen Bauern, etwas größer zwischen weißrussischen Bauern und der multiethnischen Stadtbevölkerung in den weißrussischen Gouvernements. Eine besonders große Divergenz wiesen die Zuwanderer aus den baltischen Gouvernements auf. Das lag daran, dass die estnischen, lettischen und litauischen Bauern zwei psychologische Barrieren überwinden mussten: den Übergang von der ländlichen zur städtischen Lebensweise und den Wechsel in ein anderssprachiges Milieu.

### **Ethnische Struktur der Bevölkerung**

Im letzten Drittel des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts lag der Anteil der Russen an der Gesamtbevölkerung St. Petersburgs konstant bei 82-83%. Verschiebungen gab es zwischen den einzelnen ethnischen Gruppen innerhalb der nichtrussischen Bevölkerung. 1869 bildeten die Deutschen (In- und Ausländer) die größte nichtrussische Gruppe (45600 Personen bzw. 6,8% der Bevölkerung), gefolgt von den Finnen (18000 Personen/2,7%), den Polen (14400 Personen/2,2%) und den Juden (6700 Personen/1,0%).

Zum Jahre 1890 waren die Polen an die zweite Stelle gerückt, die Zahl der Weißrussen und Esten war angewachsen, die der Juden hatte hingegen abgenommen. Die drei letztgenannten Gruppen waren zu diesem Zeitpunkt zahlenmäßig etwa gleich stark (ca. 10000-15000 Personen) in der Petersburger Bevölkerung verankert. Zu größeren Verschiebungen in der Zusammensetzung der nichtrussischen Bevölkerung kam es in den 1890er und 1900er Jahren, als insbesondere die Zahl der Weißrussen und Polen stark anstieg. Diese bildeten 1910 mit ca. 70000 Weißrussen (3,7% der Bevölkerung) und rund 65000 Polen (3,4% der Bevölkerung) die zwei größten nichtrussischen Gruppen. Die Deutschen blieben mit 47400 Personen (2,5% der Bevölkerung) weit zurück, und die Juden hatten sich zahlenmäßig den Deutschen angenähert (35000 Personen bzw. 1,8%). Die Zahl der Esten, Ukrainer und Letten war angestiegen, die der Finnen hatte abgenommen. Damit waren die vier letztgenannten Gruppen etwa gleich groß: 17000-23000 Personen. Hatten 1869 nur vier Gruppen (Deutsche, Finnen, Polen und Juden) einen Bevölkerungsanteil von mehr als 1%, so waren es 1910 mit dem zahlenmäßigen Aufstieg der Weißrussen, Esten und Letten bereits sieben. Daneben veränderte sich auch deut-

lich das zahlenmäßige Verhältnis der einzelnen ethnischen Gruppen zueinander. Überwog zunächst die deutsch-finnische Komponente, war es später die slawische. Deutlich war auch der Anteil der russischsprachigen, wenn auch nicht-russischen Bevölkerung angewachsen – in erster Linie durch Weißrussen, Ukrainer und Juden, weniger durch andere ethnische Gruppen. Die russischsprachigen Petersburger und slawischen Gruppen, die im Jahre 1869 lediglich 16% der nicht-russischen Hauptstadtbewohner ausmachten, stellten 1910 bereits 55% aller nicht-russischen Einwohner der Neva-Metropole. Der Anteil der Deutschen, Finnen und Schweden an der nicht-russischen Bevölkerung ging im selben Zeitraum von 62 auf nur 21% zurück.

### **Ethnisch-soziale Struktur der Bevölkerung**

Deutliche Unterschiede wiesen die in St. Petersburg lebenden ethnischen Gruppen hinsichtlich ihrer sozialen und beruflichen Struktur auf. Ein Grund dafür war die spezifische soziale Entwicklung und Schichtung innerhalb der einzelnen Völker. Da es bei den Letten und Esten keinen Adelstand gab, finden wir natürlich auch in St. Petersburg keine Adligen dieser beiden Nationalitäten vor. Aber auch alternative Migrationsmöglichkeiten spielten hier eine Rolle. So kamen deutlich weniger ukrainische als weißrussische Bauern nach St. Petersburg; einmal auf Grund der größeren geografischen Entfernung, aber auch wegen der andersgearteten sozialen und demografischen Situation in den ukrainischen Dörfern. Außerdem hatte die überschüssige Landbevölkerung der Ukraine noch die Möglichkeit, auf landwirtschaftlichen Gütern in Neurussland und im Kohlenbergbau des Donecker Kohlebeckens Arbeit zu finden. Die soziale und berufliche Struktur der Petersburger Juden hingegen wurde von verwaltungsrechtlichen Beschränkungen bestimmt. Schließlich ist zu berücksichtigen, dass die Migration nach St. Petersburg zunächst von den oberen sozialen Schichten der jeweiligen Nationalitäten eingeleitet wurde und erst später auch die unteren Schichten erfasste. So gehörten Mitte des 19. Jahrhunderts fast alle in St. Petersburg lebenden Polen dem Adelstand an, wohingegen die Zuwanderung polnischer Bauern erst Ende des Jahrhunderts einsetzte.

Die größte Gruppe der Petersburger Bevölkerung – und das waren die Beschäftigten im Dienstleistungsgewerbe – bestand 1869 hauptsächlich aus Russen, die in den einzelnen Berufszweigen einen Anteil von 84-96% stellten und damit über ihrem prozentualen Anteil in der

Petersburger Bevölkerung lagen. Die Fabrikarbeiter, die sich aus Textilarbeitern und Arbeitern anderer Betriebe zusammensetzten, stammten hauptsächlich aus der russischen Bevölkerung, die als Bauern nach Petersburg gekommen waren. Die meisten Nichtrussen dagegen gab es bei den Metallarbeitern, vor allem in den staatlichen Betrieben. Hier lag der Anteil der Russen lediglich bei 73%, also deutlich unter dem Schnitt in der Gesamtbevölkerung. Bei den Handwerkern hatten die Russen, wie in der Gesamtbevölkerung, einen Anteil von 82%, wobei es Unterschiede in den einzelnen Gewerken gab. Die vorzugsweise von ehemaligen Bauern getragenen Gewerbebezweige waren eine Domäne der Russen. In einigen anspruchsvollen Berufen dagegen, die eine hohe Qualifikation voraussetzten, lag der Anteil der Russen unter 50%. Hier dominierten hauptsächlich Ausländer, z.B. Schweden, Deutsche und Franzosen, deren Anteil zum Ende des 19. Jahrhunderts allerdings zurückging, während der Anteil von Russen, Polen, Juden und Esten stetig anstieg. Intellektuelle, Staatsbedienstete, Verwaltungsangestellte und andere privilegierte Gruppen waren in ethnischer Hinsicht äußerst heterogen. Die höchsten Ämter im Staat waren in der Regel jedoch mit Russen besetzt. Je niedriger der Rang der einen oder anderen Gruppe von Staatsbediensteten war, desto mehr Nichtrussen waren hier vertreten. Allerdings waren es, im krassen Gegensatz zum 18. Jahrhundert, nicht mehr Ausländer. Im Dienst bei Privatpersonen dagegen gab es recht viele Nichtrussen, darunter auch Ausländer. Besonders groß war der Anteil von Nichtrussen insgesamt und speziell von Ausländern bei den Lehrern, vor allem wegen der Vielzahl der Fremdsprachenlehrer, und bei den Ingenieuren, weil die technische Ausbildung in Russland noch nicht so weit gediehen war. Allerdings griff Ende des 19. Jahrhunderts die allgemeine Tendenz auch auf diesen Bereich über: Der Anteil der Deutschen, Franzosen und Engländer ging zugunsten der Russen und Polen zurück.

### Ethnische Topografie

Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts waren die einzelnen ethnischen Gruppen über ganz St. Petersburg verstreut, wenngleich ihre Verteilung in ethnischer Hinsicht nicht völlig neutral war. So waren Vertreter einer Nationalität, auch wenn sie in einer fremdsprachigen Umgebung lebten, in manchen Stadtteilen anteilmäßig deutlich stärker vertreten als im gesamten Stadtgebiet. Das ethnische Bild eines Stadtteils wurde von der ethnischen Struktur der einzelnen sozialen

Gruppen bestimmt, die in diesem Stadtteil dominierten. Eine weitaus gewichtigere Rolle bei der Verteilung der Bevölkerung auf die jeweiligen Stadtteile spielte der soziale Faktor. Der mehr oder weniger homogene russische Charakter der Randgebiete ist auf die vorherrschende Stellung der Russen unter den Fabrikarbeitern zurückzuführen. Der relativ hohe Anteil von Nichtrussen unter den Handwerkern wirkte sich entsprechend auf die ethnische Struktur des Gewerbegebiets von St. Petersburg aus. Die ethnische Struktur der Bevölkerung im aristokratischen Stadtzentrum wurde von der großen Zahl der Bediensteten, zumeist Russen, und dem hohen Ausländeranteil, Hauslehrer und Händler, die sich am Bedarf der Aristokraten orientierten, bestimmt. In einigen Fällen lässt sich aber auch zeigen, dass die ethnische Topografie nicht nur soziale Gründe hatte. So teilte sich das Handels- und Gewerbegebiet in einen überwiegend nichtrussischen Teil südlich des Kazaner Doms und einen fast ausschließlich russischen Teil rund um die Sadovaja ulica (Gartenstraße). Das lag daran, dass in der Sadovaja ulica alle größeren Märkte der Hauptstadt lagen, um die herum sich die Bauern konzentrierten. Ähnlich lässt sich auch die Verteilung der russischen und ausländischen Kaufleute erklären. Die Ausländer waren im Außenhandel aktiv und lebten daher im Westteil der Stadt, in der Nähe des Hafens. Die russischen Kaufleute, die vom Binnenhandel lebten, bevorzugten die Gegend am Moskauer Bahnhof, der St. Petersburg mit Zentralrussland verband. Aber auch das Bestreben der Menschen einer Nationalität, möglichst nahe beieinander zu bleiben, spielte eine Rolle, allerdings nur innerhalb der eigenen sozialen Schicht. Insbesondere Franzosen, Engländer und Juden, aber auch Tataren, Finnen und Schweden ließen sich bei der Ansiedlung vorwiegend von ethnischen Aspekten leiten. Die Neigung zu besonders kompakter Ansiedlung lässt sich bei ausländischen Staatsbürgern (Franzosen, Engländern und Schweden), den so genannten „halben Ausländern“ (Finnen und Schweden aus dem autonomen Finnland) und bei Volksgruppen erkennen, deren Religion von der der Masse der Bevölkerung abwich (Juden und Tataren).

## **Gemeindeleben und Bewahrung der ethnischen Identität**

### *Deutsche*

Für die Petersburger Deutschen bildeten die jeweiligen Kirchengemeinden den Mittelpunkt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gehörten 90% von ihnen der evangelisch-lutherischen Kirche an. In St. Petersburg gab es seit dem 18. Jahrhundert drei evangelische Gemeinden: die St. Petri-Gemeinde am Nevskij-Prospekt, die St. Katharinen-Gemeinde am Bolšoj-Prospekt auf der Vasil'evskij-Insel und die St. Annen-Gemeinde in der Kiročnaja ulica, deren Name sich übrigens von „Kirche“ ableiten lässt. Neben den Lutheranern gab es in St. Petersburg eine kleine Zahl Deutscher, die zur reformierten oder zur katholischen Kirche gehörten, ja sogar orthodoxe Deutsche, deren „Deutschtum“ aber sowohl von Deutschen als auch Russen sehr in Frage gestellt wurde. Die Reformierten besuchten noch lange Zeit Kirchen, die von mehreren ethnischen Gruppen genutzt wurden. Die Katholiken gingen in die „polnischen“ Kirchen, in denen der Gottesdienst in Latein abgehalten wurde. Eine eigene deutsche reformierte Gemeinde wurde Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet, eine katholische erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Die Zugehörigkeit zur evangelisch-lutherischen Kirche bildete die Basis für die ethnische Identität der meisten Deutschen. Die Worte „Lutheraner“ und „Deutscher“ wurden synonym gebraucht. Daher schrieb ein lutherischer Pastor auch folgendes: „[Hier halten sich] viele ganz russifizierte Deutsche immer noch für Germanen, bloß weil sie aus Gewohnheit und Trägheit die lutherische Kirche noch nicht verlassen haben, obgleich sie die Sprache, in der dort gepredigt wird, nicht mehr verstehen!“<sup>2</sup> Daneben zog es aber auch Menschen zur Kirche, die sich in Russland nicht richtig eingelebt hatten. Hierzu ein weiteres pastorales Zeugnis: „Auch wer in der alten Heimat der Kirche vielleicht kühl gegenübergestanden, tritt hier in der Fremde der evangelischen Kirche bald auch von Herzen näher. Sie ist ihm, wenn das Heimweh kommt, ein wohltuendes, tröstliches Stück vaterländischen Bodens.“<sup>3</sup> Alle nichtorthodoxen Christen hatten im 18. Jahrhundert noch gemeinsame Friedhöfe. Ende des 19. Jahrhunderts wurden zwei davon, der Smolenskij- (Smolenskoe kladbišče) und der Volkovskij-Friedhof (Volkovskoe kladbišče), lutherisch, also deutsch. Die Katholiken hatten ihren eigenen, den römisch-katholischen Vyborgskij-Friedhof (Vyborgskoe kladbišče).

Die deutschen Kirchengemeinden unterhielten auch Schulen. Die bedeutendste war die Schule bei der Petrikirche, die so genannte Petrischule. 1910 war dies bereits ein Komplex aus fünf Lehranstalten.

<sup>2</sup> Margarete Busch, *Deutsche in St. Petersburg 1865–1914. Identität und Integration*. Essen 1995, S. 121.

<sup>3</sup> Ebenda, S. 120.



Dazu gehörten Grundschulen für Knaben und Mädchen, ein Gymnasium, eine Realschule mit einer Handelssektion und eine Höhere Mädchenschule, die einem Gymnasium entsprach. In diesen Schulen gab es insgesamt etwa 1 600 Schüler; aber nicht nur Deutsche, sondern auch Russen und damit nicht nur Lutheraner, sondern auch Orthodoxe.

Ende des 19. Jahrhunderts entstanden in St. Petersburg deutsche Privatschulen. Die bekannteste war die Schule, die K.I. May gegründet hatte und viele Jahre als Direktor leitete. Ende des 19. Jahrhunderts wurden die Schulen in ihren Rechten einem staatlichen Gymnasium gleichgestellt. Die Folge war, dass fortan in Russisch gelehrt wurde. Gemäß einem Sondererlass des Zaren konnten allerdings allgemeine Geschichte und Geografie, Altgriechisch und Latein weiterhin in Deutsch unterrichtet werden. Seit dieser Zeit erfreute sich das May-Gymnasium nicht nur bei Deutschen großer Beliebtheit.

Unter den weltlichen deutschen Institutionen gab es zahlreiche Gesellschaften und Vereine, die wie Klubs organisiert waren. 1772 wurde in St. Petersburg die erste Deutsche Gesellschaft gegründet,<sup>4</sup> in der sich Vertreter der Ober- und Mittelschicht organisierten. Das Aufnahmekriterium war aber nicht die Nationalität, sondern die Standeszugehörigkeit. Ende des 19. Jahrhunderts war die Zahl der eingeschriebenen Russen sogar höher als die der Deutschen. Organisationen für die unteren Schichten gab es erst ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Deutsch geprägt war z.B. der Handwerker- und Gesellenverein „Palme“. Zunächst als Herberge für Handwerksgehlen gedacht, sprengte der Verein bald diesen Rahmen, und es kam zu zahlreichen Neugründungen, darunter auch solchen, die ausschließlich Bildungszwecke verfolgten.

Typisch für die Deutschen war ihr Hang zum Musizieren. Sorgfältig gepflegt wurde auch Hausmusik. Eine wichtige Rolle spielten Musikvereine, einer besonderen Beliebtheit erfreuten sich jedoch Gesangsvereine. In St. Petersburg gab es auch immer deutschsprachige Bühnen. Das Kaiserliche Deutsche Theater existierte vom Ende des 18. Jahrhunderts bis 1909.

Eine bemerkenswerte Entwicklung erlebte auch die deutschsprachige Presse in St. Petersburg. Besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl deutscher Zeitungen und Zeitschriften.

<sup>4</sup> Es gab später auch noch die St. Petersburger Deutsche Gesellschaft vom Jahre 1801. Allerdings konnte bislang nicht festgestellt werden, ob beide Gesellschaften wenigstens eine kurze Zeit parallel bestanden haben und dann in der Nachfolgeorganisation aufgegangen sind, oder ob die erste noch vor der Gründung der zweiten aufgelöst wurde.

Die wichtigsten Zeitungen dabei waren die „St. Petersburger Zeitung“ (eher für gebildete Kreise) und der „St. Petersburger Herold“ (für die Mittelschicht).

### *Polen*

Nach der Niederschlagung des polnischen Aufstandes von 1863 wurde alles, was an Polen erinnern konnte, aus dem offiziellen Sprachgebrauch verdrängt. Was früher das Königreich Polen war, hieß nun Weichsel-Gebiet (Privislenskij kraj). Für die polnische Sprache fand sich im amtlichen Schriftverkehr kein Platz mehr. An den Mittel- und Hochschulen, später auch an den Grundschulen, wurde der Übergang zur russischen Sprache verordnet. Doch gerade um diese Zeit nahm die Zahl der Polen in St. Petersburg rasch zu. An der russischsprachigen Warschauer Universität wollte niemand wegen des recht niedrigen Unterrichtsniveaus studieren. Man besuchte lieber österreichische Universitäten wie Lemberg/L'vov oder russische wie Kiev und St. Petersburg. Je mehr Absolventen von Gymnasien kamen, an denen auf Russisch unterrichtet wurde, desto stärker wurde die Anziehungskraft der Petersburger Universität. Viele Polen ließen sich nach ihrem Studium endgültig in der Hauptstadt nieder, wo ihnen eine zivile oder militärische Karriere offen stand oder sie gute Aussichten für eine Dienststelle bei Privatpersonen hatten.

In der polnischen Kultur St. Petersburgs zeichnen sich seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts zwei Richtungen ab: die klerikale und die revolutionär-demokratische. Nach der Verlegung der Römisch-Katholischen Geistlichen Akademie von Wilna nach St. Petersburg (1842) entwickelte sich die russische Hauptstadt zum Zentrum des Katholizismus im Reich. Die Akademie war zunächst dem Departement für geistliche Angelegenheiten unterstellt, wurde später in das Erzbistum Mogilev eingegliedert, zu dem die katholischen Bistümer des Reiches mit Ausnahme der polnischen Gebiete gehörten. Trotzdem blieben die engen Beziehungen zwischen der Leitung der Akademie und dem Departement für geistliche Angelegenheiten zunächst weiter bestehen, was dem Ansehen der Akademie in patriotisch gesinnten polnischen Kreisen eher abträglich war. Nach der Niederschlagung des polnischen Aufstandes von 1863 blieb die Petersburger Akademie die einzige im Reich, weil die Warschauer geschlossen wurden. Dadurch kam ihre Rolle zwar stärker zur Geltung, schwächte aber zugleich ihr Ansehen in Polen und in Rom. Die eigentliche

Bedeutung der Akademie kam erst Ende des 19. Jahrhunderts zum Tragen. Die Qualität des Unterrichts war gestiegen, die Unterordnung unter den Staat hatte nachgelassen, die starken nationalen Emotionen wegen der Niederschlagung des Aufstandes hatten sich gelegt. Neben der Akademie gab es in St. Petersburg auch eine mittlere geistliche Lehranstalt, das Katholische Seminar.

Die ethnische Identität der Polen in St. Petersburg definierte sich hauptsächlich über deren konfessionelle Zugehörigkeit.

Die Hauptkirche der Petersburger Polen war die St. Katharinen-Kirche am Nevskij-Prospekt. Sie war im 18. Jahrhundert erbaut und geweiht worden, als es in St. Petersburg noch keine Polen gab, und diente verschiedenen Nationalitäten. Sie wurde auch noch Anfang des 20. Jahrhunderts von Polen, Litauern und Letten genutzt, während Ausländer (Franzosen und Deutsche) zu diesem Zeitpunkt eigene Gemeinden unterhielten. Die St. Katharinen-Kirche war den Polen dennoch ein nationales Heiligtum, weil hier 1798 der letzte polnische König Stanislaus II. August beigesetzt wurde.

Die 1825 geweihte St. Stanislaus-Kirche war hingegen von Anfang an eine „rein polnische“ Kirche und stand in dem von Polen als Wohnsitz bevorzugten Stadtteil Kolomna. Als zu Beginn des 20. Jahrhunderts immer mehr Polen in die Arbeiterbezirke am Rande der Stadt kamen, entstanden auch hier katholische Kirchen: hinter dem unweit der Neva gelegenen Kontrollpunkt (Nevskaja zastava) in der Schlüsselburger Straße (Šlüssel'burgskij trakt), im Vyborger Stadtteil (Vyborgskaja storona) und auch im Süden, in der Nähe der Putilov-Werke, wo es sowohl in der Verwaltung als auch in der Arbeiterschaft zahlreiche Polen gab.

Die polnische national-patriotische und auch die revolutionär-demokratische Kultur wurde vor allem von der Studentenschaft getragen. Die Studenten schlossen sich in Organisationen mit landsmannschaftlichem Charakter zusammen. Als zentraler Begegnungsort diente den polnischen Studenten der Petersburger Hochschulen die „Polnische Studentenküche“, die im Unterschied zu polnischen Landsmannschaften offiziell zugelassen war. Gegründet im Jahr 1869, existierte sie fast 50 Jahre. Hier versammelten sich außer Polen auch Weißrussen, Ukrainer und Litauer. Ende der 1880er Jahre wurde der „Polnische Jugendring von St. Petersburg“ („Koło polskoj młodości“) gegründet. Voraussetzung für die Aufnahme in diesen Verband war die Herkunft aus den westlichen Verwaltungsregionen und die Kenntnis der polnischen Sprache. Daher gehörten dem Jugendring neben Polen auch Litauer und Weißrussen an.

Nach der Revolution von 1905 kam es im kulturellen und gesellschaftlichen Leben der polnischen Kolonie zu einem merklichen Aufschwung. Einerseits war diese Tendenz darauf zurückzuführen, dass nach der Verabschiedung des Vereinsgesetzes im Jahr 1906 die Möglichkeiten zur legalen Betätigung zunahm, andererseits beruhte diese Zunahme auch auf der veränderten Zusammensetzung der Petersburger polnischen Kolonie, in der die Zahl nichtassimilierter Personen, die an polnischer Kultur interessiert waren, ständig zunahm. Unter der Schirmherrschaft der Katholischen Kirche wirkte der Verein „Oświata“ („Bildung“). Der Verein „Sokół“ („Falke“) war ein Sport- und Bildungsverein. Der Arbeiterklub „Promień“ („Strahl“) fühlte sich für die Kulturarbeit unter den Arbeitern der Putilov-Werke zuständig. Von großer Bedeutung für die gesamte polnische Kolonie war das Polnische Haus „Ognisko“ („Herd“), ein einzigartiges Kulturhaus, in dem hauptsächlich Intellektuelle und Vertreter der Mittelschicht zusammenkamen.

Zwischen den Revolutionen von 1905 und 1917 erfuhr auch die polnische Presse in St. Petersburg einen beachtlichen Aufschwung. Die Tageszeitung „Dziennik Peterburgski“ („St. Petersburger Tageblatt“) verstand sich als Presseorgan für alle Polen, die außerhalb ihrer Heimat lebten. Daneben gab es die Zeitungen „Głos“ („Die Stimme“) und „Głos Młodych“ („Stimme der Jugend“). Sprachrohr der polnischen Katholiken war der Kalender „Pod Znakiem Krzyża“ („Im Zeichen des Kreuzes“). Für sie war auch die Zeitung „Życie Kościelne“ („Kirchliches Leben“) bestimmt, die außerdem in russischer und lettischer Sprache erschien.

### *Finnen*

Das Gemeindeleben der Finnen spielte sich rund um die St. Marien-Kirche ab. Die Kirchengemeinde prägte auch das gesamte kulturelle Leben der Kolonie. Seit Ende des 18. Jahrhunderts gab es hier auch eine Sonntagsschule. Nach dem Anschluss Finnlands an Russland übernahm die russische Regierung die Finanzierung aller finnischen Grundschulen der Stadt und des Gouvernements St. Petersburg. 1863 wurde ein Lehrerseminar eröffnet, dessen Absolventen als Lehrkräfte in diesen Schulen eingesetzt wurden. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es allein in der russischen Hauptstadt zehn solcher Schulen, davon eine mit Gymnasialstatus, deren Lehrpläne den in Finnland geltenden Lehrplänen entsprachen. Nach Abschluss einer solchen Schule be-

stand die Möglichkeit, für drei weitere Jahre eine so genannte Höhere Schule zu besuchen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden die ersten finnischen Bibliotheken eingerichtet, deren Zahl in der Folge rasch zunahm. Es entstanden damals auch mehrere Vereine, etwa für praktizierte Alkoholabstinenz, ein Wohltätigkeitsverein, ein Damenverein, ein Sportverein und ein Turnverein. Sehr beliebt bei den Finnen war der Chorgesang. Ende des 19. Jahrhunderts wurde ein Gesangsverein und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein Musikverein gegründet.

Die finnische Kolonie gab ihre eigenen Zeitungen heraus. „Neva“ war sozialdemokratisch ausgerichtet, während „Inkeri“ nationale Ideen propagierte. Außerdem erschien regelmäßig der „Suomalainen kansan kalenteri“ („Kalender des finnischen Volkes in Russland“).

Die Finnen zeichneten sich durch starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und Heimatverbundenheit aus. In der Regel blieben sie aber nicht für immer in St. Petersburg, sondern nur für eine bestimmte Zeit. Die finnische Kolonie in St. Petersburg lebte sehr zurückgezogen, von Assimilation konnte keine Rede sein.

### *Letten und Esten*

Wie alle Lutheraner, waren auch Esten und Letten in Kirchengemeinden vereint. Viele gehörten allerdings deutschen Gemeinden an. Oftmals schlossen sich Esten aufgrund der Sprachverwandtschaft auch der finnischen Gemeinde an. In den 1840er Jahren bildeten Letten und Esten getrennte Gemeinden und bauten ihre eigenen Kirchen, die Wohltätigkeitseinrichtungen wie Armen- und Waisenhäuser sowie Schulen unterhielten. Orthodoxe Esten, die zunächst noch russische Kirchen besucht hatten, versammelten sich ab 1904 in ihrer eigenen Kirche. Die katholischen Letten (aus Lettgallen) gingen zum Gottesdienst in katholische Kirchen, vorwiegend in die St. Katharinen-Kirche, in deren Schule auf Russisch unterrichtet wurde. Doch nach ihrer Umwandlung in ein Gymnasium kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurde der Unterricht hier wahlweise in polnischer, litauischer und lettischer Sprache erteilt.

Die Petersburger Esten und Letten traten zunächst deutschen Vereinen wie der „Palme“ bei, von dem bereits die Rede war. In den Jahren 1878–1880 wurden dann u.a. jeweils ein estnischer und ein lettischer Wohltätigkeitsverein, der estnische Verein für Alkoholabstinenz, die lettische Musikgesellschaft und ein eigener Verein der Letten aus

Lettgallen gegründet. In all diesen Vereinen wurde Kultur- und Bildungsarbeit in der jeweiligen Muttersprache betrieben. 1885 erfolgte in St. Petersburg die Gründung einer Mittelschule mit estnischer Unterrichtssprache, die zu jener Zeit einmalig war, da es selbst in Estland keine Mittelschulen gab, in denen auf Estnisch unterrichtet wurde. Zwischen den Revolutionen zählte man in St. Petersburg sieben estnische Grundschulen, in denen jedoch auf Grund der Bestimmungen aus dem Jahre 1906 außer im Fach Estnisch in russischer Sprache unterrichtet wurde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erschienen die estnische Zeitung „Peterburi teataja“ („St. Petersburger Bote“) und die lettische „Peterburgas awises“ („St. Petersburger Zeitung“).

### *Juden*

Ein ständiges jüdisches Bethaus gab es in St. Petersburg seit den 1850er Jahren. Die Gemeinde bestand damals aus Soldaten und deren Familien. Während der Volkszählung von 1869 wurden in St. Petersburg u.a. vier Synagogen und drei Bethäuser ermittelt. Im selben Jahr wurde auch die Genehmigung für den Bau einer großen ständigen Synagoge erteilt. Bei der Wahl des Standortes musste darauf geachtet werden, dass keine christliche Kirche in der Nähe der Synagoge stand. 1893 wurde dann die große Synagoge mit 1200 Plätzen eröffnet.

Die Kinder begüterter und gebildeter jüdischer Familien besuchten die allgemeinen Schulen und Gymnasien, für den Religionsunterricht hatten sie Hauslehrer. Ab 1881 gab es an einigen Gymnasien jüdische Religion als Unterrichtsfach, 1905 bereits an 14 allgemeinen Gymnasien, außerdem an zwei deutschen lutherischen und einer reformierten Lehranstalt. Seit den 1860er Jahren unterhielten die Petersburger Juden zwei professionelle Schulen, an denen am Ende des Jahrhunderts nach Lehrplänen des Ministeriums für Volksbildung unterrichtet wurde. Die Jungen wurden hier mit dem Tischler- und Schlosserhandwerk vertraut gemacht und die Mädchen im Nähen unterwiesen.

### **Ethnische Prozesse**

Wir wollen hauptsächlich die zwei wichtigsten Fragen beantworten. Die erste Frage bezieht sich auf St. Petersburg insgesamt und lautet: Welche Veränderungen gab es im untersuchten Zeitraum im ethnischen Erscheinungsbild der russischen Hauptstadt (bei unveränder-

tem Anteil der Russen), in welche Richtung lief der Prozess, in Richtung einer homogeneren oder heterogeneren Zusammensetzung der Bevölkerung? Die zweite Frage betrifft die ethnischen Gruppen und lautet folgendermaßen: War St. Petersburg tatsächlich der Schmelztiegel, in dem die Vertreter nichtrussischer Nationalitäten, die zur Bevölkerung hinzu kamen, verändert und teils zu Russen, teils einfach zu St. Petersburgern wurden?

Bei der Beantwortung dieser Fragen ist Folgendes festzuhalten: Die ethnisch-soziale Struktur der Bevölkerung St. Petersburgs glich sich langsam, aber stetig aus. Man könnte das als eine Veränderung deuten, die auf eine stärkere Homogenisierung hinauslief. In Wirklichkeit aber war es nicht ganz so einfach und eindeutig, weil in den sich abspielenden ethnischen Prozessen gleichzeitig entgegengesetzt wirkende Faktoren zum Tragen kamen. Einerseits bewirkten sie einen Ausgleich der sozialen Struktur, andererseits vergrößerten sie die kulturellen und sprachlichen Unterschiede sowie die Differenzen in den Lebensverhältnissen. Das Ganze lief folgendermaßen ab: Die Unterschiede in der sozialen Struktur der verschiedenen Nationalitäten ergaben sich daraus, dass zu Beginn hauptsächlich obere Bevölkerungsschichten an der Migration beteiligt waren. Außerdem überwog die Migration nichtrussischer städtischer Bevölkerungsgruppen, während die nicht-russische Landbevölkerung von der Migration praktisch unberührt blieb, und das zu einer Zeit, als Wanderungen russischer Bauern in die Hauptstadt lange vor der Agrarreform von 1861 bereits zu einem Massenphänomen geworden waren. Daher hatten viele nichtrussische Gruppen anteilmäßig im Vergleich zu den Russen einen höheren sozialen Stand. Später weitete sich auch der Kreis nichtrussischer Migranten nach und nach aus. In allen Nationalitätengruppen tauchten Vertreter der Bauernschaft auf, die zahlenmäßig sehr schnell wuchs. Das Zusammenspiel all dieser Faktoren führte zu einem allmählichen Ausgleich der sozialen Struktur der Bevölkerung insgesamt. Allerdings waren diese neuen Migrantengruppen weit weniger geneigt, sich assimilieren zu lassen als die Migranten zuvor.

### **Assimilation**

Die einzelnen ethnischen Gruppen wiesen hinsichtlich ihrer Lage und der Verankerung in St. Petersburg beachtliche Unterschiede auf. Einige Ethnien bestanden hauptsächlich aus Zuwanderern, die für eine gewisse Zeit nach St. Petersburg kamen, um dann wieder in ihre

Heimat zurückzukehren. Für diese war eine ethnische Assimilation kein oder kaum ein Thema. Anders stellte sich für jene die Frage, die sich in der Hauptstadt für immer niederlassen wollten, wenn man bedenkt, dass es schon bei der Gewährleistung des Schulunterrichts in der jeweiligen Muttersprache beachtliche Unterschiede gab. Eine wichtige Rolle spielte die Intensität ethnisch orientierter Empfindungen. Dies förderte das nationale Selbstbewusstsein auch dann, wenn die anderen Umstände wenig dazu beitrugen. Wichtig war auch der Grad der kulturellen, sprachlichen und konfessionellen Nähe zu den Russen. Außerdem war die Größe der ethnischen Gruppe von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Daneben standen einige ethnische Gruppen nicht nur in einer besonderen Beziehung zu den Russen, sondern auch untereinander, wie Polen, Litauer und Weißrussen oder Letten und Deutsche, Esten und Deutsche, Esten und Finnen bzw. Finnen und Schweden.

Trotz aller Vielfalt der ethnischen Situationen war allen Nationalitäten eines gemeinsam: Sie alle lebten in einer russischen Stadt, alle mussten sich so oder anders an die besondere Lebensweise dort anpassen, Russisch lernen, kurzum, sich mehr oder weniger der Akkulturation unterwerfen. Der Anpassungsgrad war bei den einzelnen Ethnien recht unterschiedlich und reichte von geringfügigen kulturellen Entlehnungen und Zweisprachigkeit bis hin zur völligen sprachlichen Assimilation und Annahme des orthodoxen Glaubens. All diese Prozesse konnten bei einigen ethnischen Gruppen sogar nebeneinander ablaufen, d.h. ein Teil der Gruppe bewahrte seine Identität, seine Sprache und Kultur, ein anderer Teil unterlag sehr stark dem kulturellen Einfluss der Russen, ein dritter Teil war darüber hinaus bereits zweisprachig, ein vierter Teil bezeichnete Russisch als seine Muttersprache und ein fünfter Teil hatte seine ethnische Identität bereits verloren und war Teil der russischen Bevölkerung geworden. Daneben gab es aber auch Gruppen, die sich nur geringfügig einer Assimilation unterwarfen, etwa die Finnen und Tataren.

### *Deutsche*

Trotz eines vielfältigen deutschen kulturellen Lebens in der russischen Hauptstadt waren die Petersburger Deutschen von der Assimilation stark betroffen. Wenn ein Deutscher eine Frau orthodoxen Glaubens geheiratet hatte, wurden die Kinder aus dieser Ehe nach geltendem Recht in der russisch-orthodoxen Kirche getauft und mussten in die-



sem Glauben erzogen werden. Da die Zahl der Mischehen zunahm, entfremdete sich jede Generation den Traditionen ihrer deutschen Vorfahren. Letztendlich waren das russische Menschen, auch wenn in der männlichen Linie der deutsche Familienname erhalten blieb.

In den oberen Schichten war bei den Deutschen Zweisprachigkeit, Russisch und Deutsch, vorherrschend. Deutsche Kinder sprachen am Gymnasium oder zu Hause Russisch. Aber auch die deutsche Sprache hielt sich hartnäckig. Zu ihrem Erhalt trug das hohe Ansehen der deutschen Sprache in Russland bei. Sehr viele gebildete Russen beherrschten diese Sprache in Wort und Schrift oder dachten sogar in dieser Sprache. Im Wesen unterschied sich ein Deutscher aus höheren Kreisen kaum von vielen Russen desselben Standes, beide sprachen von Kindheit an zwei oder sogar drei Sprachen. Dazu kam, dass es kaum kulturelle Unterschiede oder Unterschiede in der Lebensweise gab. Das hohe Ansehen der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in St. Petersburg trug zwar zu deren Erhalt bei, gleichzeitig aber sank die Intensität nationaler Gefühle: Eine Abkehr von der deutschen Sprache war einerseits für das gesellschaftliche Fortkommen überhaupt nicht erforderlich, galt andererseits aber auch nicht als Verrat der – wie immer auch verstandenen – nationalen Interessen. All das führte dazu, dass der Prozess der sprachlichen Assimilation bei den Deutschen in den oberen und intellektuellen Schichten der St. Petersburger Gesellschaft wenn auch langsam, aber stetig voranschritt.

Bei den Handwerkern sah die Situation ganz anders aus. Sie bewegten sich hauptsächlich im eigenen ethnischen Umfeld. Wenn jemand auch zweisprachig war, so war sein Russisch in der Regel mangelhaft, weil es eben nach Gehör erlernt worden war und so auch gesprochen wurde. Insgesamt hielten die deutschen Handwerker an der althergebrachten Lebensweise fest und waren bestrebt, ihre kulturellen Besonderheiten zu bewahren.

Der Grad der Assimilation hing auch von der Konfession ab. Bei den Katholiken und Reformierten verliefen die Assimilationsprozesse intensiver. Hier spielte der gemischtnationale Charakter dieser Kirchen in St. Petersburg eine Rolle.

### *Polen*

Bei den Petersburger Polen schritt vor allem die sprachliche Assimilation schnell voran, weil es nach dem Willen der Regierung für sie keinen Schulunterricht in der Muttersprache gab. Teilweise ausge-

glichen wurden die Assimilationsprozesse aber durch die katholische Religion, die selbst Eheschließungen von Polen mit Christen anderer Konfessionen kaum zuließ. Als das größte Hindernis stand der Assimilation der Polen jedoch das sehr stark ausgeprägte nationale Selbstbewusstsein nach dem Verlust der Souveränität ihres Heimatlandes und der Niederschlagung des Aufstands von 1863 im Wege. Trotzdem gab es an der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert viele Polen, die mehr an der eigenen Karriere als am Schicksal ihrer Heimat interessiert waren und die mitunter gar das gesamte Russische Reich als ihre Heimat betrachteten.

### *Esten und Letten*

Die Petersburger Esten und Letten waren einem besonderen Assimilationsdruck ausgesetzt. Mit der Zeit glichen sie sich den Deutschen, später auch den Russen an. 1883 schrieb eine estnische Zeitung in der Hauptstadt über die Assimilation der Esten: „Russische Sprache und russischer Geist in der Schule. Russischer Glaube und russischer Gesang in der Kirche. Russische Speisen und russische Kleidung. Von Estland und seinem Volk wird die zweite oder dritte Generation schon nichts mehr wissen.“<sup>5</sup> Hier ist allerdings von der zukünftigen Assimilation die Rede. Als den nationalen Minderheiten Russlands im Jahre 1906 der Schulunterricht in russischer Sprache aufgezwungen wurde, schritt bei den Petersburger Esten und Letten der Assimilationsprozess noch schneller voran. In einem Büchlein, das 1910 vom Estnischen St. Petersburger Schulverein herausgegeben wurde, ist zu lesen: „Fragen wir einen St. Petersburger Esten nach seiner Herkunft, erhalten wir stets zur Antwort, dass er aus diesem oder jenem Ort seiner Heimat hierher gekommen ist. Die dritte Generation allerdings, die hier geboren und inmitten eines fremden Volkes aufgewachsen ist, legt Sprache und Sitten ihrer Eltern ab und geht zwischen den Fremden verloren. Nur der estnische Name zeugt bei denen, die noch einen haben, davon, dass die Vorfahren dieser deutschen oder russischen Familie einmal Esten waren.“<sup>6</sup>

<sup>5</sup> Eesti Postimees vom 25. September 1885.

<sup>6</sup> Peterburi Eesti Kooli selts, 1885–1910 (Die Petersburger Estnische Schulgesellschaft, 1885–1910). St. Petersburg 1910.

### *Juden*

Die St. Petersburger Juden hatten nur wenig gemeinsam mit ihren Landsleuten, die in den für sie ausgewiesenen Ansiedlungsgebieten des Russischen Reiches lebten. In der Hauptstadt gingen ihre traditionelle Kultur und die Sprache sehr schnell verloren. Die relativ schnelle Integration, der die fehlende nationale Gleichberechtigung und die religiösen Unterschiede zur Masse der Bevölkerung objektiv im Wege standen, lässt sich durch die innere Einstellung der meisten jüdischen Migranten erklären, die aktiv am neuen Leben teilhaben und mit dem traditionellen Umfeld brechen wollten. Der schnellste Weg zur Assimilation der Juden an die Russen war der freiwillige Übertritt zur Russisch-Orthodoxen Kirche. Auf die Taufen folgten in der Regel Mischehen, und zwei bis drei Generationen später trat dann die vollständige Assimilation ein. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war die Annahme des christlichen (orthodoxen oder lutherischen) Glaubens bei den St. Petersburger Juden recht verbreitet, was sich mit der indifferenten Haltung vieler Intellektueller zur Religion erklären lässt.

### **Die Assimilation in der Statistik**

Anhand beschreibender Quellen unterschiedlichster Art lassen sich Tempo und Intensität der Assimilation nur annähernd abschätzen. Im Folgenden werden die Ergebnisse einer Analyse statistischer Angaben aufgeführt. Leider ist das aufgrund der vorhandenen Quellen nur sehr fragmentarisch möglich.

### *Deutsche und Polen*

Zur Untersuchung der sprachlichen Assimilation werden mindestens zwei Angaben benötigt: die Muttersprache und die ethnische (nationale) Zugehörigkeit. Bei den Volkszählungen des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde aber nicht nach Nationalität, sondern nach Muttersprache und Konfession gefragt. Daher müssen wir uns mit einer indirekten Methode behelfen. Eine gewisse Vorstellung von der sprachlichen Assimilation bei Deutschen und Polen erhalten wir aus den Angaben über Protestanten und Katholiken, wobei für die Deutschen die Daten der früheren Volkszählungen am zuverlässigsten sind, weil ihr Anteil an den Protestanten zur damaligen Zeit am größ-

ten war, und für die Polen aus dem gleichen Grund die Daten der späteren Volkszählungen. Ein quantitativer Vergleich der Katholiken und Protestanten mit russischer Muttersprache in verschiedenen Jahren und unter Berücksichtigung der verschiedenen gesellschaftlichen Schichten zeigt, dass die Zahl der Assimilierten bei den Katholiken stets viel größer war.

Um nicht nur Zahlen über Protestanten und Katholiken, sondern konkret über Deutsche und Polen zu bekommen, ist eine so genannte Mikrountersuchung erforderlich. Diese ist allerdings nur anhand der Volkszählung von 1869 möglich. Damals stellten die Deutschen beispielsweise den größten Anteil unter den protestantischen Handwerkern: im Bäckerhandwerk 82% aller Protestanten mit nichtrussischer Muttersprache und im Fleischerhandwerk sogar 89%. Der Anteil der Bäcker, die zur russischen Sprache übergewechselt waren, lag bei 1,0%, während bei den Metzgern kein Sprachwechsel zu verzeichnen war. Ein Handwerk, in dem bei den Katholiken die Polen den überwiegenden Anteil stellten, gab es nicht. Wir können aber auf eine sehr kleine Nebengruppe zurückgreifen, auf Herrenschnneider (saisonal gemietet), bei denen die Polen einen Anteil von 76% aufwiesen. In dieser Untergruppe lag der Anteil der Katholiken mit russischer Muttersprache bei 14%. Auf ähnliche Weise lassen sich auch einige geistige Berufe analysieren. So waren die Protestanten unter den Lehrern an Hochschulen und mittleren Lehranstalten sowie unter den Angestellten in der Justizbehörde und im Justizministerium fast ausschließlich Deutsche und die Katholiken fast ausschließlich Polen. Der Anteil der Russischsprachigen bei den protestantischen, also deutschen, Lehrern liegt bei 7%, bei den katholischen, also polnischen, Lehrern bei 16,6%. Bei den Juristen liegen die Werte bei 33% bzw. 58%. Aus diesen Zahlen lassen sich nun folgende Schlussfolgerungen ziehen. Erstens war die sprachliche Assimilation der Polen im Jahre 1869 deutlich weiter fortgeschritten als bei den Deutschen, und zweitens ging die sprachliche Assimilation in den oberen und gebildeten Schichten wesentlich schneller voran als bei den Handwerkern, beispielsweise bei den deutschen.

### *Sprachliches Verhalten der Letten*

Anhand der Volkszählungsergebnisse und der Kirchenstatistik lässt sich annähernd die Zahl der deutsch- bzw. russischsprachigen Letten in St. Petersburg ermitteln sowie die Dynamik des sprachlichen

Verhaltens der Letten ableiten. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhöhte sich der Anteil derer, die Lettisch als ihre Muttersprache angaben, von zwei Drittel auf drei Viertel. Der Anteil der Deutschsprachigen sank von einem Drittel auf ein Fünftel. Um diese Zeit trat erstmalig eine kleine Anzahl von Letten in Erscheinung, die zur russischen Sprache übergewechselt waren. Diese Zahlen treffen zwar die allgemeine sprachliche Situation bei den Petersburger Letten, sagen aber wenig über das sprachliche Verhalten der einzelnen Gruppen und über die jeweiligen Richtungen in den sprachlichen Prozessen aus. Um dies festzustellen, müssen die Letten, die damals in der russischen Hauptstadt lebten, zumindest in zwei Gruppen unterteilt werden. In der ersten Gruppe war der Sprachwechsel zugunsten des Deutschen zu beobachten, in der zweiten hielt man an der eigenen Sprache fest. Die erste Gruppe bestand aus Letten, die aus Städten kamen und hauptsächlich Handwerker waren. Zur zweiten Gruppe gehörten Letten bäuerlicher Herkunft. In den 1860er Jahren zählte die erste Gruppe ca. 1200 Personen, von denen rund 80% deutschsprachig waren. Dieser hohe Anteil der deutschsprachigen Letten (trifft aber auch auf die zweisprachigen Letten zu) ist auf die Jahrhunderte lange Dominanz der deutschen Sprache und der deutschen Kultur in den Städten der baltischen Gouvernements zurückzuführen. In St. Petersburg angekommen, begannen viele von ihnen in deutschen Handwerksbetrieben zu arbeiten, traten deutschen Vereinen bei und besuchten deutsche Klubs. Der Sprachwechsel bei den Letten zugunsten des Deutschen wurde in St. Petersburg nicht nur nicht gestoppt, sondern verstärkte sich möglicherweise noch. Die zweite Gruppe mit etwa 1600 Personen bestand in den 1860er Jahren nur zu einem kleinen Teil aus Bauern, den größten Teil bildeten Soldaten mit ihren Familien, darunter auch Soldaten im Ruhestand (die Soldaten rekrutierten sich hauptsächlich aus der Bauernschaft), die nach ihrem Armeedienst ständigen Wohnsitz in der Hauptstadt genommen hatten. In dieser Gruppe war niemand, der zur deutschen, aber offensichtlich auch niemand, der endgültig zur russischen Sprache übergewechselt wäre. Aus Rekonstruktionen und Analysen ergibt sich für den Anfang des 20. Jahrhunderts bezüglich des Sprachverhaltens der aus Städten stammenden Letten etwa folgendes Bild: 47% bezeichneten Deutsch als ihre Muttersprache, für 13% war es Russisch und für die übrigen Lettisch. Bezogen auf beide Gruppen, lässt sich feststellen, dass sich zwischen 1859–1869 und 1904/05 die Veränderungen nicht im Verhältnis der von sprachlicher Assimilation Betroffenen und Nichtbetroffenen vollzogen, sondern im sprachlichen Verhalten der

von der Assimilation stark betroffenen Petersburger lettischen Kolonie. Hier erhöhte sich im untersuchten Zeitraum der Anteil derer, die ihre Muttersprache bewahrt hatten, von 20 auf 30%, der Anteil der Deutschsprachigen sank von 80 auf 47%. Und schließlich gab es Letten, die zur russischen Sprache übergewechselt waren, deren Anteil zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits 23% ausmachte.

### *Dynamik der sprachlichen Assimilation bei den Juden*

Zur relativ schnellen sprachlichen Assimilation der Petersburger Juden trug zweifelsohne das negative Image des Jiddischen bei, der Sprache, in der die Juden nach ihrer Niederlassung in der Hauptstadt kommunizierten. Für gebildete Juden war das Jiddische überhaupt kein typisches ethnisches Merkmal (ein solches war nach Meinung von Juden und Nichtjuden die Religion), sie hielten das Jiddische lediglich für ein verdorbenes Deutsch und nannten es verächtlich „Jargon“. Bis zu den Reformen der 1860er Jahre gab es in St. Petersburg nur einige hundert Juden. 1869 erhöhte sich deren Zahl auf ca. 6700 Personen. Unter den neuen Zuwanderern gab es keine mit russischer Muttersprache. Russisch sprachen nur wenige Alteingesessene. In den Folgejahren aber stieg der Anteil der Juden, die bei den Volkszählungen Russisch als ihre Muttersprache angaben, rasch an: 1890 auf 28%, 1900 auf 36% und 1910 auf 42%. Seit 1890 liefern die Volkszählungen auch Angaben über die Zahl der in St. Petersburg geborenen Juden. Ende des 19. Jahrhunderts war die Zahl der zum Russischen übergewechselten Juden noch kleiner als die Zahl der in St. Petersburg geborenen Vertreter dieser Nationalität. Das heißt, dass ein Teil der Juden auch noch in der zweiten Generation die jiddische Muttersprache pflegte. Doch schon 1910 überwog die Zahl der Juden mit russischer Muttersprache. Allein durch den Zuzug bereits assimilierter Juden aus Städten Zentralrusslands ist diese Steigerung schon deshalb nicht zu erklären, weil in dieser Zeit die meisten jüdischen Migranten eben aus den westlichen Verwaltungsregionen kamen, wo die sprachliche Assimilation der Juden noch recht gering war. Also geht das Gros der Russischsprachigen auf das Konto der in St. Petersburg geborenen Generationen. Offenbar vollzog sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts der Sprachwechsel bei den Petersburger Juden bereits in der zweiten Generation. Das war vor allem durch den Besuch von Schulen mit russischer Unterrichtssprache bedingt. Was das Tempo der sprachlichen Assimilation betrifft, überholten die Juden alle anderen Nationalitäten

mit Ausnahme der Ukrainer (Kleinrussen) und Weißrussen. Interessant sind auch die Ergebnisse der Auswertung der sprachlichen Assimilation aus topografischer Sicht anhand von Unterlagen aus dem Jahre 1910. In ärmeren und vorwiegend von Juden bevölkerten Handwerker- und Händlervierteln war der Anteil derer, die Jiddisch als ihre Muttersprache bezeichneten, am größten. Offensichtlich ist diese Abweichung durch den niedrigeren sozialen Status (Handwerker) der dort siedelnden Juden bedingt, oder man muss eben annehmen, dass unter ihnen viele Neuankömmlinge aus den westlichen Gouvernements waren, die sich bevorzugt in diesen Vierteln niedergelassen hatten.

### *Muttersprache und Selbstbewusstsein der Ukrainer und Weißrussen*

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war bei den Ukrainern das ethnische Selbstbewusstsein stärker ausgeprägt als bei den Weißrussen. Besonders im Kreis der Intellektuellen gab es hier ein anderes Verhältnis zur eigenen nationalen Zugehörigkeit. Weißrussische Intellektuelle, wenn sie keine Katholiken waren, betrachteten sich in St. Petersburg in der Regel als Russen. Die Ukrainer dagegen standen zu ihrer ethnischen Zugehörigkeit oder waren sich ihrer zumindest bewusst, auch wenn sie kulturell und sprachlich schon völlig assimiliert waren.

Den Unterschied im nationalen Selbstbewusstsein der Petersburger Ukrainer und Weißrussen kann vielleicht ein Vergleich ihrer rekonstruierten Anzahl mit den Angaben aus den Volkszählungen zur Muttersprache ein wenig erhellen. Dabei ist zu beachten, dass der Begriff der „Muttersprache“ bei den Volkszählungen der Stadt St. Petersburg und der gesamtrussischen Volkszählung 1897 unterschiedlich definiert wurde. In der Anleitung zur Volkszählung 1890 heißt es: „Unter Muttersprache ist die Sprache zu verstehen, in der man sich gewöhnlich in der Familie, bei sich zu Hause verständigt.“ Diese Auslegung galt auch noch 1900. Bei der gesamtrussischen Volkszählung war man bemüht, den Begriff der Muttersprache dem Begriff der nationalen Zugehörigkeit so weit wie möglich anzunähern. In den Erläuterungen zur Volkszählung 1897 heißt es in dem St. Petersburg gewidmeten Band: „Muttersprache bedeutet nicht (...) gesprochene Sprache; vielmehr wird damit die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Völkerschaft gekennzeichnet.“ Diese Position beeinflusste deutlich die Ergebnisse der Volkszählung in St. Petersburg. Einige ethnische Gruppen wurden

zahlenmäßig größer, und das betraf nicht allein die Ukrainer und Weißrussen, obwohl hier der Zuwachs am deutlichsten war. Die Ukrainer und Weißrussen, die bei der Volkszählung 1897 in St. Petersburg Ukrainisch bzw. Weißrussisch als Muttersprache angaben, wollten damit offensichtlich ihre ethnische Zugehörigkeit unterstreichen. Bei den Ukrainern waren das 60%, bei den Weißrussen dagegen maximal 8-9%. Die Zahl derer, die ihre Muttersprache tatsächlich gepflegt hatten, ist der Volkszählung von 1900 zu entnehmen. Damals waren es 14% der Ukrainer und nur 2% der Weißrussen.

### **Die Rolle St. Petersburgs bei der nationalen und kulturellen Entwicklung der Völker des Russischen Reiches**

Untersucht man das Leben der in St. Petersburg ansässigen nationalen Minderheiten, so stößt man dabei auf die erstaunliche Tatsache, dass selbst zahlenmäßig recht kleine Kolonien, die manchmal sehr weit entfernt vom Hauptsiedlungsgebiet ihrer Völker lagen, eine große, manchmal sogar die führende Rolle bei der nationalen kulturellen Entwicklung ihres Volkes spielten. Allerdings war das keine spezifische Besonderheit der russischen Hauptstadt. Dass die Zentren der Nationalbewegung oft außerhalb des Hauptsiedlungsgebietes des eigenen Volkes und in der Großstadt einer anderen Nation lagen, war für viele europäische Völker, die keinen eigenen Staat hatten und im 18. und 19. Jahrhundert ihre nationale Wiedergeburt erlebten, eine recht verbreitete Erscheinung. Besonders typisch war das für die Völker, die zu den drei großen multinationalen Imperien – Russland, Österreich-Ungarn und zur Türkei – gehörten. Dass sich die Zentren der nationalen Bewegung einiger Völker außerhalb ihrer Siedlungsgebiete befanden, lag mitunter auch daran, dass es in den Siedlungsgebieten dieser Völker entweder keine eigenen Städte oder nur Städte fremder Völker gab. Die nationale Unterdrückung war jedoch im Hauptsiedlungsgebiet eines Volkes fast immer am stärksten und weniger außerhalb zu spüren.

#### *Letten und Esten*

Mit St. Petersburg war der Beginn der nationalen Wiedergeburt der Letten und z.T. auch der Esten verbunden. Im Baltikum dominierte seit dem Mittelalter die deutsche Kultur. Es herrschte die weit verbreitete Meinung, Lettisch und Estnisch seien ohnehin nur unterentwi-



ckelte Sprachen des einfachen Volkes, und Bildung könne nur über die deutsche Sprache vermittelt werden. An Schulen und Universitäten wurde deutsch unterrichtet. Schon ein Grundschulabgänger fühlte sich als halber Deutscher. Und nach Universitätsabschluss betrachtete sich jeder sowieso als Deutscher. Auf diese Weise blieb das Volk lange ohne eigene national orientierte intellektuelle Schicht.

Mitte des 19. Jahrhunderts entstand im Zeichen der nationalen Wiedergeburt die junglettische Bewegung. Mit der Propagierung dieser Ideen begann ein Zirkel lettischer Studenten an der Universität Dorpat. Nach dem Studium gingen die führenden Köpfe dieses Zirkels, K. Valdemārs, J. Alunāns und K. Barons, nach St. Petersburg, wo sie in den Staatsdienst eintraten. Aber ausgerechnet in der russischen Hauptstadt wurden sie zu führenden Vertretern der lettischen Nationalbewegung. Ihre größte Leistung war die Herausgabe der „Peterburgas awises“ („St. Petersburger Zeitung“), die von 1862 bis 1865 erschien und erstmalig die nationalen Interessen der Letten vertrat. Hier wurde ständig über die so genannten „verschämten Letten“, Menschen, die sich ihrer Nationalität schämten, diskutiert. Die „Peterburgas awises“ wurde auch in Livland vertrieben und erfreute sich in national gesinnten Intellektuellenkreisen einer außerordentlichen Beliebtheit.

In den 1860er Jahren war St. Petersburg auch ein Zentrum der estnischen Nationalbewegung. In dieser Zeit gab es hier einen Zirkel estnischer Intellektueller mit dem Namen „St. Petersburger Patrioten“, zu deren führenden Köpfen N. Keller und C.R. Jakobson gehörten. Die Idee des Zirkels, nach dem Beispiel der Letten in der Hauptstadt auch eine estnische Zeitung herauszugeben, ließ sich nicht verwirklichen. Es sollten aber auch andere Einflüsse St. Petersburgs auf die estnische Kultur nicht außer Acht gelassen werden. So wurde St. Petersburg Ende des 19. Jahrhunderts eines der wichtigsten estnischen Theaterzentren. Ebenso verdient auch folgende Tatsache Beachtung: Genau in jenem Jahr (1885), als der fast 20-jährige Kampf um die Gründung einer mittleren Lehranstalt in Estland einen neuen Höhepunkt erreichte, wurde in St. Petersburg eine Mittelschule mit estnischer Unterrichtssprache eröffnet. Anfang des 20. Jahrhunderts trugen nationale Vereine und Schulen zur Entfaltung des kulturellen Lebens der Petersburger Letten und Esten bei. Doch mit den Erfolgen der nationalen Massenbewegung in Lettland und Estland verlor St. Petersburgs für jene Länder an Bedeutung.

*Ukrainer und Weißrussen*

Nach dem Krimkrieg entstand in der Ukraine eine nationale Bewegung, die in vielen Städten der Ukraine ihren Ausdruck in der Gründung von „Hromada“-Vereinigungen (Hromada = Gemeinde) durch Gleichgesinnte fand, die sich hauptsächlich kulturell betätigten. Interessanterweise war die St. Petersburger „Hromada“ die erste und wichtigste ihrer Art. Sie existierte von Herbst 1858 bis 1861/62 und gab die Zeitschrift „Osnova“ („Basis“) heraus, deren Redakteur V.M. Belozerskij war. Die erklärtermaßen wichtigste Aufgabe der Zeitschrift war das Wecken und Wachhalten des ukrainischen Nationalbewusstseins. Eine große Rolle spielte dabei die Veröffentlichung des Artikels „Zwei russische Völkerschaften“ des bekannten Historikers N.I. Kostomarov. Neben dieser Zeitschrift gab die St. Petersburger „Hromada“ auch eine ganze Reihe kleiner Bücher mit Werken ukrainischer Schriftsteller unter dem Titel „Seljans’ska Knigozbirnja“ („Ländliche Bibliothek“) heraus. Sowohl die Zeitschrift „Osnova“ als auch die Bücher der „Ländlichen Bibliothek“ wurden in der Ukraine vertrieben. Ehrenmitglied der „Hromada“ war der berühmte ukrainische Dichter T.G. Ševčenko. Sein Tod im Jahre 1861 war ein herber Schlag für die Ukrainer, aber nicht nur für sie. Die Beisetzung des Dichters gestaltete sich zu einer regelrechten Manifestation. Noch zwei Monate nach seinem Tod wurden auf dem Smolensker Friedhof Totenmessen für ihn gelesen. Es fanden literarische Abende zum Gedenken an Ševčenko statt, der letzte einen Tag nach der Überführung der sterblichen Hülle des Dichters in die Ukraine.

Die St. Petersburger „Hromada“ war zwischen 1860 und 1863 die zahlenmäßig größte und aktivste. Die „Hromada“-Vereinigungen waren nicht nur kulturelle, sondern auch national-revolutionäre Organisationen. Im Laufe der Zeit aber wurde die St. Petersburger „Hromada“ zu einem Klub, der nur noch die Interessen der St. Petersburger Ukrainer wahrnahm. Das Zentrum der ukrainischen Nationalbewegung verlagerte sich später in die Ukraine bzw. in das österreichische Galizien.

Die Weißrussen erlebten die nationale Wiedergeburt später als die Letten, Esten und Ukrainer. 1906 wurde in St. Petersburg ein weißrussischer Verlag für das Volk gegründet. Die von diesem Verlag herausgegebene Fibel, das Kinderbuch „Peršae čitannja“ („Erstes Lesen“; „Lesen für Anfänger“), die aufklärende Literatur und die Bücher weißrussischer Dichter fanden in Weißrussland weite Verbreitung und trugen zur Entwicklung des Selbstbewusstseins der Weißrussen bei.

## *Juden*

Am dauerhaftesten und engsten war die nationale Kulturbewegung der Juden mit St. Petersburg verbunden. Die 1860er Jahre, in denen die Letten, Esten und Ukrainer um ihre nationale Wiedergeburt zu kämpfen begannen, waren für die Juden in Russland die Zeit der beginnenden Bildungsbewegung. 1863 wurde die „Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklärung unter den Juden Russlands“ („Obščestvo rasprostraneniija prosvješčenija meždju evrejami v Rossii“) gegründet. Sie hatte es sich zur Aufgabe gemacht, russisches Grundwissen und weltliche Erkenntnisse zu verbreiten. Der Verein wurde allmählich zu einer gesamtrussischen Organisation mit Sitz in St. Petersburg und Außenstellen in den Städten der jüdischen Siedlungsgebiete. Ab 1870 war St. Petersburg das wichtigste Zentrum jüdischer Periodika, die in russischer Sprache erschienen. Zwischen 1860 und 1910 wurden in Russland 39 russischsprachige Zeitungen und Zeitschriften für die jüdische Bevölkerung herausgegeben, 21 davon in der Hauptstadt. Letztere hatten ein professionelles Niveau und erreichten auch die meisten Leser. Ein wichtiges Ereignis war die Herausgabe der 16-bändigen „Jüdischen Enzyklopädie“ zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Die Russischsprachigkeit war ein Merkmal, in dem sich die Juden in der Hauptstadt von der Masse der Juden in Russland unterschieden. Trotzdem erschienen Bücher und Zeitschriften nicht nur in Russisch, sondern auch in Iwrit, einer modernen Form des Althebräischen, und in Jiddisch, der Alltagssprache der Juden, die Ende des 19. Jahrhunderts ihre Schriftform erhielt. In St. Petersburg wurde zwischen 1903 und 1909 auch die erste Tageszeitung Russlands „Der Fraind“ auf Jiddisch herausgegeben und im Siedlungsgebiet der Juden verbreitet. Ab 1909 erschien sie in Warschau.

In den 1880er Jahren wurden die Juden von der Idee der nationalen Wiedergeburt erfasst. Einerseits war das eine Reaktion auf die Assimilation, andererseits auf den zunehmenden Antisemitismus. Unter den assimilierten Petersburger Juden wuchs das Interesse für das Leben des eigenen Volkes in anderen Siedlungsgebieten, von dem sie sich offensichtlich schon weit entfernt hatten. An der Schwelle vom 19. zum 20. Jahrhundert wurden in der Hauptstadt der Jüdische historisch-ethnografische Verein, der Verein jüdischer Volksmusik, die Jüdische literarische Gesellschaft und der Verein der Freunde der hebräischen Sprache gegründet. S.M. Dubnow, J.I. Gessen, S.L. Cinnerberg und andere verfassten historische Werke. Die nationale Wiedergeburt bildete trotz unterschiedlicher Auffassungen dazu die Basis für

politische Doktrinen wie die Palästinophilie, den Zionismus, den Territorialismus und die Volkstumsbewegung (folkizm).

Was die Rolle St. Petersburgs bei der nationalen und kulturellen Entwicklung der Völker des Russischen Reiches anbelangt, so lässt sich zusammenfassend Folgendes feststellen: In der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts waren in der Hauptstadt Russlands, in St. Petersburg, praktisch alle Völker des Reiches vertreten. Aber nicht jede ethnische Kolonie, auch wenn sie noch so groß und noch so gut strukturiert war, spielte eine Rolle bei der nationalen und kulturellen Entwicklung ihres Volkes. St. Petersburg konnte nur dann zum Zentrum bzw. einem der Zentren der nationalen Bewegung eines Volkes werden, wenn u.a. folgende Bedingungen erfüllt waren:

1. Es musste sich um eine nationale Kulturbewegung und nicht um eine politische Bewegung handeln. Deshalb war St. Petersburg auch nicht Zentrum der nationalen Bewegung der Polen oder Finnen.
2. Treibende Kraft dieser Bewegung musste eine kleine Gruppe Intellektueller sein, die sich mit der Verbreitung von Kultur in ihrer nationalen Sprache befasste. Bei Massenbewegungen verlagerte sich das Zentrum gewöhnlich auf das Siedlungsgebiet der jeweiligen Nationalität. In St. Petersburg traf das beispielsweise auf die Letten, Esten und Ukrainer zu.
3. Damit eine Kolonie in einer außerhalb des Siedlungsgebiets der Mutterethnie gelegenen Stadt an der Spitze der eigenen nationalen Kulturbewegung stehen konnte, musste sich die Lage ihrer Angehörigen in dieser Stadt positiv von der Lage der gleichen Schicht im Hauptsiedlungsgebiet unterscheiden. Für St. Petersburg seien da wiederum die Letten und Esten sowie die Juden als Beispiel genannt.
4. Damit die Repräsentanten einer nationalen Bewegung die russische Hauptstadt zum Ort ihrer Aktivitäten machen konnten, durfte die Bewegung keine antirussische Richtung nehmen. Aus diesem Grund konnte St. Petersburg auch nicht zum Zentrum der polnischen Befreiungsbewegung werden.

Aus dem Russischen übersetzt von Norbert Krallemann, Halberstadt

# Identitätswahrung, Identitätswandel und Identitätsverlust in Petersburg-Petrograd-Leningrad (am Beispiel der Esten, Letten und Litauer vom Ende des 19. Jahrhunderts bis zu den 1930er Jahren)

von Aleksandr Rupasov und Aleksandr Čistikov

Die Besonderheit St. Petersburgs, die es seit dem Zeitpunkt seiner Entstehung von der überwiegenden Zahl der anderen russischen Städte unterscheidet, ist seine Multinationalität. Die Existenz speziell russischer Stadtteile innerhalb einer russischen Stadt ist eine ebenso einzigartige<sup>1</sup> wie bemerkenswerte und aufschlussreiche Erscheinung. Hingegen hatten die Vertreter der unterschiedlichen nationalen Minderheiten des Reiches und Ausländer, die sich nicht selten für immer in der Stadt niederließen, einen relativ geringen Anteil an der Gesamtbevölkerung Petersburgs. Eine Ausnahme bildeten lediglich einige kurze Perioden in der Geschichte der Stadt, darunter vor allem die Zeit des Bürgerkriegs (1918–1922). So gehörte 1918 jeder vierte und 1920 jeder fünfte Bürger Petrograds zur nichtrussischen Bevölkerung.<sup>2</sup>

Die aus den baltischen Gouvernements stammenden Siedler, vor allem Esten, Letten, Lettgaller und Litauer, waren unterschiedlich stark in der nichtrussischen Petersburger Bevölkerung repräsentiert. Wie hoch ihre Zahl und ihr Anteil<sup>3</sup> an der Gesamtbevölkerung der Stadt im letzten Drittel des 19. und ersten Drittel des 20. Jahrhundert war, lässt sich an folgender Tabelle<sup>4</sup> ablesen:

---

<sup>1</sup> L.N. Semenova, *Byt i naselenie Sankt-Peterburga (XVIII vek)* (Lebensweise und Bevölkerung St. Petersburgs im 18. Jahrhundert). S.-Peterburg 1998, S. 20 f.

<sup>2</sup> T.M. Smirnova, *Ėtničeskij sostav i rasselenie žitelej Petrograda-Leningrada i gubernii (oblasti) v pervoj polovine XX veka* (Ethnische Zusammensetzung und Siedlung der Einwohner der Stadt und des Gouvernements [Gebietes] Petrograd-Leningrad in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts), in: *Klio* (2000), Nr. 3 (12), S. 165.

<sup>3</sup> Leider fehlen ähnlich umfangreiche Daten zu den Lettgallern.

<sup>4</sup> N.V. Juchneva, *Ėtničeskij sostav i ėtnosocial'naja struktura naselenija Peterburga. Vtoraja polovina XIX – načalo XX veka. Statističeskij analiz* (Die ethnische Zusammensetzung und ethnosoziale Bevölkerungsstruktur Petersburgs von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Eine statistische Analyse). Leningrad 1984; Smirnova, *Ėtničeskij sostav* (wie Anm. 2), S. 165 f. u. 171.

	1869		1881		1890	
	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%
Esten	4000	0,6	7000	0,8	10000	1,0
Letten	2800	0,4	4500	0,5	5400	0,6
Litauer	600	0,1	800	0,1	2100	0,2

	1900		1910		1920	
	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%
Esten	18000	1,3	23400	1,2	15000	2,0
Letten	10600	0,7	18500	1,0	15000	2,5
Litauer	7800	0,5	11500	0,6	10500	1,5

	1923		1926		1937	
	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%	absol. Zahl	%
Esten	11000	1,0	16000	1,0	16900	0,6
Letten	10500	1,0	12000	0,8	12300	0,4
Litauer	4700	0,5	6000	0,4		

Das Übergewicht der Esten innerhalb der baltischen Diaspora im vorrevolutionären Petersburg erklärt sich vor allem durch die geografische Nähe des Gouvernements Estland zur Hauptstadt. Eine Volkszählung vom 28. August 1920 spiegelt unserer Ansicht nach die Folgen des Ersten Weltkriegs und des Bürgerkriegs wider, als die aus Estland, Kurland und Livland herbeiströmenden Flüchtlinge die Zahl und den Prozentsatz der aus den Ostseeprovinzen stammenden Bevölkerung in Petrograd stark erhöhten. In dieser Zeit stellten sie 5,5% der Gesamtbevölkerung, während ihr Anteil in Friedenszeiten zwischen 1,1 und 2,8% lag. Zugleich lässt sich die gleich starke Präsenz von Esten und Letten 1920 damit erklären, dass Sowjetrussland mit Estland ein halbes Jahr früher als mit Lettland einen Friedensvertrag geschlossen hatte. Daher konnten mehr Esten als Letten die Stadt infolge ihrer Repatriierung oder auf eigene Entscheidung (als sog. „Optanten“) verlassen. In den darauf folgenden Jahren gab es wieder mehr Esten als Letten, was höchstwahrscheinlich mit dem unterschiedlichen Tempo der natürlichen Reproduktion der beiden Gruppen zusammenhängt. Verglichen mit Letten und Esten waren die

Litauer immer (mit Ausnahme des Ersten Weltkriegs und des Bürgerkriegs) wesentlich schwächer in Petersburg vertreten. Entsprechend schwieriger gestaltet es sich für den Wissenschaftler, „Spuren“ ihrer Existenz in Petersburg zu entdecken und den Einfluss der örtlichen Verwaltung auf das Leben der litauischen Diaspora auszumachen. Nach dem Ende des Bürgerkriegs ging die Zahl der Litauer in Petersburg sehr schnell zurück. Dies ist wohl im Zusammenhang mit den besonderen politischen Beziehungen zwischen Moskau und Kaunas nach dem sowjetisch-polnischen Krieg von 1920 zu sehen.

Man hätte annehmen können, die geringe Größe der estnischen, lettischen und litauischen Diaspora müsse von Anfang an eine besondere Abgeschlossenheit der einzelnen Gruppen gefördert und die Ausbildung einer eigenen Identität beschleunigt haben – so, wie das beispielsweise bei den Petersburger Tataren der Fall war. Tatsächlich aber war dieser Prozess komplizierter und langwieriger. Merkmale einer Identität, verstanden im Sinne E. Eriksons als „begeisterndes Gefühl der Gleichheit und Ganzheit“, lassen sich erst für das Ende des 19. Jahrhunderts ausmachen. Die Formen, in denen die drei Diasporagruppen in Petersburg ihren Ausdruck fanden, lassen sich am besten mit V. Kramniks Identitätsbegriff fassen: „Identität ist eine Form des bürgerlichen Selbstbewusstseins, die Antwort auf die Fragen: Wer sind sie, wie sind sie, mit wem und gegen wen sind sie? Es handelt sich um eine Methode der gleichzeitigen Identifizierung und Abgrenzung von ähnlichen Personen, d.h. um ein ‚Sichschreiben‘ in ihre Umwelt, um den Wunsch ‚zusammenzuleben‘ und um sein Gegenteil, das Sichausschließen aus dieser Umwelt, um den Wunsch ‚auseinanderzugehen‘.“<sup>5</sup>

Ein Merkmal dieses „Sichausschließens aus einer fremden Welt“ sind die nationalen Stadtviertel (*slobody*), d.h. die kompakte Siedlung in einer anderssprachigen Umgebung. Die Petersburger Letten und Litauer besaßen im 19. und 20. Jahrhundert keine eigenen Stadtteile.<sup>6</sup> Ein Drittel der Esten lebte Ende der 1860er Jahre in zwei Stadtteilen: im Kolomna- und im Narvaviertel. Doch bereits 20 Jahre später wandelte sich das Bild: Über die Hälfte der Petersburger Esten verteilte sich gleichmäßig über die fünf Stadtviertel. Diese Situation änderte sich auch später nicht. 1910 lebten 13,6% hinter dem Narvaer Stadttor, 6,2% im Kolomnaviertel, 15% auf der Vasilij-Insel, 11,9% auf der

<sup>5</sup> V.V. Kramnik, *Rossija – poisk identičnosti* (Russland – auf der Suche nach Identität), in: *Rossija. Planetarnye processy* (Russland. Globale Prozesse). S.-Peterburg 2002, S. 194.

<sup>6</sup> Juchneva, *Ėtničeskij sostav* (wie Anm. 4), S. 199-206.

Petrograder Seite.<sup>7</sup> Man kann behaupten, dass die Siedlung dieser nationalen Minderheiten in ethnischer Hinsicht neutral verlief. Daher entwickelte sich die kulturelle, sprachliche und ethnische Assimilation in ihrem Umfeld recht dynamisch.

Im Unterschied zu einigen in der Hauptstadt vertretenen nichtrussischen Völkern ist bei den Esten, Letten, Lettgallern und Litauern keine berufsspezifische Differenzierung zu beobachten. In zahlreichen Büchern, Reiseführern und Memoiren über Petersburg am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts ist häufig von deutschen Bäckern, englischen und französischen Gouvernanten, tatarischen Trödelhändlern, persischen Schuhmachern und griechischen Schwammverkäufern die Rede. Esten, Letten und Litauer kommen in diesen Beschreibungen praktisch nicht vor. Nur einzelner estnischer Handwerker erinnerte man sich als gute Meister. Im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts befanden sich unter den Petersburger Schiffsbauern immerhin 6,5% Esten. Allerdings nahm später der Anteil der Esten mit der Entwicklung des Kriegsflottenbaus und stark wachsenden Arbeiterzahlen erheblich ab.

Die Reichshauptstadt zog keine Geschäftsleute aus den Ostseeprovinzen an. Deren Kapital wurde in ihrer Heimat investiert. Es gibt keine Angaben über bekannte Unternehmer aus den Ostseeprovinzen, die in der Hauptstadt tätig gewesen wären. Nicht einmal der hohe Alphabetisierungsgrad dieser nationalen Minderheiten zog die Aufmerksamkeit der hauptstädtischen Bevölkerung auf sich.<sup>8</sup> Esten, Letten und Litauer bestimmten das Leben der Stadt gewissermaßen nicht mit. Sie lösten sich darin buchstäblich auf.

Die Diaspora der drei Völker entstand erst in den 1880er Jahren, als die desolante Wirtschaftslage in den Ostseeprovinzen Migrationsprozesse verstärkte und eine Auswanderung unter der Bauernbevölkerung – unter anderem nach Petersburg – auslöste. Die ökonomische und kulturelle Anziehungskraft der Hauptstadt wirkte damals über die östlichen Gebiete Estlands hinaus auf alle Ostseeprovinzen. Bei der Volkszählung von 1897 gaben 66% der Petersburger Esten an, Bauern zu sein. Letten und Litauer hatten gemeinsam einen Bauernanteil von 81%, wobei der Prozentsatz in der litauischen Diaspora

<sup>7</sup> A.D. Dridzo, *Iz istorii Peterburgskogo éstonskogo prosvetitel'skogo obščestva* (Aus der Geschichte der estnischen Bildungsgesellschaft), in: *Étnografija Peterburga-Leningrada. Materialy ežegodnych naučnych čtenij* (Ethnografie Petersburgs-Leningrads. Materialien der jährlichen wissenschaftlichen Vorlesungen). H. 1, Leningrad 1987, S. 18.

<sup>8</sup> 63-79% der Esten, Letten und Litauer konnten lesen und schreiben. Eine Ausnahme bildeten die Lettgaller, von denen etwa zwei Drittel Analphabeten waren.



höher lag.<sup>9</sup> Die meisten arbeiteten als ungelernete Kräfte oder waren Saisonarbeiter und hatten nicht die Absicht, lange in der Hauptstadt zu bleiben oder sich dort niederzulassen. So kamen um die Jahrhundertwende vor allem 20- bis 25-jährige Männer und 16- bis 20-jährige Frauen auf Arbeitssuche in die russische Hauptstadt. In der Regel kehrten die Frauen mit 30 bis 35 Jahren und die Männer mit 35 bis 40 Jahren in ihre Heimat zurück. Infolgedessen wechselte die Zusammensetzung der estnischen, lettischen und litauischen Diaspora relativ häufig. Diese Aussage findet man bestätigt, wenn man sich die Zahlen der russischsprechenden Letten, Litauer und Esten zwischen 1890 und 1910 anschaut.<sup>10</sup> Im genannten Zeitraum schwankte ihr Anteil zwischen 8 und 19%. Bei den Letten und Esten ist in diesen 20 Jahren keine eindeutige Tendenz zur Verringerung oder Erhöhung der russischsprachigen Bevölkerung zu beobachten. Bei den Litauern sank der Anteil derjenigen, die des Russischen mächtig waren, von 19 auf 7,8%. Unserer Auffassung nach erklären sich diese Zahlen vor allem durch das ständige Kommen und Gehen der Esten, Letten und Litauer.

Eine andere Situation ergab sich für diejenigen, die sich in Petersburg fest niederließen. Bei ihnen ist eine Assimilierung zu beobachten: einerseits eine „Russifizierung“, andererseits eine „Germanisierung“ (Esten und Letten) und „Polonisierung“ (Litauer). Juchneva kam in ihrer Untersuchung über die sprachlichen Präferenzen der Esten und Letten zwischen 1890 und 1910 zu dem Ergebnis, dass der Anteil der deutschsprachigen Esten in diesem Zeitraum abnahm. Eine andere Entwicklung lässt sich bei den Letten beobachten: Während die absolute Zahl der deutschsprachigen Letten anstieg (von 1200 auf 2600), nahm ihr Anteil an der gesamten in Petersburg lebenden lettischen Bevölkerung leicht ab. Dagegen blieb der Prozentsatz derer, die das Russische vorzogen, etwa gleich (ca. 10%).<sup>11</sup> Welchen Platz die polnische Sprache im Leben der Petersburger Litauer einnahm, ließ sich leider nicht ermitteln. Es gibt nur indirekte Zeugnisse darüber, dass sich eine Mehrheit der litauischen Diaspora auf Polnisch verständigen konnte. Als 1904 das Verbot aufgehoben wurde, Litauisch zu reden und zu lernen, rückte das Polnische allmählich in den Hintergrund.

<sup>9</sup> Juchneva, *Ētničeskij sostav* (wie Anm. 4), S. 196.

<sup>10</sup> Ebenda, S. 194 f. u. 201.

<sup>11</sup> N.V. Juchneva, *Latyšī v Peterburge. Vtoraja polovina XIX – načalo XX v. Statističeskij očerk* (Letten in Petersburg. Von der zweiten Hälfte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts. Ein statistischer Bericht), in: *Ētnografija* (wie Anm. 7), H. 3, Leningrad 1994, S. 37.

Bei den in Petersburg fest etablierten Letten, Litauern und Esten setzte sich das Russische anfangs nur sehr langsam durch. Dennoch schrieb 1883 die estnische Zeitung „Eesti Postimees“ in sichtlich übertriebener Sorge über die Situation in Petersburg: „Über Estland und sein Volk werden bereits die zweite und dritte Generation gar nichts mehr wissen“.<sup>12</sup> Bemerkenswert ist, dass der Prozess der „Russifizierung“ noch als Potenzial, als Perspektive gesehen wird. Ein Vierteljahrhundert später schrieb eine estnische Gesellschaft in ihrem Bericht: „(...) die dritte Generation, die hier geboren wurde und inmitten eines fremden Volkes aufgewachsen ist, lehnt die Sprache und die Sitten ihrer Eltern ab und verliert sich unter den Fremden“.<sup>13</sup> Sicher wäre es nicht richtig, diese Behauptung auf alle Petersburger Esten auszuweiten, auch wenn die Tendenz zur Assimilation immer offensichtlicher wurde.

In diesem Kontext ist die Entstehung verschiedenster Gesellschaften, Zirkel und Zeitschriften zu sehen, die ihre Aufgaben in Bildung und Kultur sahen und sich vor allem an die fest etablierte Schicht der Intelligenz, der Beamten, Händler und Besitzer privater Werkstätten richteten. Die Begründer dieser Bewegung für kulturelle Identität stammten aus der nationalen Intelligenz und hatten ihre Ausbildung meist ganz oder teilweise in Petersburg erhalten.<sup>14</sup> Der Unterricht an der Universität, an anderen Petersburger Hochschulen, an der Akademie der Künste oder am Konservatorium fand auf Russisch statt und weckte bei der jungen nationalen Intelligenz das Bewusstsein für die Notwendigkeit der nationalen Geschlossenheit ihres Volkes, der Bewahrung und Weiterentwicklung der eigenen Kultur. Zweifellos hatten auch die katholischen und lutherischen Gemeinden von St. Petersburg in einem gewissen Umfang eine solche Funktion. Nicht wenige Esten und Letten besuchten übrigens die deutsche oder orthodoxe Kirche.<sup>15</sup> Nationale Identität konnten Esten und Letten dort freilich nur in begrenztem Maße erhalten.

Versuche, die Landsleute zu einigen, gab es bereit seit den 1870er Jahren. Die älteste lettische Gesellschaft – der Wohltätigkeitsverein der

<sup>12</sup> Zit. nach V.A. Maamjagi, *Ēstoncy v SSSR. 1917–1940* (Esten in der UdSSR. 1917–1940). 2. Aufl., Moskva 1990, S. 36.

<sup>13</sup> Zit. nach Dridzo, *Iz istorii* (wie Anm. 7), S. 16.

<sup>14</sup> Auch ein großer Teil der späteren Politiker und Staatsmänner in den unabhängigen baltischen Staaten erhielt seine Ausbildung in Petersburg.

<sup>15</sup> Die estnische Johanneskirche und die estnische orthodoxe Kirche befanden sich übrigens in unmittelbarer Nähe zueinander in einem Stadtviertel, in dem ein Teil der Petersburger Esten lebte. Hier bot wohl die Sprache einen stärkeren Zusammenhalt als der Glaube.

Petersburger Letten – wurde 1878 gegründet.<sup>16</sup> Zwei Jahre später entstanden der Estnische Wohltätigkeitsverein und 1885 der „St. Peterburi Eesti Kooli Selts“ („St. Petersburger Estnischer Schulverein“). 1907 verschmolzen diese beiden Organisationen zum „Estnischen Bildungsverein“. Gegen 1911 zählten 509 Petersburger Esten zu seinen Mitgliedern. Ihre Tätigkeit erstreckte sich über das gesamte Stadtgebiet und die Petersburger Vororte.<sup>17</sup> Die estnische Gemeinde brachte die meisten Vereine und Gesellschaften hervor. Seit 1893 gab es die Abstinenzlergesellschaft „Ustavus“, seit 1897 den Verein estnischer Athleten (seit 1900 Sportverein „Kalev“). 1897 kam es zur Gründung der Estnischen Gesellschaft für junge Leute lutherischer Konfession. Ihr gehörten rund 40 Personen an, die sich in der Schule der Johannis-kirche versammelten.

Die Studenten hatten ihre eigenen Organisationen. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts existierte eine illegale estnische Studentengesellschaft („Peterburi Eesti Üliõpilaste Selts“). Die erste legale Gesellschaft der estnischen Studenten „Põhjala“ („Norden“), deren Name auf die Nordgesellschaft der Dekabristen zu Anfang des 19. Jahrhunderts anspielte, wurde erst 1908 ins Leben gerufen. Fünf Jahre später beantragte der estnische Student A. Org im Innenministerium die Gründung einer Petersburger Gesellschaft estnischer Studenten. Das Ministerium lehnte den vorgelegten Satzungsentwurf jedoch mit der Begründung ab, die estnischen Studenten gälten als „unruhige Elemente“. Dafür gelang es in diesem Jahr 1913, die Satzung der Estnischen Landsmannschaft für landwirtschaftliche Kurse „Taim“ („Saat“) zu verabschieden. Zu ihren formalen Zielen gehörten die Entwicklung der akademischen und allgemeinen Wissenschaft, die Erforschung der estnischen Landwirtschaftskultur und die moralische und materielle Unterstützung der Studenten.<sup>18</sup>

Als letzte begannen mit der Vereinsgründung die Lettgaller. Anlass für die Vereinigung war die Erkenntnis der lettgallischen Intelligenz, dass ihre Landsleute so gut wie kein eigenes ethnisches Selbstbewusstsein besaßen und ihre kulturellen Traditionen sowie ihre Sprache zu verlieren drohten. Dank der Bemühungen von Künstlern und Intel-

<sup>16</sup> I.Ë. Priedite, *Obščestvenno-kul'turnye organizacii latyšej-latgal'cev v Peterburge* (Gesellschaftlich-kulturelle Organisationen der Letten und Lettgaller in Petersburg), in: *Ëtnografija* (wie Anm. 7), H. 1, S. 26.

<sup>17</sup> Dridzo, *Iz istorii* (wie Anm. 7), S. 14.

<sup>18</sup> G.V. Starovojtova, *Ëstonskie molodežnye obščestva v Peterburge v načale XX veka* (Estnische Jugendvereine in Petersburg zu Beginn des 20. Jahrhunderts), in: *Ëtnografija* (wie Anm. 7), H. 1, S. 19 ff.

lektuellen, Verfechtern der nationalen Wiedergeburt und Vertretern der Geistlichkeit (F. Transuns, K. Skrinda, O. Skrinda, F. Kemps, N. Rancans) wurde am 23. November 1903 die „Musikalische Versammlung der Letten“ gegründet, die bis 1913 bestehen sollte. Es gelang jedoch nicht, alle in Petersburg lebenden Lettgaller zu vereinen: Für viele waren die Mitgliedsbeiträge zu hoch; ein Teil der Lettgaller hatte sich der polnischen Kultur angenähert und interessierte sich nicht für „nationale Belange“. Den Kern der Gesellschaft bildeten rund 150 Beamte und Kaufleute. Die von der Gesellschaft veranstalteten Abende und Konzerte (u.a. Aufführungen eines lettisch-lettgallischen Chors, eines Musikensembles, das das nationale Instrument Kokle spielte, und eines Theaterkreises) fanden Zuspruch.<sup>19</sup> Die später gegründete lettgallische Gesellschaft „Gaisma“ („Licht“) sah ihre Aufgaben in der Bildung und Verbreitung von Büchern und Zeitungen. Offiziell waren viele nationale Gesellschaften auf dem Gebiet der Bildung (selbst im Fall von Sportvereinen) tätig oder verfolgten wohltätige Zwecke. Da die russische Verwaltung jeglicher organisierten Form von Aktivität der nationalen Minderheiten ablehnend gegenüberstand, war deren Intelligenz zu einer Art Mimikry bei der Abfassung der Gesellschaftssatzungen gezwungen.

Die Herausbildung einer nationalen und kulturellen Identität wurde außerdem von Amateurtheater-Kreisen gefördert. Im Februar 1873 besuchten Petersburger Esten die erste Aufführung in ihrer Muttersprache.<sup>20</sup> 1892 nahm die litauische Amateurtheater-Vereinigung ihre Arbeit auf.<sup>21</sup> Obwohl im Repertoire der Theatergruppen Lustspiele dominierten, wurden den Zuschauern auch Werke nationaler und internationaler Autoren präsentiert. Die Heranführung der nationalen Minderheiten an Klassiker der Weltliteratur und der integrierende Charakter der kulturellen Beziehungen hatten einen positiven Einfluss auf die Entwicklung der nationalen Kultur. Dagegen war die identitätsstiftende Wirkung der – nicht besonders zahlreichen – Zeitungen und Zeitschriften geringer.

Zu Orten der Zusammenkunft wurden estnische Schulen, die in Petersburg früher als im Gouvernement Estland gegründet wurden.

<sup>19</sup> Priedite, Organizacii (wie Anm. 16), S. 17 f.

<sup>20</sup> V.A. Samojlov, *Ēstonskij teatr i nekotorye osobennosti kul'turnoj žizni estoncev v Peterburge. 1873–1917* (Das estnische Theater und einige Besonderheiten im kulturellen Leben der Esten in Petersburg, 1873–1917), in: *Saryj Peterburg. Istoriko-etnografičeskie issledovanija* (Das alte Petersburg. Historisch-ethnografische Studien). Leningrad 1982, S. 83.

<sup>21</sup> T.M. Smirnova, *Nacional'nye teatry Petrograda-Leningrada. 1917–1941 gody* (Nationaltheater in Petrograd-Leningrad. 1917–1941). S.-Peterburg 1996, S. 25.

Auch wenn ihrer Existenz durch die „Bestimmungen vom 31. März“ 1906 ein Ende gesetzt und Russisch als Unterrichtssprache eingeführt wurde, blieb der Estnischunterricht an einigen Schulen dennoch erlaubt. Bis zur Revolution von 1917 gab es in Petersburg sieben Schulen, an denen Estnisch gelehrt wurde (in einigen stellten die estnischen Kinder weniger als die Hälfte der Schüler, die übrigen waren Russen).<sup>22</sup>

Für den Kontakt mit dem eigenen Volk sorgten neben den Organisationen und Gesellschaften auch einige Leitfiguren, die bisweilen über die Grenzen Petersburgs hinaus berühmt wurden. Zu ihnen zählte zweifellos Jakob Hurt, von 1880 bis 1901 Pastor der estnischen Kirche in Petersburg, der sich auch als Linguist, Folklorist und Ethnograf einen Namen machte. In den 1860er und 1870er Jahren lebte der Publizist, Schriftsteller und Anführer der estnischen Nationalbewegung Carl Robert Jakobson in Petersburg. Die Arbeiten des berühmten litauischen Künstlers M.K. Čiurlionis fanden auf einer posthum von der Gesellschaft „Welt der Kunst“ („Mir iskusstva“) veranstalteten Ausstellung großen Anklang bei seinen Landsleuten. „Sie [die Bilder] führten mich in meine Heimatwelt Litauen“, erinnert sich der junge Dichter G.A. Tots.<sup>23</sup> Ein anderer, damals schon bekannter litauischer Dichter, Jurgis Baltrušaitis, reiste aus Moskau an, um die Ausstellung zu sehen.<sup>24</sup>

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs erhielt das erwachende Nationalbewusstsein der nationalen Minderheiten in Russland weitere Impulse. Der Krieg trieb weite Teile der Zivilbevölkerung aus den Front- und frontnahen Gouvernements in das nähere und fernere Hinterland. Petrograd wurde zum Ziel für Flüchtlinge aus dem Baltikum; die ersten trafen im Sommer 1915 in der Hauptstadt ein. Nach einer Zählung von 1916 befanden sich damals über 23 000 lettische und etwa 7 000 litauische Flüchtlinge in Petrograd.<sup>25</sup> Die Gesamtzahl der in der Hauptstadt lebenden Esten, Letten, Lettgaller und Litauer stieg damit beträchtlich an. Neben den Flüchtlingen kamen Arbeiter und Angestellte in die Stadt, die zusammen mit ihren Betrieben evakuiert wor-

<sup>22</sup> Dridzo, *Iz istorii* (wie Anm. 7), S. 17 f.

<sup>23</sup> G.A. Tots, „Zarevo bolšogo goroda...“ *Stranicy iz vospominanij* („Feuerschein einer großen Stadt...“ Aus Erinnerungen), in: *Literaturnoe obozrenie* (1988), Nr. 11, S. 111.

<sup>24</sup> V. Dauetite, Jurgis Baltrušaitis. Vilnius 1983, S. 47 u. 289.

<sup>25</sup> *Perepis' bežencev v Petrograde* (Flüchtlingszählung in Petrograd). Petrograd 1916, S. 6, 17 u. 19. Die letzte größere Flüchtlingsgruppe – ca. 6 000 Personen – traf bereits im Februar 1918 nach der Besetzung Tallinns durch deutsche Truppen ein.

den waren. Berechnungen von Historikern zufolge waren in der Stadt 25 Unternehmen aus den nordwestlichen Gouvernements und 30 Fabriken aus Riga untergebracht.<sup>26</sup> Die zwangsevakuieren Esten, Letten, Lettgaller und Litauer besaßen in der fremden Stadt nicht die gleichen Möglichkeiten der Adaption wie ihre Landsleute, die sich dort in friedlichen Zeiten niedergelassen hatten. Die Flüchtlinge empfanden ein viel stärkeres Gefühl der Fremdheit und suchten deshalb auch schneller nach Formen der Selbstorganisation, um so vor allem ihre materiellen Probleme wie die Lebensmittelbeschaffung oder die Suche nach einer Unterkunft so rasch wie möglich zu lösen. Dabei halfen ihnen nationale Organisationen. Seit Ende Dezember 1914 stand die Litauische Hilfsgesellschaft den Kriegsoffern zur Seite, 1916 nahm das Zentrale Lettische Flüchtlingskomitee seine Arbeit auf. Um Letten, die ihre Heimat verlassen hatten und sich nun in der russischen Hauptstadt wiederfanden, kümmerte sich auch die Gesellschaft „Dzimtene“ („Vaterland“). Die Tätigkeit solcher Gesellschaften verstärkte bei den Flüchtlingen das Bewusstsein einer eigenen nationalen Identität. Die Betonung des Nationalcharakters wurde für sie zu einer Überlebensstrategie, da ja eine schnelle Anpassung nicht möglich war. Im Folgenden sollte sich diese Menschenmasse, die ein extremes Unbehagen angesichts ihrer – wie ihnen schien vorübergehenden – Trennung von der Heimat empfand, empfänglich für Ideen einer nationalen Entwicklung und Schaffung eines Nationalstaates zeigen.

In den ersten Monaten nach der Februarrevolution von 1917 waren die politisch aktiven Kreise der estnischen, lettischen und litauischen Diaspora wie berauscht von den unerwartet über sie hereinbrechenden Bürgerfreiheiten und dem Gesetz über die „Abschaffung der konfessionellen und nationalen Beschränkungen“, das die Provisorische Regierung am 20. März beschlossen hatte. Doch weder die neuen Freiheiten noch die Handlungen der neuen Exekutive vermochten die Stellung der nationalen Minderheiten zu stärken. Die seit der ersten russischen Revolution von 1905–1907 spürbare politische Spaltung der Gesellschaft vertiefte sich nur noch. Eine Demonstration estnischer Zivilisten und Soldaten, die am 26. März 1917 auf Initiative der bürgerlichen Estnischen Petrograder Vereinigung zur Unterstützung der Provisorischen Regierung stattfand und sich großen Zulaufs erfreute, wurde scharf von den damals noch relativ einflusslosen estni-

<sup>26</sup> Pod znamenem proletarskogo internacionalizma. Bolševiki Petrograda i Pribaltiki v bor'be za Oktjabr' (Unter dem Banner des proletarischen Internationalismus. Bolševiki in Petrograd und im Baltikum im Kampf für den Oktober). Leningrad 1972, S. 200.

schen Bolševiki verurteilt.<sup>27</sup> Eben in dieser Zeit entstanden in Petrograd estnische und lettische Arbeitervereinigungen und -klubs.<sup>28</sup> Die Spaltung innerhalb der estnischen, lettischen und litauischen Gemeinde wurde zum Sommer 1917 noch offensichtlicher. Eine politische Krise nach der anderen machte den völligen Zusammenbruch der Regierung immer wahrscheinlicher. In diesem Kontext diskutierte die estnische, lettische und litauische Intelligenz lebhaft die Schaffung unabhängiger Nationalstaaten und unternahm auch Schritte in diese Richtung. Im Juni 1917 verkündete der bürgerliche litauische Seimas in Petrograd die Gründung eines unabhängigen Staates Litauen.

Da die strenge staatliche Kontrolle der Presse unter der Provisorischen Regierung nahezu völlig verschwand, stieg 1917 die Zahl der in Petrograd herausgegebenen nationalsprachlichen Zeitungen und Zeitschriften an. Zu den schon früher erscheinenden estnischen und lettischen Zeitungen gesellten sich die lettgallische „Līaužu Bolls“ („Volksstimme“), die litauische „Tiesa“ („Wahrheit“) und die lettische „Proletariāta Cīņa“ („Kampf des Proletariats“). Ein ganzes Netz neuer estnischer und lettischer Klubs<sup>29</sup> sorgte dafür, dass Nachrichten aus der Heimat schnelle Verbreitung in den Diasporagemeinden fanden, und trug so zur Festigung ihrer nationalen Identität bei.

Eine erstaunliche Belebung erfuhr das kulturelle Leben der nationalen Minderheiten. Zum Herbst 1917 eröffneten das „Neue Petrograder Lettische Theater“ (unter der Leitung von A. Amtman-Briedit), das litauische „Fliegende Theater“ (Jozas Vaičkus), der litauische „Petersburger Schauspielzirkel“ (K. Glinkis) und das „Estnische Kulturbüro beim Petrograder Komitee der estnischen Soldatendeputierten“. Im November schloss sich eine Reihe von Theatergruppen zur Estnischen Theatervereinigung zusammen. Gleichzeitig verstärkte die

<sup>27</sup> Damals befanden sich rund 200 estnische Bolševiki in Petrograd, Ende 1917 hatte sich ihre Zahl verdoppelt. Die Petersburger Organisation RSDRP besaß nicht nur eine estnische, sondern auch eine litauische und eine lettische Abteilung.

<sup>28</sup> V.V. Michajlenko, T.M. Smirnova, Kul'turno-prosvetitel'naja rabota sredi nacional'nych men'sinstv Petrograda i Petrogradskoj gubernii v 1918–1920 gg. Problemy i tendencii (Kultur- und Aufklärungstätigkeit unter den nationalen Minderheiten der Stadt und des Gouvernements Petrograd in den Jahren 1918 bis 1920. Probleme und Tendenzen), in: Vestnik LGU (1991), Reihe 6, H. 1, S. 37.

<sup>29</sup> Ende 1917 gab es in Petrograd fünf estnische proletarische Klubs und den Zentralen lettischen kommunistischen Klub. Allen lettischen proletarischen Organisationen im Bereich der Kultur und der Bildung stand das Kulturzentrum und seit 1918 die lettische Abteilung des Nationalitätenkommissariats des Gemeindeverbandes der Nördlichen Gebiete vor. Als letzter, erst im Herbst 1918, eröffnete der litauische Arbeiterklub „Proletkult“ (Proletarische Kultur). Neben den Arbeiterklubs entstand seit dem Frühjahr 1918 eine Reihe von estnischen und lettischen politischen Klubs.

zunehmende politische Spaltung innerhalb der Diasporagemeinden bei einigen Vertretern der nationalen Intelligenz den Wunsch, ihre Tätigkeit in die ethnische Heimat zu verlegen. 1918 verließ die Mehrheit der genannten Künstlervereinigungen Sowjetrußland.

Dies kam dem im selben Jahr entstandenen lettischen, litauischen und estnischen „Proletkult“ mit seinem politisch-tendenziösen Repertoire offenbar sehr gelegen. Nach ihrer Machtergreifung im Oktober 1917 nahmen die Bolševiki auch zu nationalen Fragen Stellung. Einerseits proklamierte die „Deklaration über die Rechte der Völker Russlands“ vom 2. November 1917 die Gleichheit und Souveränität der Völker, beseitigte alle nationalen Privilegien und Beschränkungen und verlieh den Völkern das Recht auf Selbstbestimmung. Andererseits unterteilte die – einzig gültige – Klassentheorie jedes Volk in die „Eigenen“ und die „Fremden“. Die Klassenidentität stand über jeder anderen Form von Identität – auch der nationalen. Den in Rußland erstmalig geschaffenen staatlichen Strukturen einer nationalen Politik lag eben dieses Prinzip zugrunde. Für die in Petrograd-Leningrad lebenden Letten, Litauer und Esten bedeutete dieses Prinzip den Verlust ihrer ohnehin nicht gerade zahlreichen Vertreter der nationalen Intelligenz, die vorher die treibende Kraft der kulturellen Entwicklung gewesen waren.

Nachdem man den Bolševiki somit das Feld überlassen hatte, besaßen diese die besten Voraussetzungen für eine Manipulation der nationalen Minderheiten, und dies umso mehr, als deren Möglichkeiten, den Kontakt mit der Heimat aufrecht zu erhalten, äußerst gering waren. Erst 1934 wurden in Leningrad und Moskau Ausstellungen von Künstlern aus Estland, Lettland und Litauen zugelassen. Die sowjetischen Kritiker warfen den Künstlern vor allem Nationalismus und eine gewaltsame Verbreitung der patriarchalischen nationalen Eigenart („samobytnost“) vor.<sup>30</sup> Wahrscheinlich war der Erfolg der Sowjets bei der Bekämpfung dieser „patriarchalischen samobytnost“ – die ja nicht nur der Nivellierung der Klassen-, sondern auch der nationalen Unterschiede im Weg stand – in entscheidendem Maße von den Russischkenntnissen der Leningrader Letten, Litauer und Esten abhängig.

Natürlich gelang die Einführung der „neuen Spielregeln“ nicht auf Anhieb. Die Organisationen der estnischen, lettischen und litauischen Diaspora in Petrograd konnten auch noch 1918 mit Erlaubnis des

<sup>30</sup> Vgl. dazu E. Kronman, *Vystavka latvijšskogo iskusstva v Moskve* (Ausstellung lettischer Kunst in Moskau), in: *Iskusstvo* (1934), Nr. 5, S. 155-160.



Volkskommissariats für Handel und Industrie Literatur aus ihren Heimatländern einführen und sich so in ihrer Muttersprache über Neuigkeiten aus der Heimat informieren. Eine kurze Zeit lang erschien die estnische Sonderausgabe „Kodumaa Teated“ („Nachrichten aus der Heimat“), die im April 1918 von der „Eesti Päevaleht Peterburis“ („Estnische Tageszeitung Petersburgs“) abgelöst wurde. Lettische Katholiken konnten einige Ausgaben der Zeitung „Karūgs“ („Banner“) herausbringen. Bis zum Sommer 1918 war der Bund für die Selbstbestimmung Lettlands tätig, der offen Ideen der Selbstbestimmung propagierte.<sup>31</sup> Die bürgerlichen Schichten der nationalen Minderheiten konnten allerdings keine Unterstützung von Seiten der Sowjetmacht erwarten. Die estnischen Zeitungen „Vaba Eesti“ („Freies Estland“) und „Eesti päevaleht“ („Estnische Tageszeitung“) sowie die Zeitschrift „Brīva Latvija“ („Freies Lettland“) wurden im Sommer und Herbst 1918 eingestellt. Dem Leser standen jetzt stattdessen sowjetkonforme Publikationen zur Verfügung, so etwa die estnische Zeitung „Edasi“ („Vorwärts“) oder der lettische „Komunists“ („Kommunist“). Zum Frühjahr 1920 waren alle „bourgeois“ nationalen Gesellschaften geschlossen.<sup>32</sup>

Die Bolševiki beseitigten die alten Organisationen und gründeten neue. Die Sowjetmacht erkannte dabei die zentrale Rolle der Schule für die Ausbildung der „Schöpfer einer lichten Zukunft“. Deswegen gehörte die Ausbildung der Lehrer für die nationalen Schulen zu den dringendsten Anliegen der Bolševiki. Bereits im Mai 1918 eröffnete in Petrograd die Estnische Proletarische Universität, in der später das Estnische Pädagogische Institut aufging. Im selben Jahr wurden Kurse für Lehrer an estnischen Schulen eingerichtet. Zur Arbeit an acht lettischen Grund- und drei Mittelschulen wurden lettische Kommunisten herangezogen. Im Frühjahr 1918 richtete die litauische Abteilung des Volkskommissariats für Nationalitätenfragen in einigen Stadtteilen Petrograds Abendkurse für Erwachsene ein. Da die Sow-

<sup>31</sup> A.Š. Kolčanova, B.P. Šiferson, *Sovetskie organizacii Petrograda po rabote sredi nacional'nych menšinstv v 1918–1921 gg. Problemy i tendencii* (Sowjetische Organisationen für die nationalen Minderheiten in Petrograd in den Jahren 1918–1921. Probleme und Tendenzen), in: *Sovetskaja etnografija* (1990), Nr. 1, S. 36.

<sup>32</sup> T.M. Smirnova, *Partijnaja i sovetskaja pečat' na nacional'nych jazykach v Petrograde i Petrogradskoj gubernii v gody graždanskoj vojny* (Partei- und Sowjetpresse in den Sprachen der nationalen Minderheiten in der Stadt und dem Gouvernement Petrograd), in: *Obnovlenie: Mežnacional'nye otnošenija i perestrojka. Materialy naučno-praktičeskoj konferencii* (Erneuerung: Internationale Beziehungen und die Perestrojka. Materialien einer wissenschaftlich-praktischen Konferenz). Leningrad 1989, S. 173 f.

jetregierung ausschließlich auf eine ideologische Anpassung der nationalen Minderheiten abzielte, war sie vorerst bereit, ihre sprachlichen und kulturellen Eigenheiten hinzunehmen.

Als im Baltikum neue unabhängige Nationalstaaten entstanden, musste das Interesse des Sowjetstaates an den nationalen Minderheiten, die in seinen nordwestlichen Gebiete lebten, zunehmen. Auf der einen Seite waren Vertreter der Regierung, insbesondere der zuständigen Fachministerien, nicht geneigt, ihnen Vertrauen entgegenzubringen. Auf der anderen Seite wurden über die gesamten 1920er Jahre hinweg immer wieder Esten und Letten für Tätigkeiten in staatlichen Einrichtungen gesucht, so etwa in der Steuerverwaltung, der Grenzsicherung, im Geheimdienst (bis 1922 VČK, dann GPU und seit 1923 OGPU), in der sowjetischen Handelsflotte und in einzelnen Positionen des Volkskommissariats für Außenhandel. Den Vorzug gab man freilich nicht denjenigen, die während des Ersten Weltkriegs oder direkt nach Beendigung des Bürgerkriegs gekommen waren, sondern denen, die schon lange in Russland lebten.<sup>33</sup> Dass das Interesse der Esten und Letten an ihrer ethnischen Heimat auch in den Jahren der Neuen Ökonomischen Politik nicht nachließ, bezeugt die ständige Nachfrage nach der estnischen Krone und dem lettischen Lat an der Petrograder/Leningrader Börse.

Infolge der Friedensschlüsse Sowjetrusslands mit Estland, Lettland und Litauen stellte sich in den 1920er Jahren das Problem der Optanten. Jeder Bürger Russlands, der das 18. Lebensjahr erreicht hatte, erhielt das Recht, auf die russische Staatsbürgerschaft zu verzichten und in seine ethnische Heimat zurückzukehren, sofern er oder seine Eltern zu Beginn des Ersten Weltkriegs Mitglied einer Stadt-, Dorf- oder Standesgemeinde war, die nun zu Lettland, Litauen oder Estland gehörte. Es erforderte einen gewissen Mut, diese sich unerwartet bietende Möglichkeit zu ergreifen und in die Heimat zurück-

<sup>33</sup> Im Zollamt Jamburg, das zum Petrograder Zollkreis gehörte, waren Anfang der 1920er Jahren 50% Esten tätig, die vorher hauptsächlich in Petersburg-Petrograd oder in Sibirien, nicht aber in Jamburg oder Umgebung gelebt hatten. Einzelne Posten waren ausschließlich mit Esten besetzt. – Leningradskij oblastnoj gosudarstvennyj archiv v g. Vyborge (Staatsarchiv des Leningrader Gebiets in Vyborg) (LOGAV), f. R-3441, op. 2, d. 1, ll. 2, 24, 48, 215 u. 314. Die Führungskräfte in den Zollämtern wechselten häufig, da hier z.B. die Vertreter der nationalen Abteilung der Komintern (genauer der Abteilung für internationale Beziehungen der IKKI – der Bauernaufstände in Japan) eine Art Praktikum absolvierten (Ebenda, l. 527; op. 3, d. 3, l. 39). Viele Esten hatten auch Posten beim Zoll inne, die anscheinend eine Art „Vatererbe“ („votčina“) der Roten Finnen darstellten, so etwa im Fall von Karl Tennis, dem Leiter der Zollbehörde von Beloostrov (Ebenda, f. R-3445, op. 3, d. 10, l. 18).

zukehren oder sie erstmals zu betreten. Längst nicht alle entschlossen sich dazu, eine unsichere Gegenwart gegen eine ungewisse Zukunft einzutauschen. In Sowjetrußland hatten Optanten die sofortige Entlassung aus dem Dienst zu erwarten.<sup>34</sup> Wenn man bedenkt, dass sich die Abreiseformalitäten häufig in die Länge zogen, konnte die Entscheidung, das Land zu verlassen, eine erhebliche Verschlechterung der finanziellen Situation des Ausreisewilligen bedeuten, zumal im Land Arbeitslosigkeit herrschte und eine garantierte Lebensmittelversorgung abgeschafft worden war. Als Kommunist setzte ein Optant seine Parteizugehörigkeit und damit Wohlstand und Karriere aufs Spiel. Nur wenige erklärten sich offenbar zu diesem Risiko bereit. Jedenfalls finden sich in der Parteikontrollkommission des Gouvernements Petrograd nicht viele Personalakten kommunistischer Optanten. Sicher gab es außer der Karriere noch andere Gründe zu bleiben. Die Angst vor dem Unbekannten oder davor, als Kommunist in der ethnischen Heimat vielleicht verfolgt zu werden, mag so manche Entscheidung beeinflusst haben. Dagegen bedeutete der Entschluss, in Sowjetrußland zu bleiben, nicht den Verlust der nationalen Identität. Noch war es, wenn auch eingeschränkt, möglich, sich mit einer Gruppe von Gleichen zu identifizieren.

Am schwersten hatten es die Geistlichen. Sie mussten sich entscheiden, ob sie bei ihrer Gemeinde in der UdSSR bleiben oder in ihre Heimat zurückkehren wollten. Im März 1924 verweigerten die sowjetischen Behörden dem „einzigsten [katholischen] Geistlichen lettischer Nationalität von Leningrad und ganz Rußland“, B. Sloskāns, eine Verlängerung der Aufenthaltsbewilligung, solange er Optant blieb. Der Geistliche entschied sich für den Dienst an Gott und der Gemeinde und verzichtete auf die lettische Staatsangehörigkeit.<sup>35</sup> Seine Wahl wird umso bedeutungsvoller, wenn man die antireligiöse Politik des kommunistischen Staates bedenkt. Wer sich um die geistigen Bedürfnisse seiner Landsleute und Gemeindemitglieder kümmern und die wesentlichen Elemente der nationalreligiösen Kultur bewahren wollte, ging nicht selten ein Risiko ein. 1926/27 gab es in Leningrad über einige Monate hinweg ein illegales Priesterseminar, an dem A.P.

<sup>34</sup> Vgl. beispielsweise den Fall von Jan Berzin, der 1922 als Optant entlassen wurde. Interessanterweise verhinderte in diesem Fall die Tatsache, dass Berzin vorher in einer bürgerlichen Familie in Lettland gelebt hatte, nicht dessen Einstellung bei der Zolldirektion. – LOGAY, f. R-3441, op. 3, d. 75, ll. 1-3.

<sup>35</sup> M.V. Škarovskij, N.J. Čerepenina, A.K. Šiker, *Rimsko-katoličeskaja cerkov' na Severo-Zapade Rossii v 1917–1945 gg.* (Die römisch-katholische Kirche im Nordwesten Rußlands von 1917 bis 1945). S.-Peterburg 1998, S. 26.

Proncketis Litauisch unterrichtete. Es kam zu sofortigen Verhaftungen.<sup>36</sup>

Dennoch nutzten zahlreiche Esten, Letten und Litauer die Möglichkeit zur Ausreise. Da die Listen der Optanten im Zentralen Staatsarchiv von St. Petersburg aufbewahrt werden und für die Forschung heute nach wie vor unzugänglich sind, können Aussagen über ihre Zahl nur mit Hilfe indirekter Quellen gemacht werden, beispielsweise über einen Vergleich der Bevölkerungszahlen der ethnischen Minderheiten in Petrograd zwischen 1920 und 1923 (vgl. Tabelle auf S. 226).

Die Möglichkeit, Sowjetrussland als Optant zu verlassen, hatte ein Kuriosum zur Folge. In die neuen Ostseestaaten zog es nämlich nicht nur Vertreter der Titularnationen – Letten, Litauer und Esten –, sondern auch Russen, Juden und Angehörige anderer Nationalitäten. Wenn sie ihre Zugehörigkeit zu einer Stadt-, Dorf- oder Standesgemeinde auf dem Gebiet der ehemaligen Ostseeprovinzen nachweisen konnten, war ihre Ausreise aus Russland legal. Paradoxiere Weise beherrschten die so unerwartet zu einer Heimat Gekommenen häufig nicht die Sprache dieser „Heimat“, kannten die „heimatlichen Gebräuche und Traditionen“ nicht und besaßen außer einer anderen Nationalität auch noch eine andere Religion. Diese „unehelichen Kinder“ des Optionsverfahrens identifizierten sich eine Zeitlang mit der Urbevölkerung des Baltikums, da sie darin die einzige Möglichkeit sahen, eine ihnen verhasste Gesellschaft zu verlassen oder einfach zu überleben.

Für die in Petrograd-Leningrad verbliebenen Letten, Litauer und Esten schienen die 1920er Jahre im Hinblick auf ihre kulturelle Identität eine Zeit der relativen Liberalität bereitzuhalten. Die staatliche Nationalitätenpolitik war geprägt von Begriffen wie „Verwurzelung“ („korenizacija“) oder „Nationalisierung“ der Kultur, womit nichts anderes als die Förderung der proletarisch-nationalen Kultur gemeint war.

Von der Mitte der 1920er bis zur Mitte der 1930er Jahre stieg die Zahl der nationalen Schulen in Leningrad, und bis zum Beginn der 1930er Jahre wurde der Unterricht an den estnischen und lettischen Schulen vollständig in der Muttersprache der Schüler abgehalten. An estnischen und lettischen pädagogischen Ingenieursschulen wurden Fachleute ausgebildet. Seit Mitte der 1920er Jahre besaß die Pädagogische Alexander Herzen-Hochschule estnische und lettische

<sup>36</sup> LOGAV, f. R-3441, op. 3, d. 75, ll. 30, 235.

Abteilungen und die Leningrader staatliche Universität estnische und lettische Arbeiterfakultäten („rabfaki“).<sup>37</sup>

Außer der gewohnten Zeitung „Edasi“ mit einer Auflage von 5400 Exemplaren standen den Leningrader Esten jetzt auch die Zeitungen „Säde“ („Funke“) sowie die Zeitschriften „Klassi Võitlus“ („Klassenkampf“) und „Oras“ („Saat“) zur Verfügung. Es gab die beiden estnischen Verlage „Külvaja“ („Sämann“) und den Estnischen Genossenschaftsverlag. Als letzterer 1926 aus wirtschaftlichen Gründen schließen musste, waren die Behörden allerdings nicht bereit, ihm zu helfen.<sup>38</sup> Die Stadt zählte einige estnische und lettische Bibliotheken, die zu Klubs gehörten, außerdem gab es Abteilungen für nationalsprachliche Literatur in Fabrikbibliotheken, an Schulen mit nationalen Minderheiten, an technischen Schulen und anderen Lehreinrichtungen. Die größten Buchbestände besaßen die Bibliotheken der nationalen „Häuser für Bildung und Aufklärung“ („nacional'nye doma prosvetščenija“). Trotzdem ergab eine Bestandsaufnahme von 1926, dass Bücher in nationalen Sprachen nur den kleineren Teil des Gesamtbuchbestandes ausmachten: Das estnische Haus der Bildung und Aufklärung besaß 3589 (37%) estnische Bücher, das litauische 690 (33%) und das lettische 2448 (29%) sowie ein „gesondertes Regal für die Lettgaller“.<sup>39</sup> Den größten Teil stellten wohl dennoch politische Werke. Jedenfalls waren im litauischen Haus für Bildung und Aufklärung unter den 690 Büchern in litauischer Sprache nur 250 der Belletristik zuzurechnen. Anfang der 1920er Jahre eröffneten in Petrograd ein estnisches und ein lettisches Agitproptheater, die Mitte der 1920er Jahre in Theaterkreise der entsprechenden Bildungshäuser umgewandelt wurden.

Wenn diese Bildungsmaßnahmen auch vorwiegend politischer Art waren, so halfen sie dennoch der Mehrheit der Esten und Letten, ihre Muttersprache zu bewahren. Während der Volkszählung von 1926 gaben mehr als 68% der Esten und über 63% der Letten in Leningrad an, des Estnischen bzw. Lettischen mächtig zu sein.<sup>40</sup> Die Entwicklung

<sup>37</sup> Ausführlicher dazu vgl. Smirnova, Teatry (wie Anm. 21), S. 15 ff.

<sup>38</sup> Central'nyj gosudarstvennyj archiv istoriko-političeskich dokumentov Sankt-Peterburga (Zentrales Staatsarchiv für historisch-politische Dokumente) (CGA IPD SPb), f. 9, op. 1, d. 2603, l. 87-87 ob.

<sup>39</sup> T.M. Smirnova, Nacional'nye biblioteki v Leningrade. 1918–1930-e gody (Nationalbibliotheken in Leningrad. Von 1918 bis zu den 1930er Jahren), in: Klio (1998), Nr. 3 (6), S. 237.

<sup>40</sup> My živem na odnoj zemle: Naselenie Peterburga i Leningradskoj oblasti (Wir leben in derselben Welt: Die Bevölkerung von Petersburg und dem Leningrader Gebiet). S.-Peterburg 1992, S. 53.

der nationalen Kultur wurde jedoch ideologisch überfrachtet, was die nationale Identität selbst verwässerte und der kulturellen Identität Einseitigkeit verlieh. Für viele Vertreter des estnischen, lettischen und litauischen Volks in Petrograd-Leningrad war der Kontakt zur Heimat oder zu Landsleuten bereits in den 1920er Jahren unmöglich oder mit extremen Schwierigkeiten verbunden. Als 1928 aus der estnischen Hauptstadt der Vorschlag an Russland kam, Vertreter der Leningrader Esten zu einer in Tallinn stattfindenden Konferenz estnischer Kulturorganisationen im Ausland zu entsenden, antwortete Moskau mit Ausflüchten, die die erwarteten Kontakte schließlich ausbleiben ließen.<sup>41</sup> Literatur aus dem Ausland wurde von den Zensoren der Hauptverwaltung für Angelegenheiten der Literatur und der Verlage („glavlit“) geprüft. Bereits die bruchstückhaften Kenntnisse, die wir von der Arbeit der Zensur besitzen, sind sehr aufschlussreich. Im Juli 1926 wurden 84 Ausgaben verschiedener estnischer Periodika nach Leningrad eingeführt, von denen lediglich 44 (52,4%) ihre Leser erreichten. Weniger hatten die lettischen Leser zu leiden: Von 60 Heften schafften 11 (18,3%) nicht die Hürde der Zensur.<sup>42</sup> Die in Leningrad erscheinende Presse nährte indessen Jahr für Jahr die Hoffnungen auf revolutionäre Umstürze in Estland, Lettland und Litauen. Der Leser sollte so im Glauben an eine Überwindung der Isolation, in der sich vor allem die estnische, lettische und litauische Diasporagemeinde in der UdSSR befanden, bestärkt werden. Die Autoren legten dabei bisweilen einen Übereifer an den Tag, der sogar das Missfallen der Komintern erregte.<sup>43</sup>

Die Komintern hatte einen großen Anteil an der Herausbildung eines einseitigen Nationalbewusstseins der nationalen Minderheiten. Die Hochphase der revolutionär gesinnten Kommunisten, die eine Sowjetisierung der ehemaligen Ostseeprovinzen anstrebten, war zwar gegen Mitte der 1920er Jahre vorbei. Noch 1923 riefen Kundgebungen, die vor dem Gebäude des estnischen Konsulats in Petrograd nach der Ermordung des Kommunisten J. Kreuks in Estland stattfanden,

<sup>41</sup> Sitzungsprotokoll Nr. 4 des Polnisch-baltischen Ländersekretariats des IKKI vom 17. Mai 1928. – Rossijskij gosudarstvennyj archiv social'no-političeskoj istorii (Russisches Staatsarchiv zur sozial-politischen Geschichte) (RGASPI), f. 495, op. 61, d. 13, l. 315.

<sup>42</sup> CGA IPD SPb, f. 9, op. 1, d. 2603, l. 65. Hier sind die unterschiedlichen Beziehungen der UdSSR zu Lettland und Estland zu berücksichtigen. Während sich das Verhältnis zwischen Riga und Moskau eher positiv entwickelte, sah die Sowjetunion in Estland einen Bündnispartner ihres osteuropäischen Erzfeindes Polen.

<sup>43</sup> Sitzungsprotokoll Nr. 1 des Polnisch-baltischen Ländersekretariats vom 5. Januar 1934. – RGASPI, f. 495, op. 61, d. 86, l. 3.

einen Sturm der Empörung hervor, der praktisch die gesamte estnische Gemeinde ergriff.<sup>44</sup> Wenige Jahre später äußerten sich die Aktivitäten der lettischen und estnischen Gemeinde vor allem in Spendensammlungen für die Genossenschaften in der ethnischen Heimat, in der Unterstützung politischer Gefangener oder im Bau des Panzers „Lettischer Schütze“.<sup>45</sup>

Die erwartete Wiedervereinigung mit Estland, Lettland und Litauen blieb aus. Hinzu kam, dass sich die Akzente der sowjetischen Nationalitätenpolitik in der Mitte der 1930er Jahre erheblich verschoben. Die neuen Tendenzen waren bereits Anfang der 1930er Jahre zu spüren, als der Staat erneut zum Angriff auf die religiösen Konfessionen blies. Seit der Mitte der 1930er Jahre führte die Leningrader Presse eine Kampagne gegen „apolitische“ und „nationalistische“ Theaterstücke, wozu die gesamte Theaterkunst vor 1917 und einige wenige Stücke zeitgenössischer Autoren zählten, die hauptsächlich in Estland, Lettland oder Litauen lebten. In den Bibliotheken der nationalen Minderheiten wurden Überprüfungen durchgeführt, die die Beschlagnahmung der „verbotenen Bücher“ zur Folge hatten. Seit 1935 kam es zur Schließung der nationalen Häuser für Bildung und Aufklärung und ihrer Bibliotheken.

Die Tragödie der nationalen Minderheiten war 1937 an ihrem Schlusspunkt angelangt, als das Gebietskomitee der Partei sein Projekt „über die nationalen Schulen und anderen kulturellen Bildungseinrichtungen“ präsentierte. Das Dokument befand die „Existenz besonderer nationaler Schulen“ für „schädlich“ und schlug die Auflösung der lettischen pädagogischen Hochschule, des finnisch-estnischen Technikums, der Zeitung „Edasi“, der estnischen Ausgabe der Zeitschrift „Kommunismi Teel“ („Auf dem Weg des Kommunismus“) sowie der Schauspielhäuser und Wanderbühnen der estnischen, lettischen und anderer nationaler Minderheiten vor.<sup>46</sup> Die Beseitigung von

<sup>44</sup> Als es bei den Kundgebungen zu Ausschreitungen kam, wurden diese am 4. April 1923 zum Untersuchungsgegenstand auf einer Sondersitzung des Petrograder Gouvernementskomitees der RKP. Der Redakteur der Zeitung „Edasi“ wurde auf die „Unzulässigkeit von Meldungen“ hingewiesen, „die beinahe die Zerstörung des estnischen Konsulats“ nach sich gezogen hätten. Außerdem wurde eine Meldung in den Lokalzeitungen gestattet, wonach „Maßnahmen zur Ermittlung gegen die Schuldigen eingeleitet“ worden seien und diese „zur Verantwortung gezogen“ würden. – CGA IPD SPb, f. 16, op. 1, d. 99, l. 58.

<sup>45</sup> Sitzungsprotokoll Nr. 6 des Sekretariats des Gebietskomitees der Allrussischen kommunistischen Partei vom 24. Dezember 1927. – CGA IPD SPb, f. 24, op. 1, d. 28, l. 94.

<sup>46</sup> Tragedija nacional'nych menšinstv Leningrada (Die Tragödie der nationalen Minderheiten in Leningrad), hrsg. v. T.M. Smirnova, in: Istorija Peterburga (2002), Nr. 15, S. 88 f.

Organisationen der nationalen Minderheiten ging nicht allein auf die Initiative des Leningrader Gebietes zurück, sondern folgte einem Beschluss des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (Bolševiki) (CK VKP [b]) über die Schulen, Rayons und Dorfsowjets der nationalen Minderheiten.

Eine solche Wende in der Nationalitätenpolitik der Sowjetunion kam für viele Bürger überraschend, umso mehr, als die neue Verfassung vom 5. Dezember 1936 von der Regierung als Schritt in Richtung einer verstärkten und weiterentwickelten Demokratie präsentiert worden war. Tatsächlich beschränkten sich die Repressionen nicht auf die Einrichtungen der nationalen Minderheiten, sondern erstreckten sich auch auf die Menschen selbst – Vertreter der Intelligenz und der Geistlichkeit, Arbeiter und Mitglieder von Kirchengemeinden. Am 31. Januar 1938 gestattete das Politbüro des CK der VKP (b) dem Volkskommissariat für innere Angelegenheiten (NKVD) die Durchführung einer Operation zur Zerschlagung der „Spionage- und Sabotagekontingente“, die sich gegen Vertreter verschiedener Nationalitäten, unter anderem auch gegen Letten und Esten, richtete. In Leningrad führte der örtliche Leiter des NKVD, M.I. Litvin, im Sommer desselben Jahres eine Kampagne gegen „konterrevolutionäre nationalistische Elemente“. Daraufhin wurden in der Stadt und im Gebiet Leningrad 6578 „Mitglieder antisowjetischer, nationalistischer, aufständischer, sabotierender und spionierender Organisationen“, darunter 2750 Esten, verhaftet.<sup>47</sup>

Es ist hier nicht der Ort, die Gründe für diese Wende in der Nationalitätenpolitik des Staates zu untersuchen. Zweifellos gab es eine ganze Reihe von Gründen. Wahrscheinlich war einer von ihnen die Anfang der 1930er Jahre überall im Staat einsetzende „Unifizierung“, mit der die Existenz nationaler Unterschiede nicht vereinbar war. Die nationale Identität mit dem ihr innewohnenden Gegensatz zwischen „Eigenem und Fremdem“ musste eine Gefahr in den Augen der Regierung darstellen, die in allem „Fremden“ immer nur den Feind sah. Die Nivellierung der Bürger in Bezug auf ihre nationale Zugehörigkeit führte zu einem faktischen Verlust ihrer Identität, so auch im Fall der Leningrader Letten, Litauer und Esten. Gleichwohl blieb die Angabe der nationalen Zugehörigkeit in Fragebögen und Pässen bestehen. Dieses mehr oder weniger einzige offiziell zugelasse-

<sup>47</sup> V.I. Berežkov, *Piterskie prokuratory* (Petersburger Statthalter). S.-Peterburg 1998, S. 169.



ne Identitätsmerkmal wurde allerdings nicht selten zum Anlass menschlicher Tragödien.

Zusammenfassend lässt sich feststellen: Von Beginn an eine multiethnische Stadt, förderte Petersburg in den verschiedenen Epochen seiner Geschichte mal stärker Prozesse einer Anpassung der nationalen Minderheiten, mal stärker Prozesse einer Herausbildung nationaler Identität. Die geringe Größe der estnischen, lettischen und litauischen Diasporagemeinden führte zunächst nicht, wie man hätte annehmen können, zu einer besonderen Abgeschlossenheit dieser Gruppen. Der Aufsatz untersucht die Gründe für die Anpassung der estnischen, lettischen und litauischen Minderheiten in Petersburg. Die wesentlichen identitätsbildenden Prozesse fanden am Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts statt. Der Erste Weltkrieg und die Revolution von 1917 führten zu einem radikalen Stimmungswechsel unter den nationalen Minderheiten und machten sie empfänglicher für den Gedanken zur Bildung eines Nationalstaates. Unter den Bolševiki wurde die Klassenzugehörigkeit wichtiger als die nationale Zugehörigkeit. Die Friedensverträge Sowjetrusslands mit Estland, Lettland und Litauen hatten eine massive Ausreise der Optanten und somit eine merkliche Verkleinerung der lettischen, litauischen und estnischen Diasporagemeinden in Petrograd zur Folge. Die Zurückgebliebenen wurden Opfer der Manipulation der sowjetischen Nationalitätenpolitik. Ende der 1930er Jahre führte die Willkürregierung der UdSSR zu einem faktischen Verlust nationaler Identität bei den Diasporagemeinden in der Stadt an der Neva.

Aus dem Russischen übersetzt von Corinna Löffler, Hamburg



# Deutsch und Russisch im Widerstreit: Die Schulsituation in den „Odessaer Kolonien“ 1803–1917

von Wladimir Süß

Die deutsche Kolonistenschule im Schwarzmeergebiet Russlands unterschied sich bis zu den Zeiten der „großen Reformen“ in den 1860er Jahren stark vom russischen Bildungssystem und hatte praktisch auch sehr wenig gemein mit den deutschen Schulen, wie sie etwa bei den großen Kirchengemeinden in St. Petersburg oder Moskau bestanden. Die Frage drängt sich auf, warum die Kolonistenschule über mehrere Schulgenerationen hinweg trotz der im Lande vorhandenen deutschen Schultraditionen und der weit entwickelten sozio-kulturellen und bildungspolitischen deutsch-russischen Beziehungen nur ein kümmerliches Dasein fristete. Dabei kamen die deutschen Siedler in ein Land, in dem es gute Ansätze für eine Schulreform (oder einen Schulaufbau) gab. Was also war der Grund dafür, dass die Schule der Odessaer Kolonien nicht in den Reformprozess, den Peter der Große einleitete<sup>1</sup> und den Katharina II. fortsetzte,<sup>2</sup> einbezogen wurde, von dem sie zweifelsohne profitiert hätte? Denn diese Reformen verfolgten wichtige Prinzipien wie etwa Verstaatlichung und Säkularisierung von Schule und Allgemeinbildung, was für die damalige Zeit ein wichtiger Modernisierungsschritt war. Während das Schulwesen der russlanddeutschen Mennoniten wenigstens den eigenen Anforderungen mehr oder weniger gerecht wurde, blieben die Schulen der

---

<sup>1</sup> Erich Donnert, Zur Entwicklung des Schulwesens in Rußland unter Peter I., in: Jahrbuch für Erziehungs- und Schulgeschichte 24 (1984), S. 43; Herbert Pönicke, Neue Beiträge zur Lebensgeschichte von Johann Ernst Glück, in: Zeitschrift für Ostforschung 17 (1968), S. 698-712; ders., Ein Widerstandskämpfer im Zeitalter der Frühaufklärung im Nordosten Europas, in: Kirche im Osten 13 (1970), S. 104-132; N.J. Balošina, Značenie nemeckoj mental'nosti v stanovlenii ponjatija „nauka“ v Rossii (Die Bedeutung der Kenntnis deutscher Mentalität für die Herausbildung des Begriffs „Wissenschaft“), in: Rossija i vnešnj mir. Dialog kul'tur. Sbornik statej (Russland und die Welt. Dialog der Kulturen. Beitragssammlung). Moskva 1997, S. 211.

<sup>2</sup> Claus Scharf, Katharina II., Deutschland und die Deutschen. Mainz 1995, S. 134 f.; S. Roždestvenskij, Proekty učebnych reform v carstvovanie imperatricy Ekateriny II. do učreždenija komissii o narodnych učiliščach (Entwürfe von Reformen des Bildungswesens in der Regierungszeit der Kaiserin Katharina II. bis zur Einrichtung der Kommission für Volksschulen), in: Žurnal MNP III (1907), Nr. 12, S. 175-181; (1908), Nr. 2, S. 160-182; Nr. 5, S. 43-70.

deutschen Schwarzmeerkolonien dem althergebrachten System verhaftet, dessen Wurzeln noch im Mittelalter zu suchen sind: Religiosität hatte Vorrang vor Lesen-, Schreiben- und Rechnenlernen.

Bei der Beantwortung der gestellten Fragen sollte als Erstes festgehalten werden, dass die Schulreform, wie sie unter Peter I. und Katharina II. durchgeführt wurde, auf dem allumfassenden Prinzip der Ständeordnung beruhte, lediglich für die Stadt, also nicht für die bäuerliche Bevölkerung konzipiert war und daher von vornherein nicht die Kolonien betraf. Die Einladungsmanifeste der russischen Herrscher an Ausländer wie etwa das Manifest von Katharina II. vom 22. Juli 1763,<sup>3</sup> auf dessen Grundlage die Einwanderung (mit Unterbrechungen) bis etwa 1804 erfolgte, die von Alexander I. am 20. Februar 1804 bestätigten Richtlinien für die Ansiedlung<sup>4</sup> oder die „Privilegien derjenigen Kolonisten, die sich in den südlichen Provinzen des Russisch-Kaiserlichen Reichs ansiedeln“,<sup>5</sup> lassen die Schulangelegenheiten ebenfalls außer Acht. Was den Siedlungswilligen zugestanden wurde, war die in Europa übliche Glaubensfreiheit und die Freistellung vom Militärdienst, was für viele zumindest ebenso wichtig war und Russland anziehender als etwa Preußen machte.<sup>6</sup>

Die Schule war somit die Angelegenheit der Dorfgemeinde (der Kolonie) und wurde nicht viel anders organisiert als in Deutschland. Dort war die Volksbildung seit Jahrhunderten eine Angelegenheit der Geistlichkeit: Wo ein Geistlicher war, gab es auch eine Schule, die Pfarr- oder Kirchscheule.<sup>7</sup> Dieser Schultyp entstand aus den katecheti-

<sup>3</sup> Vgl. den Text des Manifestes, abgedruckt z.B. in: D. Schmidt, Beiträge über die Geschichte der Wolgadeutschen. Tl. 1, Pokrowsk (u.a.) 1930, S. 12-16. Der russische Historiker Igor R. Pleve verweist allerdings darauf, dass einige Lokatoren in ihren Werbeschriften den Kolonistenkindern gute Ausbildungschancen in Aussicht gestellt hatten; vgl. ders., Nemeckie kolonii na Volge vo vtoroj polovine XVIII veka (Die deutschen Kolonien an der Wolga in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts). Moskva 1998, S. 219 f.

<sup>4</sup> Abgedruckt in: K. Keller, Die deutschen Kolonien in Südrussland. Neusäss/Augsburg 2000 (Nachdruck durch den Historischen Forschungsverein der Deutschen aus Russland e.V.), S. 45-48.

<sup>5</sup> Ebenda, S. 44 f.

<sup>6</sup> Preußen als bildungsfreundliches Land stellte Einwanderern, um die es gleichzeitig mit Russland eifrig warb, allerdings „Schulunterricht in den drei Glaubenslehren“ in Aussicht. Vgl. dazu D. Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurussland und Bessarabien 1751-1914. München 1993, S. 69.

<sup>7</sup> Gottlieb Beratz, Die deutschen Kolonien an der unteren Wolga in ihrer Entstehung und ersten Entwicklung. Berlin 1923, S. 251; Ingo-Rudolf Pauli, Lübeck – Kronstadt – Saratow. Schicksalswege der „Wolgadeutschen“ 1763-1921. Flensburg 1985, S. 184.

schen Belehrungen der Geistlichen sowie ihrer Gehilfen, der Küster, und hatte die Aufgabe, Glaubensregeln zu verbreiten und aus den Schülern gute Katholiken, Lutheraner bzw. Reformierte zu machen, ohne sich um weitere Bildungsaufgaben zu kümmern. Die Kinder wurden folglich im Lesen der Bibel und des Evangeliums, zum Teil auch in Schreiben und Rechnen unterrichtet, sie lernten die biblische Geschichte, doch hauptsächlich waren sie mit dem Lernen des Katechismus und der Gebete, dem Lesen von Texten aus dem Alten und Neuen Testament und dem Auswendiglernen moralisierender Sinnsprüche beschäftigt. Das Ziel war erreicht, wenn die Schüler zur Konfirmation bzw. Kommunion zugelassen wurden. Die Schule war sozusagen das Bindeglied zwischen Taufe und Aufnahme eines jungen Menschen in die Gemeinde.

Der pädagogische Reformeifer, der seit dem 18. Jahrhundert vor allem in Preußen (das selbst ein Einwanderungsland war und mit Russland um neue Siedler in Konkurrenz stand) Fuß fasste, griff mit ziemlicher Verspätung auf die Herkunftsgebiete der südrussischen Kolonisten – Baden, Elsass, Rheinland und Württemberg – über und machte sich dort erst kurz vor der Auswanderungswelle in das Schwarzmeergebiet bemerkbar. Der Übergang von der Kirchenschule zur Staatsschule war bis Anfang des 19. Jahrhunderts nirgendwo in Deutschland weit gediehen, geschweige denn vollzogen. Am wenigsten dürfte die Kirchenschule ihre Position in den Gebieten jener geistlichen Fürstentümer eingebüßt haben, die nach dem Reichsdeputationshauptschluss von 1803 aufgelöst wurden. Für unser Thema ist das insofern interessant, als die Einwanderung von Deutschen nach Russland nach 13-jähriger Pause<sup>8</sup> gerade um diese Zeit wieder einsetzte. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Einwanderung von Deutschen ins Schwarzmeergebiet im Kontext der tief greifenden Verschiebungen der Machtverhältnisse in Europa nach der Französischen Revolution zu untersuchen.

Da die russische Regierung ihnen keine Alternative anbot – die Schulsituation der einheimischen russischen Landbevölkerung war sehr schlecht –, übertrugen die Siedler die Form der deutschen konfessionellen Schule in den neuen Wohnort. Deren wesentliche Merkmale waren u.a.: Ausbildungspflicht für alle Kinder; Leitung der Schule durch den Pastor (oder Pater);<sup>9</sup> enge Beziehung zwischen

<sup>8</sup> K. Stumpp, *Die Russlanddeutschen. Zweihundert Jahre unterwegs*. Freilassing 1964, S. 10.

<sup>9</sup> Die Lehrer der deutschen Dorfschulen waren Helfer der Pastoren und übernahmen in deren Abwesenheit die kirchlichen Amtshandlungen und leiteten den Gottesdienst.

Schule und Gemeinde, die die Kolonistenschule aus ihren Mitteln unterhielt.

Diese eigenständige Schulform war in Russland aber nicht neu, sie entstand und entwickelte sich bereits mit der Niederlassung der Deutschen an der Wolga, die 40 Jahre vor der Einwanderung in das Schwarzmeergebiet erfolgte, und zwar unabhängig von der russischen Schulsituation. Ein in sich geschlossenes deutsches Bildungssystem mit einheitlicher Schulbehörde hat es in Russland zu keiner Zeit gegeben, obgleich die jeweilige Kirche, nach Siedlungsgebieten differenziert, Anstrengungen unternahm, um zumindest regional eine Vereinheitlichung zu erreichen, die seitens der russischen Verwaltung niemals gewollt und geplant war.<sup>10</sup>

Wenn auch anfänglich die Probleme der deutschen Schulen in Südrussland grundsätzlich denen an der Wolga sehr ähnlich waren, zeigten sich schon sehr bald Unterschiede, die ihre Ursachen in der geografischen Herkunft der Siedler und der viel weiteren Streuung der deutschen Siedlungen im Schwarzmeergebiet hatten. Zudem waren in den weiter westlich gelegenen Gebieten die Einflüsse aus Westeuropa spürbarer als in Zentralrussland, sodass hier das Bildungswesen teilweise eine modernere Entwicklung nahm, die sich auch auf die deutschen Schulen in Südrussland positiv auswirkte.<sup>11</sup> Die Ansiedlung, die über vier Jahrzehnte (von 1803 bis etwa 1842) andauerte, führte zu einer Vielschichtigkeit des Schulwesens, die man an der Wolga so nicht kannte. Dort war das Schulwesen überschaubarer und einheitlicher und unterlag erst Ende des 19. Jahrhunderts einer stärkeren Differenzierung. Auch hatten die deutschen Schulen im Süden Russlands (trotz der grundsätzlich gleichen Mängel) ein höheres Niveau als die Schulen an der Wolga.<sup>12</sup>

Während der Schwierigkeiten der Gründungsjahre, als in erster Linie die Schulen den Sparzwang der Dorfgemeinden zu spüren bekamen, war die Kirche um mehr Einfluss auf das koloniale Schulwesen bemüht. Der ihren Vorstellungen weitgehend entgegenkommende Ukas vom 25. Oktober 1819 über die Leitung der Dorfschulen und die „Aufsicht über die Lehrer“ war der entscheidende Schritt zur Monopolisierung des Bildungssystems und zur nahezu flächendeckenden

<sup>10</sup> Die Deutschen in Rußland – der leidvolle Schicksalsweg einer ethnischen Minderheit. Teil II: Die Herausbildung der Rußlanddeutschen als nationale Minderheit (1871–1917), Berlin 1999, S. 35.

<sup>11</sup> Ebenda, S. 50 f.

<sup>12</sup> Gerd Stricker, Von den Anfängen bis 1914, in: Rußland, hrsg. v. dems. Berlin 1997 (Deutsche Geschichte im Osten Europas), S. 444.

Durchsetzung kirchlicher Grundschulen in den Kolonien. Alle Versuche einiger Eltern, die Lehrpläne der Siedlungsschulen dahingehend zu ändern, dass auch weltliche Fächer ihren Platz fanden und der Umfang des religiösen Unterrichtes verringert wurde, wurden abgeblockt, Initiativen zur Gründung von Privatschulen und zur Erteilung von privatem Unterricht unterdrückt.

Das Gesetz von 1832 über die Evangelisch-Lutherische Kirche in Russland, der nun auch die reformierten Gemeinden unterstellt waren, erhob diese zu einer Art Staatskirche und verstärkte die Position des Protestantismus bei der Regelung gesellschaftlicher Fragen und seinen Einfluss auf die Schule. Die Jugendlichen wurden nicht konfirmiert, wenn sie nicht Deutsch lesen und schreiben konnten. Auch nach der Konfirmation mussten die jungen Leute zwei Jahre lang eine Sonntagsschule besuchen, in der sie in Religion unterrichtet wurden. Das Evangelisch-Lutherische Generalkonsistorium und das Ministerium für Reichsdomänen befanden es für notwendig, den Geltungsbereich der „Regeln über den Schul- und Katechisationsunterricht in den Kolonien der Saratover ausländischen Ansiedler“ (verabschiedet am 5. März 1840)<sup>13</sup> auf ganz Südrussland auszuweiten. Das bestätigen zwei Dokumente aus den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts.<sup>14</sup> Die Regeln beschrieben ausführlich diverse Aspekte der Schulbildung in den Kolonien und bestätigten im Wesentlichen die Regelungen des Kirchengesetzes von 1832. Die Schulen in den deutschen Kolonien wurden ausdrücklich als „Kirchenschulen“ anerkannt. Den Wünschen der Geistlichkeit entsprechend, wurden entschiedenere Maßnahmen zur Durchsetzung der Schulpflicht angeordnet. Durch die vertraglichen Regelungen zwischen Russland und dem Vatikan von 1847 und die darauf folgende Gründung eines eigenen Bistums zur Betreuung katholischer deutscher Kolonisten wurde auch die Katholische Kirche in Russland weitgehend gestärkt und deren Einfluss auf die Schule erhöht.

Für das Erlernen der russischen Sprache gab es in den deutschen Schwarzmeerkolonien bis in die 1830er Jahre kaum innere oder äußere

<sup>13</sup> Priloženje k stat'e 387 „Pravila o škol'nom i katechizičeskom učenii v kolonijach Saratovskich inostrannyh poselencev“ (Anlage zum Artikel 387 „Regeln für den Katechisationsunterricht in den Kolonien der Saratover ausländischen Ansiedler“), in: Polnoe Sobranie Zakonov Rossijskoj Imperii (PSZ) (Vollständige Gesetzesammlung des Russischen Reiches). Bd. XII, Tl. II, St. Peterburg 1857, S. 99 f.

<sup>14</sup> „Regeln für den Kirchenschul- und Katechisationsunterricht in evangelisch-lutherischen Kolonie-Gemeinden im südlichen Russland“ und „Regeln für den Besuch der Dorfschulen und der Kinderlehre“. Rossijskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv (Russisches Historisches Staatsarchiv) (RGIA), f. 733, op. 170, d. 1220, l. 552-552 ob.

re Zwänge, da die Kolonisten unter sich deutsch sprachen, den amtlichen und geschäftlichen Schriftverkehr ebenfalls in Deutsch führten und sich in der Regel bei der Verständigung mit der in der Nachbarschaft lebenden Bevölkerung auf wenige russische und ukrainische Wörter beschränkten, die für die raren Handels- und Wirtschaftsbeziehungen erforderlich waren.

Die ersten Versuche, die russische Sprache in den Kolonien einzuführen, unternahm der Inspektor des Fürsorgekomitees für ausländische Ansiedler in Südrussland, Titularrat Platzer, im Jahre 1829. Er schlug vor, eine Kreisschule (Prototyp der späteren Zentralschule) für Kolonistenkinder mit deutscher und russischer Unterrichtssprache zu gründen und die Schüler auch in weltlichen Fächern zu unterrichten. Doch stieß sein Vorschlag auf Ablehnung.<sup>15</sup> Im Wolgagebiet wurden hingegen zwei solche Kreisschulen gegründet (1833 in Katharinenstadt und 1834 in Grimm), die aber wenig Erfolg hatten und 1859 in Zentralschulen umgewandelt wurden.<sup>16</sup> Das 1843 von Staatsrat von Hahn vorgelegte Projekt zur Eröffnung von Zentralschulen wurde von den Odessaer Kolonisten (Protestanten und Katholiken) erst ab 1869 aufgegriffen, während die Mennoniten in Chortica eine solche Schule bereits 1842, also noch vor dem erwähnten Schulprojekt, ins Leben gerufen hatten.<sup>17</sup> Die vierklassigen Zentralschulen waren auf die Ausbildung von Lehrern für die Grundschule, von Dorfschreibern und auch Küstern ausgerichtet. Diese aus der Ausbildungsnot der Kolonisten entstandenen Schulen waren zwar eine Facette des Bildungssystems in Russland, blieben aber ein typisches Produkt der deutschen Kolonistenschule.

Die russische „Reformperiode“ in den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts hatte die Modernisierung des Reiches und die Vereinheitlichung des Reichsrechts und der Verwaltung zum Ziel. In diesen Kontext gehörte die Schließung der Fürsorgebehörden für ausländische Ansiedler wie auch die Einführung der Militärpflicht für die deutschen Kolonisten (ausgenommen davon waren die Mennoniten). Die Reformen hatten Auswirkungen auf alle ethnischen Minderheiten in Russland, nicht nur auf die deutschen Kolonien.<sup>18</sup>

<sup>15</sup> Vgl. Keller, *Kolonien* (wie Anm. 4), S. 104 ff.

<sup>16</sup> E.V. Russkich, *Rasprostranenie russkogo jazyka v nemeckich kolonijach na Volge do 70-ch godov XIX v.* (Verbreitung der russischen Sprache in den deutschen Kolonien an der Wolga bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts), in: *Rossijskie nemcy na Donu, Kavkaze i Volge* (Russlanddeutsche am Don, im Kaukasus und an der Wolga). Moskva 1995, S. 316 f.

<sup>17</sup> Ebenda, S. 107 ff.

<sup>18</sup> *Die Deutschen in Rußland* (wie Anm. 10), S. 124 f.



Die „Odessaer Zeitung“ beklagte im Januar 1866 den Mangel an Schulen, in denen die russische Sprache gelehrt würde, denn die zwei, drei Zentralschulen reichten für die etwa 250 Dörfer bei weitem nicht aus.<sup>19</sup> Die Zentralschulen blieben noch lange Zeit die einzigen Orte, an denen Russischlehrer für die Kolonistenschulen ausgebildet wurden. Dennoch kann man mit Sicherheit sagen, dass zu Beginn der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts die Masse der Kolonisten nicht Russisch konnte und es auch nicht lernen wollte – erstens waren wirtschaftliche Beziehungen zur russischen Bevölkerung sowieso nur schwach entwickelt, und zweitens wurden alle Bemühungen, die russische Sprache unter den Kolonisten zu verbreiten, von Seiten des Fürsorgekomitees unternommen, das in dieser Frage nicht direkt im Auftrag der russischen Regierung handelte, sodass kein Zwang herrschte. Die Situation änderte sich grundlegend um 1870, als die Kolonien viele ihrer Privilegien verloren. Und erst dann begann die Regierung, sich ernsthaft mit dem Problem des Russischunterrichts für Deutsche auseinander zu setzen.<sup>20</sup>

Als Beispiel und vielleicht sogar Höhepunkt staatlichen Bemühens um eine Verbesserung der deutschen Schulen mag die 1866 vom zuständigen Minister für Reichsdomänen in Odessa einberufene Konferenz von Bevollmächtigten aller schwarzmeerdeutschen Kolonien gelten. Hier wurden verschiedene Probleme des Gemeindelebens erörtert, darunter auch, wie das Schulwesen zu verbessern sei. Es wurde gefordert, dass die Kolonisten in russischer Sprache zu unterrichten seien und die Lehrer für Dorfschulen und Gemeindegemeindeführer besser ausgebildet werden sollten. Es wurden Beschlüsse hinsichtlich zeitgemäßer Schulpläne gefasst. Außerdem wurde beschlossen, zur Verbreitung der Russischkenntnisse die Zahl der Zentralschulen zu erhöhen und die dafür nötigen Gelder aus den vorhandenen Gemeindekapitalien zu nehmen. Die Konferenz nahm der Kirche die Macht über die Zentralschulen und ließ die Prediger nur für den Religionsunterricht in den Schulen zu.

Im Jahre 1866 wurde nun auf Verlangen des Odessaer Fürsorgekomitees in den Lehrplan der deutschen Dorfschulen ein neues Fach aufgenommen: die russische Sprache – obligatorisch und täglich ein bis zwei Stunden.

Die Bildungsfrage wurde zu einem Gegenstand der Diskussionen in der Gesellschaft und in der Regierung. Aktiv wurden die Landämter

<sup>19</sup> Odessaer Zeitung Nr. 12 vom 30. Januar 1866.

<sup>20</sup> Russkich, Rasprostranenie (wie Anm. 16), S. 317 f.

(Zemstvo). Ihnen sind einige prinzipiell neue Schritte auf dem Gebiet der Bildung zu verdanken: die Organisation der Zemstvo-Schulen, die Versorgung der Schulen mit Russischlehrern und deren Bezahlung, die finanzielle Unterstützung für alle Schultypen, der Übergang eines Teils der kirchlichen Gemeindeschulen unter die Aufsicht der Landämter und die Ausbildung der Lehrer.

Auch die private Bildung erhielt einen neuen Stellenwert. Im Allgemeinen wurden Privatschulen in den Kolonien, die bis dahin praktisch illegal waren, von keiner großen Anzahl von Schülern besucht, doch sie boten wohlhabenden Kolonisten die Möglichkeit, in größerem Umfang Wissen zu erwerben, besonders was den Unterricht in russischer Sprache anging, der von der kirchlichen Gemeindeschule nicht geleistet wurde, der aber auf den Eintritt in ein russisches Gymnasium vorbereitete.

Besonders weitsichtige Kolonisten forderten den Russischunterricht, da er für die Arbeit in den Verwaltungsorganen unentbehrlich sei. Noch mussten für den Schriftverkehr mit den übergeordneten Behörden vielfach Russen als Schreibergehilfen eingestellt werden. Innerhalb der Gemeinden und Bezirke wurden die Amtsgeschäfte vorerst weiterhin in deutscher Sprache abgewickelt.<sup>21</sup> Russischkenntnisse erleichterten den Armeedienst, den die Kolonisten ab 1874 zu leisten hatten, und verhalfen Elementarschulabsolventen – die fließend russisch sprachen – zu dem Privileg, dass sie statt sechs nur vier Jahre beim Heer dienen mussten.<sup>22</sup>

Nun musste auch die Geistlichkeit Farbe bekennen. Ein Teil befürwortete die Einführung der russischen Sprache und, was besonders bedeutsam ist, betonte die Wichtigkeit der Ausbildung von Lehrern mit Russischkenntnissen aus den Kreisen der Kolonisten. Ein anderer Teil heizte überall Gerüchte von der drohenden Russifizierung an und berief sich dabei auf die Aufhebung der früheren Privilegien. Die „Odessaer Zeitung“ wandte sich gegen die verbreitete Auffassung, die Forderung, Russisch zu lernen, sei der erste Schritt zur Russifizierung.<sup>23</sup>

Da es in den deutschen Kirchenschulen auch noch in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts massive Probleme mit der Einführung des Russischunterrichts gab, war man vom teilweisen Übergang zur russischen Unterrichtssprache (nur in ausgewählten Fächern) sowieso noch sehr weit entfernt. Als erstes wurde Russisch als Unterrichts-

<sup>21</sup> Odessaer Zeitung Nr. 181 vom 15. August 1878, S. 3.

<sup>22</sup> Odessaer Zeitung Nr. 6 vom 16. Januar 1874, S. 1.

<sup>23</sup> Odessaer Zeitung Nr. 188 vom 13. August 1878, S. 4.

sprache in den Zentralschulen eingeführt, die bisher der Aufsicht der örtlichen Geistlichkeit, der Trägervereine und der lokalen deutschen Verwaltung unterstellt waren. Da dort die Unterrichtssprache zum großen Teil ohnehin das Russische war, stellte die Forderung, den Unterricht gänzlich auf Russisch umzustellen, keinen so gewaltigen Einschnitt dar.<sup>24</sup>

Eine gewisse Änderung des Status der Kolonistenschule trat mit dem Regierungserlass vom 2. Mai 1881 ein: Alle nichtrussischen Schulen im Reich, die bisher dem Ministerium für Reichsdomänen unterstellt waren, wurden nun dem Ministerium für Volksaufklärung zugeordnet. Die Geistlichkeit behielt das Recht, den Religionsunterricht zu erteilen.<sup>25</sup> Eine schrittweise Einführung des Russischen als Unterrichtssprache wurde empfohlen. Vom juristischen Standpunkt aus gesehen ergab sich die Konsequenz, dass in den deutschen Kolonien theoretisch die Schulpflicht aufgehoben wurde, da diese für die russischen Schulen noch nicht existierte. In der Praxis änderte sich jedoch an den bestehenden Verhältnissen nur wenig. Organisation und Lehrpläne blieben unverändert, nur dass die Schulaufsicht bei den russischen Schulbehörden lag, also bei den Direktoren und Inspektoren der Volksschulen jedes Gouvernements.

Im Kern getroffen wurde die Kolonistenschule durch den Erlass des Ministeriums für Volksaufklärung vom 14. September 1891. In aller Schärfe wurde die Durchführung des Gesetzes von 2. Mai 1881 angeordnet, insbesondere in den Kirchenschulen, die sich bislang damit sehr schwer getan hatten. Der regierungsamtliche Schulinspektor wurde mit nahezu uneingeschränkten Vollmachten bezüglich Einstellung, Versetzung und Entlassung der Dorfschullehrer und der Überwachung des Unterrichts ausgestattet. Für die Einstellung in den Schuldienst sollte künftig das russische Volksschullehrerexamen Voraussetzung sein. Der Erlass des Ministeriums verlangte von jenen Lehrern, die kein Russisch konnten, sich innerhalb von zwei Jahren hierin zu qualifizieren. Nach Ablauf dieser Frist sollte über den Verbleib in der Schule oder die Entlassung wegen Berufsunfähigkeit entschieden werden.

Viele Kolonisten kamen mit ziemlicher Verspätung zu der Einsicht, dass diese Zwangsmaßnahmen, die die Deutschen auch politisch in

<sup>24</sup> Gerd Stricker, *Deutschsprachige Bildungseinrichtungen im Russischen Reich und in der Sowjetunion*, in: *Tausend Jahre Nachbarschaft. Rußland und die Deutschen*, hrsg. v. der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat. Bonn/München 1988, S. 167.

<sup>25</sup> RGIA, f. 733, op. 173, d. 31, l. 164; PSZ, Sob. 3, Bd. 1: 1881. St. Petersburg 1885, Nr. 123.

Misskredit brachten, vielleicht zu vermeiden gewesen wären, wenn es genug deutsche Lehrer mit ausreichenden Russischkenntnissen gegeben hätte.<sup>26</sup>

Im Januar 1892 beschloss die Konferenz der Volksschulinspektoren des Gouvernements Cherson, dass ab dem Schuljahr 1892/93 in den Dorfschulen der Unterricht in allen Fächern außer Religion und Deutsch in russischer Sprache zu erfolgen habe. Zur Vorbereitung der Lehrer auf die russische Unterrichtssprache sollten im Sommer 1892 Ferienkurse unter der Leitung russischer Lehrer abgehalten werden. Den Kindern, die beim Eintritt in die Schule kein Russisch beherrschten, sollten in einem vierwöchigen Vorbereitungskurs elementare Kenntnisse der russischen Umgangssprache nach der „Naturalmethode“ vermittelt werden.<sup>27</sup> An die Lehrer sämtlicher Kirchenschulen des Odessaer Lehrbezirks erging vom Inspektor der Volksschulen am 1. März 1892 ein Zirkularschreiben bezüglich der Stellung der russischen Sprache, das in der „Odessaer Zeitung“ veröffentlicht wurde.<sup>28</sup>

Als auch nach fünf Jahren der Nachholbedarf nicht ausgeräumt war, entschied man sich in St. Petersburg schließlich für eine noch konsequentere Durchsetzung der Bestimmungen von 1891. Am 24. Februar 1897 wurde durch den Staatsrat (Gosudarstvennyj Sovet) das Gesetz über die Einführung des Russischen als Unterrichtssprache bestätigt.<sup>29</sup> Dieses Dokument spiegelt die Stimmung der offiziellen Pädagogik im Russland des 19. Jahrhunderts wider, die danach strebte, den heranwachsenden Generationen die „wahrhaft konservativen russischen Grundzüge der Orthodoxie, der Selbstherrschaft und der Gemeinschaft im orthodoxen Glauben“ aufzupropfen. Eine solche Politik erweiterte einerseits die Möglichkeiten der Selbstbestimmung der Jugend nationaler Minderheiten, andererseits rief sie die Unzufriedenheit der führenden Vertreter der verschiedenen Religionen hervor, die nicht nur eine rasante Russifizierung der jeweiligen Völker befürchten mussten, sondern vor allem um den möglicherweise schwindenden Einfluss der eigenen Kirche und die Ausbreitung der Orthodoxie besorgt waren.

In der Presse finden sich Mitteilungen über die Reaktionen der Bevölkerung auf diese Prozesse. Die schriftlichen Äußerungen von deutscher Seite zu den Anfang der 90er Jahre eingeleiteten Maßnahmen waren noch überraschend positiv. Die intellektuelle Füh-

<sup>26</sup> Die Deutschen in Rußland (wie Anm. 10), S. 127.

<sup>27</sup> Odessaer Zeitung Nr. 13 vom 17. Januar 1892, S. 1 f.

<sup>28</sup> Odessaer Zeitung Nr. 77 vom 4./16. April 1892.

<sup>29</sup> RGIA, f. 733, op. 173, d. 30, l. 10.

rungsschicht der Kolonisten nahm die Umstellung als selbstverständlich und sinnvoll hin und bemühte sich, auch die Bauern in den Dörfern von der Zweckmäßigkeit der neuen Regelungen zu überzeugen. In den Kolonien wurde die Durchsetzung der offiziellen Regierungspolitik allerdings völlig anders aufgenommen, der Erlass von 1897 löste keine Begeisterung aus, die deutschen Bauern hatten wenig Verständnis für die russische Unterrichtssprache und noch weniger für die russischen Lehrer. Sie befürchteten, dass die deutsche Sprache aus den Schulen völlig verdrängt würde. So kam es zu einem gewissermaßen deutsch-russischen Kulturkampf, der unter der Bezeichnung „Russifizierung“ zu trauriger Berühmtheit gelangt ist. Die Deutschen zeigten in ihrer Mehrheit wenig Bereitschaft, die Staatssprache zu erlernen, obwohl in den wirtschaftlich stärker entwickelten Kolonien der südrussischen Gouvernements die Bevölkerung eigentlich gezwungen war, die russische Sprache als Kommunikationsmittel bei wirtschaftlichen Kontakten zu gebrauchen. Was die Bevölkerung am meisten störte, war die quasi gewaltsame Einführung des Russischen als Unterrichtssprache. So boykottierten sie teilweise „die russische Schule“, wie sie den Russisch- und Arithmetikunterricht nannten, oder reagierten verstärkt mit passivem Widerstand: Sie schickten ihre Kinder noch unregelmäßiger als früher zum Unterricht, höchstens drei bis vier Monate im Winter, und zeigten große Sparsamkeit bei der Anschaffung von Lehrmitteln.

Ein Widerstand gegen die Art und Weise der Einführung der russischen Unterrichtssprache in der Kolonistenschule, die nach Entscheidung des Staatsrates als Notwendigkeit und stufenweise, nicht aber nach Gutdünken der örtlichen Inspektoren erfolgen sollte, entstand schließlich auch in den Kreisen deutscher Lehrer. Man war sich darin einig, dass diese Methoden ungeeignet waren, die Menschen davon zu überzeugen, dass die Beherrschung der russischen Sprache ein Wohl für sie sein könne. Kein Wunder, dass ein derartiges Vorgehen allgemein als gewaltsame Russifizierung empfunden wurde; als Unglück und Unrecht für die Kolonistenschule wird es auch in den meisten Arbeiten dargestellt, und zwar häufig ohne ausreichende, auf realen Fakten basierende Argumentation.

Nach G. Stricker<sup>30</sup> wurde das russlanddeutsche Schulwesen lange Zeit glorifiziert, wobei offensichtliche Mängel oft der Russifizierung zugeschrieben wurden. Bei sachlicher Betrachtung ergibt sich aller-

<sup>30</sup> Gerd Stricker, *Die Schulen der Wolgadeutschen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: *Zwischen Reform und Revolution: Die Deutschen an der Wolga 1860–1917*, hrsg. v. Dittmar Dahlmann u. Ralph Tuchtenhagen. Essen 1994, S. 244.

dings, dass die Durchsetzung des Russischunterrichts und später des Russischen als Unterrichtssprache insgesamt eher konzeptionslos vorangetrieben wurde.

Wenn die These von der gewaltsamen „Russifizierung“ der Kolonistenschule bis auf den heutigen Tag so erfolgreich aufrecht erhalten werden konnte, so sind dafür folgende Ursachen und Abläufe ausschlaggebend: Erstens geht man von vornherein von einer einseitig antirussischen Grundposition aus; zweitens trägt die (eventuell absichtliche) inhaltliche Unklarheit des Begriffes „Russifizierung“ dazu bei; drittens werden die Übergriffe der russischen Inspektoren, die es zweifelsohne gegeben hat, überbetont und die oft unberechtigten Widerstände der Deutschen gegen die Maßnahmen der Regierung, insbesondere in der Anfangsphase, bewusst außer Acht gelassen.

Manches spricht dafür, dass die „Russifizierung“ der deutschen Schule in Wirklichkeit oftmals nicht in dieser Schärfe durchgeführt wurde, zumal sich die Extreme im Grunde auf die Jahre 1897 bis 1905 beschränkten<sup>31</sup> und erst wieder während des Ersten Weltkrieges zum Tragen kamen.

Auch D. Neutatz<sup>32</sup> plädiert dafür, diese Periode differenzierter zu betrachten und den oft leichtfertig verwendeten Begriff „Russifizierungspolitik“ zu relativieren. Zunächst handelte es sich nicht um eine Politik, die ausschließlich gegen die Deutschen gerichtet war, um sie zu entnationalisieren oder sie in ethnisch-kulturellem Sinn zu Russen zu machen. Vielmehr zielte sie auf eine verwaltungsmäßige Vereinheitlichung, die Beseitigung des Sonderstatus einzelner Gruppen sowie die forcierte Einführung des Russischunterrichts und der russischen Unterrichtssprache, die Staatssprache war.

Als Reaktion auf die Zugeständnisse der Regierung gegenüber den nationalen Forderungen der nichtrussischen Nationalitäten während der Revolution von 1905 forderten die Deutschen wiederum den Unterricht in der Muttersprache für die Kolonistenschule. Obgleich mancherorts der Bogen auch überspannt und russischen Lehrern gekündigt wurde,<sup>33</sup> zielten die Bemühungen nicht auf die Verdrängung des russischsprachigen Unterrichts, sondern vielmehr auf die Sicherung der eigenen nationalen Identität. Diese vor allem von der Geistlichkeit

<sup>31</sup> Ebenda, S. 263.

<sup>32</sup> Dietmar Neutatz, Zwischen Spracherhalt und Assimilierung. Rußlanddeutsche und Donauschwaben vor 1914 im Vergleich, in: Deutsche in Russland, hrsg. v. Hans Rothe. Köln (u.a.) 1996, S. 61–85.

<sup>33</sup> Gosudarstvennyj Archiv Saratovskoj oblasti (Staatsarchiv des Gebiets Saratov) (GASO), f. 13, op. 1, d. 3000, l. 12.

artikulierten Forderungen gingen mit dem Wunsch nach allgemeiner Verbesserung der Schulbildung einher. Während die Katholiken mit dem Entwurf einer Grundverfassung für Volksschulen an die Öffentlichkeit traten,<sup>34</sup> wandten sich die Protestanten, vor allem auf ihren Synoden der Jahre 1905–1907, verstärkt den Schulfragen zu.

Zahlreiche deutsche Delegationen richteten Bitten um Verbesserung der Schulbildung direkt an die Regierung. Ein größeres Ausmaß erreichte die Welle von Petitionen 1906,<sup>35</sup> hinter der offensichtlich eine Organisation, vermutlich der „Südrussische Deutsche Bildungsverein“, stand, als drei Delegierte (Pastor D. Steinwand, Buchhändler G. Schaad und Zentralschullehrer F. Fiechtner) nach St. Petersburg kamen und 333 Petitionen übergaben,<sup>36</sup> die in den entsprechenden evangelischen Kirchenversammlungen verabschiedet worden waren.<sup>37</sup> Unter Berufung auf die Verordnung des Ministerkabinetts vom 10. Mai 1905, in der es hieß, dass „aus den Schulen kein Werkzeug einer künstlichen Durchführung russifizierender Prinzipien werden soll“, baten die Kolonisten, ihrer „ehrerbietigsten Bitte um das Recht, die Muttersprache in den Grundschulen in größerem Ausmaße benutzen zu dürfen, zu entsprechen“.<sup>38</sup>

Mehrmals forderten Zuschriften an die „Odessaer Zeitung“ die Kolonisten auf, aus der Apathie zu erwachen und selbstbewusst die eigenen Interessen zu vertreten.<sup>39</sup> Einzelne Kolonisten wehrten sich jedoch gegen die übertriebenen nationalen Bestrebungen in der Schulfrage. Von einigen Bauern wurde Unverständnis gegenüber der Abschaffung der russischen Unterrichtssprache geäußert.<sup>40</sup>

Die örtlichen Organe der Schulbehörde verhielten sich zunächst ablehnend. Ende Februar 1906 berichtete der Kurator des Odessaer Lehrbezirkes an das Ministerium für Volksaufklärung, etliche deutsche Gemeinden hätten wegen der Unterrichtssprache Petitionen eingereicht. Er habe Stellungnahmen der Direktoren der Volksschulen eingeholt: Die Direktoren aller Gouvernements sprachen sich gegen

<sup>34</sup> Klemens (1905), Nr. 12.

<sup>35</sup> Einige Petitionen aus dem Jahre 1905 in: RGIA, f. 733, op. 173, d. 31, l. 2–42.

<sup>36</sup> Die Petitionen enthielten alle denselben Text, Angaben über den Ort der Unterzeichnung sowie die persönlichen Unterschriften der Teilnehmer der Versammlungen. Die „Odessaer Zeitung“ druckte die Petitionen ab, damit alle Gemeinden gleich lautende Bittschriften (prošenija) abfassen konnten.

<sup>37</sup> Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart 1993, S. 352.

<sup>38</sup> RGIA, f. 733, op. 173, d. 31, l. 145.

<sup>39</sup> Odessaer Zeitung Nr. 239 vom 26. Oktober 1905, S. 2.

<sup>40</sup> Odessaer Zeitung Nr. 234 vom 15. Oktober 1905, S. 2 f.

die Petitionen aus und begründeten dies folgendermaßen: Im Interesse der Erlernung der Staatssprache sei die Zulassung der deutschen Unterrichtssprache für alle Fächer undenkbar. Anlässlich neuer Petitionen bekräftigte der Kurator des Odessaer Lehrbezirkes seine Ablehnung im März 1906.<sup>41</sup>

Mehr Verständnis zeigte das Ministerium für Volksaufklärung. Der Minister brachte im Februar 1907 einen Gesetzesantrag in den Ministerrat ein. In der Begründung hieß es, die Petitionen stünden im Einklang mit der Auffassung der Regierung bezüglich der Muttersprache in den Schulen. Der Ministerrat forderte, „in den deutschen Schulen mit Grundschullehrplan in den Dörfern der ehemaligen deutschen Kolonisten (...) alle Fächer der Grundschulausbildung in deutscher Sprache zu unterrichten, außer Russisch sowie Geschichte und Geographie, wenn die Letzten als eigenständige Fächer unterrichtet werden“.<sup>42</sup> Der vom Ministerrat angenommene Gesetzesentwurf wurde am 23. Februar 1907 vom Zaren bestätigt.<sup>43</sup>

Mit dem neuen Gesetz waren die Unstimmigkeiten über die Schulfrage keineswegs beseitigt. Die Durchführung verzögerte sich in einigen Gemeinden durch das übervorsichtige Verhalten gegenüber den örtlichen Schulbehörden, die gegen die Neuerung Widerstand leisteten, um ein Jahr.<sup>44</sup>

Besorgt beobachtete die Kolonistenpresse die Beratungen von Duma und Staatsrat über das Volksschulgesetz<sup>45</sup> und die weiterhin unfreundliche Haltung der Inspektoren und Direktoren.<sup>46</sup> Geteilt waren die Meinungen bezüglich der Übergabe von Dorfschulen an die Zemstvo. Im Oktober 1908 erörterte der „Südrussische Deutsche Bildungsverein“ diese Frage und gelangte zu einem abschlägigen Urteil: Die Gemeinde spare zwar dadurch Geld, und die Lehrer würden besser bezahlt, aber die Gemeinde verliere alle Rechte an der Schule. Die Schulpflicht verkürze sich auf vier Jahre, Deutsch könne nur als Fach gelehrt werden, die Unterrichtssprache sei das Russische.<sup>47</sup>

Im Jahre 1913 verfügte der Kurator des Odessaer Lehrbezirks, dass alle Vakanzen an den Lehranstalten vorzugsweise mit „Rechtgläu-

<sup>41</sup> Kurator des Odessaer Lehrbezirkes ans Ministerium für Volksaufklärung, 7. März 1906. RGIA, f. 733, op. 173, d. 31, l. 99.

<sup>42</sup> RGIA, f. 733, op. 173, d. 31, l. 174-175 ob.

<sup>43</sup> RGIA, f. 1276, op. 3, d. 748, l. 15-16.

<sup>44</sup> Odessaer Zeitung Nr. 205 vom 8. September 1907, S. 1.

<sup>45</sup> Odessaer Zeitung Nr. 297 vom 29. Dezember 1912, S. 2.

<sup>46</sup> Deutsche Rundschau Nr. 100 vom 5. Juni 1913, S. 2; Nr. 88 vom 4. Mai 1914, S. 2 f.

<sup>47</sup> Odessaer Zeitung Nr. 246 vom 25. Oktober 1908, S. 2.



bigen russischer Abstammung“ zu besetzen seien. Daraufhin schrieb der Volksschulinspektor des Gouvernements Taurien am 19. November 1913 vor, in Zukunft an den deutschen Schulen bei der Besetzung freier Lehrerstellen nur Personen russischer Nationalität und „rechtgläubiger“ (pravoslavnoj) Konfession zuzulassen. Auch in der Sprachenfrage ging man wieder auf die frühere Norm zurück, trotz der am 23. März 1907 bestätigten Verfügung des Ministerrats.

So wurde in den Schulen der „Fremdvölker“ Russisch wieder Unterrichtssprache. Die Lage in der jeweiligen Schule hing in vielem von den Beziehungen der Schule zur örtlichen Verwaltung und von den Kontrollen der Inspektoren ab.

Eine lebhafte Diskussion lösten 1913 die Küsterdienste der Lehrer aus. Der stellvertretende Kurator des Odessaer Lehrbezirkes schrieb den Gemeinden vor, die Dorfschullehrer vom Küsterdienst zu befreien.<sup>48</sup> Die geforderte Ämtertrennung wurde von vielen als Angriff auf das Kolonistenschulwesen empfunden. Eine Loslösung von der Kirche werde das Volk in seinen Grundfesten erschüttern.<sup>49</sup> Etliche Küsterlehrer äußerten ihren Unmut darüber, von den Gemeinden ausgenutzt zu werden.<sup>50</sup>

Pastor Jakob Stach setzte sich auf einer Kirchensynode für die materielle Sicherstellung der Küsterlehrer ein, um den Beruf des Lehrers erstrebenswerter zu machen. Eine Ämtertrennung sei nicht wünschenswert, aber die Arbeit müsse erleichtert werden. Stach stieß auf die Ablehnung der Synode, gab aber nicht auf. Er veröffentlichte eine Broschüre zu dem Thema<sup>51</sup> und erreichte 1914 durch die Vermittlung eines Dumaabgeordneten aus Taurien eine Novellierung des evangelisch-lutherischen Kirchengesetzes von 1832 zugunsten der Küsterlehrer.<sup>52</sup>

Neben Schule und Kirche gab es nach der Revolution von 1905 neue, signifikante Institutionen für die Herausbildung eines übergreifenden ethnisch-kulturellen Bewusstseins. Besonders die Presse muss dabei hervorgehoben werden, da sie mit ihrem in Hochdeutsch gedruckten Kommunikationsmittel eine das ganze Land übergreifende Dimension erreichte. Sie formte unter den deutschen Ansiedlern nicht

<sup>48</sup> Odessaer Zeitung Nr. 153 vom 7. Juli 1913, S. 2.

<sup>49</sup> Odessaer Zeitung Nr. 153 vom 7. Juli 1913, S. 2.

<sup>50</sup> Odessaer Zeitung Nr. 178 vom 6. August 1913, S. 2; Nr. 188 vom 20. August 1913, S. 1 f.

<sup>51</sup> Jakob Stach, *Der Küsterlehrer in den deutschen Kolonien Rußlands*. Eugenfeld 1913.

<sup>52</sup> Odessaer Zeitung Nr. 210 vom 14. September 1913, S. 4; Nr. 272 vom 29. November 1913, S. 3.

nur das Bewusstsein, einer gemeinsamen Nationalität anzugehören,<sup>53</sup> sondern setzte sich auch für die Belange der Schule ein, wie sie damals verstanden wurden.

Von der schwarzmeerdeutschen Presse ist in diesem Zeitraum besonders die „Odessaer Zeitung“<sup>54</sup> hervorzuheben. Unter Karl Wilhelm, der dieser Zeitung als leitender Redakteur von 1892 bis 1914 vorstand, entwickelte sich die Zeitung zu einem zentralen Organ für die deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet und deren Kultur. Unter anderem behandelte sie Fragen des Kirchenwesens, der Volksbildung, der Lehrerbildung und des Lehrerstandes.

Ende Mai 1905 brachte eine Zuschrift an die „Odessaer Zeitung“ die Lawine ins Rollen. Zum Kernpunkt der Forderungen wurde die Zulassung des Deutschen als Unterrichtssprache erhoben. Die russische Unterrichtssprache sei in den ersten Schuljahren für die Kinder unverständlich und damit der Hauptgrund für die schlechten Lernergebnisse. Der Unterricht sollte in den ersten vier Jahren in deutscher Sprache geführt werden, erst dann in russischer.<sup>55</sup> Die Schulen müssten der Willkür der Inspektoren entzogen werden. Es sei aber nicht wünschenswert, sie wieder wie vor 1890 den Gemeinden zu überlassen. Weiterhin wünschte man die „ungehinderte Gründung mittlerer Lehranstalten und vor allem die Einrichtung von Lehrerseminaren mit Deutsch und Russisch als gleichberechtigten Unterrichtssprachen“.<sup>56</sup>

Eine bedeutende Zeitung im Schwarzmeergebiet war auch „Der Botschafter“ (herausgegeben in Berdjansk). 1907 entstand in Saratov die katholische Tageszeitung „Deutsche Rundschau“ (ab 1908 in Odessa) für die Kolonisten der Tiraspoler Diözese, die bislang erschiene Zeitschrift „Klemens“<sup>57</sup> wurde ihre Sonntagsbeilage. Sie alle widmeten der Schulfrage die größte Aufmerksamkeit. Auch die in Odessa erscheinende Zeitung „Deutsches Leben“ schrieb in einer Doppelnummer (1906) über die Aufgaben des Blattes: „Unter allen Fragen unseres öffentlichen Lebens, die sich mit Gewalt in den Vordergrund drängen und nach Lösung schreien, ist die Frage der Volksbildung und Volkserziehung eine der brennendsten.“<sup>58</sup>

<sup>53</sup> Die Deutschen in Rußland (wie Anm. 10), S. 144.

<sup>54</sup> Die erste Ausgabe erschien 1863. Sie wurde von L. Nitzsche, J. Unterlauf und A. Wald gegründet.

<sup>55</sup> Odessaer Zeitung Nr. 134 vom 15. Juni 1905, S. 2 f.

<sup>56</sup> Odessaer Zeitung Nr. 147 vom 1. Juli 1905, S. 3.

<sup>57</sup> Diese Beilage war ursprünglich eine in Saratov von katholischer Seite von 1897 bis 1906 herausgegebene Wochenschrift.

<sup>58</sup> Deutsches Leben (1906), Nr. 1/2.

In den Kolonien im Schwarzmeergebiet waren vor allem national gesinnte protestantische Pastoren und Lehrer die treibenden Kräfte bei der Förderung des geistigen Lebens und der Bildung durch entsprechende Vereinsgründungen. Zwar war das Vereinswesen auch bei den höheren Schichten der russischen Bevölkerung und bei vielen anderen Nationalitäten verbreitet, doch wurden die deutschen Vereine, trotz zahlreicher nichtdeutscher Mitgliedschaften, nach dem Muster, wie sie in Deutschland bestanden, gegründet und geleitet. Das hing sicherlich mit dem dominierenden Einfluss vor allem der evangelischen Geistlichkeit zusammen, die ihre Ausbildung an der ehemals deutschen Universität Dorpat erhalten hatte. Die ersten Schritte zu Vereinsgründungen wurden schon im Jahre 1905 gemacht. Am 17. August 1905 wurde der „Südrussische deutsch-evangelische Lehrerverein“ gegründet.<sup>59</sup>

Am 10. September 1905 veröffentlichte die „Odessaer Zeitung“ in einer Sonderbeilage<sup>60</sup> einen Aufruf von Pastor Jakob Stach zur Gründung eines „Vereins zur Förderung des geistigen Lebens unter den Kolonisten“. Stach wollte die Kolonisten aus ihrem nur auf materielle Güter ausgerichteten Denken aufrütteln. Die geistige Entwicklung der Kinder sei wichtiger als ihre materielle Sicherstellung. Der von ihm ins Auge gefasste Verein sollte die drohende geistige Rückständigkeit der Kolonisten verhindern helfen. Hierzu müssten der Schulbesuch gefördert, Lehrerbildungsanstalten, Fortbildungs-, Zentralschulen sowie Volks- und Lehrerbibliotheken gegründet und eine Literatur für Kolonisten geschaffen werden. Weitere Erfordernisse seien eine bessere Entlohnung der Lehrer und eine landwirtschaftlich-technische Hochschule, wie sie schon 1904 Pater Konrad Keller vorgeschlagen habe.<sup>61</sup>

Am 19. Oktober 1905 (zwei Tage nach Veröffentlichung des Oktobermanifestes des Zaren) fand in Odessa die Gründungsversammlung des „Vereins zur Förderung des geistigen Lebens unter den Deutschen in Rußland“ statt, der im Mai 1906 in „Südrussischer Deutscher Bildungsverein“<sup>62</sup> umbenannt wurde, und war mit 90 Teilnehmern der

<sup>59</sup> Odessaer Zeitung Nr. 10 vom 13. Januar 1906.

<sup>60</sup> Odessaer Zeitung Nr. 205 vom 10. September 1905, Beilage.

<sup>61</sup> Neutatz, Die „deutsche Frage“ (wie Anm. 37), S. 349.

<sup>62</sup> Gründer des „Südrussischen Deutschen Bildungsvereins“ (1906–1910) waren der Redakteur K.A. Wilhelm, der Hauslehrer H.J. Tauberger und einige Gutsbesitzer (F.Ch. Trester, F. Fichter, A.J. Kaul), die um die moralische, wirtschaftliche und gesundheitliche Lage der Bewohner der deutschen Kolonien besorgt waren. Gosudarstvennyj Archiv Odesskoj oblasti (Staatsarchiv des Gebiets Odessa) (GAOO), f. 2, op. 7, d. 101, l. 1 ob., 3.

beste Beweis für das allgemein empfundene Bedürfnis nach einem solchen Verein.

Die von Pastor Stach entworfenen Statuten wurden mit kleinen Änderungen angenommen. Bezüglich der Schule forderte § 9 die deutsche Unterrichtssprache, außer für die Fächer Russisch, Geschichte und Geografie Russlands.<sup>63</sup> Auf Antrag Pastor Steinwands (Worms, Gouvernement Cherson) wurde eine Petition an die Regierung abgefasst: Unterrichtssprache sollte die Muttersprache Deutsch sein, und die russische Sprache in der achtjährigen Dorfschule ab dem dritten Schuljahr als Fach unterrichtet werden. Die Kinder sollten vom siebten bis zum fünfzehnten Lebensjahr schulpflichtig, und die Lehrer Deutsche sein oder zumindest die deutsche Sprache vollkommen beherrschen, des Weiteren sollten die Zentralschulen das Recht erhalten, Volksschullehrerzeugnisse auszustellen. Bezüglich der Anstellung von Lehrern wehrten sich Letztere gegen die ausschließliche Befugnis der Gemeinden und Geistlichen.<sup>64</sup>

Pastor Stachs Strategie zielte darauf ab, das gesamte Bildungswesen der deutschen Kolonien in Südrussland zu zentralisieren. Auf der zweiten Versammlung im Frühjahr 1906 entstand die Frage, ob Zentralisation oder Dezentralisation das Richtige sei. Schließlich kam es durch die Gründung von 62 Regionalvereinen, die Einfluss auf die lokale Bildungsversorgung der Kolonisten nahmen und diese auch regelten, zu einer deutlichen Dezentralisation. Die von Pastor Stach ins Auge gefassten Pläne wurden damit gegenstandslos, sodass sich der Initiator gezwungen sah, seinen Rücktritt zu erklären.

Die Hebung des materiellen und geistigen Niveaus unter deutschen Katholiken wurde zum Ziel des 1908 gegründeten „Südrussischen Katholischen Deutschen Bildungsvereins“.<sup>65</sup> Die Arbeitsweise zur Erreichung der Ziele stimmte mit dem Programm des „Südrussischen Deutschen Vereins“ (1906–1915) überein. Eine gewisse politische Färbung erhielt der Verein dadurch, dass er bemüht war, der Einstellung sozialdemokratischer Lehrer entgegenzuwirken, die den Grundbesitz und das monarchistische Regime bedrohten.<sup>66</sup>

<sup>63</sup> Odessaer Zeitung Nr. 237 vom 23. Oktober 1905, S. 2; Nr. 270 vom 1. Dezember 1905, S. 2 f.

<sup>64</sup> Odessaer Zeitung Nr. 270 vom 1. Dezember 1905, S. 2; Nr. 271 vom 2. Dezember 1905, S. 3.

<sup>65</sup> Seine Gründer waren J.P. Gerhardt, der Geistliche J.J. Wolf, die Hauslehrer H.J. Tauberger und J.J. Frank und der Grundbesitzer L.H. Reichert. GAOO, f. 2, op. 7, d. 245, l. 7.

<sup>66</sup> Brauchen wir einen Verein für unser deutsches katholisches Volk?, in: Deutsche Rundschau vom 30. März 1908.

Die hoffnungsvollen Ansätze in der Entwicklung des deutschen Schulwesens nach 1905 und die daran geknüpften Erwartungen der Kolonisten wurden mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges zunichte gemacht. In der Zeit des Krieges verschärfte sich die Frage der deutschen Schulen und der deutschen Sprache als Kommunikationsmittel, als Unterrichtsfach und als Unterrichtssprache erheblich. In der Politik der Regierung gegenüber den nichtslawischen Völkern dominierte der russische Nationalismus.

Am 30. November 1914 wurde aus der Abteilung für allgemeine Angelegenheiten des Innenministeriums mit der Unterschrift des Ministers N.A. Maklakov ein geheimes Zirkular an die Gouverneure und Bezirksoberhäupter verschickt, in dem den für Vereine zuständigen Stellen empfohlen wurde, sich eingehend mit der Tätigkeit deutscher Vereinigungen bekannt zu machen und Anträge zur Gründung neuer Vereine entschieden zurückzuweisen. Die Beunruhigung des Ministeriums stand in Zusammenhang mit der Gründung einer Vielzahl deutscher Vereinigungen nach 1906, die trotz einer mehrheitlich russischen Mitgliedschaft laut vielen Meldungen zum Ziel hatten, „das deutsche Element auf dem Boden enger nationaler Interessen zu vereinen und die germanische nationale Tendenz zu verfolgen“.<sup>67</sup> Das Zirkular Maklakovs war ein Signal zur Schließung der Vereine.

Nach Meldungen der örtlichen russischsprachigen Presse wurden in Odessa deutsche Vereinigungen auf der Grundlage einer Verwaltungsverordnung Mitte August 1914 geschlossen, d.h. noch vor dem Erscheinen des Zirkulars. Die Formulierungen der Entscheidung zur Schließung der Vereinigungen war standardisiert: „Es wird befunden, dass der genannte Verein, der Deutsche auf dem Boden ihrer nationalen Interessen vereinigt, damit zweifellos zur Vertiefung der Grundlagen nationaler Eigenständigkeit und Besonderheit führt, und darum muss von einer Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit ausgegangen werden.“<sup>68</sup> Die Behörden sahen die Gefährdung nicht so sehr im Charakter der Tätigkeit der Vereine als vielmehr in ihren weit verbreiteten Netzwerken in fast allen südlichen Gouvernements des Reiches.

Das Zirkular spiegelte die Politik und die öffentliche Meinung der letzten Jahrzehnte gegenüber den russischen Bürgern deutscher Nationalität, insbesondere aber jene Stimmungen wider, die angesichts des Krieges mit Deutschland aufgekommen waren. Das Bestreben, die

<sup>67</sup> GAOO, f. 42, op. 35, d. 1554, l. 7-7 ob.

<sup>68</sup> GAOO, f. 2, op. 7, d. 230, l. 58.

deutsche Identität zu wahren, das Tradieren der Kultur (Sprache, Schulen, Bräuche usw.) wurde als Ausdruck von Feindseligkeit gegenüber allem Russischen gewertet. Die Tätigkeit der Vereine wurde von den örtlichen Behörden nicht nur als nutzlos, sondern auch als unerwünscht und sogar staatschädigend eingestuft.<sup>69</sup>

Mit der Verordnung vom 3. Juni 1915 empfahl das Ministerium für Volksaufklärung den Leitern der Lehrbezirke,

- den Unterricht aller Fächer, außer Religion und Muttersprache, in der Staatssprache abzuhalten und nur in einer Übergangszeit, längstens jedoch ein Jahr, den Gebrauch der Muttersprache als Hilfsmittel zu gestatten;
- Lehrer mit mangelnden Russischkenntnissen durch Lehrer, die die Sprache beherrschten und die entsprechenden Voraussetzungen hatten, vorzugsweise russischer Herkunft zu ersetzen;
- den Austausch des Lehrpersonals bis zum Juli 1915 zu bewerkstelligen und im Falle fehlender Kandidaten die Schließung der betreffenden Schulen anzuordnen;
- Personen, die angesichts des Krieges mit Deutschland in den deutschen Schulen als unerwünscht betrachtet wurden, aus dem Schuldienst zu entlassen.<sup>70</sup>

Die Reaktion des Kurators des Odessaer Lehrbezirks, Smol'janinow, war ebenso blitzschnell wie verheerend. Zahlreiche Lehrer wurden vom Schuldienst suspendiert, viele andere an die türkische Front versetzt. Stattdessen wurden in den deutschen Dorfschulen russische Lehrer angestellt, oft Frauen ohne jegliche pädagogische Erfahrung, die in den deutschen Schulen „meist ein trauriges Andenken hinterlassen haben“.<sup>71</sup>

Ab 23. Oktober 1915 verbot der Direktor der Volksschulen des Gouvernements Taurien, S. Margaritov, den russischen Schülern, die die deutschen Schulen besuchten, am Deutschunterricht teilzunehmen, mit anderen Worten, die deutsche Sprache zu erlernen, „um die Kinder einfacher russischer Leute vor der Verdeutschung zu schützen“ (auf Einspruch der Eltern wurde dieses Verbot später zurückgenommen). Am 15. Dezember 1915 kam die Verfügung des Direktors, in den Gesangsstunden (zwei Stunden wöchentlich) nur russischen Gesang zu pflegen. Deutsche (weltliche) Lieder wurden überhaupt aus

<sup>69</sup> GAOO, f. 2, op. 7, d. 230, l. 2-4 ob.

<sup>70</sup> GAOO, f. 2, op. 7, d. 230, l. 62; RGIA, f. 733, op. 186, d. 2334, l. 32-33.

<sup>71</sup> Peter J. Braun, *Der Molotschnaer Mennoniten-Schulrat 1869–1919. Zum Gedenktag seines 50jährigen Bestehens*. Göttingen 2001, S. 106.

der Schule verbannt, während Choräle in den Stunden für Religion und Deutsch eingeübt werden durften.<sup>72</sup> In den Schulen musste täglich nach dem Morgengebet die russische Nationalhymne gesungen werden. In einigen Dorfschulen des Odessaer Lehrbezirks war es verboten, Weihnachtsbäume – als typisch deutschen Brauch – aufzustellen.<sup>73</sup>

Das letzte Dokument zu diesem Problem war die Verordnung des Ministerrates über das Verbot des Deutschen als Unterrichtssprache. In einem besonderen Journal vom 12. Juli 1916 wurde verfügt, dass in allen Lehranstalten, auch den privaten und den evangelisch-lutherischen Gemeinden zugeordneten Schulen, der Unterricht in deutscher Sprache verboten wurde. Ausgenommen war der Unterricht im Fach Religion durch Personen evangelisch-lutherischer Konfession, deren Muttersprache Deutsch war, und im Fach Deutsch selbst.<sup>74</sup>

Praktisch wurde in allen Medienbeiträgen und in Büchern zu der so genannten „deutschen Überfremdung“ (*nemeckoe zasil'e*) folgende These aufgestellt: Die deutsche Schule sei eine Quelle der staatsfeindlichen Absonderung der Kolonisten und ein Herd des Germanentums.<sup>75</sup> Ratschläge, was „zu tun ist für den Schutz der Staatssicherheit Russlands“, wie sie in einer chauvinistischen Broschüre anzutreffen waren, wurden vielfach in die Tat umgesetzt.<sup>76</sup>

Nach der Verkündung des Dekrets über den Frieden vom 26. Oktober 1917 erklärte die sowjetrussische Regierung auch den Austritt aus dem Krieg. In der Geschichte der deutschen Schule endete eine Periode der Verfolgung. Während des Ersten Weltkrieges war sie in der Tat der schlimmsten Russifizierung unterworfen. Das Bestreben einiger politischer Kräfte, die deutschen Schulen zu schließen und die deutsche Sprache ganz zu verbieten, fand keine Unterstützung in der Gesellschaft und im Ministerium für Volksaufklärung. Ein totales Verbot hätte auch die konfessionellen Interessen der Deutschen be-

<sup>72</sup> Cirkuljar po Odesskomu učebnomu okrugu, N. 2 Fevral' 1916 (Runderlass für den Odessaer Lehrbezirk, Nr. 2, Februar 1916). Odessa 1916, S. 301 f.

<sup>73</sup> K. Lindemann, Von den deutschen Kolonisten in Rußland. Ergebnisse einer Studienreise. Stuttgart 1924, S. 83.

<sup>74</sup> Sobranie uzakonenij i rasporjaženij pravitel'stva. 1916. Otdel 1 (Sammlung von Gesetzen und Verordnungen der Regierung. 1916. Abt. 1). Petrograd 1916, S. 2342.

<sup>75</sup> A.A. Velicyn (Paltov), Nemcy v Rossii. Očerki istoričeskogo razvitija i nastojaščego položenija nemeckich kolonij na juge i vostoce Rossii (Abriss der geschichtlichen Entwicklung und der gegenwärtigen Lage der deutschen Kolonien im Süden und Osten Russlands). S.-Peterburg 1893, S. 274 f.; A.P. Liprandi (Volynec), Germanija v Rossii (Deutschland in Russland). Char'kov 1911, S. 63 ff.; S. Šeluchin, Nemeckaja kolonizacija na juge Rossii (Deutsche Kolonisation im Süden Russlands). Odessa 1915, S. 52 f.

<sup>76</sup> Liprandi, Germanija (wie Anm. 75).

troffen und zu einem Streit vor allem mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche Russlands geführt, die ja Staatskirche, wenn auch minderen Rechts, war. Der Schule wurde die Muttersprache als Unterrichtssprache genommen, aber sie blieb für den Unterricht in den Fächern Deutsch und Religion. Unter diesen Bedingungen zeigte die deutsche Bevölkerung Flexibilität und fügte sich vielen Einschränkungen und Verboten. Sobald aber die nationalen Einschränkungen aufgehoben wurden, erschallte im ganzen Land wieder der Ruf nach einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass die Schule der deutschen Kolonisten im Schwarzmeergebiet lange Zeit vom russischen Bildungssystem völlig abgetrennt und eine Einbeziehung in die durchaus modernen Schulreformpläne von Katharina II. weder vorgesehen noch gewünscht war. Mangels einer Alternative von Seiten der russischen Regierung wurde die kirchliche Gemeindeschule aus den Herkunftsgebieten der südrussischen Kolonisten in die neue Heimat verpflanzt. Es war eine zutiefst konfessionelle Schulform, ihr grundlegendes Ziel war die Vorbereitung der Kinder auf Kommunion und Konfirmation und das Lesen religiöser Literatur. Sie war zugleich die erste Stufe der religiösen Erziehung und zusammen mit der Pflege der traditionellen bäuerlichen Kultur und des Brauchtums ein wichtiges Instrument zur Erhaltung der deutschen Identität.

Die wirtschaftliche Misere der Gründungszeit, das Fehlen von ausgebildeten Lehrern und von Lehrbüchern, die Verbindung der Pflichten von Schulmeister und Küster und andere Gründe hatten negative Auswirkungen auf die Qualität der Bildung. Die Sonderstellung der deutschen Kolonien und ihre damit verbundene Isolation von der übrigen, vor allem der russischen und ukrainischen Bevölkerung, sowie die langjährige Vereinnahmung der Schule durch die Kirche trugen zur Etablierung und Festigung der deutschen Kolonistenschule im Schwarzmeergebiet bei. Damit wurde das Eindringen des Russischen – trotz der oft vorhandenen Einsichten in die Notwendigkeit der Aneignung der Landessprache – in Schule und Leben der Kolonisten in erheblichem Maße aufgehalten.

Die Reformen der 60er und 70er Jahre des 19. Jahrhunderts brachten einschneidende Veränderungen für die Kolonien. Die Notwendigkeit des Armeedienstes, die Führung der administrativen Korrespondenz in russischer Sprache, enge wirtschaftliche Beziehungen und die rechtliche Gleichstellung mit der übrigen Bauernschaft des Russischen Reiches machten das Erlernen der russischen Sprache erfor-



derlich. Die Landämter legten den Grundstein für eine prinzipiell neue Richtung in der Bildung: die Organisation von Zemstvo-Schulen. Die verschiedenen Schultypen in den Kolonien (kirchliche Gemeindeschulen, Privatschulen, Ministerialschulen, Zemstvo-Schulen) waren das Ergebnis der Suche sowohl der Kolonisten als auch besonders der Staatsorgane seit der Mitte des 19. Jahrhunderts.

Mit der Übernahme der Zentral- und der kirchlichen Gemeindeschulen unter die Leitung des Ministeriums für Volksaufklärung im Jahre 1881 wurde der Grundstein für die Eingliederung der Kolonistenschule in das russische Bildungswesen gelegt. Die bisherige ungleiche Gewichtung von Deutsch und Russisch in der kirchlichen Gemeindeschule und im Leben der Kolonisten, der Widerstand vieler Kolonisten und eines Teils der deutschen Geistlichkeit gegen eine angemessene Präsenz der Staatssprache im Unterricht, die vielfach und leichtfertig mit dem Reizwort „Russifizierung“ in Zusammenhang gebracht wurde, sowie die Konzeptlosigkeit der Regierung in dieser Frage waren nicht dazu geeignet, das entstandene Ungleichgewicht zu beseitigen. Zur Veränderung der inneren Organisation der Schule bedurfte es daher wiederholt neuer Gesetzesvorschriften.

Der Zeitraum zwischen 1897 und 1905 kann als Versuch der Regierung betrachtet werden, die Deutschen stärker in das wirtschaftliche und öffentliche Leben zu integrieren. Der Übergang zur russischen Unterrichtssprache an den Schulen erschien den Behörden als eine Grundvoraussetzung für eine derartige Politik. Die Regierung zielte, wie an konkreten Schritten sichtbar wird (kein Verbot der Muttersprache, Erscheinen deutschsprachiger Presse, keine Unterdrückung städtischer und ländlicher deutscher Kultur und nichtorthodoxer Religionen), keineswegs auf eine vollständige oder teilweise Russifizierung der deutschen Bevölkerung im Zarenreich ab. Bei der Durchsetzung der Maßnahmen zum Abbau der Dominanz der deutschen Sprache in der Kolonistenschule des Schwarzmeergebiets und zur Einführung des Russischen als Unterrichtssprache bekamen die Deutschen die unumgänglichen Begleiterscheinungen der sprachlich-kulturellen Integration zu spüren. Die oft ungeeigneten Methoden, zu denen die Schulinspektoren zur Durchsetzung der längst fälligen Schulreformen griffen, führten zu einer Protestbewegung, die, wie überall im Lande, während der Revolution von 1905 offen ausbrach und die nicht nur in den erbärmlichen Zuständen im Schulwesen ihren Ursprung hatte. Der Protest gegen muttersprachliche Einschränkungen im Unterricht wurde trotz anfänglichem Einlenken der Regierung schließlich doch als Ablehnung alles Russischen und als

Streben nach nationaler Abkapselung aufgenommen und so auch in der Presse interpretiert. Das Misstrauen gegen die Deutschen verstärkte sich insbesondere während des Ersten Weltkrieges und führte schließlich zum umfassenden Verbot der deutschen Sprache in allen wichtigen Bereichen des Kolonistenlebens. In der Schule wurde die deutsche Sprache nur im Fach Deutsch und im Religionsunterricht zugelassen.

Weder die Kolonisten und deren Geistlichkeit, die praktisch von der Gründung der Schwarzmeerkolonien bis in die 1880er Jahre der Schule vorstand, noch die russischen Schulbehörden konnten sich im Verlaufe von mehr als 100 Jahren über eine Gewichtung von Deutsch und Russisch im Schulunterricht verständigen, die sowohl den Interessen der deutschen Bevölkerung als auch denen des russischen Staates entgegengekommen wäre. Der Widerstreit der für den Schulunterricht zuständigen Parteien führte zum Widerstreit der Sprachen und, beeinflusst vom Krieg zwischen Deutschland und Russland, zum Widerstreit der Völker, an dessen Folgen die Deutschen in Russland noch lange und schwer zu leiden hatten.

## REZENSIONEN

**Gottfried Schramm, Altrußlands Anfang. Historische Schlüsse aus Namen, Wörtern und Texten zum 9. und 10. Jahrhundert. Freiburg i.Br.: Rombach 2003, 569 S. (Rombach Wissenschaften. Reihe Historiae. 14).**

Ein Lebenswerk wird besichtigt. Mit der vorliegenden Monografie zieht der Osteuropahistoriker und Altgermanist Gottfried Schramm die Synthese eines Forscherlebens. Schramm, der in Göttingen als Altgermanist begonnen hat, dann zur Osteuropäischen Geschichte umgeschwenkt ist, hat nun das eine Fach mit dem anderen verbunden und eine Darstellung zur Geschichte des „Wikingerreiches am Ostrand Europas“ (Klappentext) mit dem Instrumentarium philologisch-kritischer Forschung geschrieben. Damit übt er sich in einer raren Kunst, denn es dürfte in Deutschland, ja weltweit, kaum noch jemand geben, der sich auf diesem Feld mit ihm messen kann.

Im ersten Teil, in dem er den frühgeschichtlichen Fernhandel als „Schlüssel zur Entstehung des mittelalterlichen Rußland“ in den Mittelpunkt der Darstellung rückt, behandelt Schramm die zwei zentralen und gleichzeitig kontroversen Deutungsmodelle zur Entstehung der späteren Rus': die sowjetpatriotisch-großrussisch verordnete antinormannische These, die davon ausgeht und zu beweisen sucht, dass die Rus' aus ostslawisch-autochthonen Wurzeln entstanden sei; und die an den großen russischen Historiker des 19. Jahrhunderts, Vasilij O. Ključevskij (1841–1911), anschließende normannische These, die von einer Reichsgründung durch Zuwanderer aus dem Norden ausgeht. Es ist diese zweite These, der Schramm nach einem Durchgang durch die Quellen und der Darstellung der Entwicklung unterschiedlicher politischer Gemeinwesen auf dem Territorium der späteren Rus' in seiner eigenen Deutung letztendlich den Vorzug gibt.

Der zweite Teil behandelt „Völker“ und ihre Rolle für die Reichsbildung der späteren Rus'. Dabei geht Schramm zunächst einmal – obligatorisch – auf die Frage nach der Herkunft des Namens „Rus“ ein, indem er alle bisher bekannten etymologischen Deutungen vorstellt und kritisch diskutiert, um am Ende darzulegen, dass für ihn die Ausgangsbedeutung „Rus“ = „Nordgermanen“ am wahrscheinlichsten sei: Für Schramm ist die Gründung der Rus' eine Leistung von Zuwanderern aus „Schweden“, von Zuwanderern aus dem Norden also.

Diese normannische These versucht Schramm durch archäologische Funde, Namen und Lehnwörter aus dem Altnordischen weiter zu erhärten. Gegenüber den an politischer Ordnungsfähigkeit und Kriegstechnik überlegenen Zuwanderern hätten die auf dem Gebiet der späteren Rus' ansässigen Slaven nurmehr untergeordnete Funktionen wie Tributpflicht und Heeresfolge erfüllt. Gleichzeitig habe es sich bei den zugewanderten Nordgermanen (Warägern) um eine quantitativ sehr dünne Oberschicht gehandelt, die sich bald an die Sitten und Gebräuche der ansässigen Slaven assimiliert habe. Diesen Prozess der „Slavisierung“ exemplifiziert Schramm anhand der drei Namensgeschichten der „Russen“, „Waräger“ und „Kolbjagen“.

Im dritten Teil trägt Schramm die wenigen Textzeugnisse zusammen, die über die Bevölkerung der Rus' am mittleren Dnepr existieren, und interpretiert sie auf der im zweiten Teil geschaffenen Grundlage der archäologischen Quellen und linguistischen Befunde. Deutlich werden die Bevölkerungsverhältnisse dabei vor allem in den Berichten über die Gesandten der Rus' in Konstantinopel und Ingelheim in den Jahren 838 und 839, über die Händler der Rus' an den Nordküsten des Schwarzen Meeres, über den ersten warägischen Flottenüberfall auf Konstantinopel im Jahre 860 und in den Namen Kiev und Korosten' (Wolhynien).

Warägische Herrschaftszentren zwischen Ostsee, Volga und Eismeer bilden das Thema des vierten Teils. Hier gelingt es Schramm, mit Hilfe linguistischer Analysen der Namen einzelner Siedlungs- und Herrschaftspunkte (Ladoga, Izborsk, Beloozero, Polock, Smolensk u.a.) sowie der Beantwortung der Frage nach den Anfängen des Rjurikiden-Geschlechts eine politische Topografie der frühen Rus' zu entwickeln.

Die historische Entwicklung zwischen 882 und ca. 1000 bildet den Inhalt der letzten beiden Teile des Buches. Hier stellt Schramm vor allem die Entwicklung Novgorods und Kievs als der beiden Brennpunkte des Herrschaftsgebiets der späteren Rus' sowie weiterer Städte und ihre durch die rus'ländischen Flusssysteme, vor allem das Einzugsgebiet des Dnepr, erleichterte wechselseitige Integration zu einem den Typus der mittelalterlichen Stadtherrschaft überschreitenden Rus'-Reich „intensivierter Territorialherrschaft“ dar. Neben diesen territorialen Aspekten geht es Schramm aber auch um das Verhältnis der beiden herrschaftstragenden Gruppen innerhalb der Rus': der Fürsten und der Fernkaufleute (*gosti*), die ebenso wie das Dnepr-System zu den Kräften gehörten, die die unterschiedlichen Teile des weitgestreckten Flussreiches miteinander verklammerten. Mit den Entwicklungen um das Jahr 1000, mit der Herrschaft Vladimirs des

Großen (des „Heiligen“) (962?–1015), der „Taufe der Rus“ (988/89), der Entstehung einer „kirchlichen und weltlichen Raumordnung“, die zu einer Herrschaftsverdichtung innerhalb des Territoriums der Rus', gleichzeitig aber zu neuen Gefährdungen im Osten des Reiches, an der „Steppenfront“, führten, schließt Schramm seine großartige Darstellung der Anfänge Altrusslands ab. Sie wäre freilich unvollständig und nur schwer als Nachschlagewerk zu gebrauchen, hätte der Autor ihr nicht zahlreiche Karten, nach Namenformen, Wörtern, Quellen, geografischen Bezeichnungen, Personen, Themen und Autoren differenzierte Indices, ein umfangreiches, rund 200 Titel umfassendes Literaturverzeichnis und ein ausführliches englisches Summary beigegeben.

Insgesamt hat Schramm ein sicherlich nicht so schnell veraltendes Werk geschaffen, an dem momentan und künftighin niemand vorbeikommen wird, der sich mit der frühen Geschichte der ostslavischen Gebiete beschäftigen möchte. Eine solche Breite des Wissens und Kraft der historischen Synthese, wie Schramm sie mit dieser Monografie eindrucksvoll demonstriert, ist ein Glücksfall und wird auf den schwierigen Forschungsgegenstand, den er dabei behandelt, so schnell nicht wieder anzuwenden sein.

Bei so viel Lob soll ein wenig einschränkende Kritik nicht fehlen. Vertreter einer jüngeren Historiker- und Germanistengeneration, die es sich angewöhnt haben, begriffskritische Konzepte des *linguistic turn* in ihre (Re-)Konstruktion, Deutung und Darstellung historischer Ereignisse und Entwicklungen mit einzubeziehen, werden sicherlich skeptisch fragen, ob Begriffs-Konzepte wie „Mittelalter“, „schwedisch“ oder „Volk“, die Schramm in seiner Darstellung ganz unbefangen benutzt, auf die untersuchte Epoche und die historischen Befunde tatsächlich anwendbar sind. Hier wären an den entsprechenden Stellen einige problematisierende Kommentare hilfreich gewesen. Auch haben sich bei den Literaturtiteln in skandinavischen und ostseefinnischen Sprachen trotz ausdrücklich genannter skandinavistischer Hilfe leider allerlei orthografische und grammatikalische Fehler eingeschlichen, die bei einer hoffentlich zweiten Auflage tunlichst ausgebessert werden sollten. Diese beiden Punkte können die überragende Bedeutung dieses Werkes zur Vertiefung unserer *nota bene* lückenhaften und in vielerlei Aspekten unsicher bleibenden Kenntnisse über die Entstehung der Rus' allerdings nicht schmälern. „Altrußlands Anfang“ ist die Frucht eines Forscherlebens und wird gewiss länger als ein Forscherleben seinen Wert behalten.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

**Helmut Schaller, *Der Nationalsozialismus und die slawische Welt*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2002, 320 S.**

Der Verfasser beabsichtigt in diesem Buch, den negativen Einfluss der nationalsozialistischen Rassenideologie auf die „slawisch-deutschen Beziehungen“ anhand „weitgehend unbekanntem Quellenmaterials“ (S. 5) aufzuzeigen. Im Vordergrund steht dabei einmal mehr die Beteiligung deutscher Wissenschaftler am Nationalsozialismus. Während dieser Bereich in der Geschichtswissenschaft mittlerweile ausführlich erörtert wird, steht eine grundlegende Auseinandersetzung für die deutsche Slawistik noch aus. Wer freilich mit einer solchen Erwartung an Schallers Buch herantritt, wird – um es vorwegzunehmen – arg enttäuscht. Schaller setzt dabei keineswegs, wie etwa Martin Burkert,<sup>1</sup> zur Reinwaschung der Wissenschaft vom Vorwurf politischer Verstrickung an, sondern versucht, die Beteiligung der Historiker und Slawisten zu erörtern. Aber gut gemeint ist bekanntermaßen das Gegenteil von gut.

Die Gliederung des Buches in insgesamt neun Kapitel suggeriert eine Ordnung des Themas in die Ausgangslage deutsch-slawischer Beziehungen vor dem Ersten Weltkrieg, die Entwicklung der deutschen Osteuropaforschung und der nationalsozialistischen Rassenideologie sowie die konkreten Politiken gegen die slawischen Nationen und endet mit einem Blick auf die Folgen nach 1945. Allerdings macht bereits das einleitende Kapitel über „Deutsche und Slawen“ vor und nach dem Ersten Weltkrieg deutlich, dass der Leser einem umgestürzten Zettelkasten entgegentritt und bei dem Versuch, die zahlreichen Wiederholungen auszublenden und einen Zusammenhang zwischen den einzelnen Abschnitten und Stichworten herzustellen, vom Verfasser alleine gelassen wird. Es verschwimmen nicht nur die Grenzen zwischen den einzelnen Kapiteln, sondern vieles findet sich nicht dort, wo es der Leser erwarten dürfte.

Schon in der Einleitung geht der Verfasser dazu über, sich vor allem mit Historikern und Slawisten zu befassen. Er nennt zahlreiche Personen, Institutionen und Publikationen und zitiert ausgiebig. Auch

---

<sup>1</sup> Martin Burkert, *Die Ostwissenschaften im Dritten Reich. Teil 1: Zwischen Verbot und Duldung. Die schwierige Gratwanderung der Ostwissenschaften zwischen 1933 und 1939*. Wiesbaden 2000 (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. 35).

der nicht eingeweihte Leser wird freilich über zahlreiche Ungenauigkeiten und Widersprüche stolpern. Um nur ein paar Beispiele zu nennen: Bei zahlreichen Wissenschaftlern werden nur die Geburtsdaten angegeben, etwa bei Manfred Laubert, Walther Recke und Hermann Aubin, obwohl die Ermittlung der vollständigen Daten kein größeres Problem gewesen wäre. Darüber hinaus finden sich zahlreiche widersprüchliche Angaben auf engstem Raume; auf nur zwei Seiten etwa werden drei verschiedene Gründungsjahre für die Königliche Akademie in Posen genannt: 1903, 1905 und 1910 (S. 26 f.). Zur Publikationsstelle Dahlem heißt es auf S. 37, sie sei 1931 gegründet worden; auf der folgenden Seite liest man dann, ihr Gründungsdatum „zu Beginn der 30er Jahre“ sei nicht genau zu ermitteln, um dann (auf S. 132) 1932 als Gründungsdatum zu finden. Zudem bleiben wichtige Zusammenhänge im Dunkeln: Otto Hoetzschs Aktivitäten an der Königlichen Akademie werden nur in einem Nebensatz in der Skizzierung seiner Biografie, nicht aber im Zusammenhang mit der Posener Einrichtung erwähnt. Bei der Zeitschrift „Jomsburg“ vermisst man einen Hinweis auf ihre Herausgabe durch die Nord- und Ostdeutsche Forschungsgemeinschaft. Zudem finden sich manche Urteile, die zwischen Banalität und Fehleinschätzung oszillieren – so seien die Beiträge in der Zeitschrift „Jomsburg“ „einigermaßen objektiv“ (S. 16 f.) gewesen.

Wenn sich schon nach den ersten gelesenen Seiten der Eindruck aufdrängt, dass der Verfasser und seine im Vorwort dankend erwähnten Lektoren den Stoff nicht haben meistern können, dann verfestigt sich dieses Urteil bei der weiteren Lektüre des Buches zur Gewissheit. Um nur noch ein Beispiel anzuführen: Auf S. 111 wird in einem grauen Kasten ein Biogramm von Georg Leibbrandt geboten, ein zweites, ebenfalls grau unterlegt, findet sich auf S. 229; die Quellenangaben sind in beiden Fällen identisch, freilich differieren die biografischen Angaben. Ähnliche Biogramme gelten unter anderen den Reichskommissaren für das „Ostland“ und die Ukraine, Hinrich Lohse und Erich Koch. Bei Lohse wird aber gerade seine Funktion als Reichskommissar dort nicht erwähnt, sondern findet sich im benachbarten fortlaufenden Text. Weitere Details vorzulegen, seien dem Verfasser wie den Lesern erspart.

Abschließend mag man die Frage stellen, ob dem Buch denn Aufschlüsse zu entnehmen sind. An der einen oder anderen Stelle mag das der Fall sein, etwa zu Houston Stuart Chamberlain und Bayreuth. Allerdings bleiben selbst die Angaben zur Slawistik, der Disziplin des Verfassers, fragmentarisch, auch findet sich Wilhelm Zeils Buch über

die Slawistik in Deutschland<sup>2</sup> nicht im Literaturverzeichnis, das ebenfalls einen ungeordneten Eindruck hinterlässt. Mehr als Zufallsfunde kann die Lektüre kaum bieten; für die Erkenntnis systematischer Zusammenhänge ist das Buch nicht zu gebrauchen. Interessant sind allenfalls die dargebotenen Zitate aus bundesrepublikanischen „Antislawen“-Traktaten; freilich handelt es sich bei ihnen eher um Kuriosa denn um ernstzunehmende Publizistik.

Wenn man versucht, die Absicht zu rekonstruieren, die den Verfasser bei der Niederschrift des vorliegenden Buches geleitet hat, dann wäre zu nennen: zum einen die Prägung der nationalsozialistischen Ideologen durch den Rassegedanken aufzuzeigen, der – anders als die preußische Polenpolitik – die „Germanisierung“ der slawischen Nationen ausschloss, und zum anderen die Mitwirkung der deutschen Osteuropawissenschaft zu erörtern. Beide Ansätze sind freilich keineswegs neu, und gerade im Hinblick auf die Rasseideologie bleibt auch zu fragen, inwieweit – jenseits der Vernichtungspolitik gegenüber der jüdischen Bevölkerung – ideologische Prädispositionen und die praktizierte Okkupationspolitik gegenüber den osteuropäischen Nationen nicht voneinander abwichen. Offensichtlich wurden die slawischen Nationen vor allem in ideologischen Schriften als Einheit betrachtet. Das Thema des Buches hätte eine sorgfältigere Abhandlung wahrhaft verdient.

Jörg Hackmann, Greifswald

**Russische und Ukrainische Geschichte vom 16.–18. Jahrhundert, hrsg. v. Robert O. Crummey, Holm Sundhaussen u. Ricarda Vulpius. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, 336 S. (Forschungen zur Osteuropäischen Geschichte. 58).**

Hans-Joachim Torke, dem Osteuropa-Historiker der Freien Universität Berlin, sollte eine Festschrift zum 60. Geburtstag gelten, die nun wegen seines Todes am 15. Januar 2000 zu einer Gedenkschrift wurde.

---

<sup>2</sup> Wilhelm Zeil, *Slawistik in Deutschland. Forschungen und Informationen über die Sprachen, Literaturen und Volkskulturen slawischer Völker bis 1945*. Köln (u.a.) 1994 (Bausteine zur slavischen Philologie und Kulturgeschichte. Reihe A: Slavistische Forschungen NF. 9).



Neben anderen Interessen hat sich Torke intensiv mit seinem „geliebten 17. Jahrhundert“ befasst, einer Zeit, die seiner Meinung nach in der Geschichte Russlands zu Unrecht vernachlässigt worden sei und in der er – anders als diejenigen, die in den spektakulären Reformen Peters den voluntaristischen Modernisierungsschritt vermuten – einen wichtigen, bereits der „Moderne“ zurechenbaren Zeitraum zu erblicken meinte.

Die Herausgeber waren daher wohl beraten, den Sammelband inhaltlich einzuschränken und so – auch wenn die Wendung „vom 16.–18. Jahrhundert“ im Titel wenig sprachliches Feingefühl verrät – einen lesbaren und interessanten Überblick über einige der frühneuzeitlichen Forschungskontroversen vorzulegen.

Sie konnten den russischen, englischen und deutschen Artikeln einen bislang unpublizierten Text von Torke selber aus dem Jahre 1998 über die „Bedeutung des 17. Jahrhunderts“ voranstellen, der quasi eine Summa seiner Thesen darstellt: Eine neue Dynastie, neue Grenzen, eine neue Sozialstruktur durch die Schollenbindung, neue wirtschaftliche Aspekte und Schritte zur Säkularisierung machten es ihm möglich, von einem „beginning of modern times“ (S. 20) zu sprechen.

Torque hat mit seinem Buch über die „staatsbedingte Gesellschaft“ 1974 seinen Platz in der Standardliteratur gefunden. Umso erfreulicher ist es, dass dieser Begriff, der ein wenig formalisiertes Verhältnis zwischen dem Zaren und der *zemlja* ausdrücken sollte und gerade wegen der schwachen Aussage in der angelsächsischen Literatur in allen möglichen Varianten (*state-conditioned*, *state-dependent*, *state-controlled*) wiedergegeben wurde, von einem der Herausgeber (Robert O. Crumme) kritisch untersucht wird. Er favorisiert die erste Übersetzungsversion, ist aber vorsichtig genug zu erkennen, dass dadurch eine so nicht vorhandene „Autonomie von Mitgliedern der Moskauer Gesellschaft“, deren Wirkungsebene durch das Bedürfnis des Staates erst geschaffen worden sei, überbetont werde. Torke wollte bewusst diesen Begriff als Spezifikum stehen lassen, um in der vorständischen Gesellschaft eine „Autokratie im Dialog“ zu qualifizieren. In dieser Richtung sieht auch A.P. Pavlov in dem russischen System ein „prinzipiell anderes Modell“ (S. 39) als in den ständischen Gesellschaften Westeuropas.

Einen ähnlichen Streit, diesmal zwischen Torke und Werner Philipp um den Übergangscharakter des 17. Jahrhunderts in der Kirchengeschichte, kommentiert Wolfram von Scheliha – und auch er erkennt in der Patriarchatsperiode „grundlegende neuzeitliche Entwicklungen“ (S. 197).

Eine Vielzahl der anderen Beiträge behandelt Einzelaspekte, die für sich genommen nahezu durchweg spannend zu lesen sind. Der Beitrag von David Goldfrank über die Bedeutung von *Despotismus* ist ein wertvoller Ansatz, um in der Komparatistik nicht über missverständliches Vokabular zu stolpern. Und ähnlich intelligent ist E.V. Anisimovs kritischer Artikel über Peters „Recht, ohne Recht zu regieren“, für das er seine Autokratie dem Zufall ausgesetzt habe.

Alternativen zur Moskauer Autokratie sah die Forschung traditionell in den Veče-Städten Novgorod und Pskov; Carsten Goehrke untersucht daraufhin Vjatka, das auch immer mal wieder als Alternative zu Moskau angeführt wurde. Das Ergebnis ist „diffus (...) und schillernd (...)“ (S. 78): Es habe keine klaren politischen Strukturen gegeben, sondern offenbar kosakenähnliche „freie Bauernkrieger mit einer fluktuierenden Elite an der Spitze und im Bunde mit anderen Ethnien“ (S. 78).

Beiträge über Entscheidungsprozesse (Peter B. Brown), Selbstjustiz (Nancy S. Kollmann) und Versuche mit einer höchsten Gerichtsbarkeit (P.V. Sedov) leuchten den Aufbau des frühneuzeitlichen russischen Staates aus. Valerie Kivelson hat einen Aufsatz über den Freiheitsbegriff in Russland eingesandt, der überaus spannend die Unsicherheit thematisiert, die für so viele von „unauthorized newcomers“ (S. 115) ausging, und in der Sicherheit der Abhängigkeit einen legitimen Gegenentwurf zum gleichzeitigen Freiheitswillen diagnostiziert. Zu Recht erhofft sie sich, man möge mit den komplexen Kategorien nuancierter als bisher umgehen.

Einen ähnlich fundamentalen Wandel bildet Martin Austs Beitrag ab. Entgegen den Thesen Norbert Elias' zur Zivilisierung und den konventionellen Konzepten einer frühneuzeitlichen sozialen Disziplinierung regt er an, eher von einer Rücknahme staatlicher Regulierungsansprüche in der Zeit Katharinas II. zu sprechen. Einvernehmliche Lösungen von Landstreitigkeiten sind sein Maßstab, und in dieser Hinsicht stellt er die „Unzulänglichkeit des Begriffs der Disziplinierung“ (S. 132) fest. Die entgegengesetzte Entwicklung – allerdings für das Jahrhundert davor und deshalb nicht im Widerspruch zu Aust – stellt Daniel H. Kaiser mit dem Einbrechen der Gerichtsbarkeit in die Hausverhältnisse fest. Weitere Themen aus dem Kontext der sozialen Verhältnisse sind die Kritikmöglichkeiten (Maureen Perrie) nach oben und Frauen in der Rolle von Stifterinnen (A.M. Kleimola).

Die im Titel des Bandes auftauchende Ukrainische Geschichte ist eher unterrepräsentiert. Frank E. Sysyn versucht aus dem *Dijstvie* des Hryhorij Hrabjanka, einer zwischen 1670 und 1720 verfassten,

mehr dichterischen als historischen Abhandlung über Bohdan Chmel'nyc'kyj, historische Informationen zu deduzieren. Die sicherlich interessanteste ist die Erkenntnis, dass die „Kleinrussen“ unter demselben Zar wie die „Großrussen“ lebten, aber keinen Widerspruch darin sahen, dass bei ihnen ein anderes politisch-soziales Gefüge herrschte. Andreas Kappeler untersucht die ersten Jahrgänge der ab 1882 erschienenen „Kievskaja Starina“, in der, wie er es so schön ausdrückt, zwar „nicht das Modell eines neuen [ukrainischen] Geschichtsgebäudes,“ wohl aber „zahlreiche, meist kleine Bausteine für einen künftigen Bau“ (S. 256) in Gestalt von „Nationalhelden“, Elementen einer „Hochkultur“ und der Umwertung der Kosaken zusammengetragen wurden.

Gegen Ende des Bandes stellt Stefan Troebst dann die Versuche dar, den schwedischen Orienthandel im 17. Jahrhundert über Russland laufen zu lassen, und Klaus Zernack sucht nach den „östlichen Grenzen Ostmitteleuropas“ und ordnet zu diesem Zweck „einige markante Punkte struktureller Unterschiede“ (S. 327).

Torkes Vorliebe für das 17. Jahrhundert kann man nach der Lektüre des Bandes durchaus verstehen – ungeachtet dessen, ob man nun alle kategorisierenden Vorschläge übernehmen mag. Schade nur, dass es eine Gedenkschrift wurde.

Frank Golczewski, Hamburg

**Studienhandbuch Östliches Europa. Bd. 2: Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. v. Thomas M. Bohn u. Dietmar Neutatz. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2002, 539 S., 6 farbige Faltkarten (Böhlau-Studienbücher: Grundlagen des Studiums).**

Der anzuzeigende Band bildet die Fortsetzung zum bereits besprochenen Bd. 1 des Studienhandbuchs, das die „Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas“ thematisiert (Nordost-Archiv N.F. IX [2000], H. 1, S. 227-235). Gleichwohl unterscheidet er sich in Ansatz und Ausführung erheblich von seinem Vorgänger.

Gleich auf den ersten Blick sympathisch ist der bewusst abgelehnte „Alleinvertretungsanspruch“. Der Band will explizit als Ergänzung zu den bewährten vorhandenen Nachschlagewerken, darunter die Lexika

der Geschichte Russlands bzw. der Sowjetunion und die Einführung in die Geschichte Russlands von Hans-Joachim Torke, verstanden werden. Zugleich macht er sich die dort bereits geleisteten Vorarbeiten zunutze und zeigt darauf aufbauend „neue Perspektiven und Interpretationen“ (S. VIII) auf. Bewusst haben die Herausgeber zu diesem Zweck zahlreiche jüngere Historikerinnen und Historiker zur Mitarbeit motiviert.

In Abschnitt I werden in 15 Einzeldarstellungen die „Grundlagen“ erläutert (S. 1-150). Darunter werden Ausführungen zur Quellenkunde oder zur Historiografie ebenso gefasst wie Beiträge zu den Themenbereichen Demografie, Gesellschaft, Staat, Kunst, Bildung oder Außenpolitik. Sechs Beiträge arbeiten die Besonderheiten der einzelnen „Epochen“ (Abschnitt II) von der Kiever Rus' bis zur Perestrojka heraus (S. 151-202).

Die elf Beiträge des Abschnitts III „Probleme und Interpretationen“ (S. 203-288) stellen anhand ausgewählter Themenbereiche strittige Forschungsfragen und Konzeptionalisierungen der russischen bzw. sowjetischen Geschichte vor. Mitunter erscheint die Abgrenzung dieser Beiträge gegenüber den Darstellungen in Abschnitt I nicht völlig schlüssig. So zeigt z.B. der Beitrag zum Thema „Geschlechter, Familie“ (S. 62-71) in Abschnitt I durchaus eine Vielzahl offener Forschungsfragen auf. Zugleich sind manche Beiträge des Abschnitts III stärker deskriptiv als erwartet, andere wiederum sehr stark von eigener Interpretation beherrscht. Erschöpfend will und kann das Handbuch jedoch nicht sein, und insgesamt betrachtet ist es gerade die den Autorinnen und Autoren der einzelnen Beiträge zugestandene individuelle Note, die den Reiz des Bandes ausmacht, ohne die umfassende, nach Repräsentativität strebende Gesamtkonzeption zu stören.

Abschnitt IV befasst sich mit den ausgewählten „Großregionen“ Kaukasien, Mittelasien, Nordrussland, Sibirien, Ukraine, Ural, Weißrussland, der Wolgaregion und dem Zentralen Schwarzerdegebiet (S. 289-356). Das regionale Prinzip haben die Herausgeber bewusst anders umgesetzt, als dies im ersten Band des Handbuchs geschehen ist, und die Verfasser der Einzelbeiträge jeweils das Russische Reich bzw. die Sowjetunion möglichst als Ganzes in den Blick nehmen lassen. Hier werden nun „Länder und Länderkomplexe“ betrachtet, „die historisch und kulturell ein Eigenleben führten und inzwischen die staatliche Selbständigkeit erlangten“, sowie „fünf Regionen des eigentlichen Rußland, die als solche eine Sonderrolle spielten“ (S. IX). Bedauerlicherweise wurden Lettland, Estland und Litauen von Band 1 des Studienhandbuchs „vereinnahmt“. Der Leser wird dadurch mit

der Frage alleine gelassen, ob diese Staaten etwa nicht zur Sowjetunion gehört hätten. Immerhin werden „Balten“ und „Finno-Ugrier“ im sich anschließenden Abschnitt V über „Nationalitäten, Minderheiten, Gruppen“ (S. 357-432) abgehandelt. In diplomatisch wertvoller Manier, d.h. in alphabetischer Reihenfolge, werden dort „Nationalitäten und wichtige Sondergruppen“ vorgestellt. Dabei finden auch soziale Gruppen wie die Kosaken oder religiös definierte Gemeinschaften wie Juden und Altgläubige eigens Berücksichtigung.

Wie es sich für ein Handbuch geziemt, bietet ein umfangreicher Anhang zahlreiche Serviceangebote. Dazu gehört eine „Studienbibliothek“ (S. 435-461), die gemeinsam mit den Literaturhinweisen zu den Einzelbeiträgen einen schnellen Zugriff auf die grundlegende Forschungsliteratur sowie auf die wichtigsten Quellen, Gesamtdarstellungen und Zeitschriften ermöglicht. Auf den folgenden Seiten werden einschlägige Forschungseinrichtungen in deutschsprachigen Ländern, Russland, Weißrussland und der Ukraine (S. 462-474) unter Angabe der aktuellen Telefon- und Faxverbindungen sowie E-Mail-Adressen vorgestellt. Wenn auch nicht von bleibendem Informationswert, so doch zeitnah umso nützlicher ist eine Zusammenstellung der „World Wide Web Ressourcen“ (S. 475-481). Sie umfasst Internetadressen, die, ergänzend zum ersten Band des Studienhandbuchs, auch Angebote zur Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas miteinbeziehen. Im Einzelnen werden Adressen von allgemeinen Portalen und Netzwerken, Archiven, Bibliotheken, Forschungseinrichtungen, Museen, Organisationen, wissenschaftlichen Vereinigungen und Fachzeitschriften im In- und Ausland aufgelistet. Erfreulicherweise sind dem Anhang noch übersichtliche Transliterationstabellen (S. 482-488) sowie eine Tabelle der Nationalitätengruppen im Russischen Reich und der Sowjetunion (S. 489-493) beigegeben. Ein Glossar und Sachregister (S. 494-520), ein Ortsregister mit Ortsnamensynopse (S. 521 ff.) sowie ein Personenregister (S. 524-531) erleichtern die Orientierung. Sechs farbige Faltkarten illustrieren die räumliche Entwicklung. Karte 1 vergegenwärtigt das Kiever Reich um 1000, Karte 2 „Rußland von 1462 bis 1917“ und Karte 3 die politische Gliederung der Sowjetunion im Zeitraum 1939-1989. Die Karten 4 bis 6 beleuchten zusätzlich die „Völker der Sowjetunion“, die Wirtschaftsentwicklung 1917-1990 sowie die „Bevölkerung und Verstädterung der Sowjetunion 1917-1990“.

Die selbst gesetzten Aufgaben, einerseits Basisinformationen zu liefern und andererseits zentrale Forschungsprobleme zu diskutieren, wurden virtuos gelöst. Geschuldet ist dies wohl nicht zuletzt der

„innovativen“ Arbeitsweise aller Beteiligten. Die Herausgeber legten nicht nur Wert darauf, „Vertreterinnen und Vertreter aller Lehrstühle und entsprechender Forschungseinrichtungen im deutschsprachigen Raum“ (S. IX) einzubeziehen. Darüber hinaus ermöglichte es ein „mehrstufiges“ Korrekturleseverfahren, bei aller Individualität in der Gestaltung der Einzelbeiträge die für ein Handbuch erforderliche Homogenität nicht nur durch die Ergänzung von Querverweisen herzustellen. Bedauerlich ist allerdings der überdeutliche neuzeitliche bzw. zeitgeschichtliche Akzent.

„Das östliche Europa ist wieder lebendig geworden“. Mit diesem Satz leiten die Herausgeber ihr Vorwort ein. Nach der Lektüre des Handbuchs möchte man mit derselben Bemerkung schließen.

Sabine Dumschat, Berlin

**Wege der Kommunikation in der Geschichte Osteuropas, hrsg. v. Nada Boškova, Peter Collmer, Seraina Gilly, Rudolf Mumenthaler u. Christophe von Werdt. Köln (u.a.): Böhlau Verlag 2002, 525 S.**

Kollegen und Kolleginnen, Schülerinnen und Schüler haben den vorliegenden Band dem Züricher Osteuropahistoriker Carsten Goehrke als Festschrift zum 65. Geburtstag gewidmet. Unterteilt in sechs größere Abschnitte, versammelt die Festgabe Beiträge zu Art und Umfang, zu Formen und Funktionsweise von Kommunikation im weitesten Sinne. Geografisch erstreckt sich das hier eröffnete Untersuchungsfeld von Russland bis nach Südosteuropa, d.h. von St. Petersburg und Kiev bis Dubrovnik und zu den Thermopylen, und zeitlich von den Anfängen der Kiever Rus' bis in die Gegenwart hinein. Die Vielfalt und Vielzahl der dabei untersuchten und vorgestellten Medien, Orte, Personen, Ereignisse und Prozesse unterstreichen zudem die weit gespannte Auffassung der Herausgeber von Kommunikation bzw. Kommunikationsgeschichte. Sie verstehen Kommunikation nicht nur als Verständigung und Übermittlung von Bedeutung bzw. Information, sondern in Anlehnung an Niklas Luhmann als „die soziale Operation schlechthin“ (S. XV), da sich Gesellschaft als ein Kommunikationssystem definieren lasse, das für seine Teilhabenden Sinn und Identität konstruiere. Daher, so Christophe von Werdt in seinem einleitenden „Kommunikat“ weiter, analysiere die Kommunika-

tionsgeschichte interpersonale oder gesellschaftliche Kommunikationsprozesse oder auch Teilbereiche davon unter historischem Aspekt. Welche Probleme dabei beim Decodieren von Kommunikationsprozessen für Historiker und Historikerinnen auftauchen, wird angedeutet und u.a. durch den Hinweis auf die „fundamentale (...) ‚Andersartigkeit der Vergangenheit‘“ (S. XVIII) adäquat beschrieben. Nur, so neu ist dies alles nicht. Dass sich die Geschichtswissenschaft immer wieder neue Untersuchungsfelder sucht und ihre Methodologie Revisionen unterzieht, gehört zum Selbstverständnis des Faches. Dabei immer gleich von kulturologischer Wende und anderen Umbrüchen zu sprechen, ist doch manchmal des Guten zu viel. Dessen ungeachtet ist die auch mit vorliegender Festschrift intendierte Themen- und Methodenerweiterung uneingeschränkt zu begrüßen.

Der erste Teilabschnitt des Buches: „Symbolische Medien“ besteht aus drei recht unterschiedlichen Beiträgen. Arié Malz beleuchtet die Rolle des heiligen Blasius als Kommunikationsfigur zwischen Oberschicht und Unterschicht in der Republik Ragusa. Die Verfasserin zeigt den Heiligenkult in seinen verschiedenen Rezeptionsformen, dessen vielfältige mediale Materialisierungen als Kommunikations- und Herrschaftsinstrument der Obrigkeit bis zum Ende der Stadtrepublik. Vor allem in der Endphase half der Blasius-Mythos, das Defizit einer territorialen Gesamtöffentlichkeit im Wechselspiel zwischen Stadt und Land zu bemänteln, lautet eine der in dieser eindrucksvollen Abhandlung gewonnenen Erkenntnisse. Clemens P. Sidorko folgt mit seinem Aufsatz „Der Elefant Peters des Grossen – Gesandtschaftsgeschenke als Instrument diplomatischer Kommunikation“. Er zeigt, wie ungeschriebene Regularien, aber auch bestimmte Rituale das russische Gesandtschaftswesen bestimmten, wobei vor allem Umfang und Qualität der Präsente zu Erfolg oder Misserfolg der Missionen beitrugen. Sidorkos komparativer Ansatz, der auch die Usancen an westeuropäischen und orientalischen Höfen mit einbezieht, erlaubt durchaus aufschlussreiche Einblicke. Ob jedoch seine Einschätzung stimmt, dass sich unter Peter der Epochenwandel auch im Gesandtschaftswesen spiegelte, darf durchaus bezweifelt werden, denn im Westen produzierte Luxus- und Manufakturwaren gehörten auch schon im 17. Jahrhundert zu den von russischen Diplomaten überreichten „Geschenken“. „Die Kinderzeichnung als historische Quelle, gezeigt an Beispielen aus Estland und Kosovo“ untersucht Seraina Gilly. Sie versucht damit zu demonstrieren, dass auch die weibliche „Hälfte der Menschheit“ ihre eigenen Quellen habe, um die sich die historische Kritik bisher zu wenig gekümmert habe. Den in

Kinderzeichnungen unbewusst übermittelten Signalen und Botschaften komme ein höherer Wahrheitsgehalt zu als reflektierten Aussagen von Erwachsenen, was so verstanden sicherlich richtig ist. Warum die Autorin aber meint, die in diesen Zeichnungen zum Ausdruck kommende Subjektivität sei Historikerinnen und Historikern eher suspekt, weshalb sie diese Quellengattung auch vernachlässigten, ist nicht ganz verständlich. Dies scheint von ihr allerdings auch eher appellativ und als Denkanstoß gedacht zu sein, was aller Ehren wert ist.

„Massenmedien und Öffentlichkeiten“ ist der zweite Teil des Bandes überschrieben. Aus der Feder von Andreas Kappeler stammt hier eine dichte Studie: „Nationale Kommunikation unter erschwerten Bedingungen. Die Zeitschrift *Kievskaja Starina* (1882–1891/1906) als Organ der ukrainischen Nationalbewegung im Zarenreich“. In ihr wird die Entstehung der Publikation und ihre Funktion als „Vehikel nationaler Kommunikation“ der Ukrainer unter den komplizierten innenpolitischen Bedingungen des Russländischen Kaiserreiches analysiert und die zentrale Rolle dieses Mediums für die „nationale Mobilisierung breiter Kreise der ukrainischen Gesellschaft“ (S. 100) charakterisiert. Der Leser findet hier aber noch mehr, denn Kappeler hat mit dieser Studie auch einen konzisen Abriss der ukrainischen Ideengeschichte und deren prominenter Träger in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geliefert. In seinem Beitrag „Media Explosions‘ in Modern Russian History“ geht John Keep dem Auf und Ab in der Presse-landschaft Russlands bzw. der Sowjetunion zwischen 1905 und dem Ende der Sowjetunion nach. Er analysiert die Funktionsweise der staatlichen Zensur und die gegen diese ergriffenen Strategien, um dann Themenkanon, Zirkulation und Auflagezahlen in Korrelation mit politischen Konjunkturen und Epochenwenden zu untersuchen und die jeweiligen Unterschiede deutlich zu machen. Dass Meinungsfreiheit in Russland vor allem auch von der Existenz finanziell gesunder Medieninstitutionen abhängig ist, belegen seine pointierten Ausführungen. Entstehung, Konzept und Bedeutung der Samizdat-Aktivitäten zeigt im Weiteren Erich Bryner am Beispiel der russischen Zeitschriften „Veče“, „Chronika tekuščich sobytij“ sowie der „Chronik der litauischen katholischen Kirche“ und der (litauischen) „Aušra“, während Daniel C. Schmidt in einem Überblick die 1968 in der Schweiz gegründete tschechoslowakische Exilzeitschrift „Zpravodaj“ behandelt, dabei aber auch auf Struktur und Erscheinungsdauer der tschechoslowakischen Exilpresse in der Schweiz seit 1947 eingeht.



Der Abschnitt „Kommunikation und politische Macht“ ist zeitlich weit gespannt und thematisch sehr breit angelegt. Stefan Rohdewalds terminologische Studie „i stvoritsa mir‘. Friede als Kommunikationselement in der Rus’ (10.–12. Jahrhundert) und im spätmittelalterlichen Novgorod“ beleuchtet die sich wandelnde Semantik des Begriffes in unterschiedlichen zeitlichen und räumlichen Handlungskontexten – von der ursprünglichen Bedeutung als Waffenruhe im engeren Sinne bis hin zum Gebrauch als Mittel dauerhafter Herrschaftsordnung. Peter Collmer veranschaulicht in seiner Abhandlung „Kommunikation an der Peripherie des zarischen Herrschaftsapparats“ den wenig professionellen Umgang des russischen Militärattachés Dmitrij Romejko-Gurko in Bern mit seinen Geheimagenten 1912/13. Deren Aktivitäten belegen Collmers Einschätzung, dass „die russischen Militärattachés im Ausland (nicht nur geographisch betrachtet; R.A. M.) als Grenzfiguren der Zarenmacht gelten“ (S. 197) konnten. Nicht leicht hatte es auch der offizielle Korrespondent des 1929 in Skopje eröffneten jugoslawischen Informationsdienstes, wie im nachfolgenden Beitrag Nada Boškova belegt. Denn sie beleuchtet in ihren Ausführungen die Defizite der staatlichen Öffentlichkeitskontrolle im Jugoslawien der 1930er Jahre am Beispiel des zentralen Pressebüros in Vardar-Makedonien, und dies – wie auch P. Collmer – mit viel Liebe zum Detail. Dass Chruščev als Redner einen ganz eigenen Stil entwickelte, der von Spontaneität, Metaphernreichtum, Humor und vielen volksnah-derben Formulierungen geprägt war, wird dem Leser im Beitrag von Daniel Weiss „Personalstile im Sowjetsystem? Stalin und Chruščev im Vergleich“ sehr bildhaft vor Augen geführt. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt zudem mit einer politologischen Studie zum „Sowjetföderalismus als Transformationshindernis. Zur Rolle des Rechts im Zentrum-Peripherie-Konflikt in der Sowjetunion und Russland seit Mitte der achtziger Jahre“, in der Stephan Wiederkehr die Akteure im Spannungsfeld zwischen der Theorie von *rule of law* und der Praxis von *rule by law* gefangen sieht, sowie einer Darstellung der vielfältigen Versuche der russländischen Staatsführung, eine post-sowjetische Identität zu schaffen, um damit Russlands Selbstbild als Großmacht ideologisch zu unterfüttern. Die diesbezüglichen Bemühungen geistig-ideologischer Natur werden von Christiane Uhlig, die dazu auch Staatselemente, Architektur und nationale Gedenkstätten analysiert hat, als Kompensationsversuche vor dem Hintergrund der Russland weiter belastenden gesellschaftlichen Transformationsfolgen dargestellt.

Im vierten Teil des Buches sind „Menschen und Orte des Austausches“ Gegenstand der Darstellungen. In dem Beitrag „Kommunikation außerhalb der Norm“ skizziert Gabriele Scheidegger den strafrechtlichen Umgang mit Kindern und Irren in altrussischen Quellen. Zwar liefern diese nur sporadische Informationen, erlauben aber den Schluss, dass „Geisteskrankheit oder kindliche Unreife (...) offensichtlich nicht als strafmildernde Faktoren anerkannt“ (S. 321) wurden. Unter der Überschrift „Kommunikation im Shtetl. Eine Annäherung an jüdisches Leben in Osteuropa zwischen 1850 und 1930“ liefert Heiko Haumann vor allem Einblicke in das Zusammenleben von Juden und Nichtjuden, wobei er mit viel Einfühlungsvermögen Begegnungssituationen und Orte beschreibt und das Bild vermeintlich homogener Geschlossenheit der jüdischen Gemeinschaft gegenüber der Außenwelt korrigiert. Er hat dafür nicht nur die einschlägige Fachliteratur und umfangreiches Quellenmaterial, sondern auch literarische Bearbeitungen und die bildende Kunst ausgewertet, was ihm ergänzende Einblicke erlaubt, seiner Darstellung aber auch Farbe und Eindringlichkeit verleiht. Dem folgen Beiträge von Eva Maeder und Roman Bühler. Erstere beschreibt das engagierte Wirken des Schweizer Pastors der deutsch-reformierten Gemeinde von St. Petersburg, Johannes von Muralt, zwischen Zarenhof und Schweizer Kolonie, und Bühler schildert Entstehung sowie gesellschaftliche und kulturhistorische Bedeutung des St. Petersburger Literatencafés am Nevskij prospekt 18. Margrit Wernli befasst sich mit den „Bibliotheken im Russischen Reich“. Sie beginnt mit einer Beschreibung der international renommierten Bibliothek der Akademie der Wissenschaften und deren prominenten Besuchern, um dann noch einen Blick auf die Entwicklung des Moskauer Bibliothekswesens im 19. Jahrhundert zu werfen. Unter der Überschrift „Kommunikation in der Fremde“ skizziert Rudolf Mumenthaler schließlich Kontaktpflege und Korrespondenzgewohnheiten Schweizer Wissenschaftler am Rigaer Polytechnikum im 19. Jahrhundert und geht dabei auch auf die wachsende Bedeutung von Zeitungen und Fachzeitschriften als wissenschaftlichen Kommunikationsmedien gegen Ende des Jahrhunderts ein.

Die abschließenden Kapitel des Bandes sind der „Literarischen Kommunikation“ und dem Verkehrssektor gewidmet. „Das Land der sprachlosen Ebenen zum Sprechen zu bringen. Über öffentlichen und privaten Vortrag von Dichtung in Russland“ lautet Peter Brangs facettenreiche Studie, in der er einen weiten Bogen vom 17. Jahrhundert bis in die Sowjetzeit schlägt. Es geht ihm um die Frage, inwieweit für die Förderung der Deklamationskunst und des Rezitationsunterrichts mit

politisch-gesellschaftlichen Argumenten geworben wurde und dies in Wechselwirkung mit dem politischen Leben stand. Dabei gelingt es ihm, den Umgang mit dieser Kunst in den einzelnen Epochen und eingebettet in die spezifischen Zeitumstände auf luzide Weise darzustellen. Jochen-Ulrich Peters Beitrag „Die kommunikative Bedeutung eines Mythos. Die Darstellung St. Petersburgs in der Lyrik von Osip Mandel'stam, Anna Achmatova und Iosif Brodskij“ macht die Unterschiede in Bewertung und Perzeption des mythischen Orts St. Petersburg in den Werken der genannten Autoren deutlich, wobei im Falle Brodskijs natürlich auch die zeitliche Distanz, die ihn von den erstgenannten trennt, eine Rolle spielt. Dessen ungeachtet sieht er aber in der „Überzeugung von der die Zeit überdauernden kommunikativen Bedeutung der Kunst im allgemeinen und der Poesie insbesondere“ (S. 472), d.h. in der Poetisierung der alten Hauptstadt St. Petersburg zwischen Geschichte und Moderne, das Element, das Brodskij mit Mandel'stam und der Achmatova verbindet.

Zur Sphäre des ausgesprochen Prosaischen gehören dagegen Projekte der Verkehrsinfrastruktur bzw. Kommunikationslinien im technisch-praktischen Sinn des Wortes. Solche sind Gegenstand zweier Abhandlungen im letzten Abschnitt. Unter der Überschrift „Pferde, Schiffe und eiserne Träume. Die Verkehrsinfrastruktur Kroatiens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Rolle Baron Lazar Hellenbachs in der Eisenbahnfrage“ beschreibt Anna Pia Maissen die vergeblichen Bemühungen der Kroaten, die wichtigsten Verkehrsadern ihres Landes zu verbessern, zu erweitern und vor allem ein ihren Interessen dienendes Eisenbahnnetz zu schaffen. Wie die zahlreich entworfenen Projekte letztlich aber an den eifersüchtig gewährten Eigeninteressen Wiens und Pests sowie an den zwischen Österreich und Ungarn einerseits, zwischen Ungarn und Kroatien andererseits herrschenden Animositäten gescheitert sind und welche Rolle der Sabor-Abgeordnete Hellenbach, „der originellste Denker der damaligen Zeit in Kroatien“ (S. 488), dabei spielte, wird von der Autorin sehr anschaulich geschildert. Ein bisher von der Forschung wenig beachtetes Thema: „Die Thermopylen – das Nadelöhr der Kommunikation im mittelalterlichen Griechenland“ hat mit Paul M. Strässle einen engagierten Bearbeiter gefunden. In einer konzisen Studie analysiert er die topografischen, klimatischen, taktisch-operativen und fortifikationstechnischen Bedingungen und Aspekte dieser Gebirgspassage und hebt die verkehrsgeografische Bedeutung hervor, welche die Thermopylen wie ihre Umgehung „als das eigentliche Tor

Mittelgriechenlands“ (S. 525) auch noch in byzantinischer Zeit für Truppenbewegungen, Invasoren und Händler besaßen.

Die vom Verlag repräsentativ gestaltete Festschrift ist durch zahlreiche Abbildungen und Fotos aufgelockert, umfasst allerdings kein Register. Die einzelnen Beiträge sind zudem nach Art und Umfang erwartungsgemäß sehr unterschiedlich. Sie reichen von eher skizzenhaften Abrissen bis hin zu faktendichten Analysen und Abhandlungen und basieren zum Teil auf intensiven Archivrecherchen. In nicht wenigen wird thematisch wie methodisch Neuland betreten, nach neuen Blickwinkeln und Perspektiven gesucht, die Nachahmer finden sollten. Die Fachleute werden nicht zuletzt auch sehr nützliche Anregungen finden, da in einzelnen Texten auch Forschungslücken deutlich gemacht sowie Ansätze und Richtungen für weitergehende Untersuchungen gezeigt werden. Ungeachtet der bunten Themenvielfalt und der Verschiedenheit der angewandten Methodik hält sie der Subtext des Kommunikativen zusammen, aber auch das Bemühen, durch Anschaulichkeit und narrative Elemente den Leser zu gewinnen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Frank Golczewski, Gertrud Pickhan, Russischer Nationalismus. Die russische Idee im 19. und 20. Jahrhundert. Darstellung und Texte. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1998, 308 S. (Sammlung Vandenhoeck).**

Wer kann ehrlich von sich behaupten, nicht erstaunt gewesen zu sein angesichts des bunten Spektrums an politischen Konzepten, die sich nach dem Zerfall der Sowjetunion in den auseinanderstrebenden Regionen Osteuropas artikulierten? Das Erstaunen selbst einer Vielzahl von Osteuropahistorikern über die massive Präsenz russischer Nationalisten verschiedenster „Spielarten“ erweist sich als ein weiteres Beispiel dafür, wie stark die dominante, schwarz-weiß gefärbte Propaganda des Kalten Krieges den Blick auf die Realia getrübt hat. Nur wenige Beobachter des Geschehens dürften sicherlich für sich in Anspruch nehmen, zuvor durch den Nebel politisch eindeutig zu eindimensionalen Denkens das beträchtliche Potenzial an nationalistisch geprägtem Gedankengut in den Schriften und Äußerungen von sowjetischen Offiziellen oder gar von Emigranten und Dissidenten, auf das

in modernen Zeit mühelos rekuriert werden kann, in seiner gesamten Komplexität wahr- und ernstgenommen zu haben.

Das bedrohliche Aufflammen des vermeintlich „neuen“, speziell des russischen Nationalismus nahmen die Verfasser des anzuzeigenden Bandes zum Anlass, die geistesgeschichtliche Entwicklung dieses Phänomens zu hinterfragen. Im Zentrum ihrer Publikation stehen 39 Quellentexte (S. 127-275), die sich als repräsentative Auswahl verstehen und Meilensteine in der programmatischen Genese nationalistischer Denkmodelle markieren. Bei Nikolaj M. Karamzins „Schrift über das alte und neue Russland“ von 1811 beginnend und mit Vladimir Žirinovskijs Beitrag „Die Politik der Zerstörung endet immer mit gewöhnlicher Dieberei“ aus dem Jahre 1992 schließend, bieten die Verfasser reiches Material, das weit über das erklärte Ziel hinausgeht, nur zur Analyse der russischen Gegenwart unterstützend beizutragen. Als besonders verdienstvoll ist dabei hervorzuheben, dass sich die Verfasser im Sinne terminologischer Detailtreue und Exaktheit der Mühe unterzogen haben, für alle Texte Neuübersetzungen ins Deutsche vorzulegen, denen an entscheidenden Stellen auch die russischen Ursprungsbegriffe beigelegt sind. Damit ist den Verfassern eine wissenschaftlich anspruchsvolle Edition von Schlüsseltexten zum russischen Nationalismus gelungen, die durch ihr philologisch geschultes Gespür für die Komplexität der spezifischen Terminologie als Grundlage für weitere Forschungen dienen kann.

Als „eine Art Leitfaden durch die Quellen“ (S. 14) dient eine einleitende Darstellung (S. 15-124), die durch ihre klare Struktur und flüssige Lesbarkeit besticht. Wer zuvor meinte, z.B. den „Sowjetpatriotismus“ der Stalinzeit mit allen seinen Implikationen zu kennen, kann sich eines Besseren belehren lassen. Darüber hinaus findet der Leser jenseits der vermeintlich allseits bekannten Kontroversen zwischen „Slawophilen“ und „Westlern“ eine Vielzahl an beachtenswerten ideologischen Grautönen illustriert. In vier Abschnitten (I. zur „Ausbildung der Ideenwelt des russischen Nationalismus“, II. zum „Russischen Nationalismus als Staatsidee“, III. zum „Russischen Nationalismus zwischen Sowjetstaat und Emigration“ und IV. zum „Nationalismus bei den ‚Dissidenten‘ und im postsowjetischen Russland“) spinnen die Verfasser einen vorsichtig formulierten „roten Faden“ durch die russische Geistesgeschichte, wobei sie stets darum bemüht sind, keine Kontinuitäten zu konstruieren, wo es sie nicht gibt, zugleich aber Traditionslinien in ihren Entwicklungsstufen und Spielarten deutlich aufzuzeigen. Dabei führen sie vor, dass vieles von dem,

was sich heute artikuliert und den oberflächlichen Betrachter in Verwirrung versetzt, weder neu noch wirklich erstaunlich ist.

Die Feststellung, dass vereinfachende Rechts-Links-Schemata zur Verortung politischer Denkrichtungen auch im russischen Kontext nicht ausreichen, mag nun nicht unbedingt als originell gelten, wie auch die Leichtigkeit, mit der Kommunisten und Nationalisten in Russland heute in antiwestlich orientierte Koalitionen eintreten, vermutlich nicht jeden völlig überraschen kann. Jenseits simplifizierender Darstellungen bieten Pickhan und Golczewski jedoch eine schlüssige Gesamtanalyse nationalistischer Denkschemata in der zeitlichen Entwicklung, die unter Einbeziehung der Ergebnisse der internationalen Nationalismusforschung eine explizite Einordnung des russischen Nationalismus in den europäischen Kontext vornimmt. Im Ergebnis stellen sie fest, dass der russische Nationalismus bei allen Spezifika „genauso ein Kind europäischen Denkens ist wie andere Nationalismen“ (S. 124).

Ursprünglich hatten die Verfasser ihrer Untersuchung offensichtlich noch allgemeine Ausführungen zur Nationalismusforschung voranschicken wollen. Es ist zu bedauern, dass aus Platzgründen auf den Abdruck dieser Einführung verzichtet werden musste. Bescheiden formulieren die Verfasser, „daß mehr als eine Anregung zu weiterem Nachdenken nicht das Ziel“ (S. 15) sei. Sehr konkret sind jedoch ihre zahlreichen Hinweise auf Forschungsdesiderate. Interessant ist auch ihr Ansatz, den Kategorien von „links“ und „rechts“ zur Beschreibung politischer Konzepte den Gegensatz von „tolerantem“ und „dogmatischem“ Verhalten gegenüberzusetzen.

Den Anstoß zur Zusammenstellung dieses Bandes, der mit einem ausführlichen Anmerkungsapparat (S. 276-300) und einem Personenregister (S. 301-308) versehen ist, gab, wie bereits erwähnt, das aktuelle Geschehen, dem bisher keine adäquate Aufarbeitung durch die historische Osteuropaforschung gegenüberstand. Golczewski und Pickhan wollen keinesfalls Anspruch auf Aktualität erheben, schlagen in ihrer Darstellung dennoch einen Bogen bis zu den Entwicklungen des Jahres 1998. Dabei bieten sie einen „Versuch der Chronologie“ und nehmen eine schlüssige Kategorisierung der relevanten, nationalistischen Konzepte artikulierenden Vertreter vor – die deutlich zeigt, wie wichtig und hilfreich der Blick aus der Warte des Historikers auf die Traditionen ist, an die dort angeknüpft bzw. auf die aufgebaut wird.

Ihre Hoffnung, „zur historisch orientierten Aufhellung gegenwärtiger Denkmodelle beizutragen“ (S. 14), können die Verfasser damit als vollkommen bestätigt ansehen. Mehr noch – es ist erfreulich, dass

neben den üblichen, mehr oder weniger seriösen Versuchen der Deutung aktuellen Geschehens von publizistischer Warte aus nun eine wissenschaftlich fundierte Darstellung vorliegt, die nicht nur für den auf Nationalismusforschung spezialisierten Fachhistoriker lesenswert ist. Man möchte auf eine spätere Fortschreibung hoffen, die die weitere Entwicklung vom jetzigen Status quo analysiert, da sich der konservative Nationalismus in slawophiler Tradition gegenüber dem „offiziellen“, staatlicherseits „gepflegten“ Nationalismus zurückgedrängt sieht.

Als ein Kritikpunkt, der allerdings nicht den Verfassern anzulasten ist, wäre abschließend hervorzuheben, dass der einführende Teil des Bandes längst eine Übersetzung ins Russische verdient hätte.

Sabine Dumschat, Berlin

**Ein Deutscher am Zarenhof: Heinrich Graf Ostermann und seine Zeit 1687–1747, hrsg. v. Johannes Volker Wagner, Bernd Bonwetsch u. Wolfram Eggeling. Essen: Klartext Verlag 2001, 328 S.**

In der langen Reihe der im Dienst des Russischen Reichs stehenden Deutschen nimmt Heinrich Graf Ostermann einen prominenten Platz ein. Der in Bochum geborene Pastorensohn heuerte bereits 1703 bei der russischen Marine an, um sich damit der Strafverfolgung nach einem von ihm begangenen Totschlagsdelikt an der Universität Jena zu entziehen. Eingestellt als Untersteuerermann wechselte er aber bald in den auswärtigen Dienst Peters I., in dem er rasch Karriere machte und bis zum Vizekanzler avancierte, bevor er 1741 gestürzt wurde, als Hochverräter nur knapp der Hinrichtung entging und schließlich als Verbannter in Sibirien starb.

Der vorliegende Band ist der mit zahlreichen Abhandlungen ergänzte Katalog einer Ausstellung, die anlässlich seines 250. Todestages, dem Menschen und Staatsmann Ostermann gewidmet, in Moskau und Bochum einer breiten Öffentlichkeit gezeigt wurde. Ausstellung wie Katalog sind Resultat ertragreicher Recherchen in deutschen und russischen Archiven und Museen, Ergebnis wissenschaftlicher Symposien, vor allem aber auch gemeinsamer Bemühungen einer Vielzahl von Fachleuten beider Länder, in denen auch wissenschaftliche Einrichtungen und Institutionen zum Erfolg des Gesamtprojektes beige-

tragen haben. Ostermann wird hier als russländischer Staatsmann, Diplomat und Vertreter jener „Plejade von Deutschen“ gewürdigt, „die in den russischen Staatsdienst traten und die enge Verflechtung der historischen Schicksale unserer beiden Länder verkörperten“, wie es der russische Außenminister Igor' Ivanov ausdrückt, der wie sein deutscher Amtskollege Joschka Fischer den Prachtband mit einem Grußwort auszeichnet.

Leben, Wirken und Zeitumstände werden in zwei Dutzend Abhandlungen und Essays beleuchtet und – illustriert mit Bildtafeln und Faksimiledrucken – dem Leser nahe gebracht. Lev Kopelev macht mit einer kurzen Skizze den Anfang, indem er auf die deutsch-russische Wechselseitigkeit im 18. Jahrhundert hinweist und die später von russischen Historikern gegen Deutsche wie Ostermann und Münnich erhobenen Vorwürfe einer deutschen Günstlingswirtschaft als nationalistische Übertreibungen des 19. Jahrhunderts qualifiziert. Der große Mann der deutsch-russischen Verständigung sieht die Genannten als hervorragende Vertreter eines aufgeklärten Regimes und plädiert sodann dafür, die Postulate der Aufklärung nicht als Utopien abzutun, sondern Toleranz und Achtung der Menschenrechte zur Grundlage von Staat und Gesellschaft werden zu lassen. Dem Thema „Ausländer in Russland im 17. und 18. Jahrhundert“ ist auch ein Beitrag von Harm Klueting gewidmet, der Ostermanns Stellung vor dem Hintergrund gängiger nationaler Stereotype und im Kontext der Anwerbspolitik des Zarenreichs untersucht. Er zeigt hier die oft prekäre Situation der Ausländer in russischen Diensten, deren Abhängigkeit von politischen Konjunkturen sowie deren in der Regel eher bescheidene Aufstiegsmöglichkeiten. Ostermann stellt dabei insofern eine Ausnahme dar, als er tatsächlich eine glänzende Karriere absolviert hatte, bevor auch er infolge eines Machtwechsels alles verlieren sollte. Unter dem Titel „Deutsche Rußlandbilder im Wandel der Zeiten“ analysiert Bernd Bonwetsch die Vorstellungen über die Russen und ihr Land, wie sie in Berichten seit dem 16. Jahrhundert das westliche, vor allem das deutsche Russlandbild prägten. Er beginnt mit Herbersteins „*Rerum Moscoviticarum Commentarii*“, um dann den Bogen über Olearius und Victor Hehn bis Oswald Spengler und zu den entsprechenden Perzeptionen im Dritten Reich zu schlagen. Der Bochumer Historiker weist auf Quellenwert und literarische Qualität der einzelnen Darstellungen hin, macht aber auch die zahlreichen, vor allem negativen Klischees deutlich, die er im jeweiligen historischen Kontext, als Projektionen von individuellen Ängsten, Faszinosa und



Hoffnungen bzw. als Ausdruck ideologischer und politischer Bewertungen kenntlich macht.

Dem Lebenslauf und vielfältigen Wirken Ostermanns sind die meisten Beiträge gewidmet, die ein facettenreiches Bild dieser historischen Gestalt entwerfen. Johannes Volker Wagner zeichnet dessen Lebensbild in den entscheidenden Etappen nach. Seine „Spurensuche“ beginnt mit der Jugendzeit in Bochum und dem Studium in Jena, protokolliert den Aufstieg am Zarenhof, zeigt Ostermann als Fürstenerzieher, Politiker und Staatsmann und endet mit dessen Scheitern, nachdem er aus den Thronwirren nach dem Tode der Zarin Anna noch als „ungekrönter Kaiser“ hervorgegangen war. Wagner hat dazu zahlreiche Briefe, Dokumente sowie zeitgenössische Berichte herangezogen, mit deren Hilfe es ihm gelingt, diesen zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit zählenden Politiker als sehr schillernde, aber auch tragische Persönlichkeit, als Privatmann und als modernen Politiker, als gewandten, intriganten Machtmenschen, der zugleich ein „Wanderer zwischen den Welten“ war, vorzustellen. Illustriert wird dies zudem durch zahlreiche Abbildungen, einer den Text ergänzenden Lebensgeschichte in Bildern, die Alltagswelt wie politischen Wirkungsraum gegenständlich und farbig dem Leser vor Augen führen.

Es war ein Zufall respektive ein Unglück, das Ostermann sein Heil in Russland suchen ließ. In ihrer Studie „Der Totschlag von Jena“ beschreibt Ingrid Wölk, wie der erst 16-jährige Student Ostermann in einem Streitduell – und ziemlich betrunken – einen Kommilitonen erstach und so zum Justizfall wurde, dem er sich durch Flucht entzog. Die Autorin schildert konzise und anschaulich die Riten und Gepflogenheiten des damaligen Studentenlebens, die vergebliche Strafverfolgung des flüchtigen Täters und vor allem Stand und Funktionsweise des Justizwesens im Obrigkeitsstaat des Absolutismus. Dieses befand sich zu jener Zeit am Anfang eines Prozesses, an dessen Ende sich die Justiz als dritte Gewalt von der Exekutive, der damals landesfürstlichen Obrigkeit, lösen sollte. Das zu Ostermanns Delikt als Rechtsgutachter zu Rate gezogene Kollegium des Schöppenstuhls der Universität Jena gehörte damals unter Führung des Ordinarius Baron von Lyncker zu den angesehensten Einrichtungen der Rechtswissenschaften. Wie gefestigt deren Position gegenüber dem Landesherrn war, demonstrierte nicht zuletzt die Tatsache, dass der Herzog von Sachsen-Eisenach auf Rat der Jenaer Schöppen die Bitte König Augusts von Polen, hinter dem ein entsprechendes Gesuch des Zaren stand, abschlug, den Fall Ostermann zu kassieren und beizulegen.

Dieser war als Geheimer Sekretär Peters I. längst auf diplomatischer Ebene aktiv und hoffte, mit Hilfe der ihm wohlgesinnten Monarchen den Justizfall Ostermann aus der Welt zu schaffen. blieb ihm hier dank des Selbstbewusstseins der Jenaer Rechtsgelehrten der Erfolg versagt, sah dies auf der diplomatischen Bühne ganz anders aus.

In einer knappen, aufschlussreichen Studie geht Martin Schulze-Wessel der Frage nach der Rationalität von Ostermanns Außenpolitik nach. Den neueren Theorien zu den internationalen Beziehungen der realistischen Schule folgend, untersucht er Ostermanns Politik nach dem Modell der traditionellen „Balance-of-Power“- bzw. der jener komplementären hegemonialen „Bandwaggoning behavior“-Theorie. Wie Schulze Wessel sehr überzeugend darlegt, beherrschte die russische Diplomatie nach Bedarf beide Strategien. Allerdings ging Ostermann nach einschlägigen Erfahrungen am Ende des Nordischen Krieges zu einer Politik des Gleichgewichts über, die auch nach Peters Tod und unter Ostermanns Nachfolgern die außenpolitische Konzeption Russlands und dessen bündnispolitische Entscheidungen bestimmte. Es war die „seismographische Auffassungsgabe“ (S. 167) für drohende antirussische Koalitionen, die Ostermann befähigte, eine mächtropolitische Strategie zu entwickeln, deren Leistung „in dem behutsamen Wechsel der Logik der russischen Außenpolitik vom hegemonialen bandwaggoning behavior zum balancing behavior“ (S. 170) bestand.

Von grundlegender Bedeutung war auch Ostermanns Beitrag zur Organisation des Kollegiums für Auswärtige Angelegenheiten. Svetlana Turilova skizziert dazu in einem Überblick die unter Peter eingeleiteten Veränderungen und den Anteil, den Ostermanns Vorschläge dabei hatten. Sie umfassten Entwürfe zu modernen administrativen Strukturen, Stellenpläne sowie Anregungen für rationelle Führungsmethoden und halfen, einen diplomatischen Apparat zu schaffen, der im Wesentlichen bis 1832 existierte und funktionierte.

Bereiche der inneren Angelegenheiten werden in zwei Aufsätzen thematisiert. Aus der Feder von Aristide Fenster stammt eine Abhandlung zur russischen Innenpolitik in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der vor allem der Beitrag deutscher Staatsmänner beleuchtet wird. Der Verfasser beschreibt, wie sich Ostermann, Münnich und Biron im Patronagesystem einflussreicher Adelsgruppen und Parteien der nachpetrinischen Zeit zu behaupten hatten bzw. selbst als Akteure engagierten. Fenster unterstreicht, dass unter Anna und Ivan VI. zwar der Einfluss Deutscher auf die politischen Geschicke Russlands einen Höhepunkt erreicht hatte, diese aber, anders als von

einer nationalistischen russischen Geschichtsschreibung insinuiert, keine antirussische Politik betrieben hätten. Ostermann und Münnich konnten zudem bei den von ihnen in Angriff genommenen Modernisierungsmaßnahmen zwar partiell Akzente setzen, aber nur im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich echte Fortschritte erzielen. Und hier hat Ostermann bei der Gründung der Akademie der Wissenschaften oder auch bei der Förderung wissenschaftlicher Expeditionen eine maßgebliche Rolle gespielt. Er blieb, wie Fenster resümierend schreibt, die „einflußreichste Gestalt unter den Politikern der nachpetrinischen Zeit“, verkörperte Kontinuität und Effizienz der russischen Staatsverwaltung und trat für die „Unumkehrbarkeit der petrinischen Umgestaltung“ (S. 182) ein.

Die Neuordnung der russischen Finanzpolitik im 18. Jahrhundert und die Finanzbeziehungen zu Westeuropa sind anschließend Gegenstand eines Aufsatzes von Sergej Lebedev. Er umreißt die staatliche Einnahmepolitik seit Peter I., der über die Bildung staatlicher Monopole neue Einnahmequellen zu erschließen suchte, geht auf die Steuer- und Zollpolitik ein, beschreibt die Besonderheiten des Kreditwesens sowie die Probleme des Staatshandels und der Kapitalakquisition über ausländische Banken. Eine wichtige Funktion kam dabei schließlich der nach westeuropäischem Vorbild geschaffenen Institution des Hofbankiers zu, der als Mittler die ausländischen Kaufleute ersetzen sollte, derer sich der Staatshandel zuvor bedient hatte. Die bis 1860, der Gründung einer Staatsbank, tätigen Hofbankiers erwiesen sich insofern als nützlich, als sie eine Konkurrenz für die in Russland diesbezüglich tätigen ausländischen Großhändler darstellten und so zur Senkung der Zinssätze in St. Petersburg beitrugen.

Die Architektur St. Petersburgs zur Zeit Ostermanns wird in einem kurzen Beitrag von Konstantin Malinovskij angesprochen. Er beschreibt, wie die Stadt damals allmählich Gestalt annahm, sich eine Infrastruktur entwickelte, Planvorgaben nicht immer eingehalten, auch von Peter selbst chaotisch gehandhabt wurden und wie unterschiedliche Stile das städtische Erscheinungsbild prägten. Kurz vorgestellt werden auch die Wohnhäuser Ostermanns sowie die von ihm in seinen Amtsfunktionen frequentierten Einrichtungen und Gebäude. Dazu gehörten die Kunstkammer Peters des Großen sowie die Akademie der Wissenschaften. Deren Ursprünge geht Jozien J. Driesen-van het Reve nach. Er hebt die Bedeutung von Kunst- und Raritätensammlungen in der Wissenschaft des 18. Jahrhunderts hervor, um dann den Anteil der Aufklärung in Holland und der „schottischen Aufklärung“ in der Anfangsphase der Wissenschaft im Zarenreich zu

beleuchten. Nur kurz streift er die Entstehung der Akademie, wobei er vor allem die schwierigen Lebensumstände und die prekäre Lage der an sie berufenen, überwiegend jungen Wissenschaftler schildert. Mehr zur Akademie erfährt man dagegen aus einem Beitrag von Jevgenij Ryčalovskij. Dieser betrachtet Ostermann und das Akademiemitglied Gerard Friedrich Müller als „symbolisch für das Rußland des 18. Jahrhunderts“ (S. 219) – den einen als Begründer einer neuen Diplomatie, den anderen in der gleichen Rolle für die Geschichtswissenschaft. Ryčalovskij geht es vor allem auch darum, die engen Kontakte Ostermanns zu der Wissenschaftlergemeinschaft zu belegen, die in der Forschung bisher kaum Beachtung gefunden hätten. Dies gelingt ihm durchaus, gestützt auf Archivalien aus dem Nachlass Müllers. Sie sind so zahlreich, dass der Moskauer Archivar wohl zu Recht vermutet, Müller habe Material für eine Biografie des ihm eng verbundenen Vizekanzlers gesammelt.

Unter der Überschrift „Rußland zwischen Früh- und Spätaufklärung. Staat und Gesellschaft in der Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts“ setzt sich Claus Scharf zunächst mit dem Begriff „Aufklärung“ auseinander. Er definiert ihn als eine im engeren Sinne „zeitgebundene ‚intellektuelle und politisch-soziale Reformbewegung‘“ (S. 201) und erläutert die mangelhafte Rezeption der entsprechenden westlichen Forschung in Russland. In einer luziden Analyse der Bildungsgeschichte seit Peter I. expliziert er die Probleme und retardierenden Momente der staatlich verordneten Aufklärung, die erst im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts und zeitgleich mit der mitteleuropäischen Spätaufklärung „Ansätze einer gesellschaftlichen Kraft“ (S. 211) im Russischen Reich erkennen ließ, in Gestalt gebildeter Kreise und Gruppierungen. Bezeichnend war allerdings auch, dass auf deren erste nonkonformistische Aktivitäten hin der Staat sehr rasch mit Überwachung, Zensur und Repression reagierte.

Weitere Facetten, die dieser Band unserer Kenntnis über Ostermann hinzufügt, sind Auszüge aus dem Tagebuch des Fürsten Menšikov für 1726/27 sowie aus Briefen des Vizekanzlers an den Fürsten, die von Svetlana Dolgova präsentiert und kommentiert werden. Des Weiteren findet man hier eine Untersuchung zur Ikonografie Ostermanns, wozu Ljudmila Markina den Versuch unternimmt, alle bislang bekannten Abbildungen zu erfassen, zu analysieren und kunstgeschichtlich einzuordnen. Das Ostermann-Bild in russischen historischen Romanen ist ebenfalls Gegenstand einer Studie. Wolfram Eggeling hat 18 Romane ermittelt, in denen Heinrich Ostermann als literarische Figur auftritt, oft als einer der Hauptakteure. Der Bochumer Lite-

raturwissenschaftler liefert dabei einen Einblick in die Vielfalt der in den untersuchten Texten verwendeten Verfahren und die mit diesen jeweils transportierten Selbst- und Fremdeinschätzungen. Dabei wird deutlich, dass eher tradierte Schemata und einseitige Beurteilungen die literarische Figur Ostermanns prägen, dessen komplexes Erscheinungsbild sich letztlich aber eindeutigen Bewertungen entzieht.

Auch den russischen Nachfahren des mit einer Bojarentochter verheirateten Vizekanzlers ist ein Aufsatz gewidmet. Da dessen beide Söhne kinderlos verstarben, setzte sich das Geschlecht über die einzige Tochter Ostermanns fort, die in die Tolstoj-Familie einheiratete. Im Weiteren ergaben sich verwandtschaftliche Bande mit den Goleniščev-Kutuzov und Golicyn. Während Mitte des 19. Jahrhunderts das Geschlecht der Osterman-Tolstoj erlosch, verstarb der letzte Träger des Namens Golicyn-Osterman 1966 in Frankreich.

Zu den nicht wenigen Vorzügen dieser Publikation zählt die Beobachtung, dass der deutsch-russische Staatsmann Ostermann nicht nur in seinen vielfältigen Tätigkeitsbereichen als Privatmann wie als Staatsakteur vorgestellt wird, sondern dies auch eingebettet wird in die Zeitumstände sowie vor dem Hintergrund der Perzeption seines Wirkens in der russischen Historiografie. Dass dies zudem aus verschiedenen Blickwinkeln und über unterschiedliche methodische Ansätze geschieht, macht den Reiz des Buches aus und erhöht den Erkenntnisgewinn für den Leser.

Im Anhang dieses musterhaft gestalteten Folianten, den man auch als Bildband gerne in die Hand nimmt, findet der Nutzer ein Verzeichnis der Ausstellungsstücke sowie einen übersichtlich angelegten Anmerkungsapparat. Dem folgt eine Zeittafel der russischen Geschichte, ergänzt um die wichtigsten Lebensdaten Ostermanns. Ein Verzeichnis der historischen Persönlichkeiten aus dem Umfeld des deutsch-russischen Staatsmannes, eine Auswahlbibliografie, Quellenachweise und eine Autorenliste komplettieren dieses prächtige Publikationswerk, dessen Herausgebern uneingeschränkte Anerkennung gebührt. Das vorliegende Ergebnis ihrer Bemühungen wird bei Fachleuten wie bei einer breiten Leserschaft dankbare Aufnahme finden.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Russkie i nemcy v XVIII veke: vstreča kul'tur. Russen und Deutsche im XVIII. Jahrhundert: Begegnung der Kulturen / Redkoll.: Sergej Ja. Karp (otv.), J. Schlobach, N.F. Sokol'skaja. Moskva: Nauka 2000, 310 S.<sup>1</sup>**

Dieser Sammelband gibt 29 Vorträge in ihrer ausgearbeiteten schriftlichen Fassung wieder, die auf der II. Interdisziplinären russisch-deutschen Konferenz vom 16. bis 18. Mai 1996 in der Moskauer Tret'jakov-Galerie gehalten wurden. Dieses Treffen verstand sich als Folgeveranstaltung zu einer Konferenz in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel vom 29. März bis 1. April 1993, mit der – wie die Herausgeber bemerken – (unter anderen Vorzeichen) die Tradition der zweiseitigen Treffen sowjetischer und ausländischer Spezialisten der Humanwissenschaften wieder aufgenommen wurden. Die seinerzeit gehaltenen Vorträge wurden ebenfalls im vierten Jahr danach veröffentlicht.<sup>2</sup>

Das Buch entspricht im Aufbau den bekannten St. Petersburger Sammelbänden „Nemcy v Rossii“ ( mit zweisprachigem Titelblatt und Inhaltsverzeichnis, aber ohne deutsche Zusammenfassungen. Doch während in den St. Petersburger Bänden die bekannten Figuren der russisch-deutschen Kulturbeziehungen in der Minderzahl sind neben den zahlreichen Einzelpersonen und Gruppen, die man zwar aus den Archiven oder aus versteckten Jahresberichten ausgraben muss, die aber das Netzwerk erst fest machten, ist unter Kultur hier überwiegend Hochkultur verstanden: Die Behandelten und Namen gehören fast alle zu der europäischen Elite, die durch das petrinische Russland angezogen wurde. So fragt man sich nach der Lektüre des Bandes, wie viele dieser Begegnungen nicht zwischen zwei Kulturen, sondern lediglich innerhalb ein und derselben gesamteuropäischen Kultur der Aufklärung stattfanden.

Die Beiträge des Sammelbandes sind anfangs geschickt und ausgewogen gruppiert. Zu Beginn stehen vier Beiträge, die die gegenseitigen Völkerbilder behandeln: S.V. Obolenskaja: „Istorija nemcev v Rossii kak problema russkoj kul'tury“ („Die Geschichte der Deutschen in Russland als Forschungsgegenstand der russischen Kultur“), Jürgen

<sup>1</sup> Entgegen der bibliografischen Korrektheit sind deutsche Autorennamen in deutscher Schreibweise angegeben, nicht jedoch Namen in Sachtiteln.

<sup>2</sup> Deutsch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert. Kultur, Wissenschaft und Diplomatie, hrsg. v. Conrad Grau, Sergej Karp u. Jürgen Voss. Wiesbaden 1997, 412 S.

Voss: „*Obraz Rossii v nemeckich enciklopedijach XVIII v.*“ („Zum Russlandbild in deutschen Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts“), N.D. Kočetkova: „*Sarepta v izobraženii russkich literatorov konca XVIII – načala XIX v.*“ („Die Rezeption Sareptas durch russische Schriftsteller am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts“) und S.N. Iskjul': „*Germanija glazami ruskoj putešestvennicy konca XVIII v.: dnevnik E.P. Divovoj*“ („Deutschland aus der Sicht einer russischen Reisenden am Ende des 18. Jahrhunderts: Das Tagebuch von E.P. Divova“). Aber was im Inhaltsverzeichnis relativ geschlossen wirkt – je zwei Beiträge zu den beiden verschiedenen Perspektiven –, erweist sich in Breite und Tiefgang als sehr heterogen. Der Aufsatz von Obolenskaja – offenbar als einleitender Essay ohne Anmerkungsapparat gedacht – schlägt einen großen Bogen und enthält einige interessante, aber in der Mehrzahl altbekannte Aperçus und Antithesen (u.a. *Štol'c vs. Oblomov*) und erweckt den Eindruck, als seien die Deutschen die einzige Gruppe, an der sich Russlands Auseinandersetzung mit und seine Schulung am Westen vollzogen hat: Niederländer, Briten – und die Bewunderung Frankreichs, dessen Sprache oft Kommunikationsmittel auch zwischen Russen und Deutschen war – bleiben unerwähnt. Voss und auch wieder Iskjul' hingegen analysieren Einzelquellen ohne den Versuch einer typologischen Einordnung.

In der nächsten Gruppe „Vermittler“ behandelt Peter Brüne mit Vockerodt (Peter Brjune: „*Jogann Gotchil'f Fokkerodt i ego vlijanie na predstavlenie Vol'tera i Fridricha Velikogo o Rossii*“ / „Johann Gotthilf Vockerodt und sein Einfluss auf das Russlandbild Voltaires und Friedrichs des Großen“), dem preußischen Diplomaten, der von 1712–1737 fast ununterbrochen in Russland lebte, eine zentrale Gestalt. Claus Scharf (Klaus Šarf: „*Ekaterina II i Germanija*“ / „Katharina II. und Deutschland“) resümiert seine große Monografie „*Katharina II., Deutschland und die Deutschen*“ und plädiert für eine neue, differenzierte Betrachtung der verschiedenen Schichtungen von Ablehnung und Akzeptanz in Abhängigkeit von politischer Gegnerschaft und kultureller Beeinflussung. S.Ja. Karp's Aufsatz „*Didro, A.M. Golicyn i F.V. Krejzman: iz istorii odnoj korrespondencii XVIII v.*“ („Diderot, A.M. Golicyn und F.V. Kreidemann: Aus der Geschichte einer Korrespondenz des 18. Jahrhunderts“) gehört hingegen zu der Kategorie „Neue Archivfunde“: Vorgestellt wird ein wiederentdecktes, schmales Konvolut der Golicyn'schen Papiere im RGADA (Moskau). Da F.V. Kreidemann (Studium in Jena, in russischen Diensten, u.a. seit 1779 Vorsitzender des Justiz-Kollegiums für die Angelegenheiten Livlands, Estlands und Finnlands; im Buch als dt.

Greidemann, russ. auch Krajdman transliteriert, lt. Dt. Biogr. Archiv Kreidenmann [!]) Briefe für Golicyn (u.a. eine Kunstwerkbestellung betreffend) übersetzte, wird er hier als Vermittler eingeordnet. Kurz und ohne Nachweise ist Jochen Schlobachs Beitrag „Fridrich Mel'chior Grimm i Ekaterina II“ („Friedrich Melchior Grimm und Katharina II.“), den der Verfasser selbst als außerhalb des thematischen Rahmens stehend ansieht. Ebenfalls eine thematisch enge Spezialstudie ist L.V. Kirillinas „Russkie perevody nemeckich muzykal'nych traktatov XVIII v.“ („Deutsche Musiktraktate des 18. Jahrhunderts in russischen Übersetzungen“), die sich ganz auf Probleme bei der Übersetzung musikalischer Termini konzentriert. M.A. Požarova hingegen gelingt es, eine Gestalt von echten Vermittlerqualitäten (hinsichtlich von Kunststilen, Techniken und Sujets) darzustellen: „Graver iz Berlina Georg Fridrich Šmid: meždu akademijami Pariža i Peterburga“ („Der Graveur aus Berlin Georg Friedrich Schmidt zwischen den Akademien von Paris und St. Petersburg“).

Die anschließende Gruppe von Beiträgen ist unter der Überschrift „Wissenschaft“ zusammengefasst. Obwohl auch hier überwiegend von Vermittlung von Kenntnissen, Proben, Expeditionsergebnissen die Rede ist, die ohne den Erfindungsreichtum und das Engagement der Beteiligten in St. Petersburg, Deutschland und dem übrigen Europa auch technisch kaum bewerkstelligt worden wäre, ist die Abtrennung vom vorigen Abschnitt nur auf den ersten Blick artifizuell. Wie schon Conrad Grau im ersten Beitrag bemerkt, bildete sich eine russische Forscherschicht nur langsam und rudimentär heraus; die Begegnung mit Russland und den Weiten des Imperiums in Sibirien und dem Kaukasus spielte sich als Auseinandersetzung von Europäern in und außerhalb Russlands weniger mit seiner Kultur, sondern vielmehr seiner Geografie und Natur ab. Graus Beitrag macht auf den reichen Nachlass des Danziger Naturforschers Johann Philipp Breyne (1680–1764) in der Forschungs- und Landesbibliothek Gotha aufmerksam, an dessen Korrespondenz sich der Aufbau von Netzwerken gegenseitigen Interesses ablesen lässt – Netzwerken, denen eben auch „weniger bedeutende Gestalten“ seine Dichte und Festigkeit gaben. Weitere Fallstudien zu diesem Themenfeld bieten A.S. Čerkasova („Germanija i Ural v XVIII v.: naučnye i kul'turnye svjazi“ / „Deutschland und der Ural im 18. Jahrhundert: wissenschaftliche und kulturelle Beziehungen“), O.V. Novochatko („Korrespondencija Georga Vil'gel'ma Štellerera [1739–1746]: russko-germanskij izdatelskij proekt“ / „Ein deutsch-russisches Publikationskonzept in der Korrespondenz der Jahre 1739–1746 von Georg Wilhelm Steller“) – der



Beitrag erläutert das Publikationskonzept der Papiere des Erforschers Kamčatkas durch die Franckeschen Stiftungen in deutsch-russischen Parallelausgaben –, Renate Knoll („Člen Peterburgskoj akademii Michael' Liliental' – posrednik meždu kul'turami“ / „Das Mitglied der Petersburger Akademie Michael Liliental als Mittler zwischen den Kulturen“) – mit einigen Stücken aus der Korrespondenz des Königsberger Gelehrten mit dem Akademiepräsidenten Hermann Karl Graf Keyserling 1739–1741 – und Ž.A. Ananjan („Putešestvija ruskich nemcev v Armeniju v XVIII v.“ / „Reisen von Russlanddeutschen nach Armenien im 18. Jahrhundert“) – über Samuel Gottlieb Gmelin und Johann Anton Gildenstedt, beide freilich in Deutschland geboren.

Aus dieser Abteilung – m.E. auch aus dem gesamten Band – heraus ragt der einzige nicht auf Naturwissenschaft bezogene Beitrag von Birgit Scholz („Nemecko-rossijskaja polemika po ‚varjažskomu voprosu‘ v Peterburgskoj akademii“ / „Die deutsch-russische Polemik um die Waräger-Frage an der Petersburger Akademie“). Wie mit dem Skalpell der Restauratorin legt sie – im Vorgriff auf ihre inzwischen gedruckte Dissertation<sup>3</sup> – die Schichten und Kontaminationen jener Deutungen der russisch-skandinavischen und russisch-deutschen Beziehungen frei, die allgemein als die von Theophil (Gottlieb) Siegfried Bayer vertretene „Normannenthese“ bekannt ist – u.a. mit dem Ergebnis, dass man Bayer verfälscht wiedergegeben und „offensichtlich nicht gelesen“ (S. 112) habe.

Die Überschrift der nächsten Sektion – „Deutsche in russischen Diensten“ – ist nicht ganz einleuchtend, da es ja im gesamten Band kaum um etwas anderes geht. Aber schon der Eingangsbeitrag von Martin Dinges („Nemeckie vrači v Rossii vtoroj poloviny XVIII v.: konflikt kul'tur“ / „Kulturelle Probleme im Umfeld deutscher Ärzte in Russland in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“) bietet eine positive Überraschung. Ausgehend von den Moskauer Pestunruhen von 1772 analysiert er die Wirkungsbedingungen der Ärzte als derjenigen ausländischen Spezialisten mit dem breitesten Sozialkontakt. Ihr Dilemma lässt sich gar noch mehr verallgemeinern: Der Erfolg ihrer Maßnahmen, der ja überhaupt ihre Anwesenheit und Privilegierung rechtfertigen konnte, hing ab von der Rückendeckung und adminis-

<sup>3</sup> Birgit Scholz, Von der Chronistik zur modernen Geschichtswissenschaft. Die Warägerfrage in der russischen, deutschen und schwedischen Historiographie. Wiesbaden 2000 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Institutes München. Reihe Forschungen zum Ostseeraum. 5).

trativen Flankierung durch die Herrschenden, identifizierte sie somit mit dem mit Misstrauen begegneten Staatsapparat – und isolierte sie somit wiederum. Die Ideologie der Aufklärung freilich erlaubte selbst auf russischer Seite keine Differenzhypothese, sondern sah nur eigene Defizite im Vergleich der Kulturen. Spätere Phasen nationalistischer Betrachtungsweise diffamierten die Deutschen als arrogante Eindringlinge, während man umgekehrt die russischen Aufklärer als Kronzeugen für die Minderwertigkeit russischer Kultur heranzog. Daher – so folgert Dinges zu Recht – ist nicht nur die Memoiren- und Berichtsliteratur kritisch zu betrachten, sondern auch ein großer Teil der Historiografie ist als Schlüssel zu einer objektivierten Sicht von Kulturkontakt und -konflikt entwertet. Nur eine archivalisch gegründete Erforschung einer Vielzahl von Fällen könne diese Hindernisse überwinden. Dieser umfangreiche und ausgezeichnet dokumentierte Beitrag lässt das übliche „Wer schrieb wem?“ weit hinter sich und dringt zu zentralen Fragen der Kulturbegegnung vor.

V.A. Kovrigina geleitet in einem umfassenden und hervorragend strukturierten (wenngleich nicht intensiv dokumentierten) Aufsatz aus dem „Lichtkegel“ Petersburgs hinaus in die organischer gewachsene Welt der Moskauer Ausländer („Nemeckaja sloboda Moskvy i ee rol' v russko-germanskich kontaktach pervoj poloviny XVIII veka“ / „Die Moskauer deutsche Vorstadt und ihre Rolle in den russisch-deutschen Kontakten der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“) und erinnert daran, dass mit der Gründung und Förderung der neuen Hauptstadt dort keineswegs ein Exodus einsetzte oder die Lichter ausgingen. (Allerdings behandelt der Aufsatz über weite Strecken nicht das 18., sondern das 17. Jahrhundert.) Die Moskauer Handwerkspezialisten und Kaufleute hatten intensive und vor allem interaktive Kontakte mit den Russen, und die „alten Deutschen“, die sich auf ein Leben im Moskauer Klima einließen, nahmen die Erfahrungen und Errungenschaften der Russen in ihren Alltag mit auf.

G.I. Smagina („Nemcy-učitelja i ustroiteli učebnych zavedenij Peterburga v XVIII v.“ / „Deutsche Lehrer und Gründer von Petersburger Lehranstalten im 18. Jahrhundert“) dokumentiert den schon zahlenmäßig beeindruckenden Anteil der Deutschen am Aufbau derjenigen Bildungseinrichtungen, die langfristig russische Studenten heranziehen sollten, wie das von 1726–1805 wirkende Petersburger Gymnasium, dessen Rektoren mehrheitlich Deutsche waren. In dem durch Münnich gegründeten adligen Kadettenkorps lehrten sogar zu 70% Deutsche, die Smagina freilich nicht nach Herkunftsgebieten differenziert. Das – ältere – Moskauer deutsche Schulwesen wird er-

wähnt, aber dann nicht mehr mit dem der neuen Hauptstadt verglichen. Leider erfahren wir wenig zum Element der Begegnung – oder ging es um ein reines Heranziehen von Nachwuchs für ein deutschsprachiges Bildungswesen?

Nur der Aufsatz von M.A. Ljubavin („Vjatskij gubernator Fedor Ivanovič fon Bradke [1752–1819]: nemeč na ruskoj službe“ / „Der Gouverneur von Vjatka Fedor Ivanovič von Bradke [1752–1819]: Ein Deutscher im russischen Dienst“) nimmt sich des Themas der Sektion in klassischer Weise an – und zeichnet das Bild eines integren und loyalen Administrators, der – am Ende einer mühsamen Militärkarriere nach Vjatka verschlagen – in der nordöstlichen Provinz unermüdlich Ordnung zu schaffen versuchte und u.a. ein Gymnasium gründete. In der Tat scheinen die Akten seiner Kanzlei das von der Familientradition gezeichnete Bild zu bestätigen. Der daraus gezogene Schluss, der Stil Bradkes sei der Stil des Deutschen in russischen Diensten schlechthin gewesen, redet jedoch undifferenziert einem Stereotyp das Wort. Aber diese Schicht der „Bradkes“ – (unter anderem) Deutsche, die ohne Grundbesitz von ihrem Dienst leben mussten und nicht durch Rückhalt in einem Provinzialadel eine einigermaßen gesicherte Karriere hatten – ist von hohem Interesse: Entstammen ihr die als „Renegaten“ diffamierten loyal/patriotischen „Neu-Russen“, deren Einstellung Berührungspunkte mit dem Nationalismus der Folgegeneration der Großen Reformen aufwies?

Es ist durchaus nicht ungewöhnlich, auf Kongressen zu Spezialthemen ein oder einige Referate einzuplanen, die die historischen und politischen Rahmenbedingungen verdeutlichen. Man würde sie freilich am Anfang erwarten; Erich Donnerts („Ekaterina II i Francuzskaja revoljucija“ / „Katharina II. und die Französische Revolution“) und Helmut Reinalters („Avstrijsko-rossijskie otnošenija v XVIII. v.“ / „Österreichisch-russische Beziehungen im 18. Jahrhundert“) können jedoch wegen ihrer engen thematischen Grenzen diese Funktion nicht erfüllen, sodass die im letzten Viertel des Bandes versteckte Sektion „Politik und Diplomatie“ etwas deplaziert wirkt. (Über die wichtige Funktion der Mitwirkung dieser beiden ausgewiesenen Spezialisten dieser Epoche für das Symposium insgesamt soll damit freilich kein Urteil gesprochen werden!)

Die vorvorletzte und letzte Sektion – „Geschichte des Buches und der Periodika“ sowie „Typologische Parallelen“ – vereinigen sehr spezielle Studien, die hier nur kurz genannt werden können: „Obraz Rossii v venskoj gazete ‚Wienerisches Diarium‘ v gody Semiletnej vojny“ / „Das Russlandbild in der Wiener Zeitung ‚Wienerisches

Diarium‘ während des Siebenjährigen Krieges“ (Andreas Gestrich), „Otraženje nemecko-russkich kul’turnych svjazej v sobranii Rossiki ‚Frankeše štiftungen‘ Galle“ / „Die deutsch-russischen Kulturbeziehungen im Spiegel der Russica-Sammlung der ‚Franckeschen Stiftungen‘ Halle“ (M.I. Fundaminskij), „Nemeckie gazety v Peterburge XVIII v.“ / „Deutsche Zeitungen im Petersburg des 18. Jahrhunderts“ (S.N. Korotkov) sowie „Bortnjanskij i Mocart: tipologičeskie paralleli“ / „Bortnjanskij und Mozart im Vergleich“ (E.I. Čigareva), „Francuzskie i nemeckie istočniki ponjatija ‚individual’nost’ v russkoj literature konca XVIII. v.“ / „Französische und deutsche Quellen zum Individualitätsbegriff in der russischen Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts“ (Klaus Städtke) und „Épocha Prosvěščenija i grammatičeskie sočinenija Gottšeda i Lomonosova“ / „Das Zeitalter der Aufklärung in den grammatischen Schriften von Gottsched und Lomonosov“ (B.A. Djužo). Den Band beschließt eine Würdigung Lev Kopelevs und seines „Wuppertaler Projekts“, dessen umfangreiche Ergebnisse, wie der Autor, Jakov S. Drabkin, bedauert, nicht einmal auszugsweise auf Russisch zugänglich seien.

Insgesamt fällt auf, dass es den russischen Beiträgern offenbar zunächst überhaupt darum zu gehen scheint, das historische Faktum deutschen Wirkens wieder zu konstatieren – in Auseinandersetzung mit der vom Denken Petrograds und Leningrads geprägten Historiografie, gegen die freilich von Deutschland aus das ganze vergangene Jahrhundert das deutsche Element als positiver Faktor verteidigt wurde. Das hat zur Folge, dass beide Seiten in diesem Band aus der gleichen Perspektive schreiben und die im Titel thematisierte Begegnung der Kulturen nur selten behandelt wird.

Naturgemäß sind Beiträge eines solchen Bandes heterogen – wie schon ein Blick auf die Länge und Belegdichte zeigt: 29 Seiten mit 123 Anm. bei Dinges und 3 Seiten ohne Anmerkungen bei Schlobach markieren die Extreme. Die redaktionellen Grundsätze der Anmerkungen sind mit bemerkenswerter Konsequenz nach dem russischen Zitiersystem angelegt; freilich sollte das antiquierte *op.cit.*, das einen zwingt, alle Fußnoten nochmals zu durchforsten, nicht mehr verwendet werden, zumal man auf das zugehörige, durchaus praktische *Ebda.* (*tam že* hingegen wird verwendet!) verzichtet und dadurch bei mehreren Schriften eines Verfassers zur Wiederholung der gesamten Angaben gezwungen ist. Ein solcher Sammelband bietet ein großes Maß an redaktionellen Schwierigkeiten, die auch nicht ganz überwunden wurden: Sie sind teilweise bereits angesprochen und sollen hier nicht alle ausgebreitet werden – aber „Schweitzer Ärzte“ (S. 187) hat den

Rezensenten natürlich amüsiert. Problematischer sind die Fehler und Inkonsequenzen in der Transliteration. Bei der Wiedergabe von Namen im deutschsprachigen Inhaltsverzeichnis vermischen sich die Systeme („Aleksandr Michajlowitsch“, „Nowochatko“); aus Djubo wird gar Dübos. Deutsche Zusammenfassungen hat man sich leider gespart, die deutsche Übersetzung des Inhaltsverzeichnisses hat kein Sprachkundiger gegengelesen, sodass sie – voll Fehler und Ungeschicklichkeiten – wenig für den Band werben kann. Ein Register wäre für den Band insofern nützlich gewesen, weil viele Personen und Themen in den verschiedenen Beiträgen immer wieder vorkommen, aber aus unterschiedlichen Blickwinkeln betrachtet werden.

Das soll aber die Verdienste des Bandes und der zugrunde liegenden Symposienreihe nicht in Frage stellen: die nächste Folgekonferenz („Interdisziplinarität und Internationalität: Wege und Formen der Rezeption der französischen und der britischen Aufklärung in Deutschland und Russland im 18. Jahrhundert“) fand vom 17.–21. Oktober 2001 im Institut für Europäische Geschichte in Mainz statt. Aber veröffentlichte „Proceedings“ zeigen uns immer von einer schönen Wand nur die Steine – welche wunderbaren Blumen in den Mörtelfugen zu blühen begonnen haben, weiß nur der Teilnehmende, dem Leser bleibt es verborgen. Dies etwas einzuholen, zu zeigen, dass das Ganze mehr war als die Summe seiner Teile, kann die Aufgabe eines hier leider fehlenden ausführlichen Vorworts sein – mehr als nur ein Service für den eiligen Leser...

Robert Schweitzer, Lübeck

**Denis Lomtev, Deutsche Musiker in Russland. Zur Geschichte der Entstehung der russischen Konservatorien. Sinzig: studio 2002, 222 S. (Edition IME. 6).**

Der Buchtitel, der ein weitgehend unbearbeitetes Thema von durchaus aktuellem Interesse beschreibt, verspricht eine Monografie über die Rolle deutscher Musiker bei der Begründung des Musikhochschulwesens in Russland. Eine solche Monografie ist ein echtes Desiderat, da die russisch-deutschen musikalischen Beziehungen bisher tatsächlich sehr ungenügend erforscht sind. Bedeutende Forschungsanstrengungen der letzten Jahrzehnte in der Literaturwissenschaft, Geschichte,

Wissenschaftsgeschichte und anderen kulturwissenschaftlichen Disziplinen bieten einen günstigen Hintergrund, um die vielfältigen personellen und institutionellen Kontakte zwischen der deutschen und der russischen Musikkultur aufzuarbeiten. Leider wird das Buch, so wie es dem deutschen Leser vorliegt, diesen Erwartungen nicht gerecht. Da uns das russische Original („Nemeckie muzykanty v Rossii. K istorii stanovlenija russkich konservatorij“. Moskva 1999), auf das im Vorwort verwiesen wird, nicht vorlag, müssen wir die folgenden Ausführungen auf die deutsche Ausgabe beschränken.

Bereits die Überschriften der fünf Kapitel des Buches lassen eine durchdachte monografische Konzeption kaum erwarten.

Das erste Kapitel „Über russlanddeutsche musikalische Kultur“ [!] gibt einen weitgehend unstrukturierten Überblick über Orgeln deutscher Orgelbauer und deutsche Organisten in Russland (S. 25-28), über die Chorkultur der Mennoniten-Gemeinden, dann auch der Lutheraner (S. 29-32), über das deutsche Theater (S. 32-37), über Konzertauftritte deutscher Musiker (S. 37-44) und deutsche Chorvereine (S. 45 f.). Es folgt etwas unvermittelt ein Exkurs mit ausführlich zitierten Briefen des Dirigenten Max Erdmannsdörfer an die Russische Musikgesellschaft aus den 1880er Jahren (S. 47-51). Das Kapitel wird durch biografische Notizen über Deutsche im Instrumentenbau (S. 51-54), in Musikverlagen (S. 54-57) und der Musikforschung Russlands abgeschlossen. In seiner Kürze und Disparität gibt dieser Teil des Buches keineswegs einen wirklich repräsentativen Überblick über die Rolle deutscher Musiker in der Musikkultur Russlands. Eine Reflexion des komplexen Verhältnisses der deutschen Tradition zu der einheimischen russischen Musikkultur sowie zu konkurrierenden Modellen (etwa italienischen oder französischen, die gleichzeitig in Russland wirkten), fehlt völlig. Der für das Thema zentrale Aspekt der Adaption westeuropäischer kultureller Modelle durch die seit Peter dem Großen in Russland sich entwickelnde hauptstädtische Elite scheint sich dem Autor als Problem gar nicht zu stellen. Die biografischen Skizzen beschränken sich weitgehend auf dienstliche Karrieren einzelner Musiker, die zudem rein formal referiert werden. Die teilweise ausführlich zitierten Quellen (Memoiren, Briefe u.ä.) bleiben unkommentiert und sind ausgesprochen wenig informativ. Zum Thema des Buches (Entstehungsgeschichte der russischen Musikhochschulen) wird kein Zusammenhang hergestellt.

Das zweite Kapitel „Der deutsche Musiklehrer in Russland“ bietet biografische Notizen über deutsche Musiker, die in Russland pädago-

gisch tätig waren. Hier gilt dasselbe wie beim ersten Kapitel: Die biografischen Daten (die meist nur die formal-dienstliche Karriere der jeweiligen Persönlichkeiten betreffen) bleiben unkommentiert und unreflektiert. Auch hier ist der Zusammenhang zur Entstehungsgeschichte der Hochschulen, obwohl er durchaus nahe liegt, nicht hergestellt.

Das dritte Kapitel ist lakonisch „St. Petersburg“ überschrieben und hat nun wirklich die Entstehungsgeschichte des Petersburger Konservatoriums zum Inhalt. Zur Geschichte des Konservatoriums liegen brauchbare Darstellungen vor (vgl. Nr. 73, 90, 97 ff., 156 des Literaturverzeichnisses u.v.m.). Lomtev fügt dem kaum Neues hinzu, er beschränkt sich auf die Aufzählung deutscher Musiker, wobei er auch hier kaum über die kulturologisch relevanten Aspekte des deutschen Anteils an der Petersburger Musikausbildung reflektiert, sondern sich auf nicht immer relevante Details aus den einzelnen Biografien beschränkt.

Das vierte Kapitel, „Moskau“ überschrieben, skizziert in derselben Weise die Geschichte des Moskauer Konservatoriums. Dies geschieht weit ausführlicher als im Falle Petersburgs (wohl nicht zuletzt, weil Lomtev selbst das Moskauer Konservatorium absolvierte), jedoch inhaltlich und konzeptionell nicht gehaltvoller.

Eingerahmt sind diese Texte durch eine ausführliche Einleitung und ein Schlusskapitel, die der uneinheitlichen Struktur des Buches jedoch nur äußerlich einen kulturhistorischen Rahmen geben. Die Einleitung („Deutsche Patrioten des russischen Reiches“) sollte wohl einen Überblick zur Rolle der Deutschen in der russischen Kultur allgemein geben. Dies gelingt dem Autor jedoch nicht: Wahllos herausgegriffene Zitate aus A.S. Puškin, S.P. Ševyrev und V.V. Veresaev sowie aus keineswegs einschlägigen Quellen zusammengetragene Zufälligkeiten stellen eher die ungenügende Beschäftigung des Autors mit dem Thema unter Beweis, als dass sie einem deutschen Leser grundlegende Auskünfte geben könnten. Völlig unsinnig sind beispielsweise die Einlassungen über russische Bibelübersetzungen (S. 24), die der Autor aus der (ganz offenbar missverstandenen) Sekundärliteratur übernahm. Der „Schluss“ bietet nicht eigentlich eine Zusammenfassung, sondern stellt einfach fest, dass der Anteil deutscher Musiker an der russischen Musikkultur bisher ungenügend ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt wurde. Das zum Thema einschlägige Werk von Ernst Stöckl („Musikgeschichte der Russlanddeutschen“. Dülmen 1993) wird hier nur erwähnt, aber keineswegs ausgewertet oder inhaltlich zur Kenntnis genommen. In einem 18 Seiten umfassenden

Anhang (der im Inhaltsverzeichnis nicht vermerkt ist) findet sich ein nicht näher bezeichnetes Fragment aus Otto Neitzels in Leipzig gedruckten Erinnerungen sowie „Lehrprogramme deutscher Pädagogen am Moskauer Konservatorium“. Die dürren Texte sind (abgesehen von der schlechten Übersetzung, die den Quellenwert noch mindert) ausgesprochen wenig informativ. Geradezu kurios sind angesichts der Qualität des Buches die panegyrischen „Angaben zum Autor“ aus der Feder des Moskauer Musikwissenschaftlers M.A. Saponov, die das Buch abschließen.

Ist der Originaltext (soweit man von der deutschen Ausgabe auf ihn schließen kann) qualitativ bereits äußerst fragwürdig, so finden sich in der äußeren Präsentation der deutschen Ausgabe Mängel, die den Wert der Publikation noch zusätzlich mindern.

In der Titelei fällt auf, dass weder der Name der Übersetzerin noch die Tatsache, dass es sich bei dem Buch um eine Übersetzung aus dem Russischen handelt, angegeben ist. (Beides wird beiläufig im Vorwort des Autors erwähnt.) Wer für die Redaktion des Buches verantwortlich zeichnet, geht aus der Titelei ebenfalls nicht hervor. Der entscheidende Mangel des Buches besteht jedoch darin, dass überhaupt weder eine fachliche noch eine sprachliche Redaktion feststellbar ist. Dies wäre jedoch ausgesprochen wichtig gewesen, da die Übersetzerin dem Text weder sprachlich noch inhaltlich gewachsen zu sein scheint.

Stellenweise ist der Text einfach unsinnig bzw. unverständlich. Dafür mögen zwei Beispiele genügen: „Dieser leuchtende, aber kurze Aufstieg der deutschen Truppe in Moskau beschrieb 1804 Stepan Petrovič Žicharev“ (S. 34). Über Palschus Klaviervariationen heißt es: „Diese Variationen brachten in die vaterländische Klavierkunst die fehlende Virtuosität zusammen mit der traditionellen Benutzung aller Registermöglichkeiten des Instruments und der polyphonen Methoden“ (S. 41).

Wenn eine Sängerin „in der Rolle der Zarin in der Zauberflöte“ auftritt (S. 34), wenn es heißt, Johann Josef Armsheimer habe bei V.V. Wurm (der ein bedeutender Lehrer für Blechblasinstrumente war) „Klarinette“ gelernt, wenn nicht existente oder unpassende Begriffe wie „Sacrée musicale“ (S. 28), „Kirchendiener“ (im Sinne von „Kleriker“, S. 25), „Sängerklasse“ (anstelle von „Gesangsklasse“, S. 38), „Migranten“, „Übersiedler“ (bezogen auf die Russlanddeutschen des 18. und 19. Jahrhunderts), „majestätische Erlaubnis“ (gemeint ist „kaiserliche Erlaubnis“, S. 125), „Damenlehranstalt“ (gemeint ist wohl „Mädchenschule“, S. 95), „Paulsbahnhof“ (gemeint ist der Pavlovsker



Bahnhof, S. 118) u.ä. gehäuft auftreten, hätte ein Redakteur doch Konsequenzen ziehen müssen. Für eine musikwissenschaftliche Publikation sind terminologische Fehler wie „zweifache“ und „dreifache Zungentechnik“ (S. 119) anstelle von „Doppel- und Tripelzunge“ oder „Transport“ (S. 191) anstelle von „Transposition“ einfach peinlich. Jacob Stählin war Mitglied der Historischen Akademie in Göttingen (nicht des „Göttinger historischen Instituts“) und der Leipziger „Deutschen Gesellschaft“ (nicht des „Leipziger Vereins der freien Wissenschaften“, S. 60). Solche Fehler – und das Buch ist voll davon – wären einem Redakteur oder Lektor aufgefallen.

Inhaltliche Widersprüche in dem Buch sind nicht immer eindeutig dem Autor oder der Übersetzerin zuzuschreiben. So heißt es in dem kurzen Absatz über die Walcker-Orgeln in Petersburg: Eine Walcker-Orgel von 1841 besitze die „Peter-und-Paul-Kirche auf dem Nevskij prospekt“ (S. 27), außerdem ist die Rede von einer großen Walcker-Orgel in der „Kathedrale des Heiligen Petrus auf dem Nevskij prospekt“ (S. 25), und drittens gibt es noch die evangelische St.-Petri-Kirche, ebenfalls auf dem Nevskij (!?). Der Flötist Wilhelm Kretschmann hat in Russland nicht das „böhmische Lehrsystem des Flötenunterrichts“ eingeführt, wie auf S. 50 vermerkt, sondern die von Theobald Böhm entwickelte sog. Böhmflöte aus Metall und mit verbesserter Klappentechnik! Das Buch ist voll von solchen Ungereimtheiten, die, mögen sie dem Autor oder der Übersetzerin zuzuschreiben sein, doch einem Redakteur auffallen müssen. Die zahlreichen Druckfehler (angesichts derer der kleine Errata-Zettel unfreiwillig komisch wirkt) und das unprofessionelle Layout machen weder dem Verlag noch den Herausgebern der Edition IME Ehre.

Ausgesprochen bedauerlich ist jedoch die Tatsache, dass ein überaus wichtiges und kulturpolitisch aktuelles Thema in einer so wenig überzeugenden Publikation „erledigt“ wurde. Dass dies gleich zweimal mit öffentlichen Mitteln geschah (die russische Ausgabe wurde von der Botschaft der Bundesrepublik Deutschland in Russland, die deutsche vom BKM und dem Land Nordrhein-Westfalen finanziert), macht die Angelegenheit noch schlimmer.

Eine Kurzfassung dieses Buches erschien unter dem eigenartigen Titel „An der Quelle. Deutsche Musiker in Russland. Zur Entstehungsgeschichte der russischen Konservatorien“ (Lage-Hörste: BMV Verlag Robert Burau 2002, 142 S.). Dieses Buch ist analog der „wissenschaftlichen“ Variante der Edition IME aufgebaut. Die Kürzungen betreffen die ohnehin wenig einleuchtenden und redundanten Detailinformationen über die Dienstkarrieren deutscher Musiker. Immerhin

wurden die peinlichsten Fehler bereinigt. Damit ist das Buch immerhin lesbarer, wenn auch nicht lesenswerter, geworden.

Klaus Harer, Potsdam

**St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit**, hrsg. v. Stefan Kreuzberger, Maria Kaiser, Ingo Mantz u. Jutta Unser. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 2000, 350 S.

Die Baedeker der letzten Friedensjahre vor dem großen europäischen Bürgerkrieg weisen uns zuverlässige Wege in einen Kontinent, der seiner Grenzen müde wird. Die alliierten Interventionstruppen, die 1919 von Murmansk aufs revolutionäre Petrograd marschierten, sollen ihre Route an der englischen Ausgabe des Russland-Baedeker orientiert haben, der 1914 erstmals und einzig erschien. Russlands Metropole Sankt Petersburg, so jener Baedeker, gebe nach außen das Bild einer modernen und westlichen Stadt, seine nationalen oder russischen Merkmale träten weniger hervor; ausgenommen die kaiserlichen Paläste und einige der öffentlichen Bauten, wirkten die Gebäude an den Magistralen sämtlich modern und großzügig und manches Mal auch riesenhaft; ihr Stil allerdings erscheine einigermaßen monoton, und einzig die leuchtenden Farben, in denen sie gestrichen seien, hoben sie hervor.

Ein Blick vom Gottorper Globus hoch über der Kunstkammer am Nordkai der Neva bezeugt das Urteil jenes Baedeker. Türme und Kuppeln zahlloser Kirchen, Kanäle, Brücken, die Arme des Stroms lockern das Meer der Bauten. Doch ohne Maß bleibt die Schönheit dieser Stadt, eine Pracht ohne Ende, Granit über Sumpf, entlehnt, geborgt und gleich vielhundertfach die Pilaster, Simse und Lisenen aus klassischer Zeit. Das Auge ahnt die Leichtigkeit ihrer Vorbilder im Süden und Westen des Kontinents. Ihre Eleganz mutiert zur Wucht, die Kathedrale des Isaak gerät zur Monstranz der Gewalt, die Weite vor Generalität und Winterpalast degradiert den Passanten zum Wicht. Peitschenhiebe haben die Majestät Petersburgs geschaffen, und es strotzt vor Eitelkeit.

300 Jahre zählt die Gewalttat Peters des Großen. 1703 sollte sein Sanktpeterburch Schwedens Macht konterkarieren und zugleich das

Wissen des Westens ins Zarenreich transferieren. Zar Peter antizipierte die Vorstellung Napoleons eines ihm gemäßen Paris ebenso wie die wahnwitzigen Pläne Hitlers für den Neubau Berlins zur Welthauptstadt Germania. 1712 wird „Piter“, wie das Volk Peters Traum nennt, zur Hauptstadt des Reichs. 1805 kann Johann Gottfried Seume konstatieren, Petersburg sei mehr als Berlin und Wien, und es sei in einem Jahrhundert geworden.

Der Wille des Zaren wurde Wirklichkeit. Petersburg füllte seine Rolle als Schmelztiegel für das riesige Reich, als Laboratorium einer mühsam werdenden Nation – und als Popanz seiner höfischen Welt. Finnen, Schweden, Deutsche, Polen, Esten, Letten, Litauer, Weißrussen, Juden, Tataren, Kaukasier, Moldawier, Zuwanderer aus Sibirien und Fernost demonstrierten europäisch beispielhaft ethnische Pluralität. Hochadel und Dienstadel, Beamtenschaft und Proletariat, Unternehmer, Intelligenz, Literaten amalgamierten zur Nährlösung einer Avantgarde, die ungeachtet der sozialen Entwicklung des weiten Reiches agierte. Wollte Lenins Revolution überleben, musste sie in Moskaus Bojarenwelt übersiedeln. Unterfüttert von der Orthodoxie des Kreml konnte ein Stalin versuchen, die Gewalttat Petersburgs reichsweit zu wiederholen.

„Von St. Petersburg über Leningrad zu St. Petersburg“: Der uns vorliegende Band könnte ein Auftakt sein der deutschen Osteuropa-Wissenschaft zum dreihundertsten Jubiläum der Gründung des Zaren. Angelegt ist er allerdings als Festschrift zum 70. Geburtstag Alexander Steiningers, der 1930 in Leningrad geboren wurde als Sohn deutscher Eltern mit sowjetischem Pass. Der mörderischen Blockade der Stadt entkam er 1942 mit einem Transport von Kindern und Jugendlichen über das Eis des Ladogasees. Nachdem er sein Studium im Westen Deutschlands abgeschlossen hatte, holte ihn Klaus Mehnert als Russischlektor und redaktionellen Mitarbeiter seiner Zeitschrift „Osteuropa“ nach Aachen. Mehr als 30 Jahrgänge dieses „Osteuropa“ hat Alexander Steinger mitgestaltet und -geprägt, seit 1975 als verantwortlicher Redakteur.

Steiningers Leistung zu ehren, haben die Herausgeber Beiträge zweier Dutzend Autoren geworben, ein Bukett unterschiedlich gewichteter Facetten zur Entwicklung des imperialen Petersburg, des sowjetischen Leningrad und eines erneuerten Petersburg in der Russländischen Föderation der 1990er Jahre. In verwirrender Spontaneität reicht das Spektrum vom Wandel der Stadtstrukturen (Jörg Stadelbauer, Hans Hecker) über das Bernsteinzimmer (Sebastian Welter), den Smolenskij-Friedhof (Erika Voigt), die Krankenhäuser Peters-

burgs (Angela Rustemeyer), seine Unternehmer (Johannes Raschka), Juden (Yvonne Kleinmann) und Deutsche (Margarete Busch) zum Ausverkauf seines Kulturguts in der Leningrader Zeit (Waltraud Bayer) und seinen Wohngenossenschaften in selber Zeit (Julia Obertreis) bis zur Rockmusik (Dirk Holtbrügge), der Wirkung des Bankrottgesetzes (Roland Götz) und dem Jubiläum der Staatlichen Universität (Klaus Meyer) in der Gegenwart. Jörg Ganzenmüller und Aileen Rambow untersuchen von außen wie innen die furchtbare Zeit der deutschen Blockade 1941–1944. Biografische und literarische Impressionen ergänzen das Bukett: Erinnerungen des Diplomaten Walter Schmid, Anmerkungen von Bernhard Chiari zu F.V. Bulgarin, Wolfgang Kasack zur Lyrik Petersburgs, Karlheinz Kaspar zur Lachkultur im Leningrader Untergrund, Wolfgang Schlott zu Iosif Brodsky und Wolfgang Schriek zur Reiseliteratur in Vergangenheit und Gegenwart. Das fügt sich zu einem bunten Kaleidoskop – und ähnelt doch dem je und je engen Blick vorgeschobener Beobachter durch ihre Periskope.

Die vieljährige Redaktionsarbeit Steiningers hätte ein kritischer Rückblick auf den Beitrag der Zeitschrift „Osteuropa“ und ihrer Dependenzien zur westdeutschen und westeuropäischen Erkenntnis Russlands wohl würdigen können. Wir erinnern uns recht gut der Überraschung, mit der eine gutdotierte bundesrepublikanische DDR-Wissenschaft der revolutionären Wende des Objekts ihrer Forschung gegenüberstand. Und wir erinnern an die Ungläubigkeit deutscher und skandinavischer Sozialwissenschaftler, mit der sie in einem Seminar des Jahres 1984 in der Akademie Sankelmark den Thesen Vjačeslav Dašičevs als eines der Moskauer Vordenker zur Liberalisierung und Auflösung der Sowjetunion und zur Einheit Deutschlands begegneten. Haben Perestrojka und Glasnost und ihre Folgen auch Redaktoren und Autoren eines der führenden Organe der deutschen Osteuropa-Wissenschaft zu überrumpeln vermocht? Oder hat sich ihr analytisches Instrumentarium als tauglich erwiesen zur Hilfe für jene, die politische Entscheidungen vorbereiten und formulieren?

Aus den klügsten der Beiträge des Geburtstagsbandes ragen die Feuilletons von Marianne Butenschön und Markus Wehner, die eine freie Journalistin in Hamburg, der andere Redakteur der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Beide beleuchten die Konkurrenz Petersburgs zu Moskau: Moskau als Vertreter des wahren, slawischen, orthodoxen Russland, aber auch des asiatischen, barbarischen, chaotischen, abergläubischen – je nach Blickwinkel des Beobachters; Petersburg als Verkörperung von Aufklärung, Liberalität, Moderne, Westen – oder

aber von Unglauben, Überfremdung, Bindungslosigkeit und mangelndem Russentum. Die Russländische Föderation könnte die Möglichkeiten Petersburgs nutzen, doch neige Moskau dazu, alles und jedes an sich zu ziehen, während Petersburg verfallt. Wehner und Butenschön bringen das Versagen der Föderation auf den Punkt: Statt von Initiative und Neuerungslust, Weltoffenheit und Widerrede an den Rändern des Reiches zu profitieren, dämpfe und ersticke die Zentrale deren Energie. Vergessen scheint die Lehre, dass Fortschritt aus These und Antithese sich nährt.

Dem deutschen Beobachter gerät das Potenzial Königsbergs in den Sinn. Als in der Zeit des Siebenjährigen Krieges die Truppen des Zaren das Preußenland besetzten, setzten sich in Königsbergs Albertina russische Offiziere zu Füßen des großen Immanuel Kant, und es war ein russischer Regimentsmedikus, dem der helle Sohn des Küsters von Mohrunen auffiel und der ihn, den jungen Johann Gottfried Herder, zum Studium nach Königsberg holte. Welche Chancen an Russlands Peripherie! Könnten diesem Russland Mut und Weitsicht zu einem erneuerten Petersburg kommen?

Dietmar Albrecht, Lübeck

**Helmut Tschoerner, St. Petersburg. Stadt der Kirchen – Ort des Glaubens. Erlangen: Martin-Luther-Verlag 2001, 247 S., zahlreiche Abbildungen.**

Als ausgewiesener Kenner der christlichen Konfessionen veröffentlicht der Autor hier eine Beschreibung Petersburgs besonderer Art. Das Buch enthält in großer Präzision und gepflegter Sprache viel mehr, als Helmut Tschoerner dem Leser ankündigt: ihm „einiges über das religiöse, kirchliche Leben und die Geschichte der wichtigsten hier beheimateten Glaubensgemeinschaften“ mitzuteilen. In allen Abschnitten dieses handlichen Buches wird dem Leser dreierlei nahegebracht: detaillierte Informationen über alle Gotteshäuser der Stadt Petersburg, Beschreibungen der spezifischen Prägung der hier anzutreffenden Glaubensgemeinschaften und ihres kirchlichen und religiösen Lebens und Einblicke in die historischen und kirchengeschichtlichen Zusammenhänge Russlands.

Unter der Überschrift „Dreihundert Jahre St. Petersburg“ gibt Helmut Tschoerner in einem ersten Teil einen Überblick über die Geschichte der Stadt, ihren Reichtum an Kultur und Kunst und ihre christlich-konfessionellen und anderweitig geprägten religiösen Verhältnisse. Die Stadt Petersburg zeigt sich ihm in dieser Beziehung als „Ort des Glaubens und der Toleranz“, erkennbar in den verschiedenartigen Bemühungen um Wirkmöglichkeiten und öffentliche Geltung der christlichen Denominationen und Religionen in dieser Stadt. In allen Kapiteln des Buches beschreibt Tschoerner, welch einen Einbruch das Jahr 1917 mit der Machtübernahme der Bolševiki bedeutete, wie stark das kirchliche und religiöse Leben durch das sowjetische Religionsgesetz von 1929 eingeschnürt wurde, welchen Destruktionen die Kirchen und Glaubensgemeinschaften in der stalinistischen Ära ausgesetzt waren. Das Buch führt die Beschreibung fort bis in die Gegenwart der neuen religiösen Möglichkeiten nach 1990 und zu der erneuten religiösen Privilegierung der Russisch-Orthodoxen Kirche.

In einem Kapitel des ersten Buchteils richtet der Autor ein besonderes Augenmerk auf die große Zahl der am Aufbau des kaiserlichen Russland und seiner Hauptstadt St. Petersburg beteiligten Personen deutscher Herkunft in den Bereichen der staatlichen Verwaltung, in Wissenschaft und Kultur, Bauwesen, Wirtschaft und Militär, richtet sich dieses Buch doch vor allem an deutschsprachige Leser.

Die Beschreibung der christlichen Konfessionen, ihrer Eigenart und Geschichte im Leben St. Petersburgs ist den folgenden und umfangreichsten Kapiteln vorbehalten. Naturgemäß der größte Raum gebührt der Russisch-Orthodoxen Kirche, ihrer Nähe zum zaristischen Hof, ihren gottesdienstlichen und künstlerischen Besonderheiten, ihrer wechselvollen Geschichte von der zaristischen Staatskirche über die Verfolgungszeit besonders während der 1930er Jahre, ihren politischen Einschränkungen und Einbindungen in den Nachkriegsjahren bis in die gegenwärtige neue Epoche. Ausführlich wird jede einzelne historisch bedeutsame und künstlerisch wertvolle Kirche beschrieben, verbunden mit Einzelheiten ihrer Entstehung und ihrer Geschichte, etwa zur besonderen Bedeutung der Kathedrale Peter und Paul als Begräbnisort der Zaren bis hin zur späten Beisetzung Nikolaus II. und seiner Familie im Sommer 1998.

Nicht weniger gründlich sind die Darstellungen der Gotteshäuser der anderen Konfessionen, der Armenischen Orthodoxen und der Römisch-Katholischen und – von der Geschichte der Stadt her zahlreicher – der Evangelischen Kirchen verschiedener Nationalität. Auch die Beschreibung der Evangelischen Kirchen ist verbunden mit

Ausführungen zur Kirchengeschichte und zu den Wirkmöglichkeiten der Lutheraner und der Reformierten in Russland in Vergangenheit und Gegenwart. Eingehend wird auch die Geschichte der jüdischen Gemeinde der Stadt und der Renovierung der Großen Synagoge dargestellt. Wertvoll für den Besucher St. Petersburgs ist die Beschreibung der Friedhöfe in ihren besonderen Prägungen und mit ihren Möglichkeiten der Erinnerung an bedeutende historische Gestalten.

Helmut Tschoerner hat die Beschreibung der über 40 Gotteshäuser der Stadt für deutsche Leser zur Vorbereitung und als Begleitlektüre für ihre Besuche konzipiert, auch für Besucher, die sich in der Stadt nur kurz aufhalten können. Konkret sind darum im Anhang des Buches fünf Routen beschrieben, Rundgänge von zwei bis drei Stunden von Kirche zu Kirche mit ihren jeweiligen Anfangs- und Endpunkten der Metrostationen, dazu die Anfangszeiten von Gottesdiensten und die Adressen der wichtigsten kirchlichen Institutionen in der Stadt. Gründlich und weitgespannt hat Helmut Tschoerner ein Handbuch verfasst, das jedem Besucher der Stadt St. Petersburg zur Lektüre und zur inneren Beteiligung am religiösen Leben zu empfehlen ist.

Heinrich Wittram, Hemmingen

**Johannes Reimer, Auf der Suche nach Identität. Rußlanddeutsche zwischen Baptisten und Mennoniten nach dem Zweiten Weltkrieg.** Lage: Logos-Verlag 1996, 166 S.

Johannes Reimer, der selbst einer russlanddeutschen Mennonitenfamilie entstammt und seit 1976 in Deutschland lebt, studierte Theologie in Hamburg und Fresno (USA) und promovierte 1995 zum Dr. theol. Er ist Begründer (1986) und Evangelist des Missionswerks LOGOS International e.V. und seit 1997 Professor für Missiologie an der staatlichen Universität von Südafrika in Johannesburg. Mit diesem Büchlein stellt sich der Autor einer sehr speziellen, nicht nur kirchenhistorischen Problematik. Offenkundig bietet unter Mennoniten die Frage, was russische Baptisten und (russlanddeutsche) Brüder-Mennoniten eigentlich unterscheidet, Stoff für kontroverse Diskussionen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheint der Untertitel des Büchleins nicht besonders glücklich: Denn Lutheraner und Katholiken, die um

1920 mindestens 85% aller gläubigen Russlanddeutschen gebildet haben und unter den religiös gebundenen Umsiedlern heute 60% ausmachen dürften, würden sich wundern, in dieser Form zwischen Mennoniten und Baptisten gestellt zu werden.

Die Täufergemeinschaft der heutigen Mennoniten steht mit ihren schweizerischen Ursprüngen in der Tradition des „Dritten Zweiges der Reformation“. Aus dem südwestlichen deutschen Sprachraum vertrieben, erlebten die Täufer in Flandern, Ost- und Westfriesland nach der Überwindung des Täuferreiches von Münster (1534/35) ihre Profilierung; hier nahmen sie auch die Bezeichnung „Mennoniten“ an (abgeleitet von *Menno* Simons, 1496–1561). Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts setzte eine erhebliche Abwanderungsbewegung nach Westpreußen (Danzig, Marienwerder) ein, nach dessen Angliederung an Preußen (1772) die Auswanderung zumeist ärmerer Mennoniten ins Russische Reich erfolgte: an den südlichen Dnepr (Chortica/Chortitza bei Zaporož'e) und in den Raum nördlich der Krim (Moločna/Molotschna – Halbstadt, heute Moločansk). Kaiserin Katharina II. stattete sie mit noch weiterreichenden Privilegien aus (1788) als die seit 1763 an der Wolga siedelnden Hessen und Pfälzer. Im 18. Jahrhundert gingen die Mennoniten zur hochdeutschen Gottesdienst-, Predigt- und Schulsprache über, während sie in Heim und Öffentlichkeit weiterhin ihr Mennonitenplatt verwendeten. 1860 trennte sich ein vom pietistischen Geist einiger evangelischer Erweckungsprediger in deutschen Nachbarkolonien angesteckter Teil der Russlandmennoniten von den traditionellen Gemeinden und gründete die „Mennoniten-Brüdergemeinde“, die in der Sowjetzeit die traditionellen „Kirchlichen“ oder „Altmennoniten“ statistisch in den Hintergrund gedrängt hat.

In der notvollen Situation des Deportationsregimes (Arbeitsarmee/*Trudarmija*, bis 1945, und Sondersiedlung/*specposelenie*, bis 1955), unter welchem religiöse Aktivitäten streng verfolgt wurden, kamen viele Mennoniten-Brüder mit dem russischen Baptismus in Berührung, wenn sie in russischen Gemeinden der „Evangeliumschristen-Baptisten“ (künftig: EChB) Gastrecht erhielten. 1963/66 wurden die Mennoniten-Brüder offiziell in die „Union der EChB“ aufgenommen – wenige Jahrzehnte später bereits seien sie, heißt es, russische Baptisten mit mennonitischen Namen.<sup>1</sup> Vor diesem Hinter-

<sup>1</sup> Gerd Stricker (unter Mitwirkung von Walter Sawatsky), Mennoniten in der Sowjetunion seit 1941. Eine Facette rußlanddeutscher Kirchengeschichte, in: Kirche im Osten 27 (1984), S. 57–98.



grund fragt der Autor nach der Identität der einst deutschsprachigen Mennoniten-Brüder gegenüber den russischen Baptisten.

Hinsichtlich des behandelten Zeitraumes weckt der Untertitel des 1996 erschienenen Buches, zum Teil jedenfalls, falsche Vorstellungen: „nach dem Zweiten Weltkrieg“ heißt hier: bis höchstens 1990. Man erwartet eine Darstellung der Entwicklungen zwischen 1945 und etwa 1995, wobei der mit den Problemen vertraute Leser auf verlässliche Informationen auch über die Entwicklungen während der Perestrojka und in der postsowjetischen Phase hofft: Die untereinander tief zerstrittenen Baptistenverbände in der einstigen Sowjetunion spalten sich immer weiter, sodass der Außenstehende längst den Überblick verloren hat. Selbst die Perestrojka ist nur angedeutet. So wird z.B. mit keinem Wort erwähnt, dass im Zuge des deutschen Massenexodus praktisch alle Mennoniten auswanderten und es auf dem Boden des einstigen Russischen Reiches ein „Mennonitentum“ eigentlich nicht mehr gibt.

Spezialkenntnisse über die Geschichte der Freikirchen im Russischen Reich und der Sowjetunion, namentlich unter den Russlanddeutschen, werden vorausgesetzt. Das ist zwar bei Detailstudien legitim, hier aber eher ein Nachteil, weil eine pointierte Darstellung der Gründe, warum sich die „Mennoniten-Brüdergemeinde“ (künftig: MBG) von der traditionellen „ethno-religiösen“ Gemeinschaft des russländischen Mennonitentums 1860 getrennt hat, dem Leser von Nutzen wäre – ebenso eine Charakterisierung, wo eigentlich die Unterschiede (und die verbliebenen Gemeinsamkeiten!) zwischen den traditionellen und den Brüder-Mennoniten liegen, gerade mit Blick auf die hier versuchte Standortbestimmung gegenüber den Baptisten.

Die Studie wartet mit einer Fülle neuer Informationen über die Nachkriegszeit auf, die zur Klärung einiger offener Fragen beitragen, vor allem: unter welchen Umständen 1963 auf einem Kongress der EChB der Antrag gestellt wurde, die MBG in die „Union der EChB“ aufzunehmen. Die Schilderung der religiösen Situation unter dem Deportationsregime (von den Russlanddeutschen meist „Kommandantur“ genannt) ist facettenreich und plastisch.

### **Gemeinsame pietistische Grundlagen**

Wichtig wurde, dass die Entstehung der Mennoniten-Brüdergemeinde (Stichdatum: 1860) mit den Anfängen des Baptismus in Russland (Stichdatum: 1861), jedenfalls unter den deutschen Kolonisten, zeitlich zusammenfiel und dass beide Bewegungen auf den gleichen geistlichen

– nämlich pietistischen – Grundlagen basierten. Johann Gerhard Oncken, der Vater des europäischen Kontinentalbaptismus, weilte 1869 persönlich unter den Schwarzmeerdeutschen – und taufte hier längst getaufte Lutheraner und Mennoniten auf baptistische Art neu: durch Untertauchen im offenen Gewässer. In besonderer Weise wurden Mennoniten, die mit ihrer Erwachsenentaufe von vornherein eine gewisse Nähe zum neuzeitlichen Baptismus aufweisen, zu Geburtshelfern des Baptismus unter den Russlanddeutschen – aber auch unter orthodoxen Russen und Ukrainern, indem Abraham Unger, Johannes Wieler und andere einige Slawen neu taufte, die später zu Gründungsvätern des russischen Baptismus wurden: Efim Cimbäl, Ivan Rjabošapka, Michail Ratušnyj u.a.

### Unter dem Deportationsregime („Sondersiedlung“)

Nach dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion (22. Juni 1941) wurden die „Sowjetdeutschen“ (aber nicht nur sie) hinter den Ural und in den Hohen Norden deportiert. Die notvollen Bedingungen in der Deportation schienen auf ein Verschmelzen aller evangelischen Religionsgruppen – Lutheraner, Reformierte, Mennoniten, Baptisten, Adventisten und Pfingstler – hinauszulaufen, vor allem aus zwei Gründen. *Erstens* war bereits durch das Religionsgesetz von 1929 sowie im Terror der großen Stalinschen Säuberungen (Čistki, 1936–1938) jegliches institutionelle religiöse Leben in der Sowjetunion vernichtet worden. Die ihrem Glauben treu Gebliebenen waren gezwungen, ihre Religiosität im Verborgenen zu leben. Die nur noch nominell Gläubigen hingegen wandten sich unter dem Druck der Verfolgungen vom Väterglauben ab. *Zweitens*: Russlanddeutsche Gläubige aller protestantischen Denominationen kamen in den Deportationsgebieten – unter allergrößter Heimlichkeit – gemeinsam zu Betkreisen zusammen, trotz aller Verbote. Unter solcher Gefährdung interessierte sich unter den Gläubigen niemand für die konfessionelle Herkunft des anderen – es war dies eine spezielle „protestantische Ökumene der Deportation“. Die Hauptsorge bestand darin, einen Ort zu finden, wo man unentdeckt zusammenkommen konnte. Wachen wurden aufgestellt, Decken vor das Baracken- oder Wohnungsfenster gehängt, unauffällig musste man sich dem Versammlungsraum nähern, flüsternd wurde gepredigt, halblaut – und unter Tränen und Schweiß – wurden die vertrauten Lieder gesungen.

Diese „Ökumene“ funktionierte 15 Jahre lang, und zwar auf Grund zweier Voraussetzungen: Alle einte die deutsche Sprache; sodann war

der größte Teil derer, die sich unter so gefährlichen Umständen zu Betkreisen sammelten, daran gewöhnt, religiöse Versammlungen außerhalb eines amtskirchlichen Rahmens zu organisieren. Das war typisch für neoprotestantische Freikirchen (Baptisten, Adventisten, Pfingstler), sodann für Mennoniten-Brüder, aber auch für die lutherischen Brüdergemeinschaften, die, schon vor 1850 entstanden, auf Distanz zur lutherischen Amtskirche gegangen waren (ohne sich aber von ihr zu trennen) – sie alle waren beseelt von pietistischem Geist, den schwäbische „Stundenhalter“ in das Gebiet der heutigen Ukraine gebracht hatten. Erweckung, Wiedergeburt, Buße und Heiligung des Alltags bestimmten ihr Leben auch in der Deportation. Diesen „interprotestantischen“ Betkreisen schlossen sich kirchlich orientierte Lutheraner und Mennoniten an, die sich ihren Glauben bewahrt hatten.

Lutherische Brüder, Mennoniten-Brüder, deutsche Baptisten, Adventisten sowie Pfingstler hatten seit ihren Anfängen das gleiche erweckliche Liedgut benutzt („Reichsgottes-“ und „Zionslieder“, „Glaubensstimme“, „Heimatlänge“). Bei ihnen gehen der Glaubens taufe – an Erwachsenen natürlich – Erweckung, Buße und Wiedergeburt voraus (bei den lutherischen Brüdern, die gemäß lutherischer Lehre an der Kindtaufe festhalten, erfolgt die geistliche Wiedergeburt dagegen durch einen symbolischen Akt – die Aufnahme in die Brüdergemeinschaft). Auf der „Versammlung“ werden zahllose Liedstrophen gesungen; drei bis vier Brüder predigen über ihnen ad hoc zugewiesene Texte. Inbrünstiges gemeinsames und individuelles Gebet, unterbrochen von Schluchzen und Halleluja-Rufen, sind charakteristisch für diese ca. zweistündigen (in der Deportation natürlich verkürzten) Versammlungen.

Bald nach der Aufhebung der deutschen „Sondersiedlung“ 1955 zerbrach die deportationsbedingte protestantische Ökumene: Die Lutheraner stießen sich an der Erwachsenentaufe der anderen, die Baptisten ärgerten sich an der Kindtaufe der lutherischen Brüder, Anstoß erregten bei den übrigen die adventistische Sabbatheiligung und das pfingstlerische Zungenreden. Kaum hatte sich also der Druck von oben etwas gelockert, lief man auseinander. Es war wie ein Bahnhof, auf dem man – weil die Gleise zerstört waren – eine Weile zwangsläufig miteinander leben und sich arrangieren musste, den jedoch – als die Gleise wieder benutzbar waren – jeder in die Richtung verließ, aus der er gekommen war.

### Fragwürdiger Anschluss der Mennoniten-Brüder an die russische Baptistenunion

Anders war die Situation bei jenen Mennoniten-Brüdern, die Anschluss an registrierte EChB-Gemeinden gefunden hatten. Reimer weist zu Recht darauf hin, dass Deutsche – Baptisten, Brüder-Mennoniten (auch kirchliche Mennoniten und Lutheraner, sofern sie sich neu taufen ließen) – zuweilen, wo es russische Baptistengemeinden gab, dort Gastrecht erhielten und in seltenen Fällen sogar deutschsprachige Versammlungen durchführen durften (häufig war aber das Gegenteil der Fall: dass Deutschen in EChB-Gemeinden die deutsche Sprache untersagt wurde<sup>2</sup>). Aber regelrechte Mennoniten-Brüdergemeinden dürfte es vor 1963 in der Union der EChB nicht gegeben haben, obwohl Stalin seine Strategie der „konzessionierten Registrierung“ religiöser Gemeinschaften<sup>3</sup> bei den Protestanten mit einer Politik der Zwangsvereinigung verband: 1944 mussten sich Baptisten und Evangeliumschrsten (zwei baptistische Denominationen, die bis dahin nie zusammengefunden hatten) zur „Union der Evangeliumschrsten-Baptisten“ zusammenschließen, der sich 1946 auch die Pfingstgemeinden zu unterstellen hatten. Aber: Das waren *russische* Gemeinden, wohingegen die Mennoniten zu den deutschen „Faschisten“ und „sowjetdeutschen Vaterlandsverrätern“ zählten. Und die waren noch lange Sowjetbürger zweiter Klasse – auch in der EChB-Union.

Erst 1963/1966 kam es zu dem umstrittenen Anschluss deutscher Mennoniten-Brüdergemeinden an die russische EChB-Union, wobei unter Mennoniten gerätselt wurde, wer eigentlich diesen Anschluss zu verantworten hatte. Man vermutete meistens einen baptistischen Coup im staatlichen Auftrag.<sup>4</sup> Danach sollen sich die meisten MBG der baptistischen EChB-Union angeschlossen haben. Reimer legt erstmals eine plausible Erklärung vor, wie es 1963 tatsächlich zum Antrag angeblicher Vertreter von Mennoniten-Brüdergemeinden gekommen war, diese in die staatlich anerkannte („registrierte“) EChB-Union aufzunehmen (S. 73 ff.): Wahrscheinlich war diese Union, nach der

<sup>2</sup> Ebenda, S. 72 f.

<sup>3</sup> Peter Hauptmann, Gerd Stricker, Die Orthodoxe Kirche in Rußland. Dokumente ihrer Geschichte (860–1980). Göttingen 1988, S. 758–761: Stalin empfing am 4. September 1943 drei orthodoxe Metropoliten im Kreml.

<sup>4</sup> Traugott Quiring, Die Kontroverse um die staatliche Kontrolle bei den Baptisten seit 1961. Erfahrungen des Leiters einer registrierten Baptistengemeinde in der Sowjetunion, in: G2W 11 (1988), S. 18–29.

tiefgreifenden Spaltung von 1961,<sup>5</sup> wonach zeitweise knapp die Hälfte ihrer Mitglieder in den Untergrund ging,<sup>6</sup> um einen sichtbaren Erfolg – hier: statistischen Zugewinn – bemüht. Deshalb schuf die EChB-Führung Tatsachen, ohne von den Mennoniten beauftragt gewesen zu sein. In der offiziellen Geschichtsschreibung der EChB-Union heißt es, Delegierte von Mennoniten-Brüdergemeinden hätten auf dem Kongress von 1963 offiziell um Aufnahme in die „Union“ gebeten,<sup>7</sup> die ihnen 1966 gewährt wurde.

Mennonitische Teilnehmer dieses Kongresses bestritten diese Version jedoch von Anfang an.<sup>8</sup> Es habe auf diesem Kongress überhaupt keine offiziellen Repräsentanten der MBG gegeben, da es damals noch gar keine Mennoniten-Brüdergemeinden in der EChB-Union gab! Heinrich Allert, ein Mennonit dem Namen nach, hatte den Antrag gestellt mit der Begründung: „Ich vermag keinen Unterschied zu sehen zwischen euch und uns und ersuche daher den Kongress, mennonitische Gemeinden in die Union der EChB aufzunehmen.“ Aber Allert war Mitglied einer *russischen* EChB-Gemeinde, keiner MBG; gleiches galt für Dietrich Hamm, Johann Martens und Traugott Quiring.<sup>9</sup> Die EChB-Führung wollte aber in diesem Kontext wenigstens einige mennonitische Namen nennen.

Basierend auf Gesprächen mit Zeitzeugen zeichnet Reimer folgendes Bild: Der von Allert vorgetragene Antrag sei von der EChB-Führung heimlich vorbereitet worden; diese habe Allert auf irgendeine Weise dazu gebracht, dem Kongress den vorformulierten Antrag vorzutragen. Die anderen drei mennonitischen Glieder russischer EChB-Gemeinden seien dann gezwungen worden, ihre Unterschrift unter den Antrag von Heinrich Allert zu setzen. Dieser Anschluss der MBG an die Baptistenunion sei also keineswegs freiwillig gewesen – dem Vorgehen insgesamt habe etwas Intrigenhaftes angehaftet.

Nach Reimer haben die vier Mennoniten, die 1963 den Aufnahmeantrag unterschrieben hatten, dies mit Hoffnung gerechtfertigt, dass

<sup>5</sup> Zu der bekannten Spaltung war es gekommen, als sich die Führung der registrierten „Union der EChB“ dem Regime gegenüber zu so weitgehenden Kompromissen drängen ließ, dass ein erheblicher Teil der Gemeinden und Tausende einzelner Gemeindeglieder die Union verließen und in die Illegalität abtauchten, weil die EChB-Führung wichtige Grundlagen eines aktiven Gemeindelebens aufgegeben hatte.

<sup>6</sup> Quiring, Kontroverse (wie Anm. 4), S. 20-23.

<sup>7</sup> *Istorija Evangel'skich Christian-Baptistov v SSSR* (Geschichte der Evangeliumschristen-Baptisten in der Sowjetunion). Moskva 1989, S. 244.

<sup>8</sup> Walter Sawatsky, *Soviet Evangelicals Since World War II*. Kitchener, Ont./Scottsdale, Penns. 1981, S. 206 u. 280 f.

<sup>9</sup> Vgl. auch Stricker, Mennoniten (wie Anm. 1), S. 75.

man durch eine kollektive Aufnahme der Mennoniten-Brüdergemeinden bei der EChB-Führung mehr erreichen könnte als durch die Gründung deutschsprachiger Sektionen in einzelnen russischen EChB-Gemeinden, denn darin würde solchen Plänen oft vehementer Widerstand entgegengesetzt. Jenen vier Mennoniten sei es vielleicht darum gegangen, den Mennoniten-Brüdern in russischen EChB-Gemeinden eine stärkere Position und der deutschen Sprache einen offiziellen Status zu verschaffen. Diese Hoffnungen haben sich erfüllt: In Sowjet-Asien gab es später innerhalb registrierter russischer EChB-Gemeinden eine ganze Anzahl deutscher Sektionen (Reimer nennt leider keine konkreten Zahlen), zuweilen mit Hunderten Gliedern (darunter neu getaufte Kirchliche Mennoniten und Lutheraner).

Das war aber ein Pyrrhus-Sieg: Die jungen Russlanddeutschen lernten, da in der Sowjetunion seit 1938/1941 deutschsprachigen Schulen verboten waren, nur noch Russisch; „Wolga- oder Schwarzmeerdeutsch“, das die Eltern sprachen, verlernte die Jugend auch in den EChB-Gemeinden mit deutschen Sektionen. Speziell wegen der Jugend hatten sich viele Mennoniten-Brüder EChB-Gemeinden angeschlossen und mussten nun erleben, dass die jungen Leute mit ihrer russischen Schulbildung die deutschsprachigen „Versammlungen“ mieden und die russischsprachigen Gemeindeveranstaltungen bevorzugten – so wurden sie zu Baptisten mit russischer Identität und nur noch mennonitischen Namen.

Übrigens stieß man in beiden EChB-Bünden, die es nach der Spaltung von 1961 gab, häufig auf mennonitische Namen – in der Führung der staatlich registrierten EChB-Union (Jakob Fast, Traugott Quiring, Viktor Krieger u.a.) sowie im abgespaltenen illegalen „Rat der Gemeinden“ (Georgij Vins/Wiens, Peter Peters u.a.).

### Autonome Registrierung

Einige Mennoniten-Brüdergemeinden, in Karaganda, Omsk und im Altaj, lehnten jedoch einen Anschluss an die Evangeliumschrsten-Baptisten klar ab mit der Begründung, dieser führe zum Identitätsverlust der Mennoniten – selbst falls die Baptisten ihnen den Gebrauch des Deutschen gestatteten. Heinrich und Gerhard Wölk, Karaganda,<sup>10</sup> sahen voraus, was dann tatsächlich eintrat (siehe oben). Heutige Baptisten mennonitischer Herkunft verstehen sich, wenn sie aus der eins-

<sup>10</sup> Heinrich u. Gerhard Wölk, Die Mennoniten-Brüdergemeinde in Russland 1925–1980. Ein Beitrag zur Geschichte. Fresno 1981.

tigen Sowjetunion nach Deutschland kommen, als russische Baptisten und können mit „mennonitisch“ nichts mehr anfangen. Für jene Brüder-Mennoniten, die den Anschluss an die russische EChB-Union ablehnten, war die Sprache ein entscheidendes Identität stiftendes Merkmal.

Nachdem alle Versuche des sowjetischen „Rates für Angelegenheiten der Religionen“ gescheitert waren, das religiöse Leben im Untergrund, z.B. die von der „registrierten“ EChB-Union abgespaltenen Gruppierungen, irgendwie unter Kontrolle zu bringen, kamen die Sowjets den Untergrundgemeinden einen Schritt entgegen: Sie durften sich „autonom“ registrieren lassen. Das war eine beachtliche Konzession, denn bisher hatte sich jede Gemeinde einem großen Kirchenverband unterzuordnen, wenn sie die amtliche Registrierung erhalten wollte (diese war nötig, um ein Bethaus als gemeindliches Zentrum erwerben zu dürfen). Protestantische Gemeinschaften mussten sich entweder der EChB-Union oder der „Union der Adventisten“ anschließen. Das Angebot „autonomer Registrierung“ war für Gemeinden im Untergrund attraktiv, die sich nicht so sehr an der sowjetloyalen Haltung der staatlich registrierten Großverbände störten, sondern die die straff hierarchischen und streng autokratischen Strukturen dieser Verbände ablehnten. So nahm seit Ende der 60er Jahre eine Anzahl von Untergrundgemeinden die Möglichkeit der „autonomen Registrierung“ wahr, die eine relative kirchliche Selbstständigkeit bescherte – darunter Hunderte von lutherischen Brüdergemeinden und auch verschiedene MBG.

Man gewinnt aber keine konkrete Vorstellung darüber, wie viele deutsche Sektionen und MBG-Gemeinden es in der EChB-Union und wie viele autonom registrierte MBG es in der Sowjetunion gegeben hat. Der Rez. selbst hat zeitweise mit folgenden Zahlen operiert: etwa 300 deutschsprachige (Mennoniten-)Sektionen und MBG im Rahmen der russisch dominierten Union der EChB- in der ganzen UdSSR und ca. 60 unabhängige MBG-Gemeinden.<sup>11</sup> Reimer nennt keine Zahlen.

### Zur mennonitischen Identität

Reimer bezeichnet den Weg jener MBG-Gemeinden, die sich nicht der Union der EChB anschlossen (z.B. Karaganda, Omsk, Altaj), sondern sich autonom registrieren ließen, für falsch mit der Begründung, sol-

<sup>11</sup> Gerd Stricker, Deutsches Kirchenwesen in Rußland, in: Rußland, hrsg. v. dems. Berlin 1997 (Deutsche Geschichte im Osten Europas. 10), S. 324-419, hier S. 416.

cher Separatismus sei nicht theologisch begründet, sondern „deutsch-national“ motiviert gewesen. Dem müsste man entgegenhalten, dass die autonome Registrierung, die den Gemeinden (wie z.B. den Lutheranern) ein relatives Eigenleben gestattete, in der damaligen Situation für die MBG vermutlich die bessere Lösung gewesen wäre. Was Reimer mit dem für die Nachkriegsgeneration suspekten Terminus „deutschnational“ meint, wird erst mit der Zeit klar: das Festhalten breiter Mennonitenkreise in der Sowjetunion am Deutschen. Mit dem Epitheton „deutschnational“ diskriminiert er aber deren legitimes Bestreben, die Sprache der Väter zu bewahren.

Reimer, der Baptisten und Mennoniten-Brüder im Prinzip als identisch sieht, sie dogmatisch praktisch gleichsetzt (S. 29-50), stellt drei Kriterien heraus, die gemeinhin als Unterscheidungsmerkmale zwischen Mennoniten-Brüdern und Baptisten angeführt werden, und spricht diesen Kriterien heute das Trennende ab: das pazifistische Grundanliegen der Mennoniten, ihre Gemeindelehre und die Fußwaschung.

*Pazifismus:* Die Baptisten haben im Zarenreich und in der Sowjetunion die Ableistung des Militärdienstes dem Gewissen des Einzelnen überlassen; nach 1945 sind in der Sowjetunion Wehrpflichtige aus „registrierten“ EChB-Gemeinden in der Regel der Militärpflicht nachgekommen. Reimer argumentiert, dass die baptistische Führung nur unter dem staatlichen Druck das pazifistische Grundanliegen aufgegeben habe – schließlich hätten die Evangeliumschrsten-Baptisten im Untergrund (die „Initiativniki“) den sowjetischen Militärdienst grundsätzlich verweigert und für diese couragierte Haltung schwer leiden müssen. Auf die *Eidesverweigerung* – ein weiteres mennonitisches Kriterium – geht Reimer nicht weiter ein.

*Gemeindelehre:* Diese Frage beantwortet Reimer knapp mit dem Hinweis darauf, dass „sich die modernen Glaubensbekenntnisse der EChB alle vom Bekenntnis der Mennoniten-Brüdergemeinde von 1902 ableiten oder sich daran orientieren“ (S. 48) – ein Unterschied zwischen ihnen könne also gar nicht bestehen. Dieses Axiom hätte man anhand der Praxis gern eingehender beleuchtet gefunden.

*Fußwaschung:* Reimer erkennt sie – obgleich bei den Baptisten unbekannt – nicht als trennenden Faktor an. Er weist darauf hin, dass die Fußwaschung nur noch von ganz wenigen, sehr konservativen MBG praktiziert wird.

Da es also praktisch keine theologischen Unterschiede zwischen EChB und MBG gebe, sollten sich die Mennoniten-Brüdergemeinden und ihre Glieder den russischen Evangeliumschrsten-Baptisten an-



schließen. Die Zerstörung der geschlossenen mennonitischen Lebenswelt mit ihren dichten Familienbanden, der gänzliche „Verfall ethno-konfessioneller [mennonitischer] Strukturen“ (S. 80) infolge der Deportation 1941 habe die spezifische (platt-)deutsch-mennonitische Kultur aufgelöst. Vor diesem Hintergrund wird das Festhalten am Deutschen, wie Gerhard und Heinrich Wölk es fordern, für Reimer zu einem „deutschnational“ motivierten Irrtum. – Die Schlussfolgerung Reimers, nur weil die Mennoniten in der einstigen Sowjetunion ihre Sprache(n) – Mennonitenplatt und Hochdeutsch – verloren hätten, müssten sie die Identität der ihnen dogmatisch nahen Baptisten annehmen, greift zu kurz. Andere Modelle wären zumindest vorstellbar. Vergleichsmöglichkeiten, die sich hinsichtlich der konfessionellen Identitätsfrage – wenigstens bis zu einem gewissen Grade – bei den russlanddeutschen Lutheranern anbieten, bleiben ungenutzt.

Die Gegenüberstellung von Baptismus und Mennoniten-Brüdergemeinde ist schwierig, weil der russische Baptismus – Reimer erwähnt das – in vielerlei Varianten begegnet. Dennoch stellt Reimer die baptistischen Positionen immer als relativ einheitlich dar und setzt sie mit den Positionen der MBG fast gleich. Dabei hat er anscheinend nicht berücksichtigt, dass es im Russischen Reich einen deutschen Baptismus (mit vielen Mennoniten), der – von Oncken geprägt – sich in einem eigenen Verband organisieren konnte, sowie einen autochthon russischen Baptismus gab, der – mit starken Wurzeln im russisch-orthodoxen Sektentum – bis 1905 offiziell verboten war und nur über illegale Strukturen verfügte. (Teile des Molokanen- und des Duchoborzentrums sind in den russischen Baptismus eingemündet und haben den russischen Baptismus stark geprägt.)<sup>12</sup> Broschüren aus der Zeit um 1900 zeugen von enormen Spannungen zwischen diesen nationalen Gruppierungen: Die „ordentlichen“ deutschen wollten wegen der angeblich chaotischen Zustände bei den russischen Baptisten nichts mit diesen zu tun haben. Der Leser hat den Eindruck, Johannes Reimer habe sich, wenn er in Vergleichen (zur Zeit vor dem Ersten Weltkrieg) eine große Nähe der Mennoniten-Brüder zu den Baptisten in Russland herausstellt, sich schwerpunktmäßig auf die deutschen – und nicht die russischen – Baptistengemeinden bezogen.

Auf die Frage „Seid ihr Baptisten oder Mennoniten-Brüder?“ antwortet Reimer mit einem ausgesprochenen Unwort: „Baptomenonitismus“ (S. 97 ff.): „Wir sind irgendwie beides, Brüdergemeinde

<sup>12</sup> Gerd Stricker, *Russische Sekten*, in: *Religionen in der UdSSR – Unbekannte Vielfalt*, hrsg. v. dems. u. Ottokar Basse. Zollikon 1989, S. 79-83.

und Evangeliumschristen-Baptisten“ (S. 100). Es handele sich um „Schwesterbewegungen“, die in den schwersten Zeiten sowjetischer Verfolgung zusammengefunden hätten. Diese Bewegung trage von beiden Gruppen etwas in sich. „Und doch haben die Menschen, die dieser Bewegung einmal angehört haben, eine gemeinsame Identität. Diese zu entdecken, mag die Sache der Zukunft werden“ (S. 103). Dem Titel zufolge hätte man allerdings erwartet, die Antwort nicht in der Zukunft, sondern in diesem Buch zu finden.

Gerd Stricker, Zürich

**Ulla Lachauer, Ritas Leute. Eine deutsch-russische Geschichte. Reinbek: Rowohlt 2002, 432 S.**

Zum Thema „Russlanddeutsche“ ist heute aus historischer wie aus gegenwartsbezogener Sicht eine recht solide Bibliografie vorhanden, die sich nicht nur nach Sachbereichen, sondern auch nach wissenschaftlichen Richtungen klassifizieren lässt. In den letzten beiden Jahrzehnten leisteten Historiker, Ethnologen, Soziologen und Sprachwissenschaftler aus mehreren Ländern einen beachtlichen Beitrag zur Erforschung der Geschichte und der gegenwärtigen Lage der Russlanddeutschen im Russischen Reich, in der UdSSR, der Russischen Föderation und den anderen Nachfolgestaaten der Sowjetunion. Qualitativ hochwertige historiografische Analysen zu Richtungen und Zielen künftiger wissenschaftlicher Forschungen werden heute von der Wissenschaft und der interessierten Öffentlichkeit als Maßstab angelegt, um neue Veröffentlichungen über Russlanddeutsche (unabhängig von Genre und Stil) beurteilen zu können. Um es gleich vorwegzunehmen: Das neue Buch von Ulla Lachauer, das aus einer ganzen Reihe populärer Literatur über Russlanddeutsche herausragt, wird diesen Erwartungen voll gerecht.

Die Handlung weckt als erstes das Leseinteresse. Die Autorin, die durch Zufall mit russlanddeutschen Aussiedlern, mit Rita Pauls und „deren Leuten“ in Kontakt kommt, stellt fest, dass diese Menschen auch in der neuen Heimat vielfach ihrer früheren Welt verhaftet blieben. Es ist eine fremd anmutende, ja paradoxe Welt, die so oft auf Unverständnis, ja auf Ablehnung der „Einheimischen“ stößt. Aber auch „Fremde vertragen keine neugierigen Augen“, obwohl sie „zu-

gleich den verständnisvollen Blick der sie umgebenden Gesellschaft brauchen“ (S. 24), so die Autorin über die Situation. Daher entstand ihr Wunsch, Berührungspunkte zwischen diesen zwei scheinbar grundverschiedenen Lebenswelten zu finden – ein Wunsch, der zum Leitfaden während der Arbeit an „Ritas Leuten“ wurde.

Auch Ulla Lachauer muss sich an die neuen Mitbürger zunächst vorsichtig herantasten, denn hinter Aufmerksamkeit und Interesse für deren früheres und heutiges Leben wird allzu oft reine Neugier vermutet. Erst nachdem eine von „Ritas Leuten“ aus der Großeltern-generation – Oma Maria Pauls, die zu einer der Zentralfiguren werden wird – aus ihren bisherigen Erfahrungen heraus feststellt, „da ist eine, wo [wirklich] wissen will“, kann die anfangs unbequeme Fragerin, die immer wieder auf Zurückhaltung stieß, Einblick in diese Welt nehmen. Sie ist fasziniert von ihr und genießt die Augenblicke, wenn sie sich vom Strom der Erzählungen und Erinnerungen treiben lassen kann.

Zur Rekonstruktion der Familiengeschichte lässt die Autorin nicht nur die Hauptfiguren des Buches zu Wort kommen und über Erlebtes berichten, sondern unternimmt auch selbst zusammen mit Rita eine ausgedehnte Reise in das ferne Lysanderhöh im Volga-Gebiet, in dem die deutschen Vorfahren der Familie einst ihr Leben als Ackerbauern in Russland begonnen hatten; in das sibirische Dorf Kokčenevo, in dem Ritas russische Mutter Anastasia aufwuchs und in dem ihre im Zweiten Weltkrieg verwitwete Babuška, die andere Oma, Aleksandra Kirilova auch heute noch zu Hause ist; in das noch fernere Kanada, wo ein Zweig der Familie nach der Flucht aus dem postrevolutionären Russland im Jahre 1926 heute lebt; nach Karaganda, dem Schauplatz des gesamten Nachkriegslebens der Familie. Im Wechselspiel von Damals und Heute, von Orten der Vergangenheit in Erinnerungen und dem nach längerem Wegsein neu gewonnenen Erkenntnissen über die alte Heimat, von Emotionalem und Rationalem entsteht ein facettenreiches Bild des Lebens der Großfamilie Pauls und ihrer Landsleute. Anhand der Familienbiografie wird zugleich die Geschichte eines ganzen Volkes und des russischen/sowjetischen Staates im 20. Jahrhundert vor dem Hintergrund wichtiger weltgeschichtlicher Ereignisse rekonstruiert.

Viel Aufmerksamkeit widmet die Autorin der Rolle der Familie im Erziehungs- und Tradierungsprozess, bei der Formung und Wahrung der ethnischen Identität. Bei den Pauls, wie übrigens in den meisten russlanddeutschen Familien, in denen die Männer ewig auf Arbeit waren, jahrelang auch zwangsweise von der Familie weggerissen

waren oder den Stalinistischen Terror und die unmenschlichen Bedingungen in der „Trudarmija“ (Arbeitsarmee) nicht überlebt hatten, waren die Frauen, insbesondere aus der Großelterngeneration, für die Erziehung zuständig. So auch Oma Maria, das eigentliche Oberhaupt des großen Familienverbandes. Die Treffen aller Angehörigen bei ihr in der Weihnachts- und Osterzeit oder anlässlich anderer Feier- und Gedenktage stärkten nicht nur das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer Großfamilie, sondern auch der Zugehörigkeit zu einer bestimmten ethnischen Gruppe. Für Rita und ihre Schwester ist ihre deutsche Komponente, ihr Deutsch-Sein untrennbar mit den Überraschungen vom Osterhasen oder mit Erzählungen und Liedern in deutscher Sprache im Kreise der Verwandten verbunden. Sie fühlen sich als Deutsche, wenngleich ihr Deutsch allein auf das Verstehen von Omas Aufforderungen wie etwa „komm essen“ oder „geh schlafen“ reduziert war.

In der Familie Pauls spielten aber nicht nur die deutschen Traditionen eine wichtige Rolle. Schon Ritas Vater Heinrich war sozusagen in zwei Welten aufgewachsen – der deutschen zu Hause und der russischen außerhalb der Familie. Und das war für ihn ein natürlicher Zustand. Noch mehr traf das auf Rita zu, die eine russische Mutter hatte. Da waren von Anfang an gleich zwei, mitunter ebenfalls grundverschiedene Welten in der Familie (man denke nur an Ritas deutschmennonitische Oma Maria und die russische Babuška Aleksandra Kirilova – die Autorin meint gar, „unterschiedlichere Großmütter als Rita kann ein Mensch kaum haben“), und hinter der Wohnungstür war die Welt ohnehin sowjetisch. Rita sieht darin nichts Außergewöhnliches. Es war eher Alltag in ethnisch gemischten Familien, und in Kazachstan, dem „Planeten der einhundert Völker“, gab es noch so viele andere Welten, von denen man so manches für immer verinnerlicht hatte. Das Beispiel der Familie Pauls zeigt, dass die These von der doppelten (deutschen und russischen) Identität der Russlanddeutschen gar nicht so unbegründet ist.

Ulla Lachauer zeichnet mit „Ritas Leuten“ ohne jegliche Effekthascherei ein Bild des „gewöhnlichen Sowjetmenschen“, der in den 1960er – 1980er Jahren in der UdSSR lebte. Familie, Arbeit, das Streben nach einem bestimmten Einkommen bildeten die wichtigsten Inhalte dieses Lebens. Der Durchschnittsmensch war in das gesellschaftliche System eingebunden, doch diese Einbindung gestaltete sich manchmal lockerer als man erwartet. Die meisten brachten es fertig, sich Freiräume für ihre eigene Welt mit klar umrissenen Grenzen zu diesem System zu schaffen.

Freiräume scheinen für die Russlanddeutschen vielfach auch in der neuen Heimat zur Lebensphilosophie und (Über-)Lebensstrategie zu gehören. Die Autorin will diesem Phänomen auf den Grund gehen, weil diese Menschen und ihre Kinder heute ein Teil der deutschen Gesellschaft sind. Kein Wunder, dass sie dem Thema „Russlanddeutsche in Deutschland“ mehrere Kapitel des Buches widmet. Am Beispiel der Familie Pauls, die in der früheren Heimat gleichsam in zwei oder gar drei Welten lebte und von jeder etwas in die neue Heimat mitnahm, führt sie dem Leser ein ganzes Jahrzehnt mit mehreren Anpassungsphasen an eine völlig neue (nunmehr vierte) Welt vor Augen. Die Autorin zeigt, dass sich diese Anpassung für die einen leichter, für die anderen aber viel schwieriger gestaltet. Denn die Aussiedler sind keine einheitliche Gruppe – es gibt Menschen aus Städten und vom flachen Lande, aus Mittelasien und Sibirien, aus früheren deutschen Siedlungen und solche, die erst in Deutschland mit ihren russlanddeutschen Landsleuten in Kontakt kamen. Schließlich stammen viele Russlanddeutsche, und das schon seit der Elterngeneration, aus gemischtnationalen Familien. Klar ist, dass sie alle ‚anders‘ sind als die einheimische Bevölkerung und nicht verstehen können (Rita reagiert gar ungehalten), warum das, zumindest in der Anpassungsphase, nicht akzeptiert wird. Für die Autorin ist es keine Frage, dass diesen Menschen in freier Entscheidung überlassen werden sollte, ob sie bestimmte Komponenten ihrer früheren Identitäten nun völlig aufgeben oder beibehalten. Das Beispiel Ritas und vieler bereits integrierter Aussiedler zeigt aber auch, dass sie (und auch die Gesellschaft) von ihrer früheren Identität eher profitieren können.

Immer wieder verfolgt die Autorin die Frage nach dem Grund der Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland. Mit der simplen Antwort, alle wären vom Ausreisefieber gepackt gewesen, will sie sich nicht zufrieden geben. Durch intensives Mitdenken, Mitfühlen und schließlich durch Miterleben gelangt sie zu dem Schluss, „dass nach so viel Schrecken über so eine lange Zeit nichts mehr heil werden konnte“. Und weiter im Text: „Die Leidensgeschichte war untergründig der sicherlich wichtigste Faktor der Entscheidungen“ (S. 394). Dies ist eine durchaus ernst zu nehmende Feststellung und wohl auch ein Wink für die Wissenschaft, sich mit Migrations- und Verhaltensfragen zu beschäftigen.

Ebenso interessant sind die Überlegungen der Autorin zur Etymologie des Begriffs „Rusaki“, eine seit den 1980er Jahren aufgekommene Selbstbezeichnung der in Deutschland lebenden Russlanddeutschen.

Bei der Lektüre des Buches lassen sich ohne weiteres einige in der Wissenschaft praktizierte Forschungsmethoden (etwa „narratives Interview“, „Leitfadeninterview“, „Tischgespräch oder teilweise Gruppendiskussion“, „teilnehmende Beobachtung“) aufzeigen. Doch würde die Behauptung, als ausgebildete Historikerin, als erfolgreiche Journalistin und Dokumentarfilmerin, kurzum als Kennerin der Materie habe die Autorin bei der Rekonstruktion der Biografien der Familie Pauls und der Präsentation der einzelnen Porträts auf diese Methoden zurückgegriffen, bei ihr sicherlich nur ein Schmunzeln hervorrufen. Denn sie ist zwar eine geübte Fragerin und wohl auch eine nicht minder erfahrene „teilnehmende Beobachterin“, doch vor allem ist sie von Anfang an unmittelbare Teilnehmerin und wohl auch in gewisser Hinsicht Mitgestalterin des Geschehens, ja sie bringt nicht nur sich, sondern auch „ihre Leute“, vor allem ihren Schwiegervater Alfred Lachauer, Kriegsgefangener in Karaganda, in die Handlung ein. Ähnlich wie im Fall der Familiengeschichte der Pauls, die sich auf zwei Ebenen abspielt – auf der einen die von den Pauls empfundene und berichtete Geschichte der Familie, auf der anderen die von der Autorin recherchierte Familiengeschichte – haben wir es mit zwei Ebenen der Geschichte von Alfred Lachauer zu tun – der von der Schwiegertochter gehörten und der in Archivadokumenten belegten Geschichte dieser mit viel Zuneigung gezeichneten Figur.

Ulla Lachauer vermittelt „Ritas Leuten“ Schritt für Schritt deren eigene Geschichte. Vor allem Heinrich Pauls, „das Kind des Terrors“, und seine Tochter Rita, das Kind einer stagnierenden und nicht mehr umbaufähigen Gesellschaft, denen die eigene Familie eigentlich schon immer viel bedeutete, denen man aber ein kritisches Geschichtsbewusstsein schlechthin gründlich ausgetrieben hatte, finden daran zunehmend Gefallen. Zum ersten Mal wird ihnen der ganze Niedergang der Familie zu Sowjetzeiten bewusst. Doch „bei den Älteren mag sich das Gefühl: ‚Was haben wir doch alles durchgestanden!‘ intensiviert haben; vielleicht schwingt heute mehr Stolz darin mit“ (S. 396), lautet das Fazit der Autorin. Die Leidensgeschichte, die für die Ausreisentscheidung ausschlaggebend war, eignet sich wenig für die sich in der neuen Umwelt schwierig gestaltende Neuorientierung und Behauptung. Sie muss einem neuen Selbstbewusstsein weichen. Und dieses Selbstbewusstsein wird bei „Ritas Leuten“ nicht zuletzt durch die ihnen vermittelte Geschichte gestärkt. Aber auch Ulla Lachauer denkt intensiver über die Lebenswelt der eigenen Angehörigen nach und lernt sie auf diese Weise besser kennen. Am Schluss steht ein klares Bekenntnis: „Mir fällt auf, wie sehr ich mich daran gewöhnt habe,

eigene Familiengeschichten und russlanddeutsche parallel zu denken“ (S. 418). Diese sich immer wieder „berührenden Parallelen“ sind die eigentliche Stärke des neuen Buches von Ulla Lachauer. Der Untertitel – eine deutsch-russische Familiengeschichte – bezieht sich nicht nur auf „Ritas Leute“, sondern in gewisser Hinsicht auch auf die Verwandten der Autorin.

Die Geschichte von „Ritas Leuten“, die bereits nach den ersten Seiten das Interesse des Lesers weckt, hält ihn bis zum Schluss in Bann. Zahlreiche Fotos, Karten, eine Zeittafel und der bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts reichende Stammbaum von Rita Pauls sind für den Leser zuverlässige Orientierungshilfen.

Dieses Buch, das aus einem „weitgespannten Programm der Völkerverständigung der Robert Bosch Stiftung“ hervorgegangen ist, dient bereits in dritter Auflage der Verständigung von Menschen und Völkern, nicht zuletzt aber auch der Differenzierung des durch einseitige Presseberichte stark angeschlagenen Bildes der Russlanddeutschen in der neuen Heimat. Sicherlich wird die Geschichte von „Ritas Leuten“ vielen Aussiedlern zugleich ein Spiegelbild ihrer selbst und des Grades ihrer Akzeptanz in der deutschen Gesellschaft sein, ihnen einen Anstoß geben, über sich und ihr Leben dort und hier intensiver nachzudenken, und damit einen wichtigen Beitrag zur Integration der Russlanddeutschen in ihre neue Heimat leisten.

Natalia Hefe, Göttingen

**Politik und Religion in der Sowjetunion. 1917–1941, hrsg. v. Christoph Gassenschmidt und Ralph Tuchtenhagen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, 260 S. (Schriften zur Geistesgeschichte des östlichen Europa. 23).**

Die Herausgeber begründen die Notwendigkeit dieses Buches damit, dass in den meisten Darstellungen zur Lage der Religionen in der Sowjetunion die unterschiedliche Behandlung der Religionen nicht genügend herausgearbeitet worden sei. So bietet der Band einen nach Religionen und Konfessionen geordneten Überblick über das Verhältnis der Politik zu den unterschiedlichen Religionen der Sowjetunion. Die Herausgeber bedauern, dass eine Darstellung des Buddhismus und seiner Behandlung durch die sowjetischen Behörden fehlt,

haben aber offenbar selber nicht bemerkt, dass daneben leider auch die Geschicke der Römisch-Katholischen Kirche und der Unierten unbeachtet geblieben sind.

Bisher unbekanntes Archivmaterial wird in keinem der insgesamt neun Beiträge erschlossen. Doch bietet der Band jedem Kenner der Materie auch so genügend interessante und ihm neue Informationen. Das ist nach der von Gesamtkenntnissen der Lage der Religionen in der Sowjetunion kaum getrüben Einleitung aus der Feder der beiden Herausgeber nicht so selbstverständlich, wie es scheinen könnte, erstens weil hier ein alter Lenin-Mythos heraufbeschworen wird mit der Behauptung, Lenin und seine Anhänger hätten Zwang in Glaubensdingen abgelehnt und auf Überzeugungsarbeit gesetzt. Spätestens seitdem Peter Hauptmann und Gerd Stricker in dem von ihnen herausgegebenen Quellenband „Die Orthodoxe Kirche in Rußland, Quellen ihrer Geschichte“ unter Nr. 236 einen Geheimbrief an die Mitglieder des Politbüros vom 19. März 1922 veröffentlicht haben, dürfte die Unterscheidung zwischen dem auf Überzeugungsarbeit setzenden Lenin und dem gewalttätigen Stalin hinfällig geworden sein. Es ist denn auch bezeichnend, dass in Wolfgang Hellers Aufsatz „Die Russische Orthodoxe Kirche 1917–1941“ (S. 13–46) dieses Schreiben Lenins (S. 27) zwar zitiert, die schlimmste Passage aber übergangen wird: „Je größer die Zahl von Vertretern der reaktionären Bourgeoisie und Geistlichen ist, die es uns bei dieser Gelegenheit zu erschießen gelingt, desto besser!“ Ich weiß nicht, wie man den Autor dieser zynischen Zeilen zum Vertreter gewaltloser Überzeugungsarbeit stilisieren will. Glücklicherweise hat die unsinnige Charakterisierung Lenins nur den Beitrag Wolfgang Hellers nachhaltig geprägt.

Die zweite falsche Voraussetzung in der Einleitung der Herausgeber, die Wolfgang Heller bereitwillig übernommen hat, ist die These, die sowjetischen Behörden hätten die Russische Orthodoxe Kirche gegenüber anderen Religionsgemeinschaften bevorzugt (S. 9). Höchstens für die Zeit nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mag das in gewisser Hinsicht gelten. Wolfgang Heller führt das zu der Behauptung: „Patriarch Sergij äußerte sich 1944 in höchst aufschlußreicher Weise zur ‚Wahrheit über die Religion in Rußland‘; in dieser Schrift spiegelt sich das Selbstverständnis [!] der Russischen Orthodoxen Kirche in jener Zeit wider: Eine Verfolgung der Gläubigen gebe es nicht“ (S. 13). Nun wird man gewiss darüber streiten können, ob das Buch über die „Wahrheit über die Religion in Rußland“ eigentlich zu verantworten war. Dass der Patriarch aber nicht freiwillig, und schon gar nicht dem „Selbstverständnis“ der Russischen Orthodoxen Kirche



entsprechend, alle Verfolgungen abgestritten hat und dass seine unwahren Behauptungen vielmehr gerade die Brutalität der Verfolgung der Kirche erkennen lassen, die nicht einmal offen über ihre Verfolgung klagen durfte, war bisher eigentlich Forschungs-Konsens. Offensichtlich vermag Wolfgang Heller auch Gesetzestexte nicht zu lesen, sonst könnte er nicht behaupten, es sei „aufgrund der Gesetzeslage ein Kampf gegen die Religion nicht nachweisbar“ (S. 19). Heller bezieht sich hier auf das Dekret „über die Trennung der Kirche vom Staat und der Schule von der Kirche“ vom 23. Januar 1918, das die rechtliche Basis für die erste Welle der Verfolgung der Religion gelegt hat. Auf der anderen Seite hat die Verfassung der RSFSR das Bekenntnis zur Religion noch nicht auf den Kultraum begrenzt (S. 24). Das haben erst die Maßnahmen des Jahres 1929 besorgt.

Die dritte falsche Voraussetzung der Herausgeber spiegelt die Behauptung: „Die Menschen lebten Religion nicht in erster Linie aus Glaubensüberzeugung, sondern als einen Bestandteil ihrer Kultur“ (S. 10). Die Mehrzahl der Betroffenen hätte hier wohl keine Unterschiede gesehen. Hier wird etwas getrennt, was in den Augen der Betroffenen zusammengehörte.

Auch die konfessionskundlichen Kenntnisse Hellers lassen zu wünschen übrig. So ist V.A. Bellavin nicht, wie Heller schreibt, „als Patriarch Tichon inthronisiert worden“ (S. 19). Den Namen Tichon führte V.A. Bel(l)avin vielmehr bereits seit seiner Mönchsweihe im Jahre 1891. Anders als römische Päpste erhalten orthodoxe Patriarchen bei ihrer Inthronisation keine neuen Namen. Die Behauptung, dass *die* Reformation das „est“ der Stiftungsworte des Abendmahls („hoc est enim corpus Meum“) als „significat“ interpretiert habe (S. 28), lässt die innerreformatorischen Unterschiede in geradezu haarsträubender Weise außer Acht. Ebenso unsinnig ist die Behauptung: „das ‚Dogma‘ der Russischen Orthodoxen Kirche schloß eine ganze Anzahl heidnischer Elemente mit ein (‚Dvoeverie‘)“ (S. 29). Für das Dogma gilt das gerade nicht, und auch im Brauchtum wurde das Dvoeverie, der Synkretismus aus Christentum und vorchristlichen Riten und Vorstellungen, wenngleich mit nicht immer befriedigendem Erfolg, von der orthodoxen Kirche bekämpft.

Nach einem solchen Beitrag wendet man sich dem Aufsatz von Peter Hauptmann „Die russischen Altgläubigen unter sowjetischer Religionsbedrückung 1917–1941“ (S. 47–63) mit umso größerem Vergnügen zu. Das ist ein grundsolider, interessanter und kenntnisreicher Artikel ohne den ideologischen Ballast einer Pseudowissenschaftlichkeit, die die Grausamkeit der Bedrückung der Religion in Russ-

land verschleiert, wie es in der Einleitung und in Hellers Aufsatz geschieht. Ganz richtig werden die im Vergleich etwa zur Russischen Orthodoxen Kirche größeren Einbußen des Altgläubigentums – nach anfänglicher Bevorzugung gegenüber der früheren Staatskirche – damit erklärt, dass das „weder an einem härteren Vorgehen der Sowjetmacht ihm gegenüber“ lag „noch an einem geringeren Maß an Standhaftigkeit in seinen Reihen“, sondern „rein soziologische Gründe“ hatte (S. 47). Diese werden dann an der Tatsache verdeutlicht, dass Altgläubige besonders in den von den Bolševiki am heftigsten bedrängten Schichten (Kaufleute, Industrielle, Kosakentum, starke Bauernschaft, S. 50) vertreten waren.

Der Aufsatz von Ilma Reißner „Die Georgische Orthodoxe Kirche in den Jahren von 1917 bis 1941. Von der Oktoberrevolution bis zum Zweiten Weltkrieg“ (S. 65-85) vermittelt gute Kenntnisse über das Ergehen einer Kirche, über die man im Westen allein schon aus sprachlichen Gründen insgesamt wenig weiß. Die inzwischen verstorbene Autorin mehrerer Bücher über Georgien hat ihre Kontakte dazu genutzt, sich von georgischen Freunden Texte übertragen zu lassen, die dem westlichen Menschen sonst nicht zugänglich sind. Bei allen Unterschieden der sowjetischen Religionspolitik gegenüber den verschiedenen Kirchen und Religionen werden auch Gemeinsamkeiten darin deutlich, dass – außer bei den Altgläubigen, wo solche Versuche völlig verfehlt gewesen wären – stets, und so auch in Georgien, der Versuch unternommen wurde, eine Entsprechung für die ‚Lebendige Kirche‘ zu schaffen, die die Russische Orthodoxe Kirche in Schwierigkeiten gebracht hat. Erstaunlich ist dagegen, dass es der georgischen Kirche gelungen ist, nach einem Opportunisten wie Christofor eine so bedeutende Gestalt wie Kallistrat (Cincadze; \* 1866, † 1952) als Patriarchen durchzusetzen.

Von einem Aufsatz, der aus den Vorarbeiten für eine Habilitationsschrift herausgewachsen ist, könnte man eine intensivere Nutzung von Quellen, z.B. auch von Archivmaterial, erwarten, als sie in dem Beitrag von Hacik Rafi Gazer, „Die Armenische Apostolische Kirche in Sowjetarmenien in den Jahren 1917–1941“ (S. 87-107), geboten wird. Offenbar verfügt der Verfasser über keinerlei Russischkenntnisse, die für eine Arbeit über Sowjetarmenien eigentlich unumgänglich sind. Jedenfalls wird kein einziger russischer Titel angeführt. Einige unbekannte Begriffe und Abkürzungen wie „Kondak“ und „AEZ“ bleiben unerklärt. Dafür wird die Schwere und Grobheit einer „äußerst repressiven Religionspolitik“ nicht verschleiert, wie man nach der Einleitung der Herausgeber befürchten könnte, und die Mär

von der Bevorzugung der Russischen Orthodoxen Kirche wird von Hacik Rafi Gazer ebenso wenig wie von Ilma Reißner wiederholt. Wie für den Beitrag von Ilma Reißner gilt, dass der Aufsatz sehr viele Informationen über die hier dargestellte Kirche vermittelt, die über das in den einschlägigen Nachschlagewerken (z.B. Theologische Realenzyklopädie) Dargestellte weit hinausgeht.

Der Beitrag „Die Evangelisch-Lutherische Kirche in der Sowjetunion 1917–1941“ (S. 109–138) von Christoph Gassenschmidt zeigt, dass sich viele Züge der sowjetischen Religionspolitik in der Anwendung auf unterschiedliche Konfessionen und Religionen nur wenig unterscheiden. Wie alle kleineren Religionsgemeinschaften werden auch die Lutheraner nach der Oktoberrevolution zunächst etwas günstiger behandelt. Es gelingt sogar erstmals der Aufbau einer eigenen Kirche der Wolgadeutschen. Doch dann folgen die üblichen administrativen Maßnahmen, u.a. die Benachteiligung der Pastorenkinder, Verhöre und Schikanen, bis nach 1929 die Brutalität der Verfolgungen auch hier ihren Gipfel erreicht. Die vom Verfasser angeführten Fakten widerlegen seine Behauptung, Partei und Behörden sei es bis 1929 noch um „wissenschaftliche Aufklärung“ gegangen, erst dann habe sich brutale Gewalt durchgesetzt. Die Bedrückung der Lutheraner war vielmehr von allem Anfang an gewaltsam, richtete sich aber (wie bei der Orthodoxen Kirche auch) zunächst vorwiegend gegen Institutionen und Kirchenführung, bis sie nach 1929 die Gläubigen, die noch offen an ihrem Glauben festhielten, unterschiedslos verfolgte. Man wird auch nicht – wie der Autor es (S. 137) tut – sagen können, nach 1929 seien „alle nicht-orthodoxen religiösen Gemeinschaften“ unterdrückt worden. Denn unterdrückt wurde auch die Orthodoxie, deren Bestand an geöffneten Kirchen z.B. bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs auf etwa 100 herabgedrückt worden war und von deren Bischöfen nur noch vier in Freiheit wirkten.<sup>1</sup>

Der Beitrag von Ralph Tuchtenhagen, „Zwischen sozialer Utopie und Verfolgung. Protestantische Freikirchen in der Sowjetunion 1917–1941“ (S. 139–165), zeigt wie der Gassenschmidts die vorübergehende Bevorzugung von Freikirchen und Sekten, die aber bereits in der Mitte der 20er Jahre ihr Ende fand. Entgegen dieser schon negativen Tendenz wurde, um das Eindringen „bürgerlicher“ Ideologien über die Ausbildung von Predigern im Ausland zu verhindern, 1927 den Evangeliumschrsten-Baptisten ein theologisches Seminar geneh-

<sup>1</sup> V. Cypin, *Istorija Russkoj Cerkvi 1917–1997* (Geschichte der russischen Kirche 1917–1997). Moskva 1997, S. 254.

migt, das freilich 1929 bereits wieder geschlossen wurde. Ist das alles sehr aufschlussreich, so versteigt sich der Autor in seiner Feindschaft gegen die Orthodoxie zu der Behauptung, das Regime habe nach einer tragenden Organisation gesucht, die ihm hörig sei. „Eine solche Organisation stand Stalin zu Beginn der 1930er Jahre in Gestalt der Orthodoxen Kirche zur Verfügung. Diese hatte schon zu zarischen Zeiten die Fahne des Nationalismus gehißt, sie sollte auch im Stalinismus zu seinem Bannerträger werden.“ Es ist zwar nicht zu leugnen, dass sich die Leitung der Russischen Orthodoxen Kirche, insbesondere nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs, dem Regime patriotisch angedient hat. Von einer „Allianz zwischen dem Regime und der Orthodoxen Kirche“ (S. 155) kann man gleichwohl nicht sprechen. Alliierte verfolgt man nicht. Die Russische Orthodoxe Kirche aber ist mit unglaublicher Härte verfolgt worden. Dafür sprechen die oben angeführten Zahlen.

Der Beitrag von Heinz-Dietrich Löwe und Frank Grüner, „Die Juden und die jüdische Religion im bolschewistischen Russland“ (S. 167-205), zeigt, dass die Auflösung des geschlossenen jüdischen Milieus im westrussischen Shtetl zu einem raschen Verlust an Religiosität führte. „Insgesamt lag 1937 (...) der Anteil der über 16-jährigen religiösen Juden mit 17,4% deutlich unter dem der anderen großen Religionen“ (S. 197). Es ist bedauerlich, dass die Verfasser dieses insgesamt schönen Artikels wenige Versuche anstellen, dieses Phänomen zu erklären. Andere Begründungen als die des Verlusts eines geschlossenen jüdisch-religiösen Milieus findet man nicht. Auch bei der Unterdrückung und Verfolgung gläubiger Juden war die Entwicklung nicht gleichmäßig. So seien 1924 die antireligiösen Kampagnen vorübergehend abgeklungen (S. 191). In Moskau gelang in der Mitte der 20er Jahre sogar die Gründung einer Untergrundkreditkooperative, die Kleinkredite an Handwerker vergab, und die Jahre 1934–1937 hätten „auch für die Juden eine gewisse Entspannung“ gebracht (S. 197). Als es 1941–1945 „zu kriegsbedingten Konzessionen gegenüber der orthodoxen Kirche“ gekommen sei, habe es keine entsprechenden Erleichterungen im Umgang mit der jüdischen Religion gegeben (S. 200).

Frank Neemann zeigt in seinem Beitrag „Der Sowjetstaat und der Islam 1917–1941“ (S. 207-235) die Unsicherheit, die das Verhalten des kommunistischen Regimes zum Islam durchgehend spiegelt. Zunächst versucht Lenin die Muslime zu gewinnen, indem er ihnen Freiheit verheißt, dann wissen die kommunistischen Ideologen nicht, wie sie die sozialgeschichtliche Rolle des Islam einzuschätzen haben, 1922 werden nach vorübergehendem Verbot sogar die Scharia-Gerichte wieder

zugelassen und die Verstaatlichung der als „*waqf*“ bezeichneten religiösen Stiftungen faktisch aufgehoben. So zeigte die „sowjetische Islampolitik insgesamt bis zum Ende der 20er Jahre – im ersichtlichen Unterschied zur rigorosen Verfolgung der russischen Kirche – ein flexibleres Gesicht“ und „nachgiebigere Methoden“ (S. 215). Seit 1927/28 kommt es dann aber doch zu Bedrückungsmaßnahmen und antiislamischer Propaganda, teilweise unter dem Vorzeichen der Frauenemanzipation, bis die verschärfte Religionsgesetzgebung von 1929 auch gegenüber dem Islam greift. Immerhin bleiben mit offiziell 1 312 „arbeitenden“ Moscheen mehr islamische als christliche Gotteshäuser auf dem Territorium der Sowjetunion geöffnet. Durch die politischen Erfordernisse bedingt, bekommt der Islam seit 1942 wie die Orthodoxe Kirche einen begrenzten Spielraum mit behördlich kontrollierten Institutionen und einer islamisch-theologischen Hochschule in Buchara.

Dass sich der „antiislamische Terror“ (S. 222) nicht so verhängnisvoll auswirkte wie die Verfolgungen anderer Religionen, z.B. der Orthodoxie, sieht der Verfasser in Fehleinschätzungen des Regimes begründet, das orthodoxe Gegebenheiten auf den Islam projiziert und im Kampf gegen den Islam ein im Kampf gegen die Orthodoxie entwickeltes, hier untaugliches Instrumentarium eingesetzt habe. Es habe nicht wahrgenommen, dass „unter der offiziellen Fassade der weitgehenden Zurückdrängung des Islams und der Auslöschung seiner angestammten Institutionen“ „gerade diese Religion wie kaum eine andere über geeignete Voraussetzungen und Grundeigenschaften“ verfügte, „die ihr auch in Zeiten härtester öffentlicher Bedrängung zu einer zähen Weiterexistenz verhelfen“ (S. 223 f.). Der Verfasser nennt hier die Flexibilität in der Anwendung der islamischen Anforderungen an die Gläubigen und das Fehlen einer Hierarchie. Ich denke, es müsste auch die Einfachheit der islamischen Glaubenslehren hinzugefügt werden. Mit einer Zerschlagung äußerer Institutionen war der Islam jedenfalls weit weniger zu treffen als die Orthodoxe Kirche oder das priesterliche Altgläubigentum.

Der Band schließt mit dem Beitrag von Marjorie Mandelstam Balzer, „*Shamanic Communities of the Soviet North*“ (S. 237-255), einer Gruppe, deren Anhänger z.Zt. der Herrschaft der russischen Staatskirche weithin formell die Orthodoxie angenommen hatten und einen schamanisch-orthodoxen Synkretismus praktizierten. Für sie bedeutete wie für die christlichen Sekten die Oktoberrevolution die Befreiung, die für die nichtorthodoxen Kirchen und für das Altgläubigentum bereits die Toleranzgesetze von 1905 und 1906 gebracht hatten (in

den Beiträgen von Heller und Gassenschmidt ist übersehen worden, welche Entspannung bereits diese Toleranzgesetze bewirkt hatten). Mit dem Beginn der Verfolgung der Orthodoxen Kirche kehrten die dem Schamanismus anhangenden Völker offen zu Schamanen-Praktiken zurück. Doch der Kampf gegen die Religionen verschonte auch den Schamanismus nicht. Schon 1924 war die Kontrolle schärfer als in der Zarenzeit, und die Zeit nach 1929 bezeichnete auch hier den Beginn von Verfolgungen, die, wie die neue Blüte nach dem Ende der Sowjetunion zeigt, den Schamanismus nicht zu überwinden vermochten.

Jedem der Aufsätze ist ein Literaturverzeichnis beigelegt, einigen Beiträgen wie dem von W. Heller sind Statistiken und Tabellen im Anhang beigelegt. So ist ein trotz seiner Mängel nützliches Arbeitsbuch entstanden, das manche nützlichen Informationen bietet.

Karl Christian Felmy, Erlangen

**Detlef Brandes, Andrej Savin, Die Sibiriendeutschen im Sowjetstaat 1919–1938. Essen: Klartext-Verlag 2001, 495 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa. 19).**

Die Geschichte der deutschen Bauern in Sibirien war in der Sowjetunion schon vor der Perestrojka Gegenstand regionalhistorischer Untersuchungen, und zwar im Rahmen von Studien über nationale Minderheiten in den ersten Jahren der Sowjetmacht.<sup>1</sup> 1967 konnte Lev Malinovskij, Mitarbeiter eines akademischen Instituts, über die deutschen Siedler in Sibirien in den Jahren 1925–1936 an der Universität Tomsk sogar promovieren. Wenn diese Arbeit auch alle Maßnahmen

<sup>1</sup> M.N. Kolotkin, Nacional'nye sekcii RKP(b) v Sibiri i ich dejatel'nost' (konec 1919–1925 gg.). Avtoreferat dissertacii na soiskanie učenoj stepeni kandidata istoričeskich nauk (Nationale Abteilungen der Russländischen Kommunistischen Partei [Bol'seviki] – RKP[b] in Sibirien und ihre Tätigkeit in den Jahren 1919–1925. Thesenpapier der Dissertation zur Erlangung des akademischen Grades eines Kandidaten der Geschichtswissenschaften). Novosibirsk 1983; V.V. Demidov, Partijnoe rukovodstvo kolchoznom stroitel'stvom sredi nacional'nych menšinstv Sibiri (1929–1932) (Parteileitung des Aufbaus der Kolchosen unter den nationalen Minderheiten Sibiriens [1929–1932]), in: Dejatel'nost' partijnych organizacij Sibiri po socialističeskomu preobrazovaniju i razvitiju derevni (Tätigkeit der Parteiorganisationen Sibiriens beim sozialistischen Umbau und der Entwicklung des Dorfes). Novosibirsk 1982, S. 68–79 u.a.

der Sowjetmacht rechtfertigt und die Ergebnisse dieser Politik einseitig darstellt (die Frage, wie schwer es die Deutschen mit diesem System hatten, durfte sich der Autor damals ersparen), so wäre eine ähnliche Untersuchung über die von Haus und Hof vertriebenen Schwarzmeer- oder Wolgadeutschen zur damaligen Zeit undenkbar gewesen. Mehrere Umstände führten dazu, dass in Sibirien diese Thematik offener und mit mehr Akzeptanz behandelt wurde als anderswo: Zum einen hatten hier deutsche Bauern noch vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Siedlungen, schwerpunktmäßig um die Städte Omsk und Slavgorod (Altaj) gegründet, aus denen sie 1941 nicht vertrieben wurden, sodass sie als „alteingesessene“ Minderheit galten. Zum anderen behandelten sibirische Forscher die deutsch-russischen Beziehungen im kulturellen und wissenschaftlichen Bereich unvoreingenommener als ihre Kollegen andernorts, wozu zweifelsohne die 1957 erfolgte Gründung der Sibirischen Abteilung der Akademie der Wissenschaft der UdSSR mit ihrem Zentrum in Novosibirsk maßgeblich beitrug. Diese Filiale erzeugte von Anfang an eine geistige Aufbruchstimmung und schuf nicht nur im geisteswissenschaftlichen Bereich größere akademische Freiräume.

Seit Anfang der 1990er Jahre nahm das wissenschaftliche Interesse an der Geschichte und Kultur der Sibiriendeutschen sprunghaft zu. Es erschienen zahlreiche Publikationen vornehmlich russischer Autoren. In dieser Reihe nimmt die minutiöse gemeinsame Untersuchung von Detlef Brandes, dem Direktor des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, und Andrej Savin, einem russischen Doktoranden aus Novosibirsk, einen herausragenden Platz ein.

Die Volkszählung von 1926 registrierte in West- und Ostsibirien 78 798 Deutsche, die zu 91% auf dem Lande lebten. Die Siedlungsschwerpunkte waren die Bezirke (uezd) Omsk mit 34 617 und Slavgorod mit 31 743 Personen; verstreut liegende Kolonien gab es in den Bezirken Rubcovka (mit 1 929 Einwohnern), Barabinsk (1 892), Tara (1 631) und Minusinsk (1 520). Bis auf den letztgenannten Bezirk befanden sich alle Gründungen in Westsibirien. Die einzigen Städte mit nennenswerter deutscher Bevölkerung waren Omsk (1 977 Personen) und Slavgorod (1 623). In letzterer machten sie 9,1% der Gesamtbevölkerung aus.<sup>2</sup> Die Mehrheit der deutschen Bauern um Slav-

<sup>2</sup> Vsesojuznaja perepis' naselenija 1926 goda. Tom VI: Sibirskij kraj. Burjato-Mongol'skaja ASSR. Otdel 1. Narodnost'. Rodnoj jazyk. Vozrast. Gramotnost' (Allunions-Volkszählung 1926. Bd. VI: Region Sibirien. Autonome Sowjetische

gorod stellten Mennoniten; bei den Siedlungen um Omsk handelte es sich überwiegend um Lutheraner (S. 419).

Besonders ausführlich, ja man möchte fast sagen akribisch, beschreiben die Autoren die vielschichtigen Umwälzungen der Jahre 1920–1931, in denen die bäuerliche Gesellschaft einen dramatischen Wandel durch die gewaltsame Durchsetzung der Sowjetmacht, die ruinöse Enteignungspolitik der Jahre 1920–1923 und die daraus resultierende Hungersnot erlebte. Nach der Abwendung der humanitären Katastrophe durch das Eingreifen des Hilfswerks der amerikanischen Mennoniten und dem auf Grund des völligen Versagens der Sowjetregierung in der Wirtschaftsführung erzwungenen Rückzug des Staates auf seine Machtbereiche während der Neuen Ökonomischen Politik kam es zu einer gewissen wirtschaftlichen Erholung und zur inneren Stabilisierung der deutschen Gemeinden. Eine große Rolle spielte dabei der Mennonitische Landwirtschaftliche Verband, der von den Machthabern vorübergehend toleriert wurde.

Im Zuge der Offensive der bolschewistischen Führung zur Wiedererlangung ihrer machtpolitischen Hegemonie verstärkten sich seit 1927 die staatlichen Repressionen, die zur Auflösung des Mennonitischen Verbandes, zum Verbot des v.a. von den Mennoniten zwischenzeitlich in eigener Regie wiedereingeführten Religionsunterrichts, zur Verfolgung von Gläubigen und der Verstaatlichung der Schule durch die Ausgrenzung der Dorfgemeinde, zur schrittweisen Einschränkung des privaten Besitzes, zu Enteignungen und Verbannung der sog. Kulaken (Großbauern) führten und in der Zwangskollektivierung der bäuerlichen Wirtschaften gipfelten. Erst 1931 gelang es den Machthabern, die vormals selbstständigen deutschen Bauern und Handwerker endgültig zu einem besitzlosen Landproletariat zu degradieren, das in den organisierten Kollektivwirtschaften vollständig vom Staat abhängig war.

Zwischen diesen Jahren lagen dramatische Ereignisse des gewaltlosen Widerstandes der deutschen ländlichen Bevölkerung, der in einem spektakulären Auswanderungsversuch seinen Höhepunkt erreichte und dadurch die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregte (S. 278–358). Bis Mitte November 1929 versammelten sich in Moskau rund 13 000 Bauern, in ihrer überwiegenden Mehrheit Mennoniten aus den Slavgoroder Kolonien, von denen sich 5 671 die Erlaubnis zur Aus-

---

Sozialistische Republik Burjat-Mongolien. Abteilung 1: Volkszugehörigkeit. Muttersprache, Alter. Lese- und Schreibfähigkeit). Moskva 1928, S. 11, 15, 20, 52, 62, 64, 67 u. 70 f.



reise nach Deutschland und von dort aus nach Nordamerika erkämpfen konnten.

Die politische Bedeutung dieser Aktion für das weitere Schicksal der sibirischeutschen Bauern war enorm. Ein hoher Parteifunktionär legte darüber folgendes Urteil ab: „Der deutsche Kulake schoss nicht mit der Flinte. Aber er hat uns so eine politische Ohrfeige verpasst, die gravierender war als der schwerwiegende Verlust einzelner Aktivisten (...) Der kulakische Terror ist eine Belanglosigkeit im Vergleich zu der politischen Aktion, die der deutsche Kulak mit ideeller und organisations-politischer Hilfe des amerikanischen Kapitalismus durchgeführt hat. Eine stattliche Zahl der Knechte und Armbauern im dreizehnten Jahr des Bestehens der Sowjetmacht zu organisieren und sie zu führen, ist wesentlich komplizierter und effektiver als in der Dunkelheit der Nacht einen Aktivisten zu erschießen.“<sup>3</sup> Diese Bloßstellung auf der weltpolitischen Bühne vergaßen die sowjetischen Machthaber nie, und in dem seit 1934 und insbesondere 1937/38 entfesselten Terror rächten sie sich grausam an den deutschen Bauern. Den vordergründigen Anlass zu einer Verhaftung und Verurteilung lieferte die damalige Teilnahme an der Auswanderungsbewegung; weitere Anklagepunkte zielten auf das Vorhandensein von Verwandten im Ausland oder beliebige Kontakte mit westlichen Ländern bzw. mit Ausländern. Das schien der wichtigste Grund zu sein, weshalb bei der etwa gleichen Größe der Minderheit in der Region Altaj 3 171 Deutsche verurteilt und davon 2 412 erschossen wurden und im Gebiet Omsk „nur“ 539 bzw. 128 (S. 410).

Auch Gründe und Motive zur Errichtung eines nationalen deutschen Rayons in Sibirien werden einer ausführlichen Analyse unterzogen (S. 218-245). Als Hauptverfechter der Zusammenlegung der deutschen Siedlungen in eine territoriale Einheit erwiesen sich die Mitglieder der nationalen deutschen Sektionen bei den Gouvernements- und Kreispartei Komitees. Die Bildung eines nationalen Rayons, so erhofften sie sich, würde „den Status der deutschen Kommunisten erhöhen und sowohl lokale als auch höherrangige sowjetische Parteifunktionäre zwingen (...), auf sie Rücksicht zu nehmen“ (S. 223). Der Großteil der Bevölkerung nahm zu diesem Vorhaben eher eine skeptische bis ablehnende Haltung ein. Mit Recht sahen die Betroffenen in der Gründung eines nationalen Rayons vornehmlich ein Mittel der beschleunigten Sowjetisierung der deutschen Ge-

<sup>3</sup> Zitiert nach L.V. Malinowskij, V obščem stroju (In Reih und Glied), in: Altaj (1969), Nr. 3, S. 86.

meinden. Die reibungslose Auflösung 1938 durch das Exekutivkomitee der Region Altaj unterstrich nur die geringe Bedeutung dieser Form der „nationalen Selbstbestimmung“.

Diese nationalitätenpolitische Maßnahme der Bolševiki wirft einige grundsätzliche Fragen auf. Dienten auch die höheren Stufen der territorialen Autonomie in der UdSSR, etwa ein autonomes Gebiet, eine autonome oder Unionsrepublik, die wesentlich mehr formale Rechte als administrative Kreise besaßen und in der sowjetischen Verfassung verankert waren, ebenfalls nur dem Zweck der politischen Aufwertung der örtlichen Kommunisten? Verstanden sich die führenden Partei- und Sowjetfunktionäre aus den nationalen Gebieten und Republiken nur als Exekutionsgehilfen des Zentrums, oder fühlten sie sich auch in nicht geringerem Maße als Lobbyisten der örtlichen Interessen in den höheren Partei- und Staatsgremien, Unionsministerien und -behörden? Bedeutete die Existenz der autonomen Territorien vielleicht doch eine gewisse Berücksichtigung der Belange der Titulernationalitäten in Kaderfragen, im Bereich der höheren Bildung oder des muttersprachlichen Schulunterrichts? Diese Überlegungen prägten die Diskussionen um die Wiederherstellung des deutschen Rayons seit Ende der 1980er Jahre. Es wurde sogar vorgeschlagen, in der Region Altaj, wo sich früher der Deutsche Rayon befunden hatte, ein „Autonomes Land der Sowjetdeutschen“ mit breiten Autonomierechten zu gründen.<sup>4</sup> Dieses Land sollte, im Gegensatz zu seinem Vorgänger, eine eigene Verfassung und ein gewähltes Parlament mit gesetzgebenden Funktionen besitzen, seine Vertreter auf die Unionsebene delegieren und weitgehende Selbstverwaltung erhalten. Allerdings wurde die Wiederherstellung des Rayons „Halbstadt“ im Juli 1991 und die Gründung des Deutschen Rayons „Azovo“ in der Nähe von Omsk im Februar 1992 wieder in Form von administrativen Kreisen vorgenommen. Ob damit nationale Belange der deutschen Minderheit wirkungsvoll berücksichtigt werden können, darf sehr bezweifelt werden. Das Statut des Deutschen Rayons Halbstadt bezweckt dies auch gar nicht.

Kritisch ist zu dieser Arbeit anzumerken, dass zur besseren Einordnung der deutschen Siedlungsgebiete eine politisch-administrative Karte Sibiriens sehr hilfreich gewesen wäre. Einige Textabschnitte wir-

<sup>4</sup> Konstitucija (Osnovnoj zakon) Avtonomnoj zemli sovetskich nemcev (proekt) (Verfassung [Grundgesetz] des Autonomen Landes der Sowjetdeutschen [Entwurf]), in: Svodnyj analitičeskij otčet. K voprosu ob obrazovanii nemeckoj nacional'noj avtonomii na Altae (Zusammengefasster analytischer Bericht. Zur Frage der Bildung der deutschen nationalen Autonomie in Altaj). Barnaul 1990, S. 52-58.

ken wie eine Aneinanderreihung von Auszügen aus diversen Parteidokumenten, und die Autoren sorgen kaum für eine hinreichende Bewertung der Glaubwürdigkeit oder Aussagekraft dieser Passagen. Man fragt sich, wieso die detaillierten und zuverlässigen Ergebnisse der Volkszählung von 1926 oder die informative Studie von Andrej Brejze und Michail Kolotkin: „Deutsche Diaspora in Sibirien in den 1920 und 1930er Jahren“ keine Erwähnung finden.<sup>5</sup> Selbst ein geübter Leser fühlt sich gelegentlich in einem „Zifferndschungel“ verloren (z.B. S. 78, 249 u. 306).

Dennoch geben die Autoren in ihrem Werk eine facettenreiche Darstellung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklungen einer ethnischen Minderheit in der sowjetischen Gesellschaft vor dem Zweiten Weltkrieg und bieten damit eine solide Grundlage für weitere Fragestellungen, ob es sich nun um die Rolle der städtischen Deutschen oder auch um das keineswegs spannungsfreie Verhältnis zu den Nachbarvölkern in dieser Region handelt. Auf diese Vorarbeit können sich breit angelegte Untersuchungen der bislang nur punktuell erforschten Kriegs- und Nachkriegsgeschichte der Deutschen in Sibirien stützen.

Viktor Krieger, Heidelberg

---

<sup>5</sup> A.A. Brejze, M.N. Kolotkin, Nemeckaja diaspora Sibiri: 1920–1930-e gg. (Die deutsche Diaspora Sibiriens: die 1920er und 1930er Jahre). Novosibirsk 1997.

**Victor Dönninghaus, Reform, Revolution und Krieg. Die Deutschen an der Wolga im ausgehenden Zarenreich. Essen: Klartext 2002, 315 S. (Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 23).**

Nach dem Erscheinen der Monografien von Detlef Brandes<sup>1</sup> und Dietmar Neutatz<sup>2</sup>, in denen das Leben der Deutschen im Süden Russlands und in Wolhynien vorwiegend seit den Reformen von Aleksandr II. und bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges behandelt wird, stellte sich trotz des insgesamt gelungenen Bandes aus der Freiburger Konferenz von 1992<sup>3</sup> die Frage nach einer ähnlichen Monografie für die Deutschen in der Wolga-Region. Die Aktualität eines solchen Vorhabens ergab sich nicht zuletzt aus der nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Herrschaftsregimes entstandenen neuen Archivlage in Russland, die einmalige Forschungsmöglichkeiten und neuwertige Erkenntnisse verhielt. Auch die jüngsten deutschen, russischen und US-amerikanischen Veröffentlichungen<sup>4</sup> zu Teilaspekten der Ge-

<sup>1</sup> Detlef Brandes, Von den Zaren adoptiert. Die deutschen Kolonisten und die Balkansiedler in Neurußland und Bessarabien 1751–1914. München 1993 (Schriften des Bundesinstituts für osteuropäische Kultur und Geschichte. 2).

<sup>2</sup> Dietmar Neutatz, Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914). Stuttgart 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37).

<sup>3</sup> Zwischen Reform und Revolution. Die Deutschen an der Wolga 1860–1917, hrsg. v. Dittmar Dahlmann u. Ralph Tuchtenhagen. Essen 1994 (Veröffentlichungen des Instituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 4).

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Donald J. Raleigh, Revolution on the Volga. 1917 in Saratov. Ithaca/London 1986; James W. Long, The Volga Germans and the Zemstvos, 1865–1917, in: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas N.F. 30 (1982), S. 336–361; Rußland, hrsg. v. Gerd Stricker. Berlin 1997 (Deutsche Geschichte im Osten Europas); Dittmar Dahlmann, Die Deutschen an der Wolga von der Ansiedlung 1764 bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Deutsche in Russland, hrsg. v. Hans Rothe. Köln 1996, S. 1–30; O.G. Buchovec, Social'nye konflikty i krest'janskaja mental'nost' v Rossijskoj imperii načala XX veka: novye materialy, metody, resul'taty (Soziale Konflikte und bäuerliche Mentalität im Russischen Reich zu Beginn des 20. Jahrhunderts: Neue Materialien, Methoden, Erkenntnisse). Moskva 1996; Rossijskie nemcy. Problemy istorii, jazyka i sovremennogo položenija (Die Russlanddeutschen. Probleme der Geschichte, der Sprache und der aktuellen Lage). Moskva 1996; Nemcy Rossii v kontekste otečestvennoj istorii: obščie problemy i regional'nye osobennosti (Die Deutschen in Russland im Kontext der russischen Geschichte: allgemeine Probleme und regionale Besonderheiten). Moskva 1999; Nemcy Rossii i SSSR 1901–1941 (Deutsche in Russland und in der UdSSR 1901–1941). Moskva 2000; Nemcy SSSR v gody Velikoj otečestvennoj vojny i pervoe poslevoennoe desjatiletie (Deutsche in der UdSSR in den Jahren des Großen Vaterländischen Krieges und im ersten Nachkriegsjahrzehnt). Moskva 2001.

schichte und Kultur der Deutschen an der Volga boten sich als solide Vorarbeit für eine Gesamtdarstellung an. Da sich der Autor des angezeigten Buches aber im Wesentlichen auf den Zeitraum zwischen 1905 und 1917 konzentriert, werden die anfangs geweckten Erwartungen nur zum Teil erfüllt. Es bleibt zu hoffen, dass die Zeit von den 1860er Jahren bis zur Revolution 1905 in den deutschen Kolonien an der Volga in nächster Zukunft ebenfalls ihren Bearbeiter findet.

Durch die Einengung des zeitlichen Rahmens konnte sich der Verfasser andererseits umso stärker auf Vorgänge im Volga-Gebiet und im ganzen Land in den wichtigen, sowohl von sozialen und nationalen Umbrüchen als auch von Kontinuitäten gekennzeichneten letzten zwölf Jahren des Russischen Reichs konzentrieren, die für das Verständnis der späteren Entwicklungen von enormer Bedeutung sind.

Zur Aufarbeitung des Themas recherchierte der Autor in mehreren Archiven. Gesichtet und ausgewertet wurden insgesamt 16 Aktenbestände (*fondy*) in zwei zentralen (Moskau und St. Petersburg) und zwei lokalen (Saratov und Engels) Archiven. Die ergiebigsten Quellen lagerten erwartungsgemäß im Staatsarchiv des Gebiets Saratov (*Gosudarstvennyj archiv Saratovskoj oblasti – GASO*), in dem auch die meisten Archivalien über jene Kolonien verwahrt werden, die zwischen 1851 und 1918 dem Gouvernement Samara angehörten. Anhand dieses Archivmaterials beschreibt der Autor die Lage der deutschen Kolonien im erwähnten Zeitraum unter besonderer Berücksichtigung der Auswirkung einzelner Ereignisse oder Reformen in den von den Volga-Deutschen besiedelten Gebieten. Erkenntnisreich sind beispielsweise die Vergleiche über den Verlauf sowie die Folgen der Revolution von 1905 und die Durchführung der Stolypinschen Agrarreform in den deutschen Kolonien und in den Dörfern der früheren Staats- und gutsherrlichen Bauern. Nur vermisst man dabei den Hinweis, dass das oft ähnliche Handeln der früheren Staatsbauern und der Kolonisten in der Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte dieser beiden Stände des Russischen Reiches begründet war, die seit den Kiselevschen Reformen der 1830er Jahre und bis zur Zemstvo-Reform der 1860er Jahre ebenfalls Gemeinsamkeiten aufwies. Die Entwicklung in den deutschen Kolonien wird vielfach auch im Vergleich zu anderen nichtrussischen Völkern aufgezeigt, was sich ebenfalls positiv auf die Forschungsergebnisse auswirkt.

Das reichhaltige und aussagekräftige Archivmaterial bildet die Grundlage für zahlreiche Tabellen, mit denen der Autor anschaulich und überzeugend ein faktisches Bild des Landbesitzes und der Landnutzung bei den Deutschen an der Volga (in erster Linie auf der „Berg-

seite“, d.h. im Gouvernement Saratov) vermittelt. Das gilt auch für die Darstellung der Entwicklung des Gewerbes in den Kolonien. Dabei verweist der Autor zu Recht sowohl auf die positiven als auch (und in dieser Form wohl zum ersten Mal) auf die negativen Seiten der gewerblichen Tätigkeit: Weit schlimmer als die notgedrungene einseitige Orientierung auf die schnell wechselnde Nachfrage und die Gefahr, der Konkurrenz von Seiten der industriellen Fabrikation zu unterliegen, war, „dass viele Hände der bäuerlichen Arbeit entwöhnt“ wurden (S. 43).

Zwar ist zu begrüßen, dass der Zustand der deutschen Bauernwirtschaften oder ihre Entwicklung hauptsächlich am Beispiel des Kamyšiner Bezirks (uezd) illustriert und lokalisiert werden. Dadurch kann das Leben der Deutschen in einer wichtigen Siedlungsregion umfassend dargestellt werden. Der Autor lässt aber auch die Kolonien der „Wiesenseite“ (Gouvernement Samara) nicht aus dem Blick. Doch während er völlig richtig auf einige Besonderheiten im Vergleich zu den Kolonien der „Bergseite“ verweist, liefert er bezüglich der „Wiesenseite-Kolonien“ weit weniger archivalische Nachweise, als er dies bei den Kamyšiner Kolonien tut. Durch die Hinzuziehung einiger Dokumente aus dem Russischen Historischen Staatsarchiv (Ros-sijskij gosudarstvennyj istoričeskij archiv – RGIA) in St. Petersburg über die Kolonien auf der „Wiesenseite“ werden zwar Lücken geschlossen, doch hätte der Autor auch in den Archiven in Saratov und Engels reichlich relevantes Archivmaterial finden können. Erstens wäre eine gewisse Balance gewahrt gewesen, und zweitens wäre nicht der Eindruck entstanden, in den Lokalachiven fehlten einschlägige Quellen.

Ausführlich setzt sich der Verfasser mit den Gründen für eine insgesamt uneffektive Landwirtschaft bei den Deutschen an der Volga auseinander. Als solche nennt er neben der an der Volga oft herrschenden Dürre vor allem den Landmangel, die fehlenden Investitionsmittel sowie die schlechte Ausstattung mit landwirtschaftlichem Gerät und Arbeitsvieh, aber auch das Auswanderungsfieber (Zielland waren fast ausschließlich die USA), das im behandelten Zeitraum ganze Dörfer erfasste und bei den Menschen wohl jede Menge guter Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, jedoch kaum Bestrebungen zum effektiveren Wirtschaften und zur besseren Einrichtung am aktuellen Wohnort aufkeimen ließ. Der von der Auswanderung in Bewegung gesetzte Mechanismus funktionierte allerdings so, dass alle mehr oder weniger zufrieden sein konnten: der Betreffende, der sein Land verkaufte, verpachtete oder Angehörigen zur Nutzung überließ und meist mit Hilfe

von Verwandten in Amerika rechnen konnte; die Gemeinde, die zunehmend das ihr zufallende Pachtland mit Gewinn weiter vermittelte, die zurückgebliebenen Angehörigen... Doch der wirtschaftliche Aufschwung ließ dennoch auf sich warten. Der Verfasser weist zu Recht auch auf die Tatsache hin, dass diejenigen Bauern, die aus den USA mit angespartem Kapital in ihre Volga-Heimat zurückgekehrt waren und Landwirtschaft mit dem in Amerika angeeigneten Unternehmersinn betreiben wollten, auf schier unüberwindliche Barrieren stießen (S. 195). Offen bleibt dabei die Frage, warum die Dorfgemeinde, von der weniger Bürokratie zu erwarten gewesen wäre, und die Rückwanderer nicht oder sehr selten miteinander ins Geschäft kamen. Machten die Gemeinden doch seit Jahren gute Gewinne mit der Verpachtung von Grundstücken der in den USA befindlichen Gemeindeglieder (ebd.). Ist die Schuld allein den unvollkommenen russischen Gesetzen zuzuschreiben oder gingen die Interessen der Gemeinde und der Interessenten weit auseinander? Schließlich ist bekannt, wie effektiv auf den Ländereien gewirtschaftet wurde, die vom Großindustriellen Friedrich Schmidt bei seiner Heimatkolonie Messer (Ust'-Zolicha) gepachtet worden waren. Oder war der Grund schlicht und einfach darin zu suchen, dass die Rückwanderer vielleicht den Landkauf der Landpacht vorzogen?

Die extensive Hinzuziehung von Archivmaterial wirkte sich insgesamt sehr positiv auf die Forschungsergebnisse aus. Sie ermöglichte dem Autor, Ansichten von Historikern wie etwa dem US-Amerikaner James Long<sup>5</sup> über die Haltung verschiedener Behörden zu den Kolonisten (S. 120) oder über das Verhalten der Kolonisten zum Militärdienst (S. 181) zu korrigieren.

In der Monografie findet der Leser eine gelungene Darstellung zum Schulwesen in den deutschen Kolonien an der Volga, zur Entwicklung des Pressewesens und zur Lage der deutschen Bevölkerung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Insbesondere ist der Versuch des Autors zur wissenschaftlichen Aufarbeitung des Themas „Erster Weltkrieg und die deutschen Kolonien an der Volga“ hervorzuheben, das bislang weitgehend unerforscht blieb. Im Endeffekt bietet der Verfasser ein facettenreiches Bild der Lage der Deutschen an der Volga im behandelten Zeitraum. Schade nur, dass er Fragen der Kultur praktisch außer Acht lässt, während der Untertitel „Die Deutschen an der Volga im ausgehenden Zarenreich“ dies dem Leser in Aussicht stellt.

---

<sup>5</sup> James W. Long, *From Privileged to Dispossessed. The Volga Germans, 1860–1917*. Lincoln/London 1988, S. 37 f. u. 126.

Die angezeigte Monografie ist wohl die erste Arbeit über Wolga-Deutsche, die sich gleichermaßen auf relevante Archivquellen wie auf Erkenntnisse aus neuesten Forschungen in Deutschland, Russland und den USA (insbesondere über die Revolution von 1905 und den Ersten Weltkrieg) gründet. Zu den häufig zitierten Publikationen gehören erfreulicherweise auch die Materialien der Tagungen über Russlanddeutsche, die seit 1994 jährlich zunächst in Anapa und später in Moskau stattfanden. Doch verlor der Verfasser einige wichtige Veröffentlichungen älteren Datums aus dem Blick, etwa die Dissertation von Erich Franz Sommer<sup>6</sup> oder das bekannte Buch von David Schmidt<sup>7</sup>, die bei der Aufarbeitung des Themas eigentlich gar nicht zu übersehen sind. Eine Auseinandersetzung mit Schmidts Buch wäre schon allein deswegen erforderlich gewesen, weil es nicht nur als das aus marxistischer Sicht geschriebene Standardwerk über die Deutschen an der Wolga gilt, sondern weil selbst die Überschriften der einzelnen Kapitel und ihre Reihenfolge bei Schmidt und bei Dönninghaus nahezu identisch sind. Vieles wäre da ins rechte Licht zu rücken gewesen, insbesondere Schmidts ideologisch begründete Schlussfolgerungen. Doch hätte der Autor zweifelsohne auch von den Schmidtschen „Studien“ profitieren können, beispielsweise von den darin enthaltenen Zemstvo-Statistiken zum Übergang vom Gemeinde- zum Einzelbesitz im Gouvernement Samara, aber auch von der Auswertung umfangreichen Zeitungsmaterials oder von den ausführlichen bibliografischen Angaben zur Vorbereitung des 150-jährigen Jubiläums der Ansiedlung der Deutschen an der Wolga (im Jahr 1914). Obwohl die Feierlichkeiten von den Veranstaltern als ausdrucksvolle Demonstration und als Zukunftsmodell für das Leben der Deutschen an der Wolga gedacht waren, schenkt Dönninghaus diesem wichtigen Ereignis praktisch keine Beachtung. Dabei ist die Erforschung der Jubiläumskommission auf dem Gebiet der Geschichtsforschung, des Schulwesens und der Kultur eine überaus wichtige Aufgabe, weil ohne entsprechende Erkenntnisse spätere Leistungen in den genannten Bereichen oftmals der Kulturpolitik der deutschen Sowjetautonomie an der Wolga zugeschrieben werden. Richtig ist die Feststellung des Autors, dass einige Mitglieder der Jubiläumskommission dem im März-April 1917 tätigen „Zeitweiligen Komitee der deutschen Wolga-

---

<sup>6</sup> Erich F. Sommer, Die Einigungsbestrebungen der Deutschen im Vorkriegs-Rußland (1905–1914). Leipzig 1914.

<sup>7</sup> David Schmidt, Studien über die Geschichte der Wolgadeutschen. Erster Teil: Seit der Einwanderung bis zum imperialistischen Weltkriege. Pokrowsk 1930.



Kolonisten“ angehörten, nicht zutreffend aber, dass es sich um ein und dieselbe Organisation handelte.

Trotz der einzelnen Schwachstellen, die nicht zuletzt in der Förderungsdauer des Projekts von nur einem Jahr begründet sein mögen, setzt die Arbeit von Victor Dönninghaus zweifelsohne neue Akzente in der Erforschung von Kultur und Geschichte der Russland- und Volga-Deutschen und der ganzen Volga-Region. Mit seiner Monografie liefert der Autor einen überzeugenden Nachweis dafür, dass die deutschen Kolonien an der Volga nie „ein Staat im Staate“, sondern organisch mit dem Leben und den Ereignissen im ganzen Lande verbunden waren. Die zahlreichen Archivquellen, die der Autor größtenteils erstmalig heranzieht, und seine Erkenntnisse aus der Auswertung jüngster Veröffentlichungen zu Teilaspekten des behandelten Themas bekräftigen dies mit aller Deutlichkeit. Zu den großen Vorzügen des Buches gehört auch seine Benutzerfreundlichkeit. Neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis findet der Leser zur besseren Orientierung einen Karten-Anhang sowie ein Personen- und ein Ortsregister.

Victor Herdt, Göttingen

**Nemeckoe naselenie Tavričskoj Gubernii. Tom 1: Annotirovannyj tematičeskij perečen' del. Kanceljarija Tavričeskogo gubernatora. 1803–1917 gg. Tavričeskoe gubernskoe pravlenie. 1803–1917 gg. (Die deutsche Bevölkerung des Taurischen Gouvernements. Bd. 1: Annotiertes thematisches Aktenverzeichnis. Kanzlei des Gouverneurs von Taurien. 1803–1917. Verwaltung des Gouvernements Taurien. 1803–1917), Red. O.V. Konovalova. Odessa: Astroprint 2000, 576 S.**

Schon im zarischen Russland zeichnete sich die deutsche Minderheit durch eine auffallend weite räumliche Ausbreitung aus. Durch Vertreibungsaktionen während des Ersten und vor allem während des Zweiten Weltkrieges wurde die territoriale Zersplitterung dieser ethnischen Minderheit noch weiter verstärkt. Dutzende zentrale und regionale Archive, Museen, Behörden (z.B. des Innenministeriums) und wissenschaftliche Institutionen verwahren umfangreiches Schriftgut über deutsche Bauern, Unternehmer, Wissenschaftler und andere

Gruppen. Abgesehen von der Filiale des Staatsarchivs Saratov in Engels als Nachfolgeeinrichtung des einstigen Zentralen Staatlichen Archivs der ASSR der Wolgadeutschen, die über zahlreiches und zusammenhängendes Material über die deutschen Siedler an der Volga verfügt, handelt es sich bei den meisten Sammlungen, ob nun in St. Petersburg, Kiev, Odessa, Tiflis, Moskau, Saratov, Novosibirsk, Taškent, Almaty oder andernorts, in der Regel um Material aus zumeist aktenreichen Beständen, die nur indirekten Bezug zu den Russlanddeutschen haben. Nur in relativ seltenen Fällen haben wir es mit Aktenschriftgut zu tun, das einen gesonderten Bestand bilden könnte. Gemeint sind u.a. Unterlagen staatlicher Behörden, die zum Zweck der Verwaltung und Aufsicht über die ausländischen Kolonisten eingerichtet worden sind. Ferner gehört dazu das Aktenmaterial der deutschen Amtsbezirke (*volost'*) und Rayons, der Vereine und religiösen Gemeinschaften sowie Nachlässe herausragender Persönlichkeiten deutscher Abstammung.

Quellenforschungen über Russlanddeutsche sind somit in den meisten Fällen mit aufwendigen Recherchen in zahlreichen Beständen mehrerer Archive verbunden. Hinzu kommt ein nicht minder gravierendes Problem der völlig unzureichenden wissenschaftlichen Hilfsmittel in den postsowjetischen Archiven. Vorhandene Findbücher sind in den meisten Fällen nicht als Ergebnis einer systematischen Erschließungsarbeit entstanden, sondern stellen im Grunde eine Liste der von den entsprechenden Behörden abgelieferten Akten dar. Die knappe Titelbeschreibung dieser Akten gibt deren Inhalt bei weitem nicht vollständig wieder, zudem fehlen fast ausnahmslos Orts- oder Namenregister, sodass von einem Such- und Nachschlageapparat in den allermeisten Fällen keine Rede sein kann.

In dieser für einen Wissenschaftler oder geschichtsinteressierten Laien problematischen Lage ist es besonders erfreulich, wenn er ein zuverlässiges Hilfsmittel in die Hände bekommt. Ein solches Mittel ist zweifelsohne das vom Staatlichen Archiv beim Ministerrat der Autonomen Republik Krim in Simferopol' und dem Institut für Deutschland- und Osteuropaforschung in Göttingen (heute Nordost-Institut, Abteilung Göttingen) erstellte annotierte thematische Verzeichnis der Akten über die deutsche Bevölkerung des Gouvernements Taurien in den Jahren 1803–1917 aus den eigens zu diesem Zweck ausgewerteten Beständen der beiden höchsten Behörden des Gouvernements Taurien, der Kanzlei des Gouverneurs von Taurien und der Verwaltung des Gouvernements Taurien. Wenn man berücksichtigt, dass die Schwarzmeerdeutschen im Jahre 1912 mit 135 875 Personen 6,9% der

Gesamtbevölkerung dieser Provinz ausmachten und nach amtlichen Daten 1 032 984 Desjatinen Land<sup>1</sup> oder 18,7% der Gesamtfläche besaßen,<sup>2</sup> so kann die Bedeutung dieses Gemeinschaftsprojekts nicht hoch genug eingeschätzt werden. Nach Sichtung der beiden Archivbestände wurden aus dem 36 269 Archiveinheiten zählenden Aktenbestand „Kanzlei des Gouverneurs von Taurien“ 234 Akten für das vorliegende Repertorium ausgewählt, entsprechende Zahlen für den Aktenbestand „Kanzlei des Gouverneurs von Taurien“ lauten 44 882 und 2 716.

Da das „Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Südrussland“ bis zu seiner Auflösung im Jahre 1871 die wichtigste Kolonialverwaltung für den Süden Russlands war, konnten in das vorliegende Verzeichnis verhältnismäßig wenig Akten aus dieser Zeit aufgenommen werden. Vor allem handelt es sich um Anträge ausländischer Bürger auf Erwerb der russischen Staatsangehörigkeit und um Gewährung von Niederlassungsrechten für Ausländer, um Fragen des Glaubenswechsels, des Erwerbs von Immobilien außerhalb der Kolonistenbezirke usw. Nach der Auflösung des Fürsorgekomitees fielen die deutschen Kolonisten unter die allgemeine Verwaltung der Gouvernements und Bezirke (uezd). Diese Behörden mussten über Fälle entscheiden, die außerhalb der Zuständigkeiten der Verwaltungsorgane der deutschen Siedlungen oder Amtsbezirke (volost') standen. Den Gouvernementsbehörden oblag in erster Linie die Prüfung und Erteilung von Genehmigungen für den Bau von Kirchen, Bethäusern, Fabriken, Dampfmaschinen etc. in den Kolonistendörfern. Vielfältiges Schriftgut ist den Angelegenheiten religiöser Gemeinden (Katholiken, Mennoniten, Lutheraner, Baptisten) gewidmet. Was den Umfang anbelangt, so stellt die Beschreibung der massenhaft gleichförmigen Akten zur Aufnahme in den russischen Untertanenverband fast ein Drittel des Findbuches dar. Ob das in diesem Ausmaß sinnvoll war, darüber kann man geteilter Meinung sein.

Die Bearbeiter haben sich viel Mühe gegeben, um ein handliches Repertorium zu erstellen. Jedes aufgeführte Aktenstück ist inhaltlich erschlossen; seine Laufzeit wird mit Tages-, Monats- und Jahresangaben markiert. Darüber hinaus werden interessante Einzelheiten her-

<sup>1</sup> 1 Desjatine = 1,0925 Hektar.

<sup>2</sup> Dietmar Neutatz, *Die „deutsche Frage“ im Schwarzmeergebiet und in Wolhynien. Politik, Wirtschaft, Mentalitäten und Alltag im Spannungsfeld von Nationalismus und Modernisierung (1856–1914)*. Stuttgart 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte des östlichen Europa. 37), S. 254 u. 265.

vorgehoben, und es finden sich Verweise auf Schriftgut in deutscher Sprache. In einem extra angefertigten Verzeichnis sind alle Zeichnungen, Grundstücks- und Baupläne aufgelistet, die in den erfassten Akten enthalten sind (S. 507-514). Im zweisprachigen Vorwort (russisch/deutsch) gehen die Bearbeiter ausführlich auf die Entstehungsgeschichte des Gouvernements Taurien und seiner Behörden sowie auf den Verlauf der ausländischen Kolonisation im 19. Jahrhundert ein. Ein umfangreiches Personen- und Ortsregister rundet dieses gelungene Findbuch ab, dem ein weiteres mit dem Verzeichnis von Akten, die den Prozess der Landenteignung der deutschstämmigen Grundbesitzer während des Ersten Weltkrieges dokumentieren, folgen soll.

Mit diesem Gemeinschaftsprojekt wird die Publikation von Findbüchern einzelner Archive (Saratov, Engels, Dnepropetrovsk, Cherson, Odessa) in Russland und in der Ukraine fortgesetzt, die der breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit die bislang unerschlossenen Archivbestände zur Geschichte und Kultur der Russlanddeutschen zugänglich machen. Dazu gehört auch das auf 20 Bände veranschlagte Repertorium des Bestandes „Fürsorgekomitee für ausländische Ansiedler in Südrußland“, das zusammen mit dem Staatlichen Gebietsarchiv von Odessa herausgegeben wird.<sup>3</sup>

Viktor Krieger, Heidelberg

**Eva-Maria Auch, Öl und Wein am Kaukasus. Deutsche Forschungsreisende, Kolonisten und Unternehmer im vorrevolutionären Aserbaidshan. Wiesbaden: Reichert Verlag 2001, 224 S.**

Die Entwicklungen im Kaukasus und am Kaspischen Meer haben in den vergangenen Jahren die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit auf sich gezogen, da diese an Rohstoffen reiche Region zum Gegenstand geopolitischer Diskussionen und machtpolitischer Interessen geworden ist. Als historische Landschaft bildet sie von alters her eine Brücke zwischen Ost und West und eine europäisch-asiatische Diffusionszone sondergleichen. Zu ihr hat nun die in Bonn und

<sup>3</sup> Bislang sind fünf Bände publiziert worden: *Popečitel'nyj Komitet ob inostrannyh poselencach Južnogo kraja Rossii*. Bd. 1-5, Red. O.V. Konovalova. Odessa 1998-2002.

Hamburg lehrende Osteuropahistorikerin und Orientalistin Eva-Maria Auch eine Publikation vorgelegt, die nicht nur einer interessierten Leserschaft Einblicke in Geschichte, Wirtschaft und Kultur dieses Raumes näher bringen, sondern auch „einen Beitrag leisten [will] zur Öffnung des Blickes auf ein besonderes Kapitel russischer Kolonial- und aserbaidjanischer Nationalgeschichte, in der Reichs- wie Rußlanddeutsche als Handelnde und Betroffene eine spezifische Rolle ausfüllten“ (S. VII).

Mit dem Ziel, neue Erkenntnisse über die Geschichte der bis 1941 rund 23 000 in Azerbaidžan lebenden Deutschen zu gewinnen, hat sich schon Mitte der 1990er Jahre eine Arbeitsgruppe unter Leitung der Autorin konstituiert. Getragen von der Bakuer Gesellschaft „Wiedergeburt“, der evangelisch-lutherischen Gemeinde Baku sowie dem „Göttinger Arbeitskreis“, hat diese inzwischen eine Reihe von Forschungsvorhaben und Publikationsprojekten auf den Weg gebracht, sozusagen Vorarbeiten für den nun präsentierten Band. Er basiert zudem auf Recherchen in zahlreichen Firmen-Archiven, in denen die Autorin eine beeindruckende Fülle von Text- und Bilddokumenten gefunden hat, die sie für ihre Darstellung auswerten konnte.

Die durch zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema ausgewiesene Autorin macht den Leser im ersten Kapitel des Buches mit der russischen Kolonialisierung Südkaukasiens bekannt. Sie beschreibt das Vordringen Russlands bis 1829, in dessen Folge die politisch in zahlreiche Khanate und andere Herrschaftsgebiete aufgesplitterte Region unter das Zarenzepter geriet. Dem folgt eine Skizze der russischen Kolonialpolitik, die sie als schwankend zwischen Herrschaftssicherung durch Repression, Assimilation und zügige Integration einerseits und Machtkonsolidierung durch Kooperationsversuche mit den einheimischen Eliten andererseits charakterisiert. Damit folgte St. Petersburg hier einer Politik, die es *mutatis mutandis* an vielen anderen Stellen des Großreiches auf ähnliche Weise praktizierte. Kurzlebige administrative Maßnahmen, wechselnde Unterstellungsverhältnisse und immer wieder geänderte Kompetenzen für militärische Machthaber und zivile Gouverneure oder Statthalter waren die Regel.

Auch Wirtschaft und Handel, die Besonderheiten der überkommenen sozialökonomischen Strukturen, Eigentumsverhältnisse und Besitzrechte sowie deren Veränderungen unter russischer Herrschaft werden von der Autorin analysiert und anschaulich beschrieben. Dazu gehörte vor allem auch die Überführung des bearbeiteten Bodens in bäuerlichen Besitz, ein Unterfangen, das aufgrund zahlreicher Einschränkungen zu Gunsten der Grundherren, restriktiver finanzieller

Ablösungsmodalitäten, fehlender Kreditierungssysteme sowie angesichts der Bodenknappheit und steigender Bevölkerungszahlen die sozialen Spannungen erhöhte und frei werdende Arbeitskräfte in die Städte trieb. Auch in dessen Folge verdreifachte sich schließlich bis zum Ende des Jahrhunderts die Einwohnerzahl in den Städten, deren Ständestruktur und Besitzverhältnisse sich entsprechend veränderten.

Der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg ist der Hauptteil der Darstellung gewidmet. Ausführlich wird hier zunächst die dynamische Entwicklung der azerbajdžanischen Erdölproduktion seit der Mitte des 19. Jahrhunderts beschrieben, die das Revier Baku zu einer der am stärksten prosperierenden Regionen der Erdölförderung werden ließ, die um die Jahrhundertwende mehr als die Hälfte der Welt- und 95% der russischen Erdölproduktion lieferte. Dass dazu auch die Verbesserung der Transportsysteme und der Ausbau einer entsprechenden Infrastruktur von wesentlicher Bedeutung waren und zur Modernisierung weiterer Wirtschaftsbereiche beitrugen, zeigten Veränderungen im traditionellen Handwerk sowie das Aufkommen leichtindustrieller und Metall verarbeitender Betriebe. Sich wandelnde Konsumgewohnheiten taten ein Übriges, um das einheimische Gewerbe zu schädigen, das sich der Konkurrenz russischer und westeuropäischer Importwaren kaum gewachsen sah.

Das Hauptinteresse der Autorin gilt aber der Präsenz und der Rolle von Deutschen in der Region. In einer konzisen Skizze geht sie zunächst dem deutschen Beitrag zur Erforschung und Eroberung Südkaukasiens nach. Ein tabellarischer Überblick erfasst dazu über 70 Reisende, Forscher und Wissenschaftler, die unterschiedliche Geschicke und Intentionen in die Region geführt hatten, über die sie anschließend landeskundliche Berichte, Studien und andere Informationen zurück in die Heimat brachten. Die Reihe eröffnete der Bayer Hans Schiltberger, der 1426 über den Kaukasus tatarischer Sklaverei entflohen war, und reicht bis zu dem im Kleinen Kaukasus und am Ararat botanische Forschungen treibenden Hermann Dingler, der bei Kriegsbeginn 1914 von den russischen Behörden interniert wurde.

Kein leichtes Schicksal erwartete die deutschen Kolonisten, die in Fortsetzung der Kolonisierungspolitik Katharinas II. seit 1817 in den Kaukasus geholt und zwischen Tiflis und Elisavetpol' angesiedelt wurden. Ungünstige klimatische Bedingungen, immer wieder grassierende Seuchen sowie häufige Überfälle erschwerten das Einleben der überwiegend aus Württemberg stammenden Neuankömmlinge und

trugen dazu bei, dass der wirtschaftliche Erfolg der deutschen Siedler trotz umfangreicher Unterstützung und Einrichtungshilfe seitens der russischen Regierung sehr bescheiden blieb. Bis zur Mitte des Jahrhunderts waren sie daher von Hilfeleistungen der zarischen Verwaltung abhängig. Dann erst hatten sie sich eingewöhnt und waren in der Lage, sich auch dank der Beschäftigung mit neu eingeführten Pflanzenkulturen wirtschaftlich zu behaupten und einen gewissen Wohlstand zu erreichen. Wie Auch mit viel Liebe zum Detail darstellt, war es vor allem der Weinanbau und die Veredelung von Landwirtschaftsprodukten, die zur Konsolidierung und zur erfolgreichen Entwicklung von privaten und genossenschaftlichen deutschen Unternehmen führten. Grundlage dafür bildeten die Agrarreform in Transkaukasien, durch die der Erwerb von Eigentum möglich geworden war und Firmen entstehen konnten, sowie die wachsende Nachfrage nach Veredelungsprodukten und anderen von den Kolonisten hergestellten Waren. Zu den erfolgreichsten Unternehmen zählten Winzereibetriebe, deren Entwicklung am Beispiel der führenden Spirituosenhersteller Gebr. Vohrer und Gebr. Hummel verdeutlicht wird. Insgesamt lag vor dem Ersten Weltkrieg der Anteil der deutschen Kolonistendörfer Transkaukasiens bei rund 8,5% der damaligen Weinproduktion Russlands.

Einen sehr bedeutenden Anteil hatten reichsdeutsche Firmen und Unternehmen mit deutscher Beteiligung am Ausbau der transkaukasischen Infrastruktur und der Entwicklung der Rohstoffindustrie. Siemens & Halske gehörte zu den ersten Firmen, die sich im Telegraf- und Elektrizitätsgeschäft engagierten und schließlich Monopolstellungen erreichten, und am Bau der für die wirtschaftliche Erschließung eminent wichtigen Eisenbahnlinien, u.a. der von Baku nach Tiflis, waren deutsche Bankhäuser von Mendelssohn & Co. über die Berliner Handelsgesellschaft bis hin zu Rothschild Frankfurt a.M. oder der Deutschen Bank als Geldgeber beteiligt, ganz zu schweigen vom Einsatz deutscher Ingenieure und Techniker.

Auch wenn der Umfang des dabei im Einzelnen geleisteten deutschen Anteils bisher erst bruchstückhaft erforscht ist, wie die Autorin hervorhebt, war das deutsche Engagement im Kaukasus doch kaum zu unterschätzen. Zur Jahrhundertwende drängten weitere deutsche Gesellschaften wie AEG, Schuckert (Nürnberg), Lorenz, Felten & Guilleaume, Helios und viele andere auf den lukrativen russischen Markt, betätigten sich im Montansektor, gründeten Kabel- und Elektrizitätswerke, eröffneten mechanische Betriebe oder handelten mit Patenten. Zwar gelang es deutschen Unternehmen – im Unterschied etwa zu der

Gebrüder Nobel AG – nicht, in das große Erdölgeschäft einzusteigen, aber sie waren mit deutscher Technologie sowie Ausrüstungs- und Investitionsgütern beteiligt und nahmen in der Zuliefererindustrie schließlich einen führenden Platz ein. Dass man dessen ungeachtet dazu noch kein abschließendes Gesamtbild liefern kann, verschweigt die Autorin keinesfalls. Wie sie immer wieder hervorhebt, fehlen bisher Detailuntersuchungen über Art und Umfang einzelner Betriebe oder über den jeweiligen Anteil ihrer Firmenvertreter vor Ort. Entsprechende Recherchen sind allerdings auch deshalb sehr aufwendig, weil die Bestände der Firmenarchive kaum nach Lieferregionen gegliedert sind bzw. auch Endbestimmungsorte für entsprechende Lieferungen dort nicht ausgewiesen sind. Hier tun sich neue Forschungsfelder für Doktoranden und andere interessierte Wissenschaftler auf.

Wie wichtig etwa Diesel-, Gas- und andere Motoren, die geschäftlichen Aktivitäten von Rudolf Diesel oder Max Gierse sowie der zunehmende Einsatz ihrer Erfindungen und Ingenieurleistungen bei der Erdölförderung, im Transportwesen und allgemein in dem regionalen Industrialisierungsprozess waren, wird in eigenen Kapiteln beleuchtet. Hier erfährt man sehr Aufschlussreiches über das Engagement von MAN und Klöckner-Humboldt-Deutz oder auch darüber, dass die gesamte Produktpalette der damaligen deutschen Autofirmen von Daimler-Benz über Opel bis zu den Wanderer-Werken in Transkaukasien Abnehmer fand. Zu diesen gehörten neben Privatpersonen auch der das Erdölgeschäft beherrschende Nobel-Konzern und die Transkaukasische Eisenbahngesellschaft, um nur die prominentesten Kunden zu nennen.

Dass die industrielle Erschließung des Kaukasus nicht nur einen interessanten Absatzmarkt für Erzeugnisse deutscher Unternehmen und Geschäftsleute bot, sondern auch zum technologischen Experimentierfeld wurde, illustriert die Autorin an Fällen aus dem Montanbereich und der Metallindustrie. So führte der Erwerb eines Kupferwerks in Kedabeg durch die Brüder Siemens und deren Suche nach kostengünstigen Produktionsverfahren zur Entdeckung der Sulfat-Elektrolyse und anderer technologischer Erneuerungen, und zum Ruf von Mannesmann als Produzent von Stahlrohren trug vor allem der Pipelinebau des Unternehmens in Südkaukasien bei. War Erdöl zuvor in Bottichen abgefüllt, zeitaufwendig und teuer mit Kamelen und Fuhrwerken transportiert worden, so konnte 1894 zwischen der Eisenbahnstation Daljar und dem Siemens-Werk in Kedabeg die erste Naphtatrasse Kaukasiens mit einer Länge von 45 km in Betrieb genommen werden. Möglich gemacht hatten dies die von Mannesmann



erfundenen nahtlosen Walzstahlröhren, mit deren Hilfe und unter Anwendung von Druckerzeugern auch große Höhenunterschiede überwunden werden konnten. Es war weltweit die erste Pipeline dieser Art und der Beginn einer neuen Ära im Transport flüssiger Brennstoffe. Auch für Bohrtürme und zur Intensivierung ihrer Förderleistung konnten diese Stahlröhren genutzt und zum Erreichen größerer Tiefen eingesetzt werden.

In den letzten Abschnitten ihrer Darstellung gibt die Verfasserin schließlich einen facettenreichen Überblick über die übrigen Branchen, Agenturen, Handelsunternehmen, Kaufleute und Techniker, die durch ihre Aktivitäten Konsumentenwünsche befriedigten und zur technischen Modernisierung des Alltagslebens in Azerbajdžan mit beitrugen. Hier wird die Verbesserung der Trinkwasserversorgung durch die Anlage neuer Brunnen und Entsalzungsanlagen „deutscher Bauart“ geschildert, auf die führende Rolle zahlreicher Konsumartikel deutscher Provenienz von Wohnungseinrichtungen, Heizsystemen bis hin zu Porzellanwaren, Fliesen und Kacheln hingewiesen oder auch die Wertschätzung von Musikinstrumenten, optischen Geräten und Luxusartikeln aus Deutschland erwähnt und illustriert. Vieles davon hat bis heute in Baku und anderen Orten überdauert und nicht nur in der städtischen Architektur Spuren hinterlassen, wovon sich jeder dorthin Reisende auch selbst überzeugen kann.

Eva-Maria Auch ist mit dem vorliegenden Band ein großartiges Buch gelungen. Es bietet dem Leser einen umfassenden Blick in die Geschichte der Deutschen und ihrer Wirkungsfelder im vorrevolutionären Azerbajdžan, ja im gesamten Kaukasusgebiet. Die Autorin lässt vor den Augen der Leser nicht nur ein Kaleidoskop der materiellen Welt dieser europäisch-asiatischen Begegnungs- und Diffusionszone entstehen, sie schildert sie auch vor dem Hintergrund der politischen, wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen des Zarenreiches. Die Deutschen – russländische wie reichsdeutsche – stellten unter der Gesamtbevölkerung des kolonialen Kaukasiens zwar nur eine relativ kleine Gruppe dar, haben aber in vielen Bereichen Akzente gesetzt, in einigen auch eine führende Rolle gespielt. Sie haben so zur materiellen wie zur gesellschaftlichen Modernisierung der Region beigetragen, sehr häufig auch als Kooperatoren oder Repräsentanten russischer wie ausländischer Partner. Damit wird aber auch deutlich, wie sehr das Russische Reich und seine kaukasische Provinz damals ein Teil der europäischen Welt, ihrer ökonomischen und kulturellen Zusammenhänge waren. Das Buch hilft, diese neu zu entdecken, zumal es auch sehr leserfreundlich gestaltet und äußerst ansprechend gemacht ist.

Im Anhang findet der Leser eine übersichtliche Zeittafel der Geschichte Azerbaidžans sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis, das den aktuellen Stand der Forschung widerspiegelt. Neben Karten, Grafiken, Tabellen und Überblickstabellen, die den Text auflockern und ergänzen, illustrieren zahlreiche – darunter viele farbige – Fotografien und Faksimile-Abbildungen diesen Prachtband, den man auch einfach als Bildband mit Gewinn betrachten kann. Ihm ist eine zahlreiche Leserschaft zu wünschen.

Rudolf A. Mark, Lüneburg

**Deutsche Erinnerungsorte, hrsg. v. Etienne François u. Hagen Schulze. 3 Bde., München: Beck 2001, 2246 S., Abbildungen.**

Über die ‚Erinnerungsorte‘ eine Rezension zu schreiben, ist, als ob man Eulen nach Athen trüge: viele prominente Jünger der Klio haben das von Etienne François und Hagen Schulze betreute Mammutwerk, an dem sich rund 120 Autoren beteiligten, in höchsten Tönen gelobt. Dass mittlerweile die vierte Auflage erschienen ist, belegt, dass das Publikum das Urteil der Rezensenten teilt. Insofern verstehen sich die folgenden Zeilen weniger als Rezension im klassischen Sinn, sondern als persönliche Anmerkungen und subjektive Eindrücke.

Die Erinnerungsorte, die ja auf die Pionierarbeit von Pierre Nora zu den französischen ‚lieux des memoires‘<sup>1</sup> zurückgehen, sind keine bloße Nachahmung, sondern im wahrsten Sinne des Wortes *deutsche* Erinnerungsorte: ein Abschnitt zur *gloire* wie im französischen Original wäre in der deutschen Ausgabe undenkbar, vielmehr findet sich am Ende des ersten Bandes die Sektion ‚Schuld‘, deutlicher kann die völlig andersartige Rezeption der eigenen Geschichte und das Verhältnis zur Vergangenheit nicht zum Ausdruck gebracht werden.

Die Herausgeber, und dafür ist ihnen zu danken, sind sich dieses Unterschiedes bewusst und legen den Schwerpunkt der Themen deshalb völlig zu Recht auf das 19. und 20. Jahrhundert, denn: „Die fast zweihundertjährige Geschichte eines widersprüchlichen, unfertigen, von den Dämonen eines neurotischen Nationalismus getriebenen Vol-

<sup>1</sup> Les lieux des mémoires, Red. v. Pierre Nora. 7 Bde., Paris 1984 ff.

kes ist an ihr Ende gekommen (...) Es gibt keine deutsche Frage mehr“ (S. 11). Der schwierige Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte wird in den Beiträgen immer wieder deutlich; tiefe Brüche und Zäsuren prägen die Erinnerung und die mit ihr verbundenen Orte, das Pendel schlägt weit aus: Der Name des Dichters der Loreley wird nach 1933 zum Anathema, die Dame auf dem Rheinfelsen dagegen zur teutonischen Heroin stilisiert; nationale Identifikationsfiguren verlieren ihre Wirkungsmacht: Weder der alte Fritz noch der eiserne Kanzler gehören heute zum aktuellen Reservoir der deutschen kollektiven Erinnerung; und inzwischen hat sich das ‚Volk der Dichter und Denker‘ schon seit geraumer Zeit von ‚seinem‘ Goethe und Schiller verabschiedet.

Die Rezeption der Erinnerungsorte innerhalb der einzelnen Epochen und Phasen, innerhalb der verschiedenen staatlichen und sozialen Ordnungen lässt ein Prisma deutscher Geschichte erscheinen, das weit über die punktuellen Bezüge der einzelnen Erinnerungsorte hinausgeht. Und dabei zeigt sich quasi nebenbei, welches Potenzial die zwölf Jahre des ‚Tausendjährigen Reiches‘ besaßen. Fast kein Erinnerungsort, der nicht während der deutschen Diktatur umgedeutet, ‚germanisiert‘ oder instrumentalisiert wurde; manche gar, die durch den Nationalsozialismus derart kontaminiert wurden, dass nach 1945 kein Anknüpfen an sie mehr möglich war: Wer fragt, weswegen das Dritte Reich heute noch im Mittelpunkt von Forschung und Erinnerung steht, der sollte diese drei Bände lesen, denn sie geben ihm Antwort.

Wir haben es also mit kollektiven nationalen Mythen zu tun, die ihre Spuren in der Geschichte der Deutschen hinterlassen haben. Vor allem im ersten Band gelingt es den Herausgebern, diese schillernden Begriffe in der Bezeichnung der einzelnen Oberbegriffe deutlich werden zu lassen: Reich – Dichter und Denker – Volk – Erbfeind – Zerrissenheit – Schuld. Dies ist auch ein bewusstes Spiel mit Worten, deren emotionale und moralische Aufladung noch heute zu spüren ist. ‚Reich‘ ist (oder besser: war) eben mehr als nur eine Bezeichnung für ein deutsches Staatswesen, sondern trug einen sakral-heiligen Bedeutungsgehalt in sich; zum ‚Erbfeind‘ konnte nicht jeder Widersacher erhoben werden, und ‚Volk‘ schließlich bedeutete immer mehr als die Gruppe derjenigen mit der deutschen Staatsbürgerschaft, bis spätestens ab 1933 die Verbindung des Wortes mit ‚Blut‘ und ‚Rasse‘ zu einer ‚völkischen‘ Schicksalsgemeinschaft vollendet wurde.

Der Gang durch die Jahrhunderte und die Sektionen (Bd. 2: Revolution – Freiheit – Disziplin – Leistung – Recht – Die Moderne; Bd. 3:

Bildung – Gemüt – Glaube und Bekenntnis – Heimat – Romantik – Identitäten) ist auch deswegen anregend, weil damit eine ermüdende Chronologie vermieden wird und oft überraschende Themen in einer Sektion zu finden sind: Unter Glaube und Bekenntnis schildert z.B. Oliver Janz das evangelische Pfarrhaus, während Sabine Behrenbeck die Begriffsgeschichte von ‚Heil‘ untersucht und Iring Fetscher einen Essay zu Karl Marx beiträgt. Unter ‚Revolution‘ finden wir Persönlichkeiten wie Bismarck und Rosa Luxemburg neben einem Beitrag mit dem lakonischen Titel ‚Achtundsechzig‘. Und wer hätte vermutet, dass sich die preußische Königin Luise, die spätere Kopfbedeckung ihrer Soldaten (die Pickelhaube) und die Katastrophe von Stalingrad in der Sektion ‚Disziplin‘ subsumieren lassen. Diese teilweise überraschenden Zuordnungen tragen viel zur Lesefreude bei.

Bei rund 120 Beiträgen den Vorwurf vergessener Themen zu stellen, wäre beckmesserisch. Bei einem derart umfangreichen Werk können subjektive Entscheidungen nicht ausbleiben: ob man unter ‚Leistung‘ z.B. die Bundesliga aufführen sollte, bleibt vor dem aktuellen Hintergrund seltsamer Geheimverträge, der hemmungslosen Vermarktung des Produktes, unsauberer Finanzen, steuerlich fragwürdiger Zusatzverträge und der eingeschränkten Vorbildfunktion von in ihrem Charakter ungefestigten Jungmillionären (‚Legionäre‘) zweifellos eine diskutierbare Entscheidung. Ein Beitrag zum Thema Medien (audiovisuell und/oder Print) wäre sicherlich nicht fehl am Platze gewesen.

Eines aber ist überdeutlich: Westdeutsche Erinnerungsorte bilden den Kern der Beiträge für Themen nach 1945. An rein ostdeutschen Bezügen finden sich neben der obligatorischen Stasi (übrigens in der Sektion ‚Disziplin‘) und der Mauer noch Beiträge zum Palast der Republik, der Jugendweihe und der ‚Wende‘ von 1989. Vielleicht spiegelt sich darin die deutsche Wirklichkeit aber aussagekräftiger wider, als es irgendein noch so gelungener Essay darzustellen vermocht hätte. Die Herausgeber sind sich dessen bewusst: Nicht umsonst betonen sie die „weitgehend bildungsbürgerliche, westliche und auch berlinische Prägung des Unternehmens“ (Bd. 1, S. 22).

Wichtig sind zwei weitere konzeptionelle Entscheidungen: Zum einen wurden für das Werk auch nicht-deutsche Autoren gewonnen, sodass die Binnenperspektive durch den Blick von außen aufgebrochen wird, zum anderen wurden ‚geteilte‘ Erinnerungsorte gewählt, die wie etwa Tannenberg/Grunwald/Žalgiris oder Versailles nicht nur für die deutsche Geschichte zu einem Erinnerungsort geworden sind. Die „entschieden europäische Ausrichtung“ (Bd. 1, S. 19) der deutschen Erinnerungsorte macht eine der Stärken der Bände aus.

Der Begriff ‚Erinnerungsort‘, verstanden als Metapher, „hat (...) sich bereits in den deutschen Sprachgebrauch eingenistet und bedarf lediglich einer gewissen semantischen Ausweitung“ (Bd. 1, S. 17). „Wir sprechen von einem Ort, der seine Bedeutung und seinen Sinn erst durch seine Bezüge und seine Stellung inmitten sich immer neu formierender Konstellationen und Beziehungen erhält“ (S. 18). So plausibel diese Erklärungen sind, bleibt dennoch festzuhalten, dass die Bezeichnung ‚Ort‘ für Personen, Literatur oder Musik sprachlich sperrig klingt und letztlich unbefriedigend bleibt. In Ermangelung einer adäquateren Bezeichnung wird man die ‚semantische‘ Ausweitung des Begriffs nolens volens zu akzeptieren haben.

Die Konzeption des Projektes forderte die Autoren geradezu auf, freier und ‚literarischer‘ zu schreiben, als sonst in rein wissenschaftlichen Aufsätzen möglich. Viele haben die Chance genutzt und brillante Abhandlungen zu ihrem Thema geschrieben, doch bleiben auch nicht wenige Beiträge in einer trockenen, chronologisch vorgehenden Rezeptionsgeschichte oder reiner Deskription stecken. Ermüdend wird dann Epoche nach Epoche abgehandelt, meist mit einigen Zitaten von Zeitgenossen versehen, ohne dass der Autor selbst ein Fazit zieht, seinen Stoff an einem ‚roten Faden‘ gliedert oder eine eingangs formulierte Fragestellung stringent durch die Zeiten verfolgt. Manchmal steht dabei die Rezeption quasi im luftleeren Raum, da der Autor es versäumt, zumindest ansatzweise den historischen Hintergrund des behandelten Erinnerungsortes vorzustellen. Insofern wurde manche Chance nicht genutzt, und den ein oder anderen Beitrag legt man daher mit einer gewissen Enttäuschung aus den Händen.

Nun zu einzelnen Beiträgen: In der Auftaktsektion ‚Reich‘ sind so gut wie alle Beiträge von besonderer Güte, einzig Anne G. Kosfeld hat in ihrer Beschreibung Nürnbergs den schwierigen Umgang der ehemaligen ‚Stadt der Reichsparteitage‘ mit ihrer Geschichte in einer Weise dargestellt, dass der Rezensent sich fragt, ob die Autorin jemals in der Noris gewesen ist. Um die Stadt und ihre Bewohner weiterhin als „Totalsymbol des Nationalsozialismus“ betrachten zu können, verschweigt Kosfeld den Lesern, dass mit dem Dokumentationszentrum Reichsparteitagsgelände in der Ruine der ehemaligen ‚Kongresshalle‘ endlich eine – auch international beachtete – Präsentation der Vergangenheit verwirklicht wurde. Obwohl Kosfeld die Zahl der Touristen in der Stadt für 1999 benennt (Bd. 1, S. 85), wird das zeitgleich entstandene Dokumentationszentrum in ihrem Beitrag mit keinem Wort erwähnt! Insofern handelt es sich bei diesem Aufsatz selbst um einen Erinnerungsort, der andere (z.B. die übrigen ‚Führerstädte‘

Berlin, München, Wien, Linz) entlastende Klischees transponiert und Nürnberg zum alleinigen, noch heute (!) wirksamen Symbol des Nationalsozialismus deklariert. Der an die Stadt erhobene Vorwurf, mit den Symbolen des Dritten Reiches, die sich eben nicht wie anderswo sprengen oder camoufflieren lassen, nicht angemessen umzugehen, ist inzwischen obsolet, denn das Reichsparteitagsgelände ist eben nicht ein Nürnberger, sondern ein *deutscher* Erinnerungsort, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, dass das Dokumentationszentrum auch mit Mitteln des Freistaates Bayern und des Bundes finanziert wurde.

Ernst Hanisch liefert in seinem Essay zum Wiener Heldenplatz ein Beispiel, wie Erinnerungsorte dargestellt werden können. Mit Ironie und Hintersinn geschrieben, gelingt es Hanisch auch, den Lokalkolorit, von ihm als „austriazistische Ironie“ (Bd. 1, S. 116) bezeichnet, einzufangen: Das Nürnberg von Anne G. Kosfeld könnte dagegen auch in Schleswig-Holstein liegen. Und Bernd Roeck gelingt das Kunststück, auf wenigen Seiten die Geschichte des Reichstages von Regensburg bis zum Wallot-Bau in Berlin zu skizzieren.

Natürlich gibt es in dem Band auch Erinnerungsorte, die obligatorisch sind: Dazu zählt sicherlich das Nibelungenlied (Sektion ‚Dichter und Denker‘), doch werden dem Thema von Peter Wapnewski neue Akzente abgewonnen, wenn er beispielsweise die Schlacht von Stalingrad als „furchtbarste Aufgipfelung einer völkisch-militanten Mythisierung“ (Bd. 1, S. 164) der ‚Nibelungentreue‘ bezeichnet.

Unter ‚Volk‘ ragt u.a. der Beitrag von Wolfgang Ullrich zum Bamberger Reiter und Uta von Naumburg heraus. Beide Statuen werden zwischen 1918 und 1945, also in einer nationalistisch aufgewühlten Zeit, zu Symbolen völkisch-nationaler Identifikation. Der Reiter mutiert zum Symbol des ‚Führers‘, während Uta von Naumburg, so die treffende Formulierung von Ullrich, die fehlende First Lady des Dritten Reiches substituiert (Bd. 1, S. 332). Dagegen beschränkt sich Erhard Schütz in seinem Beitrag zum Volkswagen auf die Geschichte und das Image des Käfers vor allem in den USA; die sozialen Erfahrungen, die sich mit dem Fahrzeug, das die Deutschen mobil machte, verbinden, kommen ebenso zu kurz, wie die Jahrzehnte gepflegten technischen Unzulänglichkeiten (Heizung, beschlagene Frontscheibe usw.).

Demgegenüber meistern Eva und Hans-Henning Hahn das schwierige Thema Flucht und Vertreibung in exzellenter Weise. Die Autoren zeigen auf, weswegen „durch die deutsche Erinnerungslandschaft ‚Flucht und Vertreibung‘ bis heute tiefe Gräben (...) führen“ (Bd. 1,

S. 350). Der immer kritische Essay verschweigt weder die Leiden der deutschen Bevölkerung noch die Ursachen für die Ereignisse in den ostdeutschen Gebieten 1944/45 noch die schwierigen emotionalen politischen Auseinandersetzungen in der Bundesrepublik nach 1945. Demgegenüber fällt der thematische verwandte Aufsatz zu den Auslandsdeutschen deutlich ab.

Von den ‚Türken vor Wien‘ bis zum ‚Bolschewik‘ reicht die Liste der ‚Erbfeinde‘, unter denen auch ‚Jud Süß‘ zu finden ist, dem Na’ama Sheffi einen hervorragenden Beitrag gewidmet hat, in dessen Mittelpunkt der berühmte gleichnamige Film von Veit Harlan steht. Auch Frithjof Schenk wird seinem Thema Tannenberg/Grunwald gerecht, sieht man einmal davon ab, dass die wichtige Rolle, die der litauische Großfürst Vytautas mit seinen Truppen in der Schlacht spielte, nicht erkannt wird. Die ausschließliche Interpretation der Schlacht von 1410 als deutsch-polnische Konfrontation ist ein besonderes Charakteristikum dieses Erinnerungsortes, der auch Schenk nicht entgeht.

Keine Person eignet sich mehr als Symbol der deutschen ‚Zerrissenheit‘ als Heinrich Heine. Michael Werner kann zeigen, dass die Heine-Rezeption geradezu als Paradigma der deutschen Geschichte verstanden werden kann. Der Dichter hat es sich und den Deutschen im Umgang miteinander nie leicht gemacht: zu sperrig, zu widersprüchlich die vita, zu politisch Teile des Werkes (Deutschland – Ein Wintermärchen), zu ‚undeutsch‘ für das antisemitische Milieu die jüdische Herkunft, zu wenig national das französische (!) Exil. Die lange und quälende Diskussion in der Bundesrepublik, ob man die Düsseldorfer Universität nach Heinrich Heine benennen könne, zeigt in aller erschreckenden Deutlichkeit, wie deutsch dieser Erinnerungsort ist und wie treffend seine Einordnung in das Gesamtwerk.

Das schwierige Verhältnis der Deutschen zu ihrer Vergangenheit findet seinen besonderen Ausdruck in der Sektion ‚Schuld‘, die unter anderem Beiträge zu Auschwitz, der Dolchstoßlegende, zum Kniefall Willy Brandts und dem ‚Mitläufer‘ enthält. Es fällt schwer, einen Aufsatz besonders hervorzuheben, denn alle Beiträge stehen auf einem hohen Niveau. Willy Brandts symbolbeladene Geste schildert Adam Krzemiński aus polnischer Sicht, weswegen der Autor auch auf die deutsche Besatzung in Polen zwischen 1939 und 1945 eingeht und die Akzente doch anders setzt als eigentlich erwartet: Die deutlich polozentrische Ausrichtung lässt das jüdische Element etwas zu stark in den Hintergrund treten. Peter Reichel hat sich mit Auschwitz auseinandergesetzt und bezieht abschließend stark polemisch Stellung in der Diskussion um das zentrale Mahnmal zum Holocaust in Berlin: „In

einem Akt der Selbstentsühnung haben sich die Nachkommen der Verfolger in eine ‚Klagemeute‘ (E. Canetti) verwandelt, die sich das Trauermal auch noch von einem jüdischen Architekten bauen lässt“ (Bd. 1, S. 617).

Gustav Seibt bietet zum Brandenburger Tor einen der besten Essays des gesamten Werkes. Vorbildlich kann der Autor die verschiedenen Erinnerungsschichten herausarbeiten, er vermittelt die Wirkungen, die sich mit diesem Tor verbinden – ob nun Symbol monarchisch-wilhelminischer Größe, nationalsozialistischer „Überbietungsästhetik“ (Bd. 2, S. 80) oder Menetekel der deutschen Teilung und späteren Einheit. Und so schließt sich der Kreis zu Auschwitz, wenn Seibt am Ende einen Alternativvorschlag zum Holocaust-Mahnmal aufgreift: „(...) von einer Säule des Brandenburger Tors den Verputz abzunehmen und das Ziegelmauerwerk darunter frei zu lassen – also eine Verletzung am wichtigsten Monument der deutschen Nation vorzunehmen, zum Zeichen dafür, dass das größte Verbrechen der Geschichte auch dem Volk der Täter einen irreparablen, den Kern seiner Kultur berührenden Schaden zugefügt hat“ (Bd. 2, S. 85).

Die Sektion ‚Freiheit‘ bietet mit dem Beitrag von Dominik Geppert zur Freiheitsglocke im Schöneberger Rathaus die Darstellung eines ‚gescheiterten‘ Erinnerungsorts, der nicht den Weg in das nationale Gedächtnis fand. Auch Helmut Zwahrs erfrischende Darstellung „Wir sind das Volk“ darf nicht unerwähnt bleiben, wobei sich allerdings die Frage stellt, ob dieser Beitrag nicht besser in der Sektion ‚Revolution‘ unterzubringen gewesen wäre.

Im Themenbereich ‚Disziplin‘ ist auf den Erinnerungsort ‚Pickelhaube‘ hinzuweisen, der von Jakob Vogel in anregender Weise präsentiert wird. Das Thema zeigt auch eine der Stärken der Konzeption der Bände, die darin liegt, oft unvermutete Erinnerungsorte in das Werk mit aufzunehmen. Seltsam unentschlossen bleibt dagegen der Beitrag von Bernd Ulrich zu Stalingrad, der zwischen der Deskription der Schlacht und ihrer Rezeption nach 1945 kein ausgewogenes Maß findet. Der ‚Krieg von unten‘, d.h. der grausame Tod russischer und deutscher Soldaten findet dabei nur in Andeutungen statt, sodass zum wiederholten Male das Sterben an der Wolga eher vom Feldherrnhügel als vom Schützenloch aus porträtiert wird.

Doch nicht nur neuzeitliche Themen bieten ein Fundament für gelungene Darstellungen, wie Dirk Schümer zur Hanse beweist. Einer der größten Mythen der Bundesrepublik, die D-Mark, darf in der Sektion ‚Leistung‘ natürlich nicht fehlen: Harold James entledigt sich seiner Aufgabe in einem sachlich-kritischen Bericht, der die Erfolgsge-



schichte bilanzierend vorstellt. Zum Thema Bundesliga, das bereits angesprochen wurde, sei noch angefügt, dass Gunter Gebauer in seiner unkritischen Laudatio leider versäumt, auf die Affinitäten des DFB zu den braunen Machthabern auch nur mit einem Wort hinzuweisen. Obwohl er kurz auf die ‚Helden von Bern‘ eingeht, wäre es wohl sinnvoller gewesen, statt der Bundesliga dem Gewinn der Weltmeisterschaft 1954 einen Artikel „Bern – Wankdorfstadion“ zu widmen, denn hierbei handelt es sich um einen Erinnerungsort, der in der Geschichte der frühen Bundesrepublik eine besondere Wirkungsmacht entfaltete.

Im Bereich ‚Recht‘ fällt die Bilanz äußerst zwiespältig aus: Thomas Lindenberger zu ‚Ruhe und Ordnung‘, Michael Stolleis zu den ‚furchtbaren Juristen‘ und mit Abstrichen Sandrine Klott zum Sozialstaat zeigen sich ihren Themen gewachsen. Dagegen fehlt es an der nötigen kritischen Distanz zum Gegenstand beim Bürgerlichen Gesetzbuch; die Frage, wie das BGB auch unter der deutschen Diktatur ‚funktionieren‘ konnte, wird nicht einmal gestellt. Die politisch-juristische Sozialisation der furchtbaren Juristen, die Stolleis so erschreckend überzeugend vorstellt, ficht den Glauben an das BGB offenbar nicht an. Ähnlich positiv stellt Gerd Roelecke das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe vor. Das immer wieder (partei)politisch urteilende Gericht, dem seit Jahrzehnten immer mehr an politischer Macht wächst, ist bei allen Verdiensten nicht nur als unumschränkt positiver Erinnerungsort zu charakterisieren, wie der Autor meint. Und dass allein juristischer Sachverstand für die Berufung zum Verfassungsrichter ausschlaggebend sei, darf man in einer derart ausdifferenziert funktionierenden Parteiendemokratie wie der Bundesrepublik und bei den bekannten parteipolitischen Affinitäten der einzelnen Richter und der beiden Senate getrost ins Reich der Fabel verweisen. Die längst fällige Diskussion, inwieweit ‚Karlsruhe‘ Politikersatz betreibt bzw. durch Verfassungsklagen dazu gezwungen wird, hätte in der Darstellung nicht fehlen dürfen.

Ähnlich zerrissen wie das Leben von Heinrich Heine liest sich die Biographie Marlene Dietrichs, auch sie in beständiger Auseinandersetzung mit ihrer Herkunft. Dass die Dietrich für ‚Die Moderne‘ steht, ist zweifellos eine richtige Zuordnung, repräsentiert ihre Karriere doch ähnlich wie das Bauhaus die Umbruchphase der Weimarer Republik, den eigentlichen deutschen Schritt ins 20. Jahrhundert.

Der dritte Band beginnt mit der Sektion ‚Bildung‘, in der sich u.a. die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Brüder Humboldt und Albert Einstein wiederfinden. Uwe Puschner hat sich des Duden angenommen, ohne auf die aktuellen Entwicklungen (Rechtschreibreform) ein-

zugehen und auf das kommerzielle Interesse des Duden-Verlages oder die Reglementierungswut einer selbstgefälligen Bürokratie und Politik hinzuweisen. In diesem Falle wäre ein abschließender aktueller Bezug mehr als wichtig gewesen.

Das in andere Sprachen nicht übersetzbare Wort ‚Gemüt‘ steht als Überbegriff für Beiträge wie Karl May, den Struwwelpeter, den Schläger, aber auch für eher traditionell mit dem Begriff in Verbindung zu bringende Themen (Weihnachten, Deutscher Wald). Die Sektion überzeugt vor allem durch die durchgehend interessanten und anregenden Beiträge, sodass es schwer fällt, einen einzigen hervorzuheben.

Dagegen sind unter dem Stichwort ‚Glaube und Bekenntnis‘ zwei Aufsätze zu erwähnen, die nicht zufällig von 1945 erloschenen Erinnerungsorten handeln. Gerd Krumeich behandelt mit Langemarck einen der am meisten missbrauchten Mythen der neueren deutschen Geschichte, der als Symbol eines nationalen Opfergangs bewusst initiiert und kreiert wurde. Der Tod junger deutscher Freiwilliger mit dem Deutschlandlied auf den Lippen (so die Legende) wurde zum heroischen Gegenbild zum „Maschinenkrieg“ (Bd. 3, S. 301) stilisiert und entfaltete seine Wirkung keineswegs zufällig in der deutschen Niederlage ab 1918. So wurde ein Ereignis zum nationalen ‚Vermächtnis‘, das man treffender als ‚Kindermord von Ypern‘ bezeichnen kann. Sabine Behrenbeck untersucht die Geschichte des Wortes „Heil“ und zeigt die Erlösungssymbolik, derer sich der Nationalsozialismus mit seiner Grußformel bediente, vor ihrem historischen Hintergrund auf. Eine derartige kritische Distanz zu autoritär-diktatorischen Symbolen hätte man sich auch von Albrecht Döhnert zur Jugendweihe in der DDR gewünscht: ebensowenig wie das ‚Heil‘ eine Erfindung der Nationalsozialisten war, konnte die SED das Patent der Jugendweihe für sich beanspruchen. Erstaunlich bleibt, dass die postsozialistische Jugendweihe, der der Autor mit wohlwollenden Worten und in umfangreicher Darstellung eine weitere Zukunft verheißt, trotz der historischen Belastung weiterhin auf eine gewisse Akzeptanz stößt: Vielleicht war sie als „Kampfinstrument der SED-Kirchenpolitik“ (Bd. 3, S. 353) weit erfolgreicher, als viele heute annehmen.

Neben ‚Gemüt‘ ist ‚Heimat‘ ein typisch deutscher Begriff, der emotional aufgeladen ist. Die Britin Anna Bramwell liefert zum Thema ‚Blut und Boden‘ den herausragenden Beitrag, weil sie nicht auf ausgetretenen Rezeptionspfaden wandert, sondern – quer zum mainstream – den antikapitalistischen Duktus, der in ‚Blut und Boden‘ mitschwingt, zumindest im Bereich der naturnahen Landwirtschaft (‚Boden‘) im politischen Milieu der Grünen wiederfindet. Quasi ‚ent-

nazifiziert‘ und um die Ingredienz ‚Blut‘ vermindert, kann die Autorin in der Tat frappierende Analogien aufzeigen: ein provokantes Essay, das dem Thema neue Aspekte abgewinnt. Warum Olaf B. Raders gelungenener Beitrag ‚Dresden‘ in diese Sektion eingeordnet wurde, bleibt allerdings unverständlich.

Katja Czarnowskis ‚Loreley‘ (in der Sektion ‚Romantik‘) zählt mit den immer hintersinnigen Formulierungen und dem ironischen Stil zu den besten Aufsätzen des gesamten Werkes. Die berückende Schöne auf dem Rheinfelsen, übrigens keineswegs Gegenstand einer tradierten Volkssage, sondern ein Geschöpf Clemens von Brentanos, wurde zusammen mit ‚Vater Rhein‘ nach 1870/71 germanisiert, nach 1945 zur DDR-Kombattantin des Kalten Krieges („Go home, Ami! Ami go home! Spalte für den Frieden dein Atom. Sag: Good bye dem Vater Rhein. Rühr‘ nicht an sein Töchterlein. Loreley – solange du singst, wird Deutschland sein.“ – Bd. 3, S. 498) und schließlich zum Beispiel von Kitschkultur. Doch bewies die Dame gegen solche Inanspruchnahmen immer Widerstandskraft, sodass die Autorin am Ende ihres Essay resümieren kann: „Gewiß mag sie auch heute noch ein mehr oder weniger stereotypes Deutschland-Bild, jenes Klischee von romantischer Schwärmerie und Innerlichkeit repräsentieren, doch als solches ist es längst entlarvt. Die ‚deutscheste Jungfrau‘ hat sich, ungeachtet deutschümelnder Tönungen, zur Weltbürgerin, zum Weltkulturgut gewandelt, und so wird sie im Gedächtnis weiterleben, lockende, lockige Loreley“ (Bd. 3, S. 502).

Den letzten gewichtigen Akzent setzen die ‚Identitäten‘, bei denen der Bogen von der ‚Germania‘ des Tacitus und Arminius über Faust und Friedrich den Großen bis zu deutschen Vornamen und der Nationalhymne reicht. Der letzte Beitrag, und damit durchbrechen die Herausgeber ihr Prinzip, innerhalb der jeweiligen Oberbegriffe die Aufsätze chronologisch anzuordnen, ist Beethovens Neunter Symphonie gewidmet, womit symbolisch die deutsche Geschichte in ihren europäischen Bezügen aufgeht.

Eben bei den ‚Identitäten‘ hätte man von den Autoren mehr erwartet als eine reine Rezeptionsgeschichte, doch wird diese Hoffnung leider enttäuscht. So schildert Michael Werner zwar die Überlieferung des Textes der ‚Germania‘ und die Frage der Glaubwürdigkeit der Darstellung, doch die eigentlich entscheidende Frage stellt er nicht: warum die Germania überhaupt geschrieben wurde? Wir wissen bis heute nicht, weswegen Publius Cornelius Tacitus sich mit den Germanen und ihren Sitten beschäftigte. Werner vertritt die altbekannte These, der Römer habe seine Landsleute aufrütteln und vor dem Bild

des hehren und ‚reinen‘ Naturvolks die Dekadenz des Imperium Romanum geißeln wollen; eine Interpretation, die allein schon deshalb zweifelhaft ist, weil Barbaren (die die Germanen ja nun eindeutig waren) für das römische Publikum wohl nur schwerlich als Spiegel der eigenen Verderbtheit fungieren konnten. Die vermeintliche moralisch-sittliche Überlegenheit der Germanen deutet ja bereits auf eine Genese der These aus deutsch-nationalem Milieu hin, in dessen Klima die Germania zum rassistischen Nationalepos stilisiert wurde.

Tacitus ist, zusammen mit Velleius Paterculus und Cassius Dio, auch der *spiritus rector* des germanisch-deutschen Nationalhelden, dessen Mythos die deutsche Nationalgeschichte durchzieht: der ehemalige Söldner, der seine Arbeitgeber in eine heimtückische Falle lockt und bis auf den letzten Mann niedermetzeln lässt, ist uns ebenfalls vor allem durch den römischen Geschichtsschreiber bekannt. Wie aus dem Söldner und Kollaborateur Arminius Hermann der edle Cherusker wurde, ist in der Tat eine deutsche Geschichte. Doch verharret Werner M. Doyé zu sehr in bloßer Rezeptionsgeschichte, dabei bot der Sieger vom Teutoburger Wald nicht nur Identifikationspunkte für den deutschen Nationalismus, sondern auch für den real existierenden Sozialismus deutscher Prägung, der den Ausgang der Varusschlacht flugs als Beweis der Überlegenheit einer Gesellschaft mit ‚urkommunistischen Eigentumsverhältnissen‘ über einen imperialistischen Sklavenhalterstaat interpretierte (Bd. 3, S. 601 f.).

Pierre Nora, Vater der französischen ‚*lieux des memoires*‘, weist in seinem Nachwort eindringlich auf den völlig anderen Umgang mit der eigenen Geschichte in Frankreich und Deutschland hin (Bd. 3, S. 681: „Das Verhältnis der Deutschen zur ‚Nation‘ war immer schon schwierig, unsicher und schmerzlich.“), doch sieht er im Konzept der Erinnerungsorte auch einen „Hebel zur Erneuerung der nationalen Geschichtsschreibung“ (Bd. 3, S. 681). Das ist vielleicht etwas zu hoch gegriffen, denn einen archimedischen Punkt stellen die Erinnerungsorte nicht dar, wohl aber eine beeindruckende Sammlung deutscher Geschichten, die in ihrer Gesamtschau zur deutschen Geschichte werden, und dem Leser in ihrer Vielfalt und Gegensätzlichkeit weit mehr vermitteln, als eine klassisch geschriebene deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts vermag. Denn die Anziehungskraft der Bände liegt in ihren „freie[n] Assoziationen und Querverweise[n]“, den „Widerspiegelungen und Brechungen“ (Bd. 1, S. 20). Pierre Nora spricht in diesem Zusammenhang in den französischen Erinnerungsorten von Kreuzungen: „Des lieux-carrefour donc, traversés de dimensions multiples. Dimension historiographique, toujours présen-

te, puisque histoire de l'histoire, ils sont la matière dont se construit l'histoire, histoire de ses instruments, de sa production et de ses procédures.“<sup>2</sup>

Am Beginn des 21. Jahrhunderts liegt mit diesem Werk ein anregendes, kritisches und nachdenklich machendes Lesebuch zur deutschen Geschichte vor. Das Schlusswort bleibt Heinrich Heine vorbehalten: „Der deutsche Donner (...) kommt etwas langsam dahengerollt, aber kommen wird er, und wenn ihr es einst krachen hört, wie es noch nie in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht“ (Bd. 1, S. 174). Diese Prophezeiung des Dichters, so weiß der Leser spätestens nach der Lektüre der deutschen Erinnerungsorte, hat sich leider erfüllt.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Metropolen und Kulturtransfer im 15./16. Jahrhundert. Prag – Krakau – Danzig – Wien, hrsg. v. Andrea Langer u. Georg Michels. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2001, 277 S., 72 Abbildungen (Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa. 12).**

Das anzuzeigende Buch versammelt Aufsätze, die aus zwei Kolloquien des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. in Leipzig hervorgegangen sind. Die Kolloquien hatten es sich zur Aufgabe gemacht, die Beziehungen zwischen den großen Städten Ostmitteleuropas zu untersuchen und besonders ihre Rolle im „Kulturtransfer“ genauer zu erforschen.

Die Reihe der Aufsätze beginnt mit einer grundlegenden, und zwar begriffsgeschichtlichen, Klärung des Begriffs „Kulturtransfer“ durch Matthias Middell. Wie er herausstellt, wurde der Begriff im deutsch-französischen Forschungskontext geprägt und erwies sich aus zwei Gründen als notwendig: einmal, weil die Erforschung der (materiellen, verkehrstechnischen und geistigen) Beziehungen zwischen als unterschiedlich gedachten „Kulturen“ erwiesen hatte, dass diese Beziehungen zu vielfältigen Vermischungs- und Angleichungsprozessen führen;

---

<sup>2</sup> Ebenda, Bd. 1, S. VII.

zum anderen, weil sich herausstellte, dass Art und Stärke des kulturellen Einflusses nicht nur von der Absicht und dem Einsatz der „Ausgangskultur“ abhängen, sondern auch von den spezifischen Bedürfnissen der „aufnehmenden Kultur“. Dieser Erkenntnisse wegen musste schließlich die ältere Vorstellung von einem systematischen „Vergleich“ von „Kulturen“, die als unterschiedene, aber beziehungslose Einheiten erscheinen, zugunsten einer neuen Konzeption aufgegeben werden, bei der im „Vergleich“ die Beziehungen zwischen den Kulturen und mögliche Vermischungs- und Übernahmeprozesse immer schon mitgedacht werden müssen. Auch ergab sich – was vielleicht für die Frühneuzeitforschung von besonderer Bedeutung ist –, dass „Beziehungen“ nicht nur die zwischen geografischen Nachbarn sein müssen. Geografisch entfernte Räume können, auch und gerade in der Frühen Neuzeit, durchaus „kulturell nahe“ sein, während man dem unmittelbaren geografischen Nachbarn fremd bleibt. Abschließend nennt Middell einige Methoden der Beziehungsforschung, die sich als fruchtbar erwiesen haben, z.B. die biografisch-prosopografische oder die Methode der Buch- und Übersetzungsforschung, ohne jedoch vorauszusetzen, dass sich beim derzeitigen Forschungsstand ein vollständiger Überblick über die Methoden der Beziehungsforschung geben ließe.

Die weiteren Aufsätze des Bandes sind thematisch ausgerichtet und wollen in mehrfacher Hinsicht sowohl Forschungslücken schließen als auch neue Anregungen vermitteln. Einmal soll das „Transfer“-Konzept auf Ostmitteleuropa übertragen und dabei auf seine Brauchbarkeit geprüft werden. Zum anderen gehen zumindest einige Aufsätze thematisch über die bis jetzt sehr textorientierte Kulturtransferforschung hinaus. Dennoch bilden Aufsätze zu Themen aus der Schriftkultur im weitesten Sinne den ersten, wenn auch nicht „übergewichtigen“ Schwerpunkt des Bandes. Der Aufsatz von Krzysztof Baczkowski, „Humanismus in Krakau und Wien“, bietet noch am ehesten einen traditionellen „Vergleich“, was aber nicht an der Methode, sondern an den geschilderten Sachverhalten liegt. Denn trotz intensiver Beziehungen der beiden Bildungseinrichtungen, der Wiener Universität und der Krakauer Akademie, standen sie doch in völlig verschiedenen Kulturkontexten. Während in Krakau Akademie und Hof zwei voneinander geschiedene eigenständige Zentren des Humanismus bildeten, wurde die Wiener Universität vom Hof unterstützt und gefördert. Ähnlich grundlegende Unterschiede, die durch unterschiedliche Kontexte bedingt waren, sieht Karen Lambrecht zwischen den Buchdruckproduktionen in Krakau und Prag. In Krakau gaben

vor allem Kirche, Universität und Hof den Buchdruckereien Aufträge, wodurch die Buchproduktion stark wissenschaftlich und theologisch geprägt wurde. In Prag dagegen spielte die Kirche als Auftraggeberin eine geringere Rolle, der Buchdruck diente hauptsächlich den Informationsbedürfnissen von Adel und Bürgertum aus Stadt und Region. Daher waren dort Übersetzungen in die böhmische Sprache häufig, aber auch Flugschriften, die der politischen Information dienten. In beiden Druckorten erschienen zahlreiche „Vokabularien“, was auf die Vielsprachigkeit der Metropolen hinweist und zeigt, wie alltäglich gerade in den ostmitteleuropäischen Zentren die Begegnung und Verständigung mit Menschen fremder Sprache gewesen sein muss.

Arno Strohmeier widmet sich einem im Wortsinne merk-würdigen und vernachlässigten Forschungsgebiet, der Hofhistoriografie als Vermittlerin von Geschichtsbildern, die ihrerseits wiederum der Integration der werdenden Staaten der Frühen Neuzeit dienen sollten. Wie die Vermittlung solcher Geschichtsbilder vor sich gehen konnte, illustriert Strohmeier an zwei Wiener Beispielen. Der 1514 in Wien geborene Wolfgang Lazius brachte ein humanistisch geprägtes Geschichtsverständnis an den Hof Ferdinands I., wo er seit 1548 Hofhistoriograf war. In seiner Ausbildung hatte Lazius internationale Kontakte geknüpft und verschiedene kulturelle Einflüsse verarbeitet, die nun für sein Werk fruchtbar wurden. Spezifisch humanistisch waren Lazius' Interesse für die Alte Geschichte, aber auch eine „quellenkritische“ Sicht auf die Geschichte Österreichs, wofür er Archiv- und Bibliotheksstudien betrieb und geografische und historische Informationen in der Darstellung zu verbinden suchte. Auch sein Nachfolger Johannes Sambucus vermittelte humanistische Einflüsse an den Wiener Hof, vor allem als Sammler von Handschriften und Münzen, was mit den Interessen der Habsburger übereinstimmte. In seiner Geschichtsschreibung suchte Sambucus einen neuartigen „Patriotismus“ aufzurichten, der sich auf das gesamte Habsburgerreich beziehen sollte – und deshalb wohl zumindest für die Eliten als Integrationsmittel taugte.

Systemen des Kulturkontakts widmen sich die nächsten beiden Aufsätze, nämlich von Jan Pirożyński über „Die Stellung der polnischen Metropolen im europäischen Nachrichtenverkehr“ und von Heidemarie Petersen über „Jüdische Ärzte am Krakauer Hof“ des 16. Jahrhunderts. Pirożyński betont zwar, dass die Kultur Polens im 16. Jahrhundert stärker mündlich geprägt war als die weiter im Westen, dass es, bedingt durch die wenig krisenhafte politische Lage, illustrierte Flugblätter vor 1572 fast gar nicht gab und auch Beispiele für eine

gezielte „Propagandapolitik“ erst aus der Zeit des Interregnums bekannt sind. Dennoch wurden Nachrichten aus Polen auch nach West- und Südeuropa vermittelt. Gedruckte „Neue Zeitungen“ gab es wenige, und sie beschäftigten sich meist mit krisenhaften Ereignissen wie der Auseinandersetzung Danzigs mit König Stefan Báthory 1577 – hinzuzufügen ist, dass diese Druck-Erzeugnisse oft nicht der einfachen Information, sondern der politischen Publizistik zuzurechnen sind, wofür der Verfasser Beispiele antipolnischer Tendenz zitiert. Doch „geschriebene Zeitungen“ (die in der Frühen Neuzeit meist reine Informationsmedien waren) stellen den Hauptteil der Medien, in denen Nachrichten über Polen auftauchten. Heidemarie Petersen rekonstruiert den Kulturkontakt zwischen sephardischem und polnischem Judentum anhand der persönlichen Verbindungen jüdischer sephardischer Ärzte am Krakauer Hof. Sie schildert die erfolgreiche Eingliederung der jüdischen Ärzte und ihren Einfluss auf die Bildungsbemühungen polnischer Juden.

Zwischen der traditionell schriftkulturellen Ausrichtung der Geschichtswissenschaft und eher interdisziplinären kunst- und sozialhistorischen Fragestellungen steht der Aufsatz von Karl Vocelka, der „Höfische Feste als Phänomene sozialer Integration und internationaler Kommunikation“ untersucht. Anhand von Festbeschreibungen weist er nach, dass höfische Feste nicht nur, wie man erwarten sollte, der Integration der lokalen Eliten dienen. Vielmehr fanden sich auch Mitglieder des niederen Adels unter den Festgästen. Glücks- und Geschicklichkeitsspiele richteten sich auch an „das Volk“, einige von ihnen haben sich, zum Teil abgewandelt, bis heute als Kinderspiele erhalten, sind also aus dem höfischen Kontext „ausgewandert“. Handwerker, Gastwirte und die Bauern des Umlandes konnten in die Vorbereitung und Organisation des Festes einbezogen sein – und daran verdienen. Festbeschreibungen in gedruckter Form vermittelten das Festprogramm an eine nationale und internationale Leserschaft weiter. Komplizierte Allegorien waren, wie Vocelka vermutet, wohl nicht einmal allen Adeligen völlig verständlich. Beachtenswert aber scheint, dass die Vorstellung vom Herrscher als Sonne schon auf einer Ehrenpforte Kaiser Maximilians I. auftaucht, dort wahrscheinlich von antiken Vorbildern inspiriert.

Die zweite Gruppe von Aufsätzen, die sich zu einem Schwerpunkt zusammenfassen lassen, befasst sich mit der „Transfer“-Wirkung der bildenden Künste, besonders der Architektur. Dass die manieristische Kunst der zweiten Jahrhunderthälfte im Mittelpunkt des Interesses steht, ist wahrscheinlich kein Zufall. Bei der Untersuchung der



„künstlerischen“ Beziehungen wird besonders deutlich, dass Kontakte auch zwischen weit entfernten geografischen Räumen bestehen können, sofern nur eine kulturelle Nähe vorhanden ist oder angenommen wird. Dafür bietet der Aufsatz von Arnold Bartetzky zur manieristischen Architektur in Danzig ein instruktives Beispiel. Nach Ansicht Bartetzky's können die Faktoren, die bisher in der Forschung als „Ursachen“ für die intensive Rezeption niederländischer Modelle genannt wurden (druckgrafische Muster, Mobilität der Bauleute), diese Rezeption nicht vollständig erklären. Hinzukommen muss ein politisch-geistiges Moment: Magistrat und Patriziat nahmen als Bauherren niederländische Vorbilder auf, weil sie sich, als Oberschicht einer Stadt, die ihre „Freiheit“ gegenüber dem Königtum zu behaupten und zu inszenieren suchte, mit dem Kampf der Niederländer um ihre Unabhängigkeit von Spanien verbunden fühlten.

Andrea Langer widmet sich in ihrem Aufsatz dem „Einfluss Elisabeths von Habsburg (1436/37–1505)“ auf die Kunst am jagiellonischen Hof in Krakau. An erster Stelle nennt Langer die Stiftung zweier Grabkapellen durch Elisabeth. Das Bauprogramm dieser Kapellen stellt einen spezifischen jagiellonischen Herrschaftsanspruch heraus, dem sich Elisabeth offenbar einfügte. Auch als Auftraggeberin und Stifterin weiterer Kunstwerke wird sie identifiziert. Als Resultat eines Kulturtransfers besonderer Art kann man ihren lateinischen Fürstenspiegel ansehen, der von ihrer persönlichen Erfahrung geprägt ist, aber auch in der humanistischen Tradition steht, die sie in ihrer Jugend am Hof in Wiener Neustadt kennen gelernt hatte.

Maria Dmitrieva-Einhorn legt in ihrem Aufsatz neue Forschungen zu „Fassadendekorationen in Böhmen“ vor. Die neuen Techniken der Fassadendekoration (Chiaroscuro, Sgraffitto) kamen aus Italien und wurden in Böhmen auch durch italienische Meister vermittelt, was vermutlich daran lag, dass die adligen Auftraggeber selbst intensive Beziehungen zu Italien pflegten. Residenz und Adelspaläste in Prag wurden ab Mitte des 16. Jahrhunderts von künstlerisch hoch befähigten Meistern ausgeschmückt. Der Stil verbreitete sich, indem die italienischen Baumeister auch Aufträge außerhalb Prags annahmen. In Südböhmen entstanden Bürgerhäuser mit Sgraffittodekoration – wie die Technik dorthin gelangt ist, wird allerdings nicht gesagt. Die dritte Phase der „Einbürgerung“ der Sgraffittotechnik ist die rudolfinsche Zeit. In dieser Epoche wurde das italienische Stilvorbild allmählich vom niederländischen abgelöst. Kennzeichnend für diesen eher manieristischen Stil ist das „Ignorieren der architektonischen Rahmung“, so Dmitrieva-Einhorn.

Der abschließende Aufsatz von Jacek Tylicki über Manierismusrezeption in mehreren ostmitteleuropäischen Städten bietet ein Beispiel eines „mehrpolygonen“ Vergleichs, wie es die Kulturtransferforschung fordert, und zugleich einen weiteren Beleg dafür, in welcher Weise verschiedene Faktoren kultureller Nähe die Rezeptionsprozesse beeinflussen. Deutlich wird gezeigt, dass Breslau den Manierismus aus dem rudolfinischen Prag aufnahm, während die Städte Danzig und Elbing sich eher niederländischen Impulsen öffneten, die ihnen durch niederländische Glaubensflüchtlinge vermittelt wurden. In Königsberg dagegen setzte sich der Manierismus im 16. Jahrhundert nicht durch, da der Herzogshof wenig Interesse für Malerei zeigte und die Künstler sich zudem noch eher dem Stilideal der deutschen Renaissancemalerei im Sinne Dürers und Cranachs verpflichtet fühlten.

Das Buch wird durch ein Orts- und ein Personenregister (geordnet nach deutschen bzw. lateinischen Stichworten mit Verweisen bei der Schreibung in den jeweiligen Landessprachen) erschlossen. Im Abbildungsteil vermitteln besonders die Architekturfotografien zu den Aufsätzen von Dmitrieva-Einhorn und Bartetzky auch dem Laien einen guten Eindruck von den Stilen und Stileinflüssen, um die es in den Darstellungen geht. Die Gesamtheit der Aufsätze macht deutlich, dass das Konzept des „Kulturtransfers“ sich auf ostmitteleuropäische Verhältnisse durchaus anwenden lässt, zuweilen mit Erkenntnisgewinn für die Erforschung kultureller Überlagerungsprozesse, dass es gelegentlich aber auch scheitert, weil „Kulturen“ sich dort als unterschiedlich und unverbunden erweisen.

Esther-Beate Körber, Berlin

**Hansestadt. Residenz. Industriestandort. Beiträge der 7. Tagung des Arbeitskreises deutscher und polnischer Kunsthistoriker in Oldenburg, 27.–30. September 2000, hrsg. v. Beate Störtkuhl. München: R. Oldenbourg Verlag 2002, 415 S., Abb. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa. 19).**

Auch wenn sich der Leser eigentlich weder für Hansestädte oder Residenzen noch für Industriestandorte, aber für Kunst, Architektur und/oder Denkmalpflege in den heute östlich Deutschlands gelegenen

Gebieten – dessen Bestand in der Einleitung ausdrücklich als „gemeinsames Kulturerbe von Polen und Deutschen“ deklariert wird – interessiert, wird er in dem hier zu besprechenden Tagungsband und seinen 21 ausführlichen, mit einer englischen Ausnahme in deutscher Sprache wiedergegebenen und außerordentlich vielfältige Themen behandelnden Beiträgen vieles finden, was unbedingt lesens- und vielfach nachdenkenswert ist. Dass die gedruckten Dokumentationen der Tagungen, nur die der Jahre 1998 und 1999 wurden nicht publiziert, doch künftig in beiden Sprachen, also deutsch und polnisch, erfolgen sollten – ein Gedanke, der durchaus naheliegend ist –, regt übrigens einer der Autoren, Jan Wrabec, in der ersten Anmerkung zu seinem Beitrag an und macht damit auf ein offensichtliches Desiderat aufmerksam. Denn 21 der insgesamt 33 Autoren haben polnische und nur die übrigen zwölf Autoren deutsche Adressen.

Ausgesprochen ärgerlich – wohl am meisten für die Herausgeberin und den Verlag – ist der Umstand, dass vielfach die Titel der Beiträge im Inhaltsverzeichnis nicht mit den tatsächlichen Titeln – und Inhalten! – der Beiträge übereinstimmen. In den meisten Fällen ließe sich das als verzeihlicher Schönheitsfehler abtun, wären da nicht solche gravierenden Differenzen wie beim Beitrag von Maria Andrzejewska. Verhiess der Beitrag im Inhaltsverzeichnis: „Dokumentation der Herrenhäuser und Vorwerke auf dem Gebiet der Republik Polen“ und machte die Rezensentin besonders neugierig, da sie sich seit langem mit der Inventarisierung von Herrenhäusern beschäftigt, wird dann tatsächlich aber über „Die Dokumentation von Vorwerksanlagen und Objekte der Lebensmittelverarbeitung auf dem Gebiet Polens“ berichtet. Dieser Umstand deutet auf den leider immer weiter verbreiteten Umstand, der bei Tagungsbänden und auch Dissertationen immer offenkundiger wird: Das klassische Lektorat ist am Aussterben.

Doch nach so viel Vorrede nun zum Inhalt des zu besprechenden Bandes: Außer den drei namensgebenden Themenkreisen der Tagung und damit des Tagungsbandes gibt es noch das vierte Hauptkapitel „Geschichte der Denkmalpflege“ und die unter der summarischen Überschrift „Informationsbörse“ zusammengefassten zehn Kurzbeiträge, in denen zumeist über begonnene Projekte, aber auch über Sammlungsbestände berichtet wird, die ebenfalls eine Fülle unterschiedlichster Informationen bieten.

Den umfangreichsten Komplex des Bandes stellt mit neun Beiträgen das Kapitel „Hansestadt“ dar und zeigt bereits repräsentativ für den gesamten Band, wie wenig homogen die behandelten Themen sind; hier reichen sie von der „Kunst der Hanse als Katalogkunst. Produkt-

ästhetische Überlegungen zu einem alten Thema“ (Andreas Köstler) über „Die Goldschmiedekunst in Norddeutschland und im ehemaligen Ordensland. Überlegungen zur Frage ‚Gibt es einen hanseatischen Stil‘“ (Michał Woźniak), über „Lübeck, Elbing und Braunsberg – Vergleichende Betrachtungen zur mittelalterlichen Sakralarchitektur“ (Christofer Herrmann), und „The Role of Elbing as a Carrier of Franconian Patterns to Former Prussia“ (Małgorzata Kierkus-Prus), über „Protestantische Epitaphien in pommerschen Hansestädten im 16. und 17. Jahrhundert: Stettin, Greifswald und Stralsund“ (Marcin Wislocki), und die Frage: „Gab es in der Frühen Neuzeit eine städtische Ikonographie? Die Bildprogramme der Rathäuser in Bremen und Danzig im Vergleich“ (Arnold Bartetzky), über „Das Bild der Stadt Stettin im Spiegel von Politik, Wirtschaft und Kultur“ (Ewa Gwiazdowska), über den „Komplex der Hakenterrassen in Stettin – denkmalpflegerische Probleme“ (Małgorzata Jankowska) bis zum „Stettiner Regierungsgebäude als Beispiel des Historismus in der spätwilhelminischen Architektur“ (Rafał Makafa).

Sieben Beiträge umfasst das zweite Hauptkapitel „Residenz“, dessen Titel sehr breit gestreute Beiträge zulässt. Als hoffentlichen Auftakt für eine systematische Erforschung der Stadtentwicklung versteht Henryk Dziurla seinen Beitrag: „Der außergewöhnliche historische Raum der Breslauer Altstadt“. Der neuzeitlichen Blütezeit der Residenzstädte wenden sich drei Beiträge zu, Jan Wrabec mit „Barocke Raumordnungen am Beispiel einiger Residenzstädte in der ehemaligen Grenzregion zwischen Schlesien und Polen“, Jerzy Gorzelyk mit: „Oberglögaу – eine oberschlesische Residenzstadt im Zeitalter des Barock“ und Christine Morsbach mit: „Wolfgang Heimbach – Oldenburgischer Hofmaler des Barock“. Thematisiert werden außerdem „Die oberschlesischen Residenzen in den Jahren 1850–1914“ (Irma Kozina), „Repräsentation und Privatsphäre. Zur Ikonographie des Schloßquartiers in Posen“ (Hanna Grzeszczuk-Brendel) und die „Residenzen und Herrenhäuser im Südwesten Großpolens“ (Aleksander Starzyński).

Industriestandorte gehören eigentlich nicht zu den traditionellen Themen der Kunstgeschichte, umso bemerkenswerter, dass im gleichnamigen dritten Hauptkapitel dazu drei Beiträge dieser von Kunsthistorikern veranstalteten Tagung wiedergegeben werden: „Die Revalorisierung der Lodzer Fabriken“ (Jan Salm), „Das Waldenburger Industriegebiet – Aufgaben und Möglichkeiten der Denkmalpflege“ (Janusz L. Dobesz) und „Zuckerfabriken in Niederschlesien – Fragen der Dokumentation und Erhaltung von Industriedenkmalern“ (Andrzej Wilk). Übrigens ließe sich der in der deutschen Denkmalpfleger-

sprache ungebräuchliche Begriff „Revalorisierung“ im Sinne der wirtschaftlichen Aufwertung am besten mit dem hierzulande üblichen Revitalisieren, dem Wiederbeleben, gleichsetzen.

Nur zwei Beiträge umfasst das vierte Hauptkapitel zur „Geschichte der Denkmalpflege“. Als öffentlichen Abendvortrag hielt Andrzej Tomaszewski, der im Übrigen gemeinsam mit Dethard von Winterfeld die deutsch-polnischen Kunsthistorikerbegegnungen bereits 1988 initiierte, seinen Beitrag: „Zwischen Denkmalpflege und Ideologie – Konzepte in Polen 1945–1989“, im Rahmen der Tagung berichtete Tomasz Torbus über „Die Rezeption der Renaissance im Nachkriegs-Polen – die Suche nach einem Nationalstil“.

Die Vielfalt dieser Beiträge macht deutlich, dass es nicht immer so problemlos war, sie thematisch zu ordnen, und zumindest im ersten Hauptkapitel ist das gewählte Thema nicht ganz passend. Denn weder die protestantischen Epitaphien noch die spätwilhelminische Architektur haben tatsächlich noch etwas mit den Städten der Hanse – die Betonung liegt auf Hanse – zu tun. Und hier liegt das wahrscheinlich größte Defizit des Bandes. Wie sonst bei Festschriften die traurige Normalität, sind thematisch unterschiedlichste Beiträge zusammen zwischen zwei Buchdeckel geraten, die eigentlich nichts miteinander zu tun haben. Wäre es die erste oder zweite gemeinsame Tagung deutscher und polnischer Kunsthistoriker, würde man wohlwollend über diesen Punkt hinweg sehen und sich vorrangig an der gemeinsamen Aktivität freuen können, doch bei der siebenten Tagung des Arbeitskreises hätte man sich etwas mehr inhaltliche Stringenz gewünscht. Nichts desto trotz, oder vielleicht gerade deswegen, werden viele im Band fündig werden.

Für den Denkmalpfleger bietet jedes Kapitel interessante Beiträge. So berichtet Małgorzata Jankowska im ersten Hauptkapitel, in dem über die „Hansestädte“, über die Geschichte, Restaurierung und konservatorische Probleme am Beispiel der Stettiner Hakenterrasse und tritt damit den Beweis an, dass die polnischen Denkmalpfleger und Restauratoren ihren eigenständigen, eher der Rekonstruktion verpflichteten Weg, den Andrzej Tomaszewski in seinem Beitrag eindrücklich schildert, zugunsten der in Europa noch immer als Standard anerkannten Grundsätze der Charta von Venedig verlassen haben. In knappen Sätzen beschreibt die Autorin nach einer vergleichsweise ausführlichen Abhandlung der Geschichte dieses einmaligen städtebaulichen Ensembles das restauratorische Vorgehen, eine Vorstellung der im Titel angesprochenen konservatorischen Probleme bleibt sie dem Leser schuldig.

Im zweiten Hauptkapitel – „Residenz“ – macht Aleksander Starzyński in aller Kürze, fast lakonisch, auf die denkmalpflegerisch dramatische Situation der „Residenzen und Herrenhäuser im Südwesten Großpolens“ aufmerksam, eine Situation, die der in den so genannten neuen Bundesländern durchaus nicht unähnlich ist; fehlende Finanzkraft der jetzigen Eigentümer, ungeklärte Eigentumsverhältnisse und/oder Mangel an staatlichen Fördermitteln verhindern die Restaurierung der meisten Objekte, lediglich Sicherungsarbeiten konnten verschiedentlich durchgeführt werden.

Von europäischer Aktualität sind die Beiträge im Kapitel „Industriestandort“, die mit teilweise erschreckender Deutlichkeit über den dramatischen Zustand und die wenig Hoffnung verheißende Zukunft der Industriedenkmale berichten, die in allen drei Beiträgen dieses Kapitels thematisiert werden. Denn die hier benannten Probleme bestehen nicht nur in Lodz, Waldenburg oder Niederschlesien, sondern ebenso auch im Ruhrgebiet, im Saarland oder in industriell geprägten Städten Oberfrankens und des Erzgebirges und darüber hinaus in allen europäischen Industriegebieten des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Nicht alle können wie die Völklinger Hütte im Saarland in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen werden – wobei auch dies nicht unweigerlich den denkmalgerechten Erhalt der beeindruckenden Industrieanlage bedeutet –, aber inzwischen ist das Bewusstsein dafür gewachsen, dass die frühen Industrieanlagen sozusagen die ‚Wiege des modernen Europas‘ sind. Doch dieses Bewusstsein hat im Allgemeinen und so auch im Besonderen wie den hier vorgelegten drei Beiträgen erst spät die Denkmalpfleger erreicht und deren Stärke ist die Inventarisierung und Bewertung der Denkmale; um sie zu erhalten, brauchen sie den politischen Willen des Staates und finanzkräftige Partner, an beidem scheint es – auch – im heutigen Polen zu mangeln. Die Schlusssätze der drei Beiträge des hier zu besprechenden Kapitels sind dafür der beste Beleg. Jan Salm beschließt seinen Beitrag über „Die Revalorisierung der Lodzer Fabriken“ gleich mit mehreren offenen Fragen: „Wie werden die historischen Industrieanlagen als wichtige städtebauliche Komponenten diese unsicheren stürmischen Zeiten überstehen? Eines ist sicher: Die bisher geschlossenen Lodzer Fabriken müssen ihre Tore öffnen und sich mit der Stadt verbinden. Die Frage, wie breit diese Flügel geöffnet werden sollen, oder ob man sie respektlos von außen aufbrechen wird, ist noch nicht beantwortet“ (S. 273). Den fast naiv zu nennenden Abschluss des Beitrages von Janusz L. Dobesz über „Das Waldenburger Industriegebiet – Aufgaben und Möglichkeiten der Denkmalpflege“ könnte

man auf vergleichbare Beiträge aus ganz Europa übertragen: „Droht also dem größten Teil der Waldenburger Industriedenkmäler die Vernichtung? Hoffentlich nicht!“ (S. 288). Die offensichtlich – noch? – bestehende Diskrepanz zwischen den akademischen und freien Denkmalpflegern einerseits und den amtlichen Konservatoren andererseits macht der dritte Beitrag dieses Kapitels deutlich. Andrzej Wilk versteht seinen Beitrag: „Zuckerfabriken in Niederschlesien – Fragen der Dokumentation und Erhaltung von Industriedenkmälern“ ausdrücklich als „Aufruf an die Denkmalbehörden, die noch arbeitenden wie auch die bereits stillgelegten Zuckerfabriken unter architektur- und technikgeschichtlichen Aspekten zu erforschen, zu dokumentieren und unter Schutz zu stellen“ (S. 291). Wie dramatisch die Situation für diese Bauten zu sein scheint, wird am Ende des kurzen Beitrages deutlich, wenn der Autor feststellt: „Da das Objekt nicht unter Denkmalschutz steht, wird die Firma vermutlich keine Anstrengungen zur Erhaltung der historischen Substanz unternehmen. So scheint das Urteil über das weitere Schicksal der Zuckerfabriken besiegelt zu sein“ (S. 292), um abschließend noch einmal, fast gebetsmühlenartig, die Bedeutung der Dokumentation und Erforschung dieser Denkmale zu betonen.

Im vierten Hauptkapitel zur „Geschichte der Denkmalpflege“ ist der schon angesprochene Beitrag von Andrzej Tomaszewski fast als brisant zu bezeichnen. Auf nur zwölf Seiten liefert der langjährige polnische Generalkonservator eine Geschichte der polnischen Denkmalpflege, die durchaus in die Lage versetzt, deren hierzulande guten Ruf ins Wanken zu bringen. Allerdings nur dann, wenn man den Wiederaufbau von Warschau oder Danzig noch heute als repräsentativ für die Leistungen der polnischen Restauratoren ansieht. Wie die Denkmalpflege im ersten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg in Polen, das nun völlig neue Grenzen hatte, in eine nationale Diskussion um die eigene Geschichte eingebunden wurde und für Bauten gerade zu stehen hatte, die eigentlich mit Denkmalpflege nichts zu tun haben, macht der Beitrag von Tomasz Torbus über „Die Rezeption der Renaissance im Nachkriegs-Polen – die Suche nach einem Nationalstil“ deutlich. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Verweis auf Danzig, wo man beim Wiederaufbau auf hier nie vorhanden gewesene Motive polnischer Architektur zurückgriff, und auch auf Ratibor, wo 1950–1954 anstelle bescheidener, im Krieg zerstörter Wohnhäuser monumentale „Renaissance“-Häuser errichtet wurden. Mit diesen „Phantasieprodukten“ wollte man die „künstlerische Verbindung zwischen dieser oberschlesischen Stadt und dem polnischen Kernland

(...) suggerieren“ (S. 319). Dass zu diesem Themenkomplex noch viel Forschungsarbeit zu leisten ist, ist dem Autor bewusst, er selbst bezeichnet seinen Beitrag als erste Annäherung. Dass diese Annäherung von großer Bedeutung ist und weitere Forschungen zu erhoffen sind, bleibt der Rezensentin festzustellen.

Die abschließende „Informationsbörse“ widmet sich im ersten Unterkapitel ausnahmslos der „Dokumentation und Denkmalpflege“ und stellt Projekte der Denkmalinventarisierung vor. Von drei unterschiedlichen Institutionen werden drei verschiedene Projekte vorgestellt: „Herkunft und Zukunft – Bauten jüdischen Lebens in Osteuropa. Ein Werkstattbericht zu Kalvarija/Litauen aus der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius“ (Albrecht Graf Kalnein), die „Kurzdarstellung des Projekts ‚Handbuch der Kunstdenkmäler. Schlesien‘ (Stand April 2002)“ (Christine Nielsen) und die eingangs schon erwähnte „Dokumentation von Vorwerksanlagen und Objekten der Lebensmittelverarbeitung auf dem Gebiet Polens“ (Maria Andrzejewska). Alle drei Beiträge sind für die Denkmalpflege von besonderem Interesse und lassen im Falle des Handbuches der schlesischen Kunstdenkmäler auch auf für viele hilfreiche Ergebnisse hoffen.

Die Vorstellung der „Institutionen“ macht mit sehr unterschiedlichen deutschen und polnischen Einrichtungen bekannt. Einen Studiengang stellt Uta Hengelhaupt mit ihrem Beitrag „European Cultural Heritage“ (Schutz europäischer Kulturgüter) – ein postgradualer Master-Studiengang an der Kulturwissenschaftlichen Fakultät der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt (Oder)“ vor, Johanna Brade äußert sich „Zur Konzeption des neu gegründeten Schlesischen Museums in Görlitz“, Axel Feuß zum „Museum Ostdeutsche Galerie, Regensburg“ und Stanisław Horoszko über „Die Foto- und Diapositivsammlung des Nationalmuseums Stettin“. Weniger mit einer Institution als mit einem kunsthistorischen oder auch denkmalkundlichen Problem beschäftigt sich der Beitrag von Joanna Wolańska über „Die ‚Bamberger Apokalypse‘ in der Armenischen Kathedrale zu Lemberg“. Der Beitrag von Adam Organisty über „Die wiederentdeckte Sammlung des Breslauer Malers Joseph Langer (1865–1918) im Museum für historischen Hausrat in Münsterberg“ ist irreführend für den, der nichts über Langer weiß. Langers Sammlung umfasst keinen Hausrat, sondern seine Entwürfe für Restaurierungen und Ausmalungen von Kirchenräumen und anderen Bauten, seine Entwürfe für Inneneinrichtungen und Glasmalereien, aber auch viele seiner Gemälde und Zeichnungen. Einen gewissen Bezug zum Sammlungsschwer-



punkt des Museums hat Langers Privatsammlung, die eine Möbelsammlung, aber auch zum Teil ins Mittelalter zurückreichende Kunstwerke umfasst. Der Beitrag will ausdrücklich nur auf diese Sammlung und das bestehende Forschungsdesiderat hinweisen. Bereits weiter fortgeschritten ist das von Jolanta Rusinowska vorgestellte Projekt, die Erfassung der „Wohnhäuser des 19. Jahrhunderts in Gleiwitz“, das auf eine wichtige Dissertation hoffen lässt.

Zusammenfassend ist noch einmal festzustellen, dass der Band mit seinen breit gefächerten Beiträgen eine außerordentlich große Fundgrube für Kunsthistoriker und Denkmalpfleger darstellt, die durch eine deutsch-polnische Einführung, ein deutsch-polnisches Inhaltsverzeichnis, ein Verzeichnis der Personen und Familiennamen und ein Ortsregister mit Konkordanz auch gut erschlossen ist. Zum Schluss kann auch erwartungsvoll festgestellt werden, dass sich noch eine Vielzahl von zu bearbeitenden Themen abzeichnet, die auf interessante Fortsetzungsbände hoffen lässt, die dann hoffentlich auf Tagungen beruhen, die enger begrenzte thematische Felder behandelt haben.

Sabine Bock, Memmelsdorf bei Bamberg

**Klaus J. Bade, Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Durchges. Sonderausgabe, München: C.H. Beck Verlag 2002, 510 S.**

Mit dem vorliegenden Band setzt sein Autor, der Historiker und Gründer des „Instituts für Migrationsforschung und interkulturelle Studien“ („IMIS“),<sup>1</sup> Klaus J. Bade seine zahlreichen Veröffentlichungen zum Thema Migration fort. Das ambitionierte Vorhaben, die Vielschichtigkeit der „Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart“ komprimiert in nur einem Werk vorzulegen, mündet in einem universalgeschichtlichen Überblick, der alle bisherigen Schriften des Autors in den Schatten stellt. Hier schließt sich die chronologische Verknüpfung von Wanderungsbewegungen, Ursachen und

---

<sup>1</sup> Angesiedelt an der Universität Osnabrück.

Partizipanten mit ihren Stringenten bis zur aktuellen<sup>2</sup> Zeitgeschichte bzw. Politikgeschichte.<sup>3</sup>

Und dies macht zugleich die Stärke der gut 500 Seiten umfassenden Publikation aus: In der Bandbreite der geschichtlichen Ereignisse lassen sich nicht nur Entwicklungslinien erkennen, sondern Grund-schemata und historische „déjà-vues“ erhöhen den Erkenntniswert. Die im Laufe der Jahrzehnte zunehmende Politisierung des Einwanderungssujets als öffentliches Politikum und seine hier vorgenommene bewertende Deskription kommt der Leselust zugute.

Der Band gliedert sich in fünf chronologisch aufeinander bauende Teile, deren erster mit der endenden Frühen Neuzeit beginnt und in die aufkommende Industrialisierung mündet. In Teil 2 wird das 19. bis frühe 20. Jahrhundert untersucht, gefolgt von der „Phase“ der Weltkriege, des Kalten Kriegs, bis schließlich im Schlusskapitel die jüngsten Jahrzehnte Betrachtung finden.

Ein ergänzendes Register erleichtert die Benutzung des Buches idealiter, in das, auf den ersten Blick als reines Ortsregister wirkend, Bevölkerungsgruppen aufgenommen wurden. Das Register gibt somit schon eingewanderte Nationalitäten oder deren Versuche preis.

Der Aufbau der Schrift nach einer chronologischen Herangehensweise an das Thema belegt ein Faktum sehr eindrucksvoll: Wanderungen basieren immer auch auf Wanderungstraditionen, Wanderungssystemen und lassen sich sehr wohl schon im 18. Jahrhundert verorten. Das mobile Zeitalter, von dem heute so gern die Rede ist, steht faktisch keinesfalls auf jungen Füßen. Und so wie Ein- und Auswanderung gleichermaßen nebenher bestanden (und immer eine Frage der Perspektive darstellten), wandelten sich ihre personelle oder nationale Trägergruppe und deren Migrationsziele. Europäer suchten ihre Hoffnung in der Fremde und Europäer suchten ihren Schutz vor den Fremden – beides bildet demnach zwei Kehrseiten einer geschichtlichen Medaille.

<sup>2</sup> An dieser Stelle bleibt zu bemerken, dass die vorliegende Publikation eine Zweitauflage darstellt und der Erstausgabe von 2000 entspricht. Ihr Untersuchungszeitraum endet somit 1999.

<sup>3</sup> U.a. in den 90er Jahren bis heute: 1990: Neue Heimat im Westen. Ausländer, Aus-siedler, Asyl in der Bundesrepublik Deutschland; 1992: Deutsche im Ausland – Fremde in Deutschland; Die neue Einwanderungssituation in Deutschland; 1993: Zuwanderung und Eingliederung von Deutschen und Juden aus der früheren Sowjetunion in Deutschland und Israel; 2000: Europa und die Migration Ende des 20. Jahrhunderts; 2001: Einwanderungskontinent Europa: Migration und Integration am Beginn des 21. Jahrhunderts; Integration und Illegalität in Deutschland; Vorurteile, Stereotype, Feindbilder und die jährlich erscheinenden Migrations-reporte.

Eine Einführung in die Methodik, das Handwerk des Migrationsforschers, gewährt der Verfasser seinem Lesepublikum im ersten einleitenden Kapitel. Der noch in der Agrargesellschaft dominante Wanderungsantrieb durch Arbeitssituationen, saisonale Wanderungsbewegungen u.a. wird in der Phase der Industrialisierung um Wirtschaftsfucht und politisch motivierte Wanderung erweitert. Die Weltkriege bringen dann ein neues Spektrum hervor. Unter dem Mantel der Zwangsmigration sammeln sich Zwangsarbeit, Flucht, Vertreibung und politische Verfolgung. Gemeinsam leiten sie das „Jahrhundert der Flüchtlinge“ ein. Die Jahrzehnte nach 1945 werden durch Asylrecht und Asylfragen im Allgemeinen überlagert. Ihnen voraus eilte eine Form der Arbeitsmigration, die den Terminus „Gastarbeiter“ in die Öffentlichkeit transportierte. Nationale politische Konzepte zur Einwanderung bzw. Steuerung von Einwanderungen fließen im ausklingenden 20. Jahrhundert in ‚euronationale‘ Überlegungen. Die „Festung Europa“ etabliert sich als Streitfaktor und Politikum weiterer Abschottungsversuche gegen Migrationsbewegungen aus dem Süden und Osten. „Von allen denkbaren Handlungsspielräumen und Gestaltungsmöglichkeiten wurde in Europa bislang am wenigsten für die Bekämpfung der Fluchtursachen in den Ausgangsräumen und am meisten für die Bekämpfung von Fluchtwanderungen nach Europa getan“ (S. 450), so die nüchterne Bilanz des Verfassers zu der europäischen Einwanderungspolitik.

„Europa in Bewegung“ ist eine Lesereise, die nur zu empfehlen ist. Wenngleich die Thematik in ihrer (nicht nur geografischen) Komplexität mit zahlreichen Fakten gespeist ist, so ist m.E. das Unternehmen des Autors aufgegangen, einem politisch aufgeheizten und diskutierten Thema durch das Aufzeigen historischer Traditionslinien und Mechanismen von Wanderungsbewegungen näher zu kommen.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

**Nationalitätenkonflikte im 20. Jahrhundert. Ursachen von interethnischer Gewalt im Vergleich, hrsg. v. Philipp Ther u. Holm Sundhaussen. Wiesbaden: Harrassowitz Verlag 2001, VII, 286 S. (Forschungen zur osteuropäischen Geschichte. 59).**

Der Titel dieses Sammelbandes, der aus einem Workshop des Zentrums für Vergleichende Geschichte Europas in Berlin hervorgegangen ist, klingt vielversprechend, verheißt er doch einen vergleichenden Zugang zu einem der zentralen Probleme der Geschichte des östlichen Europa im 20. Jahrhundert. In dieser Hinsicht wird der Leser zunächst jedoch enttäuscht. Systematisch vergleichend angelegt sind nur zwei der Beiträge: von Holm Sundhaussen zu der raschen Eskalation gewaltlegitimierender ethnonationaler Identifikation im Kosovo und in der Krajina nach 1990 sowie von Jeremy King zu den Nationalitätenkonflikten in Österreich und in Ungarn nach 1867. Dass Philipp Ther als Herausgeber die Beiträge einleitend zusammenfasst und darüber hinaus in einer Zusammenfassung auf gemeinsame Ergebnisse abklopft, kann einen grundständigen Vergleich nicht ersetzen (erspart es dem Rezensenten jedoch, erneut eine Inhaltsangabe jedes einzelnen Aufsatzes zu liefern).

Es erweist sich allerdings schnell, dass dieser Mangel in der Natur des Gegenstandes begründet liegt und von den Herausgebern auf fruchtbare Weise in einen Erkenntnisgewinn umgesetzt wird. Die gewalthafte Eskalation von Nationalitätenkonflikten, so ein wichtiges Ergebnis dieses Bandes, entzieht sich weitgehend der Theoriebildung, und folglich kann ein Tagungsband wie der vorliegende kaum mehr als eine Sammlung solider, in ihren zentralen Fragestellungen locker aufeinander bezogener Regionalstudien bieten. Diese sind in vier Blöcke gegliedert. Den Anfang machen drei Beiträge zu Südosteuropa, neben dem bereits genannten von Holm Sundhaussen je ein Aufsatz von Stefan Troebst zu Gewalt und Gewaltfreiheit in Makedonien und von Carl Bethke zur Eindämmung von Gewalt in der Vojvodina. Unter dem Block „Osteuropa“ sind die Aufsätze von Kerstin S. Jobst über den Bürgerkrieg auf der Krim 1918/19 und von Christoph Moeskes zum jüngsten Konflikt in Abchasien zusammengefasst. An Beispielen aus Ostmitteleuropa finden sich Aufsätze von Philipp Ther über die Beziehungen zwischen den Nationalitäten in Lemberg in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, von Piotr Madajczyk zu Oberschlesien und der bereits genannte Aufsatz von Jeremy King. Den Blick auf Westeuropa schließlich liefern die Aufsätze von Christiane Kohser-

Spohn über Elsass-Lothringen nach dem Ersten Weltkrieg, von Karl Christian Lammers über den dänisch-deutschen Nationalitätenkonflikt in Schleswig und schließlich von Peter Waldmann über den Nordirland-Konflikt.

Diese Auswahl, die wohl der Verfügbarkeit kompetenter Referenten geschuldet sein dürfte, wirkt auf Anhieb etwas willkürlich, da die große Spannweite der Beispiele aus ganz unterschiedlichen Epochen und Regionen die Vergleichbarkeit von vornherein in Frage stellt. Im Hinblick auf den sehr unterschiedlichen Stellenwert physischer Gewalt im jeweiligen Konflikt wirkt die Aufnahme von Beiträgen zur Vojvodina oder zu Schleswig zusätzlich fragwürdig. Der Sinn dieser Auswahl erschließt sich erst bei der näheren Lektüre, steht doch neben der Eskalation von Gewalt auch die Möglichkeit wie die Schwierigkeit, diese wieder einzudämmen, im Zentrum des Interesses. So betont Stefan Troebst, um nur ein Beispiel herauszugreifen, die „Geschichtsvergessenheit“ der postkommunistischen, von historischer Detailkenntnis völlig unberührten Eliten Makedoniens als eine zentrale Voraussetzung erfolgreicher Deeskalation von Gewalt. Für die Vojvodina kann Carl Bethke zeigen, dass die fehlende Mehrheit für eindeutige Identitätskonzepte in dieser multiethnischen Region Freiräume für die Verhandelbarkeit gegenseitiger Positionen schuf, zumal das Regime in Belgrad seinerseits keinerlei Interesse an einer weiteren Eskalation eines durchaus brisanten Konfliktes zeigte. In seinem Beitrag zu Lemberg verweist Philipp Ther auf die Möglichkeit einer, wenngleich brüchigen, Stabilisierung eines Nationalitätenkonfliktes, die sich in der Folge allerdings nicht als belastbar gegenüber den Erschütterungen des Zweiten Weltkrieges erwies. Ähnliche Schlüsse ließen sich auch aus den anderen Beiträgen zu Ost- und Ostmitteleuropa ziehen. Der Hinweis auf die entscheidende Rolle politischer Akteure in der gewaltsamen Eskalation von Nationalitätenkonflikten durchzieht nahezu alle Beiträge des vorliegenden Bandes.

Damit ist ein Teil der von den Herausgebern skizzierten Forderungen an eine historische Forschung zu den gewaltsamen Nationalitätenkonflikten insbesondere im östlichen Europa bereits eingelöst, nämlich die Dekonstruktion falscher Kontinuitäten und die Wendung gegen die weit verbreitete Vorstellung, ethnische Gewalt sei eine gleichsam unvermeidliche Kulmination vermeintlich tiefsitzenden gegenseitigen Hasses. Als weitere Ansätze zukünftiger vergleichender Forschung benennt Philipp Ther in seiner Zusammenfassung die Bedeutung langfristiger territorialer Stabilität für die Fähigkeit des Staates, ein unanfechtbares Gewaltmonopol aufrechtzuerhalten, sowie

die Eigendynamik physischer Gewalt. Das eigentliche Verdienst des Bandes liegt jedoch – neben dem Wert der einzelnen Studien – nicht so sehr in diesen übergreifenden Befunden, sondern darin, die Grenzen der Theoriebildung aufgezeigt zu haben, die von einem solchen Vergleich erwartet werden darf. Auch die solide kommentierte Literaturübersicht zu verschiedenen theoretischen Zugängen zum Thema kommt über diesen Befund nicht hinweg. Ein Personenregister ergänzt und erschließt einen Sammelband, der nicht zuletzt wichtige Ergebnisse jüngerer, laufender Forschungen zu bekannten und weniger bekannten Nationalitätenkonflikten des 20. Jahrhunderts einem breiteren Publikum zugänglich macht.

Joachim von Puttkamer, Jena

**Erster Weltkrieg – Zweiter Weltkrieg. Ein Vergleich. Krieg, Kriegserlebnis, Kriegserfahrung in Deutschland, hrsg. v. Bruno Thoß u. Hans-Erich Volkmann. Paderborn (u.a.): Ferdinand Schöningh 2002, VIII, 882 S., 37 Abbildungen.**

Das vorzustellende Buch schließt sich konzeptionell an den ebenfalls im Auftrag des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes herausgegebenen Band zur Wehrmacht an, der im Nordost-Archiv bereits besprochen wurde.<sup>1</sup> Grundlage der für die Drucklegung überarbeiteten Beiträge war die 43. Internationale Tagung für Militärgeschichte, die vom Forschungsamt 2001 in Potsdam veranstaltet wurde.

Das bewährte Schema, den immensen Stoff in einzelnen Sektionen darzustellen und durch „Einleitende Bemerkungen“ den Leser in die jeweilige Thematik einzuführen, findet sich auch in diesem Band. Sieben Themenbereiche bilden das Gerüst des Buches: Die Weltkriege als Kriege neuen Typs (S. 31-131), Deutsches Führungsdenken und technologische Entwicklungen in den Weltkriegen (S. 133-255), Krieg als Welt der Soldaten: die ‚militärische‘ Gesellschaft (S. 255-365), Krieg als kollektive Erfahrung in der Heimat: die ‚zivile‘ Gesellschaft (S. 367-518), Krieg als Besatzungsherrschaft: die Welt der Besatzer und

---

<sup>1</sup> Vgl. meine Rezension in: Nordost-Archiv N.F. VII (1998), H. 2, S. 765-769.

Besetzten (S. 519-631), Erinnerungskulturen und Nachkriegszeiten (S. 633-726), Die Epoche der Weltkriege als Methodenwerkstatt für eine interdisziplinäre Militär-, Gesellschafts- und Erfahrungsgeschichte (S. 727-838). Diesem Kern stehen flankierend eine umfangreiche Einführung von Bruno Thoß (Die Zeit der Weltkriege – Epochen als Erfahrungseinheit?, S. 7-30) und ein Epilog von Hans-Erich Volkmann (Gesellschaft und Militär am Ende des Ersten und des Zweiten Weltkrieges, S. 841-874) zur Seite.

Der Untertitel des Bandes spiegelt sich in den Themenbereichen wider, denn es geht weniger um klassische militärgeschichtliche Fragestellungen, sondern um den Krieg als gesellschaftliches Phänomen, der zwischen 1914–1918 und 1939–1945 die gesamte deutsche Bevölkerung in vielfältiger Weise ‚betraf‘. Diese Kriege neuen Typs charakterisiert Stig Förster in seinen ‚Einleitenden Bemerkungen‘ mit den Stichworten „Totale Kriegsziele, totale Kriegsmethoden, totale Mobilisierung, totale Kontrolle“ und fährt fort: „Im Kern läuft das Zusammenspiel der vier Elemente auf das Niederreißen der Grenzlinien zwischen zivilem und militärischem Bereich hinaus“ (S. 37). Unter diesen Umständen haben die Herausgeber zu Recht den Schwerpunkt auf Kriegserlebnis und Kriegserfahrung gelegt und zudem eine Sektion methodischen Zugängen und interdisziplinären Ansätzen gewidmet. Besonders der Beitrag von Benjamin Ziemann zur „Vergesellschaftung von Gewalt‘ als Thema der Kriegsgeschichte seit 1914. Perspektiven und Desiderate eines Konzepts“ (S. 735-758) bietet nicht nur einen kritisch kommentierenden Überblick über bisherige Forschungsansätze, sondern auch eine überzeugende Darstellung der Desiderata der Forschung.

Ziemanns Beitrag ist auch einer der wenigen, der wirklich komparativ gearbeitet ist, während die meisten Autoren sich eher deskriptiv-chronologisch dem Thema nähern und am Ende ihres Beitrages kurz Unterschiede und Gemeinsamkeiten der beiden Weltkriege referieren. Einige Arbeiten geben zudem bereits im Titel zu erkennen, dass sie nicht auf eine vergleichende Betrachtung abzielen (z.B. Hans-Harald Müller, „Bewältigungsdiskurse. Kulturelle Determinanten der literarischen Verarbeitung des Kriegserlebnisses in der Weimarer Republik“, S. 773-781; Rainer Rother, „Die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und der deutsche Film“, S. 821-838). Damit ist ein zentraler Kritikpunkt an dem vorliegenden Band benannt: Die im Titel suggerierte vergleichende Perspektive erschöpft sich an der Oberfläche, von einer wirklichen historischen Komparatistik und der dazu gehörenden Methodologie kann in den meisten Fällen keine Rede sein.

Welche Chance damit nicht genutzt wurde, soll am Beispiel des Aufsatzes von Ute Daniel, „Zweierlei Heimatfronten: Weibliche Kriegserfahrungen 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 im Kontrast“ (S. 391-409) gezeigt werden. Die Autorin ist sich als eine von wenigen bewusst, dass eine Komparation der beiden Weltkriege als diachroner Vergleich besonderen methodologischen Schwierigkeiten unterliegt (S. 392), und weist zu Recht auf eine der wichtigsten Erkenntnisziele des Vergleichens hin: „Der Versuch, Unterschiede zu identifizieren und zu erklären, eröffnet vielmehr einen größeren Fragehorizont: zum einen, weil die Fragwürdigkeit der angebotenen Erklärungen hier deutlicher wird als dort, wo die festgestellte Gemeinsamkeit eine – nicht selten täuschende – Selbstverständlichkeit suggerieren kann; und zum anderen, weil der Umkehrschluss auf das nicht Genannte schärfer wird“ (Ebenda). Daniel untersucht dementsprechend zentrale Thesen und Fragestellungen auf ihre Tauglichkeit für die beiden Weltkriege und durchbricht damit quasi nebenher das festgefahrene Schema einer chronologisch-deskriptiven Darstellung. Historisches Vergleichen endet nicht mit der faktischen Feststellung von Unterschieden und Gemeinsamkeiten, sondern beginnt an diesem Punkt, indem man Fragestellungen entwickelt, die die festgestellten Unterschiede erklären können. Der Beitrag von Ute Daniel zählt daher keineswegs zufällig zu den anregendsten und interessantesten des ganzen Bandes.

In der Reihe der komparativ arbeitenden Aufsätze ist auch die von Rüdiger Overmans, „Hunnen‘ und ‚Untermenschen‘ – deutsche und russisch/sowjetische Kriegsgefangenschaftserfahrungen im Zeitalter der Weltkriege“ (S. 335-365) zu nennen. Der sperrige Titel weist auf eine Besonderheit des Aufsatzes hin: Overmans strebt eigentlich zwei Vergleiche an, indem er einerseits die deutschen, andererseits die russischen Erfahrungen während der beiden Weltkriege aufarbeitet. Doch hält der Autor die doppelte Perspektive konsequent durch, was auch im Schlusswort (S. 363) deutlich wird.

Die Enttäuschung über die fehlende komparative Stringenz wird teilweise durch die hohe Qualität der meisten Beiträge aufgehoben, wozu auch die Schwerpunktsetzung außerhalb klassischer militärgeschichtlicher Themen beiträgt. Der Forschungsüberblick zum Antisemitismus im Ersten und Zweiten Weltkrieg von Werner Bergmann und Juliane Wetzel (S. 437-469) bietet sich als gelungener Einstieg in ein wichtiges Thema an, während Jürgen Tietz einen Abriss über die architektonische Verarbeitung der beiden Kriege in Denkmälern gibt (S. 711-726). In der Sektion zu den Besatzern und Besetzten hebt sich



der Beitrag von Bernhard Chiari, „Geschichte als Gewalttat. Weißrussland als Kind zweier Weltkriege“ (S. 615-631), heraus.

Insgesamt gesehen bietet der Band eine Fülle von Informationen zu unterschiedlichsten Themenbereichen, er erreicht jedoch nicht die Kompaktheit und Geschlossenheit des Vorgängerwerkes zur Wehrmacht. Dies hängt natürlich neben den bereits geschilderten methodologischen Schwächen auch mit der viel breiteren Themenstellung zusammen, der auch bei einem Buch von mehr als 850 Seiten Tribut zu zollen ist. Doch zeigt der vorliegende Band auch, welches Potenzial in einer vergleichenden Perspektive auf die beiden Weltkriege liegen kann, vorausgesetzt man geht den in dieser Tagung erst vorsichtig eingeschlagenen Weg konsequent weiter.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Holokausta izpētes problēmās Latvijā / The Issues of the Holocaust research in Latvia, Red. v. Andris Caune, Aivars Stranga u. Mārgers Vestermanis. Rīga: Latvijas vēstures institūta apgāds / Institute of History of Latvia Publishers 2001, 385 S.**

Die Aufarbeitung der Vergangenheit stellt in den baltischen Staaten aus verschiedenen Gründen ein Problem der besonderen Art dar: Zum einen war erst nach der Wiedererlangung der Unabhängigkeit 1990/91 eine offene Diskussion über die Massenmorde an Juden möglich, zum anderen stellte sich die Frage nach der Beteiligung von Einheimischen mit neuer Schärfe.

Alle drei baltischen Staaten reagierten, nicht zuletzt vor dem außenpolitischen Hintergrund von EU- und NATO-Beitritt, mit der Einsetzung von internationalen Kommissionen, die u.a. die Ereignisse von 1941 bis 1944 untersuchen sollten. In diesem Zusammenhang entstand der vorliegende Sammelband, der im Kern auf eine internationale Konferenz in Riga zurückgeht, die am 16. und 17. Oktober 2000 stattfand. Die lettischsprachigen Beiträge wurden mit einer – im Umfang beträchtlich variierenden – englischen Zusammenfassung versehen, auf die sich auch die folgenden Seitenangaben beziehen. Betrachten wir zunächst die lettischen Aufsätze, um eine Vorstellung zu gewinnen, welche neuen Erkenntnisse im vergangenen Jahrzehnt gewonnen werden konnten.

Die Sowjetperiode war gekennzeichnet durch ein weitgehendes Verschweigen der Juden als exzeptioneller Opfergruppe (stattdessen sprach man von ‚sowjetischen Bürgern‘) und durch die im Kalten Krieg fast nicht anders zu erwartenden Vorwürfe der Kollaboration von lettischen ‚bürgerlichen Nationalisten‘ mit den Nationalsozialisten. Margers Verstermanis gibt einen Überblick über die Historiografie (S. 43-48), wobei er die bis 1990 erschienenen Publikationen allzu pauschal als reine Erzeugnisse des Kalten Krieges bewertet. Demgegenüber schildert Aivars Stranga die Haltung der lettischen Gesellschaft nach 1990, deren Desinteresse zwar am Ende der 90er Jahre merklich nachließ, aber: „(...) the ability to see the Holocaust in Latvia as a great tragedy of entire Latvia will emerge only gradually as a result of serious teaching efforts“ (S. 35). Īzaks Kleimanis, Überlebender des Holocaust, steuert ein beeindruckendes Essay über „The Holocaust in Latvia. Echoes and the Challenge“ (S. 262-266) bei.

Edward Anders und Juris Dubrovskis berichten aus ihrer Arbeit mit offiziellen Akten, um am Beispiel Liepāja die Namen der Opfer zu identifizieren (S. 49-59), während Dzintars Ērglis in seiner case study zwei Mordfälle aus Krustpils rekonstruiert (S. 269-296). Die Beiträge von Artur Žvinklis (Das Schicksal von jüdischen Staatsbediensteten der Republik Lettland; S. 257), Aivars Stranga (Jüdische Flüchtlinge in Lettland, 1933-1940; S. 326 f.) und Irēne Šneidere (Politische Prozesse gegen Juden in Lettland, 1944-1952; S. 348 f.) haben nur bedingt mit dem eigentlichen Thema der Konferenz zu tun. So verbleiben neben den beiden verdienstvollen Studien von Kārlis Kangeris zu den Lettischen Schutzmannschafts-Bataillonen (S. 221-224) und Rudīte Viksne zum berüchtigten Mordkommando Arajs (S. 350-380) sowie der eher unkritischen Darstellung von Guntis Dišlers zur Haltung der evangelisch-lutherischen Kirche (S. 244-247) noch die Aufsätze von Andrievs Ezergailis über „Folklore versus History: A problem in Holocaust Studies“ (S. 106-120) und Leo Dribins zu „Hysterics of Anti-semitic ideology in the [sic!] German occupied Latvia in 1941-1942“ (S. 132 f.).

Ezergailis setzt sich ausführlich mit der von ihm als ‚Folklore‘ bezeichneten These auseinander, in Lettland habe es einen „separate native indigenous Holocaust“ (S. 106) gegeben. Dabei geht er davon aus, der Mythos impliziere, dass die Deutschen nur einen geringen Anteil am Mord an den lettischen Juden gehabt hätten. In diesem hypothetischen Gegensatz liegt die eigentliche Schwäche des Ansatzes, denn die spontanen Ausschreitungen und Pogrome gegen Juden in den ersten Kriegstagen durch Teile der einheimischen Be-

völkerung, die systematischen Massenmorde und schließlich die ‚Vernichtung durch Arbeit‘ in den Ghettos schließen einander nicht aus, sondern ergänzen sich zu einem mörderischen Amalgam, bei dem an der deutschen Initiative und Verantwortung kein Zweifel besteht.

Für die Analyse der Ereignisse ist es jedoch von eminenter Bedeutung, die verschiedenen Phasen der Massenmorde klar voneinander zu unterscheiden: In den ersten Tagen der deutschen Besatzung herrschte eine völlig entgrenzte Bereitschaft zur Gewalt, die sich vor allem gegen Juden entlud und dabei auch von Teilen der einheimischen Bevölkerung (mit-)getragen wurde, während die systematische Ermordung und Ghettoisierung eindeutig über die inzwischen aufgebauten deutschen Verwaltungsstrukturen organisiert wurde, wobei die eigentlichen Morde meist von einheimischen, unter deutschem Befehl stehenden Kommandos ausgeführt wurden. Es sind vor allem diese ersten Tage, die das lettisch-jüdische Verhältnis bis heute belasten, und die entscheidende Frage lautet, weswegen sich die Gewaltbereitschaft vor allem gegen Juden richtete.

Die antisemitische Propaganda, die Leo Dribins für die Zeit *nach* dem deutschen Einmarsch untersucht, stellt sicherlich keine Überraschung dar; weit wichtiger wäre es jedoch gewesen, die Phase der sowjetischen Okkupation 1940/41 in Augenschein zu nehmen, denn in diesem knappen Jahr verfestigte sich das Feindbild des ‚jüdischen Kommunismus‘ und des ‚jüdischen Verrats‘ an Lettland; die Gleichsetzung von ‚Jude‘ und ‚Kommunist‘ bildete den Hintergrund für die spontanen, chaotischen und brutalen Gewaltausbrüche, die zu ‚Rache‘ und ‚Abrechnung‘ in der anarchischen Situation der ersten Kriegstage führten.

Der Holocaust in den baltischen Staaten ist ein komplexer Vorgang, der sich aus der Interaktion zwischen den deutschen Besatzern vor Ort und den nationalsozialistischen Führern in Berlin speiste, seine eigene mörderische Dynamik erhielt, die schließlich in der vollständigen Vernichtung der baltischen Juden endete, wobei die Haltung der einheimischen Bevölkerung ebenfalls eine Rolle spielte. Wenn Leo Dribins meint, die Vernichtung aller sowjetischen Juden sei bereits vor dem deutschen Überfall am 22. Juni 1941 befohlen worden (S. 132), so entspricht diese Aussage nicht nur nicht mehr dem Stand der heutigen Forschung, sondern verhindert auch eine differenzierte Betrachtung des Holocaust in Lettland.

Unter diesen Voraussetzungen werden die eigentlich entscheidenden Fragen überhaupt nicht angesprochen: Wie gelang es den personell schwach besetzten deutschen Truppen, innerhalb weniger Monate die

Ermordung von Zehntausenden von Menschen in ganz Lettland zu organisieren? Dies war nur möglich mit Hilfe der lokalen Verwaltung und lokaler Helfer, die die administrativen Vorbereitungen (Erfassung, Zernierung und Bewachung der Opfer, Auswahl einer Mordstätte usw.) vor der Ankunft der Mordkommandos trafen und oft auch am Transport der Opfer zu den Erschießungsstätten beteiligt waren. Was geschah mit dem jüdischen Vermögen? Wer bekam die Immobilien, Wohnungseinrichtungen, Kleidung oder Wertgegenstände? Das Stichwort ‚Arisierung‘ fällt kein einziges Mal in dem vorliegenden Band.

Löst man den Blick von den Direkttätern an den Massengräbern und den von den Deutschen benutzten Hilfspolizeinheiten und richtet das Forschungsinteresse auf diejenigen, die als indirekte Täter<sup>1</sup> zu bezeichnen sind, wird sich zeigen, welche tiefen Spuren der Holocaust in der lettischen Gesellschaft hinterlassen hat; diesen Schritt hat die lettische Kommission noch vor sich.

Die ausländischen Beiträge bieten wichtige Ergänzungen und Aussagen vor allem zur deutschen Seite, können aber zur Klärung der obigen Fragen nur wenig beitragen. Norman M. Naimark hat eine überzeugende Einleitung geschrieben, in der er den Mord an den lettischen Juden nicht nur in eine Gesamtschau des Holocaust einordnet, sondern auch auf das Feindbild des ‚jüdischen Kommunisten‘ und auf die Bedeutung der sowjetischen Besatzung hinweist (S. 19-29). Es bleibt Irena Veisaitė aus Litauen vorbehalten, eine der wichtigsten mentalen Sperren im Umgang mit den Geschehnissen im Baltikum 1941-1944 klar auszusprechen: „the GULAG ‚overwhelmed‘ the Holocaust“ (S. 100). Die Erfahrungen und Leiden während der sowjetischen Besatzung stehen verständlicherweise im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion und bilden einen Teil des nationalen Selbstverständnisses, während im kollektiven Gedächtnis der Mord an den Juden fast nicht existent ist. Dov Levin bietet mit seinem Überblick über die Juden Lettlands vor, während und nach dem Zweiten Weltkrieg (S. 134-151) einen ersten Einsteig in die Thematik, dessen Platzierung an den Anfang des Bandes sicherlich sinnvoll gewesen wäre.

<sup>1</sup> Ich schließe mich der Definition von Thomas Sandkühler, *Die Täter des Holocaust. Neuere Überlegungen und Kontroversen*, in: *Wehrmacht und Vernichtungspolitik. Militär im nationalsozialistischen System*, hrsg. v. Karl Heinrich Pohl. Göttingen 1999, S. 40, an: „Unter den Tätern des Holocaust sollen (...) alle Personen verstanden werden, die durch Vorbereitung, Anordnung oder Durchführung an der Ermordung als jüdisch stigmatisierter Männer, Frauen und Kinder durch den NS-Staat partizipierten.“

Peter Klein geht auf das Ghetto Riga als Zielort für Judendeportationen aus Westeuropa ein (S. 74-81), während Katrin Reichelt die wirtschaftliche Seite des Ghettos vorstellt (S. 169-183). Robert G. Waite nimmt sich der westdeutschen Strafverfolgung von Straftaten in Lettland an (S. 61-71). Die restlichen ausländischen Beiträge haben mit dem Thema des Bandes, der sich ja der Holocaust-Forschung in Lettland widmen soll, nur wenig zu tun: David Cesarani stellt die Frage, ob es eine ‚Holocaust-Industrie‘ gibt (S. 83-89); Paul A. Levine untersucht die pädagogische Vermittlung des Holocaust (S. 153-167); Tapani Harviainen schildert das Schicksal der finnischen Juden während des Zweiten Weltkrieges (S. 185-192).

Zweifellos hat die Erforschung des Mordes an den lettischen Juden seit 1991 einen Aufschwung genommen, doch zeigt der vorliegende Band relativ deutlich, dass zentrale Gesichtspunkte noch nicht oder erst unzureichend historiografisch und politisch aufgearbeitet sind. Zweifellos spiegelt der Band den ersten Zwischenstand eines ‚work in progress‘ wider. Weitere schmerzhaft ermittelte Erkenntnisse über die Beteiligung von Letten am Holocaust stehen der lettischen Öffentlichkeit aber noch bevor.

Joachim Tauber, Lüneburg

**Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1998. Mit Nachträgen, hrsg. v. Herder-Institut Marburg in Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission, zusammengest. v. Paul Kaegbein. Marburg a.d.L.: Verlag Herder-Institut 2000, XVII, 306 S. (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 24).**

Die „Baltische Bibliographie“ hat seit ihrem ersten Erscheinen im Jahre 1994 eine kleine Tradition herausgebildet und bis zum Jahre 1998, also in ihrem fünften Jahr, die beeindruckende Zahl von mehr als 10 000 Literaturnachweisen erreicht. Sie baut auf den seit 1954 in der „Zeitschrift für Ostforschung“ (seit 1995: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung) veröffentlichten Jahresbibliografien für die historischen Gebiete Est- und Lettlands auf, erschließt seit 1994 aber auch die Literatur über die historischen Gebiete Litauens und erfüllt damit die Funktion eines bibliografischen Nachschlagewerkes zur Landeskunde und Geschichte der drei heutigen sog. „baltischen Staaten“.

Der Band für 1998 enthält 2 322 Einträge und bewegt sich damit ungefähr auf dem Niveau der Jahre 1996 und 1997. Die Gliederung der Literaturtitel folgt wie schon früher dem in der „Zeitschrift für Ostforschung/Ostmitteleuropa-Forschung“ entwickelten Schema sachlicher Gesichtspunkte wie beispielsweise Landeskunde, Demografie, Volkskunde, Archäologie, Vor- und Frühgeschichte, Geschichte usw. Die Sachthemen sind ihrerseits mehrfach nach untergeordneten sachlichen, geografischen (staatsterritorialen, regionalen, örtlichen) oder personenbezogenen Gesichtspunkten gegliedert. Soweit Rezensionen zu einzelnen Titeln veröffentlicht worden sind, werden diese unter dem jeweiligen Titel aufgeführt und verschaffen dem Leser auf diese Weise einen komplexen Zugang zu den jeweilig interessierenden Texten.

Ebenso wie die früheren Bände der „Baltischen Bibliographie“, zielt auch dieser darauf ab, „in kritischer Auswahl das weltweit erscheinende, für die wissenschaftliche Forschung wesentliche landeskundliche und historische Schrifttum oder als Quelle relevante Material über die baltische Region und ihre drei Republiken Estland, Lettland und Litauen nachzuweisen“. Über die Kriterien der „kritischen Auswahl“ erfahren wir – abgesehen von der Betonung der Wissenschaftlichkeit und des Quellencharakters der Texte – leider wenig. Einen Hinweis bietet die Bemerkung des Kompilators Paul Kaegbein, die Bibliothek des Herder-Instituts, die estnische Nationalbibliothek und die estnische akademische Bibliothek, beide in Tallinn, sowie einschlägige Zeitschriften und Sammelwerke stellten einen Grundstock an Informationen und Materialien zur Titelaufnahme in die Bibliografie dar. Warum jedoch bestimmte Titel ausgewählt werden und andere nicht, bleibt schleierhaft – wäre aber gleichzeitig eine wichtige Information, weil immer weniger davon ausgegangen werden kann, dass die Auswahlkriterien des Auswählenden mit denen des Rezipienten identisch oder ihnen auch nur ähnlich seien, wie die zunehmende Pluralität wissenschaftlicher Perspektiven, Ansätze und Methoden in den letzten 20-30 Jahren zeigt.

Von den 306 Seiten des eigentlichen Literaturverzeichnisses entfällt allein knapp die Hälfte auf das Autoren- (S. 157-190), Titel- (S. 191-258), Personen- (S. 259-267), das geografische (S. 269-284) und das Sachregister (S. 285-306). Man könnte hier zahlreiche Fehler, Fehlerquellen und Ungereimtheiten entdecken, wie dies Robert Schweitzer in der vorliegenden Zeitschrift in seiner Rezension über die „Baltische Bibliographie 1997“ getan hat, und dann entsprechende Verbesserungen vorschlagen. Das würde jedoch nichts daran ändern, dass wir

es bei dieser – trotz aller Kritikwürdigkeit – methodisch sehr sauber gearbeiteten und streng redigierten Bibliografie in gedruckter Form doch wohl letztlich mit einem Auslaufmodell zu tun haben. Bei allen Vorzügen des gedruckten und in Buchdeckel gepressten Wortes sind gerade Bibliografien über technisch inzwischen ausgereifte elektronische Suchmaschinen schneller und mit weit weniger Arbeitsaufwand zu erschließen als über fünf verschiedene Register mit all ihren Tücken und z.T. fragwürdigen, weil wenig hilfreichen Einträgen. Ein zeitgemäßer, weil konkurrenzfähiger, und wahrscheinlich auch ökonomisch sinnvoller Vorschlag wäre es also, künftige Jahresbibliografien ins Internet zu stellen oder wenigstens auf einer CD-Rom zugänglich zu machen. Eine Internetbibliografie könnte außerdem als kumulative Bibliografie – gerne in der bisherigen Struktur – fortgeführt werden, unbeschadet der Möglichkeit, die jährlich neu erscheinenden und verzeichneten Titel beispielsweise unter einer Rubrik „Veröffentlichungen des laufenden/vergangenen Jahres“ o.ä. zusätzlich auszuweisen. Natürlich lässt sich gegen einen solchen Wechsel des Publikationsträgers immer der Einwand erheben, elektronische Medien seien weniger haltbar als Printmedien. Dies muss sicherlich berücksichtigt werden – hängt aber mit der Frage, ob man eine Bibliografie auf Papier oder virtuell veröffentlichen und verbreiten soll, nur mittelbar zusammen. Niemand hindert das Herder-Institut, bibliografische Daten in einer Papierfassung für sich oder andere dauerhaft zu konservieren, sodass auch die elektronische Fassung immer wieder abgesichert und ggf. neu zu erstellen wäre.

Abgesehen jedoch von solchen praktischen Erwägungen in Zeiten knapper Ressourcen und schneller Informationsflüsse kann kein Zweifel darüber bestehen, dass Paul Kaegbein, das Herder-Institut und die Baltische Historische Kommission der Forschergemeinschaft erneut ein unerlässliches Hilfsmittel an die Hand gegeben haben, ohne das eine Erforschung der baltischen Länder und Staaten ein dilettantisches und provinzielles Unternehmen und das internationale und interdisziplinäre Gespräch über Fragen des Baltikums eine Illusion blieben.

Ralph Tuchtenhagen, Hamburg

**Baltische Bibliographie. Schrifttum über Estland, Lettland, Litauen 1999. Mit Nachträgen. In Verbindung mit der Baltischen Historischen Kommission hrsg. v. Herder-Institut Marburg, zusammengest. v. Paul Kaegbein. Marburg: Verlag Herder-Institut 2002, XVIII, 364 S. (Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde Ostmitteleuropas. 28).**

Mit dem 2002 erschienenen Band der Baltischen Bibliografie für das Berichtsjahr 1999 liegt nun der sechste Jahrgang in Buchform vor. Angesichts der Fülle des neuen Materials und der präzisen bibliografischen Arbeit von Paul Kaegbein ist es beachtenswert, dass die Bibliografie wieder in einem relativ geringen Abstand zum Berichtsjahr erscheint.

In bewährter Weise wird in einem nach Sachgruppen geordneten Titelverzeichnis landeskundliches und historisches Schrifttum zum Baltikum in kritischer Auswahl dargeboten. Der Schwerpunkt liegt dabei auf der Auswertung von Beiträgen aus Zeitschriften und Sammelwerken. Auch Monografien werden angezeigt, stellen aber den kleineren Teil des Titelvolumens dar. Gemäß der Intention der Bibliografie, weltweit erscheinende Publikationen zu verzeichnen, findet man nicht nur Titel aus Deutschland und dem Baltikum, sondern auch aus West- und Osteuropa sowie Amerika.

Das Titelverzeichnis, welches ungefähr die Hälfte des Bandes füllt, wird von fünf Registern erschlossen: Für die sachliche Suche stehen das Sachregister (mit Stich- und Schlagwörtern), das Personenregister sowie ein geografisches Register zur Verfügung. Ergänzt wird die Erschließung durch ein Autoren- und ein Titelregister. Die ausgewerteten Zeitschriften und Sammelwerke findet man unter der Sachgruppe 1.3 und 1.4. Als Bibliothekarin hätte ich mir hier die Ergänzung eines alphabetischen Verzeichnisses dieser ausgewerteten Quellen zusätzlich zu dem nach Ländern geordneten Zugang über die Sachgruppen gewünscht.

Die typografische Aufbereitung des Materials lässt seit der Umgestaltung im Band von 1998 mittlerweile nichts mehr zu wünschen übrig: Die sachliche Gliederung ist übersichtlich hervorgehoben, die einzelnen Einträge sind klar voneinander getrennt, zur Orientierung ist in der Kopfzeile die Sachgruppe angegeben. Die diakritischen Zeichen sind exakt wiedergegeben, kyrillische Titel sind in einwandfrei transliterierter Form aufgenommen. Durch die Angleichung der Schriftgröße und des Zeilenabstandes im Registerteil an die im



Titelverzeichnis verwendete Form konnte nicht nur das Erscheinungsbild weiter verbessert, sondern gleichzeitig noch Platz gespart werden.

Wie bisher in jedem Band der Baltischen Bibliografie hat Paul Kaegbein auch in diesem wieder komfortable Neuerungen eingearbeitet. So gibt es jetzt bei einigen Titeln Hinweise auf Internet-Adressen, unter denen die Texte online abrufbar sind. So wird z.B. die URL für die aktuelle Ausgabe des „Wissenschaftlichen Informationsdienstes“ des Bundesinstitutes für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa angegeben (Titel 12), sodass man sich auch rasch online über die neuesten Forschungsprojekte zum Baltikum informieren kann – eine sehr begrüßenswerte Ergänzung, die hoffentlich im nächsten Band ausgeweitet wird, da so ein sehr schneller Zugriff auf den Text möglich wird.

Des Weiteren macht Paul Kaegbein im Vorwort darauf aufmerksam, dass dank der vermehrten Anschaffung von osteuropäischer Literatur in deutschen Bibliotheken insbesondere Publikationen aus Russland und Litauen in größerer Zahl Aufnahme gefunden haben. So sind in diesem Band 2 789 Titel erfasst, ca. 20% mehr als in der Bibliografie für 1998.

Aufgrund der größeren Literaturmenge wurden einige Sachgruppen erweitert: unter 3.1 b sind wesentlich mehr einzelne Nationalitäten aufgeführt und auch unter 5.7 (Biografien, Nachrufe, Würdigungen) wurde die Anzahl der Personenansetzungen beträchtlich erhöht. Der im Vorwort erwähnte Ausbau der Sachgruppen 9.1 b und 9.2 b war für mich jedoch nicht nachvollziehbar (die Anzahl der aufgeführten Institutionen in 9.1 b hat sich nicht gesteigert, sondern von 13 auf 9 gegenüber der Bibliografie für 1998 abgenommen, in 9.2 b ist nur ein Eintrag mehr hinzugekommen). Meiner Meinung nach hat sich hier ein Druckfehler eingeschlichen: gemeint wird wohl die Sachgruppe 9.2 e sein, in der wesentlich mehr Institutionen und Verbände zu finden sind als in der Bibliografie für 1998.

Positiv zu erwähnen ist die weitere sachliche Untergliederung des geografischen Registers, welche insbesondere die größeren Städte und Regionen betrifft. So findet man beim Stichwort Riga über 100 verschiedene Schlagwörter, angefangen bei A wie Apotheken über K wie Kulturleben bis zu Z wie Zirkusgebäude.

Auch das sachliche Register wurde bedeutend erweitert, es sind ca. 25% mehr Stichworte zu verzeichnen als in der Bibliografie für 1998. Damit hat Paul Kaegbein einen Kritikpunkt<sup>1</sup> an den letzten Bänden

<sup>1</sup> Vgl. die beiden Rezensionen von E.E. Habisch und R. Schweitzer, in: Nordost-Archiv N.F. VII (1998), H. 2, S. 769 ff. bzw. 772 ff.

beherzigt. Leider sind jedoch noch immer nicht alle Schlagwörter aus dem geografischen Register auch im Sachregister vorhanden, sodass zwar „Wilna/Vilnius: Kulturleben“ im geografischen Register auftaucht, aber im Sachregister eben kein Eintrag unter Kulturleben zu finden ist.

Nach wie vor zeichnen sich die Register der Baltischen Bibliografie durch die vielfältigen Verweisungen von verschiedenen Namensformen auf den Haupteintrag aus. Im geografischen Register wird konsequent der deutsche Name als Haupteintrag verwendet, von den landessprachlichen Formen wird dorthin verwiesen. Ob man nun unter Memel oder Klaipėda, Sigismund oder Zygmunt sucht, durch die Verweisungen wird eine erfolgreiche Recherche gewährleistet. Im Personenregister sind dankenswerterweise auch die Lebensdaten angegeben, was so manchen Blick in ein biografisches Nachschlagewerk erspart.

Sämtliche Titelangaben sind nach dem Prinzip der Autopsie entstanden, wodurch eine einwandfreie sachliche Zuordnung gewährleistet wird. So konnte Paul Kaegbein z.B. nur durch Einsicht in den Artikel selbst ersehen, dass sich das „Verzeichnis der auf Litauen und Litauer bezogenen Archivbestände“ (Titel 739) auf Archive in Polen bezieht, was dann auch im Sachregister von ihm richtig als „Archivalien, litauische <Polen>“ angegeben wird.

Besonders hervorheben möchte ich Paul Kaegbeins hervorragende Kommentierung der Titel. Von Vorteil für Leser ohne besondere Sprachkenntnisse ist die Angabe, ob eine Zusammenfassung in Deutsch, Englisch oder Russisch vorhanden ist. Bei ausländischen Titeln ohne Zusammenfassungen ist eine Übersetzung des Titels ins Deutsche beigelegt. Außerdem wird auf vorhandene deutsche Übersetzungen oder Originalausgaben hingewiesen, eine weitere hilfreiche Orientierung für den Leser. Besonders interessant ist die Angabe von Rezensionen, welche bei dem jeweilig behandelten Titel verzeichnet sind, da man so auch gleich einen ersten Überblick zur Rezeption der Baltikumforschung erhält.

Wünschenswert ist jetzt nur noch, dass diese umfassende Bibliografie noch in diesem Jahr Eingang in die über das Internet frei zugängliche Literaturdatenbank des Herder-Institutes findet und damit eine Suche über alle sechs Bände gleichzeitig möglich wird.

Abschließend lässt sich feststellen, dass auch dieser Band der „Baltischen Bibliographie“ wieder eine fundierte bibliografische Quelle zur Literatur über das Baltikum darstellt, woran auch die hier erwähnten kleineren Mängel nichts ändern. Es bleibt zu hoffen, dass sich Paul

Kaegbein auch weiterhin der Baltikumforschung widmen und diese einzigartige bibliografische Leistung fortsetzen wird.

Stefanie Bollin, Greifswald

Vertical text on the right side, possibly a page number or header.

Vertical text on the right side, possibly a page number or header.

Vertical text on the right side, possibly a page number or header.

Vertical text on the right side, possibly a page number or header.

Vertical text on the right side, possibly a page number or header.

## Die Autoren der Abhandlungen

**Dr. Aleksandr Nikolaevič Čistikov, Sankt-Peterburgskij institut istorii Rossijskoj Akademii nauk, ul. Petrozavodskaja 7, RUS-197110 Sankt-Peterburg. E-Mail: tchistikov@yandex.ru**

Geboren 1946 im Gebiet Archangel'sk. 1973–1978 Studium der Geschichtswissenschaften an der Universität Leningrad, 1984 Promotion über „Politik der Sowjetmacht bei der Lebensmittelbeschaffung während des Bürgerkrieges (am Beispiel Petrograds)“. Leiter der Abteilung Neuere Geschichte Russlands am St. Petersburger Institut für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften. Verfasser von ca. 80 wissenschaftlichen Arbeiten mit dem Schwerpunkt sowjetisch-finnische Beziehungen und soziales Leben in Petrograd/Leningrad, darunter: Die Insel ‚Smol'nyj‘. Das Leben der Petrograder Nomenklatura während des Bürgerkrieges, in: Rodina (2003), Nr. 1, S. 134-137; das Kapitel „Am Trog der Macht“, in: Petrograd während der Epochenwende. Die Stadt und ihre Bewohner zur Zeit der Revolution und des Bürgerkrieges. S.-Peterburg 2000, S. 9-60; Die sowjetisch-finnische Grenze. 1918–1938 (zusammen mit A.I. Rupasov). S.-Peterburg 2000; Der Staat ist gegen das Kartenspiel, in: Normen und Werte des Alltagslebens. Herausbildung der sozialistischen Lebensweise in Russland, 1920er–1930er Jahre. S.-Peterburg 2000, S. 299-316; Das Petrograder Haus der Wissenschaftler. 1920–1921. Geschichte in Dokumenten. S.-Peterburg 2000 (zusammen mit M.N. Veličenko); Drei, Sieben, As, in: Rodina (1994), Nr. 10, S. 44-48; Der Kleinbürger und die Reformen. Alltagsbilder im Leben des Stadtmenschen in der Epoche der NEP und während des Jahrzehnts unter Chruščev (zusammen mit N.B. Lebina). S.-Peterburg 2003; Petrograd in den Jahren 1917–1920. Oktoberrevolution und Bürgerkrieg, in: St. Petersburg. 300 Jahre Geschichte. S.-Peterburg 2003, S. 400-459. Mitglied des Redaktionskollegiums der Zeitschrift „Istorija Peterburga“.

**Prof. Dr. Norbert Franz, Institut für Slavistik, Universität Potsdam, Postfach 601553, 14415 Potsdam. E-Mail: nfranz@rz.uni-potsdam.de**

Geboren 1951 in Mainz, Studium der Slavistik, Romanistik und Geschichte in Mainz und Rom, 1979 Promotion über Evgenij Zamjatin. Bis 1986 Assistent an der Universität Mainz, Habilitation zur sowjetischen Kriminalliteratur. 1987–1995 Tätigkeit als Referent in der Begabtenförderung (Cusanuswerk Bonn), parallel dazu Privatdozent,

1994 Professur der Slavistik an der Humboldt-Universität zu Berlin, seit 1995 an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Wissenschaftstheorie und -geschichte der Slavistik, Mediävistik der Slavia orthodoxa, Kulturgeschichte Russlands, russische Philosophie, Medien (Bilder, Film, Theater), zeitgenössische Literatur, russische Populärkultur und -literatur (Krimi), Literatur Weißrusslands. Zahlreiche Publikationen, darunter: Moskauer Mordgeschichten. Mainz 1988; Einführung in die Slavistik. Darmstadt 1994; (Hrsg. mit M. Hagemeyer und F. Haney): Pavel Florenskij: Tradition und Moderne. Frankfurt a.M. (u.a.) 2001; (Hrsg. mit S. Gončarov und A. Wiczorek): Lexikon der russischen Kultur. Darmstadt 2002; (Hrsg. mit L. Kirjuchina): Sankt Petersburg – der „akkurate Deutsche“ (im Druck).

**Prof. Dr. Konstantin Glebovič Isupov, Rossijskij gosudarstvennyj pedagogičeskij universitet im. A.I. Gerzena (Sankt-Peterburg), nab. Reki Mojki 48, RUS-191186 Sankt-Peterburg, E-Mail: ethics-herzen@yandex.ru**

Geboren 1946 in der Region Chabarovsk, 1965–1970 Studium der russischen Philologie an der Universität Doneck (Ukraine), Promotion 1975 über „Das Spiel im Literaturschaffen und im literarischen Werk“, Habilitation 1995 über „Russische Ästhetik der Geschichte“. Professor am Lehrstuhl für Ästhetik und Ethik an der Russischen Staatlichen Pädagogischen A.I. Herzen-Universität, Professor der Russischen Christlichen Universität (beide St. Petersburg). Über 200 Veröffentlichungen, darunter die Monografie „Russische Ästhetik der Geschichte“. S.-Peterburg 1992; wissenschaftliche Edition zahlreicher Sammelbände, u.a.: Russische Philosophie des Eigentums. Moskva 1993; Antichrist. Moskva 1995; P. Florenskij: pro et contra. S.-Peterburg 1995, 2001; Moskau – Petersburg: pro et contra. S.-Peterburg 2000; L.N. Tolstoj: pro et contra. S.-Peterburg 2000; M.M. Bachtin: pro et contra. 2 Bde., S.-Peterburg 2001 f. Verantwortlicher Redakteur der Serie „Probleme der Bachtinologie“. S.-Peterburg 1991 und 1995, Mitglied der Philosophischen Gesellschaft der Gemeinschaft Unabhängiger Staaten (GUS).

**Prof. Dr. Natalija Vasil'evna Juchneva, Muzej antropologii i étnografii Rossijskoj Akademii nauk, Universitetskaja naberežnaja 5, RUS-199036 Sankt-Peterburg. E-Mail: Yukhneva@mail.ru**

Studium der Geschichte an der Universität Leningrad, Promotion 1961 zum Thema „Arbeiterbewegung in Petersburg 1901“, Habilitationsschrift 1984 über „Ethnische Zusammensetzung und ethnosozia-

le Struktur der Bevölkerung Petersburgs in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts“. Leitende wissenschaftliche Mitarbeiterin am Anthropologischen und Ethnografischen Museum der Russischen Akademie der Wissenschaften, seit Mitte der 1970er Jahre Leitung einer Wissenschaftlergruppe zur Erforschung der Ethnografie Leningrads/Petersburgs und zahlreiche Beiträge zu diesem Thema. Weitere Forschungen und Veröffentlichungen u.a. über ethnische Aspekte in mittel- und osteuropäischen Stadtgeschichten, Juden in St. Petersburg und in Russland, interethnische Beziehungen in Russland und der UdSSR, Arbeiter in Russland und der UdSSR. Veröffentlichungen auch in Deutschland, Finnland, Großbritannien, Italien, Israel und Tschechien.

**Dr. Ljuba Kirjuchina, Institut für Slavistik, Universität Potsdam, Postfach 601553, 14415 Potsdam. E-Mail: Kirjuchina@web.de**

Geboren 1966 in Moskau, Studium der Germanistik an der Humboldt-Universität Berlin, Promotion zur sowjetdeutschen Dichtung. Seit 1990 Erforschung der deutschen Literatur und Kultur in Russland. Besondere Forschungsschwerpunkte: deutsche Frauenliteratur in St. Petersburg, Petersburger deutscher Stadttext und Methoden der Literaturgeschichte unter Berücksichtigung der Sprachminderheiten. Derzeit wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Potsdam, tätig im Forschungsprojekt „Schreiben als Grenzerfahrung: Das deutsche literarische Leben in St. Petersburg (1703–1917)“. Publikationen: Deutsche Literatur und Kultur in St. Petersburg am Ende des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für Germanistik 4 (1993), S. 19–32; Suche nach dem Ausgang aus der Unmündigkeit. Russlanddeutsche Literatur zwischen Hoffnung auf Zukunft und Last der Vergangenheit, in: Der Gemeinsame Weg 4 (1999), S. 29–34; Sowjetdeutsche Lyrik (1941–1989) zu den Themen „Muttersprache“ und „Heimat“ als narrativer Identitätsakt. Wiesbaden 2000; weitere Artikel in: Kulturpolitische Korrespondenz (2003).

**Dr. Yvonne Kleinmann, Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur e.V. an der Universität Leipzig. E-Mail: kleinmann@dubnow.de**

1989–1996 Studium der Osteuropäischen Geschichte, Slavistik, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft an den Universitäten Köln, Mainz und Paris (Sorbonne und EHESS), 1996–2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Osteuropäische Geschichte an der

Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, 2000/01 wissenschaftliche Recherche für das Jüdische Museum Berlin, seit September 2002 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Simon-Dubnow-Institut für jüdische Geschichte und Kultur in Leipzig. 2003 Dissertation an der Universität zu Köln zum Thema „Neue Orte – neue Menschen? Jüdische Lebensformen in St. Petersburg und Moskau im 19. Jahrhundert“ (noch unveröffentlicht). Veröffentlichungen: Petersburger Juden im 19. Jahrhunderts. Demographie und Religiosität, in: St. Petersburg – Leningrad – St. Petersburg. Eine Stadt im Spiegel der Zeit, hrsg. v. Stefan Kreuzberger (u.a.). Stuttgart 2000, S. 106-122; „Der Patriarch der Rue Saint Jacques 328“ – Petr Lavrov im Netzwerk des russischen Exils in Paris (1870–1900), in: Berliner Jahrbuch für osteuropäische Geschichte (1997), S. 207-237.

**Prof. Dr. Walter Koschmal, Institut für Slavistik, Universität Regensburg, 93040 Regensburg. E-Mail: [Walter.Koschmal@sprachlit.uni-regensburg.de](mailto:Walter.Koschmal@sprachlit.uni-regensburg.de)**

Studium der Slavistik, Germanistik und Geschichte in München und Leningrad, 1983 Promotion in München zur Dramatik I.S. Turgenews, 1987 Habilitation zum Thema „Entwicklung des Dialogs in der russischen Literatur des 11. bis 18. Jahrhunderts“. Seit 1990 Professur in Saarbrücken, 1994 Übernahme des Lehrstuhls für slavische Philologie in Regensburg, Leiter des Europaeum (Ost-West-Zentrum) an der Universität Regensburg, seit Mitte der 1990er Jahre Mitherausgeber der „Zeitschrift für slavische Philologie“ sowie der Zeitschrift „Balagan. Slavisches Drama, Theater und Kind“ sowie Beteiligung an der Herausgabe weiterer Zeitschriften und wissenschaftlicher Reihen. Zahlreiche Monografien und Aufsätze zur russischen Literatur und Kultur, zur polnischen Literatur und Kultur vom Barock bis zur Gegenwart und zur tschechischen, sorbischen, bulgarischen und kroatischen Literatur und Kultur, weitere Monografien zu Turgenews Erzählungen und zur Dramatik A. Suchovo-Kobylyns.

**Prof. Dr. Trude Maurer, Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte, Platz der Göttinger Sieben 5, 37075 Göttingen. E-Mail: [tmaurer1@gwdg.de](mailto:tmaurer1@gwdg.de)**

Geboren 1955, Studium der Geschichte, des Russischen und der Politikwissenschaft in Tübingen und London. Lehrstuhlvertretungen in Göttingen, Köln, Jena, Berlin (Humboldt-Universität), Erlangen und Gießen. Apl. Professorin in Göttingen. Forschungsschwerpunkte: Jüdische Geschichte in Deutschland und Osteuropa, russische Sozial-



geschichte, vergleichende Bildungsgeschichte Deutschlands und Ost- bzw. Ostmitteleuropas. Veröffentlichungen u.a.: Ostjuden in Deutschland 1918–1933. Hamburg 1986; Die jüdische Minderheit in Deutschland 1780–1933. Neuere Forschungen und offene Fragen. Tübingen 1992; Hochschullehrer im Zarenreich. Ein Beitrag zur russischen Sozial- und Bildungsgeschichte. Köln (u.a.) 1998; Leben in zwei Kulturen. Akkulturation und Selbstbehauptung von Nichtrussen im Zarenreich (Hrsg. mit Eva-Maria Auch). Wiesbaden 2000; Vom Alltag zum Ausnahmezustand: Juden in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, in: Geschichte des jüdischen Alltags in Deutschland vom 17. Jahrhundert bis 1945, hrsg. v. Marion Kaplan. München 2003, S. 345–470.

**Dr. Aleksandr Ivanovič Rupasov, Sankt-Peterburgskij institut istorii Rossijskoj Akademii nauk, ul. Petrozavodskaja 7, RUS-197110 Sankt-Peterburg. E-Mail: roupasov@mail.ru**

Geboren 1960 in Leningrad, Studium der Geschichtswissenschaft an der Universität Leningrad, Promotion 1993 über „Ausländische Historiografie der Intervention im Nord-Westen Russlands 1918–1920“, wissenschaftlicher Mitarbeiter am St. Petersburger Institut für Geschichte der Russischen Akademie der Wissenschaften. Verfasser von ca. 40 wissenschaftlichen Arbeiten mit dem Schwerpunkt sowjetisch-finnische Beziehungen, Moskaus Politik gegenüber den baltischen Staaten und Petersburg während der Revolution 1917 und im Bürgerkrieg, darunter: Die sowjetisch-finnischen Beziehungen. Mitte der 1920er – Anfang der 1930er Jahre. S.-Peterburg 2001; Das Politbüro des ZK der VKP (b) und die Beziehungen der UdSSR zu den westlichen Nachbarstaaten (Ende der 1920er – 1930er Jahre). Probleme. Dokumente. Versuch einer Kommentierung. Teil 1: 1928–1934 (zusammen mit O.N. Ken). S.-Peterburg 2000; Die sowjetisch-finnische Grenze. 1918–1938 (zusammen mit A.N. Čistikov). S.-Peterburg 2000; Der Bevollmächtigte der UdSSR in Estland F.F. Raskol'nikov (1930–1933). Neues zur Person, in: Klio (2002), Nr. 3, S. 171–181; das Kapitel „Handel und Verteilung“, in: Petrograd während der Epochenwende. Die Stadt und ihre Bewohner zur Zeit der Revolution und während des Bürgerkrieges. S.-Peterburg 2000, S. 133–200; A.D. Demidov und seine „Étapes maritimes“. S.-Peterburg 1999, S. 268–274; Moskau und die baltischen Staaten: Erfahrungen aus gegenseitigen Beziehungen, 1917–1939 (zusammen mit O.N. Ken) (im Druck).

**Dr. phil. Gerd Stricker, Glaube in der 2. Welt, Institut und Verlag, Birmensdorferstr. 52, CH-8036 Zürich. E-Mail: g2w.sui@bluewin.ch**

Geboren 1941 in Schlesien, Studium der Geschichte, Politik und Slavistik, Promotion zu altrussischer Thematik mit kirchenslawischem Schwerpunkt. 1979–1987 wissenschaftlicher Assistent/Mitarbeiter am Ostkirchen-Institut der Evangelischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, seit 1987 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut „Glaube in der 2. Welt“ (G2W) in Zürich und stellvertretender Chefredakteur der gleichnamigen Zeitschrift. Besondere Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Gegenwart der evangelisch-lutherischen Kirche in Russland, der Sowjetunion und ihren Nachfolgestaaten. Zahllose Publikationen zur Geschichte der Russischen Orthodoxen Kirche, der lutherischen sowie der römisch- und griechisch-katholischen Kirchen, der Mennoniten und des Judentums auf dem Boden des Russischen Reiches, u.a. (Hrsg., zusammen mit Peter Hauptmann) *Die Orthodoxe Kirche in Rußland. Dokumente ihrer Geschichte (840–1980)*. Göttingen 1988; (Hrsg.) *Religionen in der UdSSR. Unbekannte Vielfalt in Geschichte und Gegenwart*. Zollikon 1989; (Hrsg.) *Russkaja Pravoslavnaja Cerkov' v sovetskoe vremja (1917-1991). Materialy i dokumenty po istorii meždu gosudarstvom i Cerkov'ju*. 2 Bde., Moskva 1995; (Hrsg.) *Rußland*. Berlin 1997; 2. Aufl. 2002 (Deutsche Geschichte im Osten Europas).

**Dr. Wladimir Süß, An der Jakobuskirche 6, 34123 Kassel. E-Mail: suess@wellenbrecher.de**

Geboren 1954 in Uchta (Komi ASSR), Studium an der Pädagogischen Hochschule Novosibirsk, Lehrer und Sozialpädagoge. 1985–1992 Oberrat am Lehrstuhl für Pädagogik der Pädagogischen Hochschule Novosibirsk, 1990 Promotion zum Thema „Sozialpädagogische Arbeit mit Jugendlichen aus Risikogruppen“. Seit 1992 in Deutschland, 1994–1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Kassel, DFG-Habilitand zum Thema „Schulwesen der deutschen Minderheit in Russland von den ersten Ansiedlungen bis zur Revolution von 1917“. Arbeitsschwerpunkte: Devianz und Delinquenz von Aussiedlerjugendlichen, psychosoziale Probleme von Jugendlichen, Erlebnispädagogik (individualpädagogische Auslandsmaßnahmen), Geschichte und Kultur der deutschen Minderheit in Russland. Ausgewählte Veröffentlichungen: Entstehung und Entwicklung verschiedener Typen von Lehrerbildungsanstalten im Wolga- und Schwarzmeergebiet Rußlands, in: *Forschungen zur Kultur und Geschichte der*

Rußlanddeutschen 5 (1995), S. 85-104; Das Deutsche Pädagogische Zentraltechnikum in Leningrad, in: Forschungen zur Kultur und Geschichte der Rußlanddeutschen 8 (1998), S. 74-103; (Bearb.) Peter J. Braun. Der Molotschnaer Mennoniten-Schulrat 1869-1919. Zum Gedenktag seines 50jährigen Bestehens. Göttingen 2001; Deutsche Lehrerbildung im Rußland des 18. und 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift für internationale erziehungs- und sozialwissenschaftliche Forschung 14 (1997), H. 1, S. 109-135.

Vertical text or markings along the right edge of the page, possibly a page number or header.